

**Göttingische**  
**gelehrte Anzeigen.**

Unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

**Der dritte Band**  
auf das Jahr 1857.  
Nebst Register.

---

**Göttingen,**  
gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei,  
(W. Fr. Kästner.)

# Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1857

by unknown author

---

Göttingen; 1857

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

**EX  
BIBLIOTHECA  
REGIA ACADEM.  
GEORGIAE  
AUG.**

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

141. 142. Stück.

Den 3. September 1857.

---

L o n d o n

Schluß der Anzeige: »Memoirs of the Court and Cabinet of George III. from original family documents, by the Duke of Buckingham and Chandos.«

Aber grade in diesem Schmutz zu wählen, um dem Leser einige halbwegs präsentable Curiositäten vorzuführen, finden wir am allerwenigsten Beruf. Nur so viel können wir nicht umhin zu bemerken, daß Castlereagh vielleicht in den Augen manches unbefangenen Lesers ebenso wie in unserer Meinung durch diese Briefe sehr wesentlich gewinnen dürfte — wenigstens im Verhältniß zu seinen Collegen und namentlich zu dem gepriesenen Canning. Wir können in der That Lord Grenville nur beistimmen, wenn er sagt: es sei ein unerhörtes und eines Staatsmanns und gentleman völlig unwürdiges Benehmen, dessen sich die Gegner Castlereagh's schuldig gemacht, indem sie Monate lang unter der Hand gegen einen Collegen intriguirten, und seinen Sturz vor-

bereiteten unter dem Vorwand seiner gänzlichen Unfähigkeit, während sie äußerlich die beste collegialische Haltung heuchelten und die wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten und namentlich die auf Kriegsführung und Rüstung in einem so entscheidenden Augenblick bezüglichen Geschäfte ihm überließen, als wenn sie vollkommen einverstanden mit ihm wären. Daß nicht auch Castlereagh seinen Antheil an den zahllosen Sünden und Fehlern der Regierung hatte, wird gewiß Niemand leugnen; aber mit der einzigen Thatsache, daß er Wellingtons Ernennung zum Oberbefehl in Spanien gegen alle Routine-, Patronats- und Factionsbedenken des Königs und seiner Collegen durchgesetzt und ihn nach Kräften so weit an ihm lag unterstützt — das allein wiegt reichlich Alles auf, was sonst vom Uebel. —

Doch wieder auf die wenigstens durch die Hauptpersönlichkeiten relativ weniger anstößige vorhergehende Periode der innern Politik zurückzukommen, so haben wir wenigstens in dieser Beziehung eine erhebliche Berichtigung und Vermehrung unserer historischen Anschauungen insofern erhalten, als uns das eigentliche Verhältniß zwischen Grenville und Pitt deutlicher geworden ist, als durch andre uns bekannte Zeugnisse und Darstellungen. Vielleicht ist es keine zu große Unbescheidenheit, die Möglichkeit anzunehmen, daß auch einer oder der andre Leser dieser Blätter ein Interesse haben könnte unsern Eindruck in dieser Beziehung in wenig Worten kennen zu lernen und danach zu ermessen, ob es ihm der Mühe werth sein könnte, das Nähere in den zahlreichen darauf bezüglichen Briefen nachzusehen. —

Bei Lord Grenville wurden bekanntlich in jener Zeit alle andern politischen Rücksichten über-

wogen durch die Ueberzeugung, daß nur die beharrliche und bis zu den äußersten Anstrengungen aller Kräfte gesteigerte Fortsetzung des Kampfes gegen Frankreich England retten könne. Er hatte nicht den geringsten Glauben an die Möglichkeit eines ehrenvollen oder nur erträglichen und sichern Friedens, so lange nicht die Macht des Gegners in dem Haupte und in den durch continentale Siege gesteigerten Elementen politischer Macht gebrochen. — Insofern also war er ein würdiger treuer Genosse Pitts, dessen Unentbehrlichkeit — ja, dessen ausschließlichen Beruf und Fähigkeit als Lenker einer solchen Politik er, in einer beide gleich sehr ehrenden Weise, vollkommen anerkannte. Wenn dennoch alle Versuche einer Erneuerung der Vereinigung der beiden würdigsten Vertreter britischer Politik und Staatskunst in der obersten Leitung derselben scheiterten, so lag der tiefere Grund (abgesehen von allen mitwirkenden untergeordneten Momenten) darin, daß Pitt eine solche Gemeinschaft gar nicht wünschte. Grenville konnte sich eine nachhaltige und wirksame Durchführung einer solchen Politik nur durch eine Vereinigung der fähigsten ausgezeichnetsten oder populärsten Männer aller Parteien zu diesem Zweck denken, sofern sie nicht durch gallicisirende Schwächen sich selbst ausschlossen. Pitt dagegen hatte objectiv die Ueberzeugung von der unbedingten Nothwendigkeit einer individuellen Einheit der obersten Leitung und hätte ohne Zweifel in allen ähnlichen Lagen und ohne Beziehung auf sich selbst von einem mittelmäßigen Führer mit entsprechenden Dienern bei guter Disciplin mehr Aussichten auf Erfolg gesehen, als bei einer unter mehr oder weniger ebenbürtige und in dem Maasse schwer zu disciplinirende Genossen getheilten Autorität —

»a cabinet of cyphers with one man to govern«, so bezeichnet Lord Grenville einmal Pitt's Begriff von einer dem Bedürfniß der Zeit entsprechenden Regierung. Da Pitt aber Selbstgefühl genug besaß, um sich in ungetheilter Autorität und mit den untergeordneten Werkzeugen seiner Wahl die Fähigkeit zur Lösung der Aufgabe zuzutrauen, so war sein ganzes Verhalten darauf berechnet, sich derselben Combination zu entziehen, die Grenville so eifrig herbeizuführen suchte. Da aber sowohl höhere als niedrigere Gründe, Bedingungen und Rücksichten, wie sie aus dem ganzen Wesen der parlamentarischen Politik hervorgingen, eine offene Erklärung und entsprechendes Vorgehen in diesem Sinne ausschlossen, da auf gewisse Annäherungen ein Entgegenkommen bis auf einen gewissen Punkt gar nicht zu umgehen war, so hatte Pitt's ganze Haltung während dieser Periode, so wie die Umstände, unter denen er endlich ohne Grenville an die Spitze der Regierung trat, etwas mehr oder weniger Zweideutiges, was immerhin auch das unbefangene Urtheil entschuldigen mag, was aber die unbedingten Verehrer des großen Mannes diesen Zeugnissen gegenüber vergeblich leugnen werden. Wenn aber zuzugeben ist, daß Grenville in diesem ganzen Verhältniß in einem viel günstigern Licht erscheint als Pitt, wie er denn überhaupt ohne Zweifel weitaus die edelste Natur in allen jenen Kreisen war — wenn auch seine Auffassung des ganzen Verhältnisses und der Bedingungen zur Lösung der Aufgabe auf den ersten Blick nicht nur durch eine edlere freiere Würdigung des Werthes Anderer, sondern auch durch einen gewissen Schein höherer politischer Weisheit besticht, so mochte doch Pitt eben in seiner exclusivern scheinbar beschränk-

tern und Kleinlichern Auffassung, wenigstens sofern es sich um eine allgemeine und objective Frage handelt, den höheren Beruf des praktischen Staatsmanns bewähren. Allerdings aber ist hier die objective und allgemeine gar nicht von der concreten und subjectiven Frage zu trennen; und so wird es zuletzt doch entscheidend darauf ankommen: wie weit war das Selbstgefühl Pitts in der Ausschließung ebenbürtiger Genossen und der alleinigen Uebernahme der Lösung einer solchen Aufgabe gerechtfertigt? Soll aber, wie billig, diese Frage nach dem Erfolg beantwortet werden, so scheinen auf den ersten Blick die Resultate der Pitt'schen Politik, wie sie bei seinem Tode vorlagen, jenes Selbstvertrauen durchaus nicht zu rechtfertigen. Es ist bekannt genug, daß Pitt selbst in der letzten Zeit seines Lebens und seiner Nachstellung durch die trübsten Eindrücke der Gegenwart und fast hoffnungslose Blicke in die Zukunft tief und schmerzlich bewegt wurde\*). Wer aber daraus folgern wollte, daß Grenville Recht gehabt und daß Pitt wirklich in der Gemeinschaft, die jener beabsichtigte, mehr hätte leisten können, den werden die freiwilligen und unfreiwilligen Geständ-

\*) Doch fehlten auch hellere Augenblicke nicht. So ist es ein entscheidender Beweis, wie hoch Pitt über der Routine des Amtes und über der Beschränktheit der aristokratischen Welt stand, daß die fast prophetische Zuversicht einer Wendung der Dinge durch Volkskriege und zwar in Spanien noch durch das Dunkel seiner letzten Tage brach — wie das aus unzweifelhaften Ohrenzeugnissen bei Lorenzo (*Historia del levantamiento y guerra etc. T. I. cap. 8. apendice 10*) hervorgeht. Noch merkwürdiger, daß Napoleon nächst Pitt vielleicht der einzige Staatsmann war, der von vorne herein die Gefahr und Schwierigkeiten eines Volkskriegs in Spanien erkannte, obgleich er ihn nicht vermeiden konnte und wollte.



nisse, welche wir fast auf jeder Seite der Grenville'schen Correspondenz finden, bald überzeugen, daß dieselben Ursachen, welche Pitt's Riesenkräfte in der Handhabung einer, so weit die Verhältnisse es irgend erlaubten, einheitlich individuellen Machtstellung dennoch bis zur hoffnungslosen Unwirksamkeit lähmten und zersplitterten, bei einer solchen combinirten Autorität noch sehr viel verderblicher hätten wirken müssen. Man braucht in der That nur die Zerrissenheit, die Unverträglichkeit der Elemente, der politischen Personen und Kreise, die in diesen Briefen in einer Gemeinschaft der Opposition erscheinen, auf eine Gemeinschaft des Regiments zu übertragen, um sich einen Begriff von den Früchten zu machen, die ein solches Coalitionsministerium aller Talente in einer solchen Krise getragen haben würde. Zu allem Ueberfluß aber hat auch das Ministerium Grenville selbst und noch mehr dann dessen Nachfolger den schlagenden Beweis geführt, wie richtig seine Ansicht war. Wer aber etwa meint, Pitt würde im Stande gewesen sein, auch unter relativ ebenbürtigen und gleich berechtigten Mitarbeitern die Einheit der Leitung durch sein persönliches Uebergewicht zu behaupten, der fällt nicht nur in eine *contradictio in adjecto*, sondern ignorirt auch alle concreten Wirklichkeiten der Personen und Verhältnisse. Es würde eine solche Combination mit einem Worte nur die Lähmung, welche ohnehin durch Reibungen aller Art in der Peripherie fast unüberwindlich war, auch im Centrum (wo sie auch so nicht fehlten!) ins Unendliche vermehrt haben.

Ganz abgesehen z. B. von der auf der Hand liegenden Unmöglichkeit einer irgend lange durchzuführenden Gemeinschaft des Regiments zwischen

Pitt und Fox mit einer wirklichen freien Unterordnung des einen unter den andern, so würden eben beide und jede andere Combination in der Ausführung auch der einstimmig mit der größten Weisheit gefaßten und vom Centrum des Regiments aus mit der größten Energie betriebenen politischen und militairischen Conceptionen schon in den nächsten Stadien und so durch alle Kreise der Peripherie gelähmt und verwirrt, zersplittert, verkümmert und entstellt worden sein. Frägt man aber: worin lag denn dieser verhängnißvolle Bann, der die Anstrengungen auch wirklich bedeutender und zum Theil edler Männer, an denen es wahrlich weder vor noch nach Pitt in dem parlamentarischen England fehlte, in so kläglicher Weise vereitelte? so ist die Antwort auf jeder Seite des vorliegenden Werks um so deutlicher zu lesen, je mehr das Geständniß ein unbewußtes und mittelbares ist: eben jenes parlamentarische Leben selbst, das Wesen und die Bedingungen eines jeden aus demselben hervorgehenden, durch dasselbe gebundenen und bedingten Regiments, trug damals dieselben Früchte, die es zu allen Zeiten und auch in unsern Tagen soweit getragen, als anderweitige Umstände und Verhältnisse irgend Raum gaben. Die Unterscheidungspunkte zwischen dem Feldzug in der Krim und der Walchern Expedition liegen auf der Hand; aber sie sind durch Momente bedingt, die ganz unabhängig von dem parlamentarischen England sind, während die in die Augen springenden kläglichsten und empörendsten Analogien wesentlich aus jenem gepriesenen Parlamentarismus hervorgingen. Das Beispiel von Walchern fällt zwar nicht unter Pitt's Verantwortlichkeit; aber es ist durchaus kein Grund vorhanden, zu glauben, daß der Ausgang zwei

oder drei Jahre früher ein weniger kläglicher gewesen — wenn die Unternehmung überhaupt beschlossen worden wäre. Man kann sagen: Pitt würde eine eben solche Unternehmung nicht beschlossen haben; obgleich der Plan einer kräftigen, Deutschland befreienden und Frankreich bedrohenden Diverſion während des öſtreichischen Krieges an ſich ſehr viel für ſich hatte und eben nur in der Ausführung zur unſeligſten Caricatur wurde. Aber abgesehen davon: blickte Pitt nicht am Ende ſeiner Bahn auf einen Zuſtand der politiſchen und militairiſchen Verhältniſſe des Feſtlandes, der nur in unendlich ausgehntern Verhältniſſen im Weſentlichen nicht viel weniger troſtlos war als Walchern? Wenn er es aber überhaupt auf ein Walchern nicht ankommen ließ, d. h. die Idee einer an ſich ſo glücklichen und großartigen, aber allerdings auch ebenſo gewagten Unternehmung nicht haſte, ſo war der Grund ohne Zweifel eben der, daß er die Unmöglichkeit des Gelingens mit den ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln und beſonders perſönlichen Werkzeugen der Ausführung und unter den gegebenen Verhältniſſen zu gut zu würdigen wußte. So rechtfertigt ſich denn auch Pitts System der Kriegsführung auf dem Continent durch fremde Coalitionshere ohne unmittelbare Beitheiligung engliſcher Feldherrn und Kriegshere vollkommen. Der York'sche Feldzug in den Niederlanden hatte ohne Zweifel in dieſem Punkt jede Illuſion bei ihm zerſtört und Wellington war noch nicht zu haben. Ueberhaupt aber darf man nicht vergeſſen, daß die unabweiſlichen Hinderniſſe in der Ausführung ihre Wirkung mehr oder weniger auch auf die Conception politiſcher und militairiſcher Operationen ausüben mußte.

Die Selbstsucht politischer Factionen und wahlverwandter aristokratischer Sippschaften, welche in dem falschen Spiel der parlamentarischen Majoritätsentscheidungen mittelbar oder unmittelbar sich entweder als Beistand oder als Widerstand geltend zu machen wußte und wodurch in den kleinsten, wie (von Stufe zu Stufe, von Kreis zu Kreis) in den größten Dingen in allen Theilen des Staatswesens zu Rath und That nicht das gemeine Beste, sondern das Interesse Einzelner — nicht die wirkliche Tüchtigkeit, sondern die Verbindungen mit dieser oder jener politischen Faction, diesem oder jenem aristokratischen Kreise entschied — darin lag der Bann und Fluch, den weder Pitt, noch Grenville, noch irgend ein anderer auch der bedeutendsten britischen Staatsmänner weder in einheitlich persönlicher Machtstellung noch in gemeinsamer Leitung zu brechen vermochte. Hier drängt sich ohne Zweifel die Frage auf: wie vertrug denn und verträgt sich diese Wuchervegetation der Selbstsucht, welche den Lauf und alle Bewegung des gewaltigen Fahrzeugs hinderte und verkehrte, mit dem gepriesenen Patriotismus des Volks und seiner Edeln? Diesen Patriotismus durchaus zu leugnen, ist nicht unsere Meinung; aber jene Frage zu beantworten ist nicht unsere Aufgabe. Wir können sie mit vollem Rechte denen zuschieben, die nicht müde werden eben das parlamentarische Regiment, die Abhängigkeit der Entscheidungen des Regiments von der Zustimmung parlamentarischer Majoritäten als die sicherste und einzige Bürgschaft eines würdigen, gesunden und kräftigen politischen Lebens darzustellen. Ob dabei das Uebergewicht aristokratischer oder plutokratischer, oder bureaukratischer, oder der mittlern oder untern Schichten

demokratischer Elemente vorausgesetzt und erstrebt wird, das gilt im Wesentlichen und Allgemeinen ganz gleich. Daß aber die erste und heut zu Tage mit besonderer Vorliebe unter den plausibelsten Lösungen hervortretende Voraussetzung von der Geschichte unbedingt gerichtet ist — das muß eben England und müssen schon allein die hier vorliegenden Zeugnisse der edelsten Vertreter des parlamentarisch aristokratischen Englands in der bedeutendsten Krise der neuern Geschichte jedem irgend unbefangenen und urtheilfähigen Beobachter über allen Zweifel erweisen. Wie hoch dagegen dann der Werth der parlamentarischen Rhetorik anzuschlagen, lassen wir um so mehr dahingestellt, da es uns wahrscheinlich zu sehr an dem Organ der Bewunderung nach dieser Seite fehlt. Des widrigsten, empörendsten, betrübendsten Eindruckes bei dem Bilde, was sich uns hier darstellt, wird sich kein gesunder Geist und Sinn erwehren können; wer aber möchte behaupten, daß jenes Geschlecht sittlich und geistig so viel niedriger gestanden als die Epigonen? — Wer möchte z. B. behaupten, daß ein treues Bild des Treibens auf derselben Bühne während der letzten zwei oder drei Jahre erfreulicher und würdiger ausfallen würde? Wie kann von einer würdigen politischen Haltung die Rede sein, wenn (damals wie jetzt) das eigentliche Ziel und die wirklich in Frage stehende praktische Aufgabe britischer Staatsmänner jenes: »to get through the session« ist, was z. B. auch unter aller Schmach, Gefahr und Leiden von Walchern der erste und letzte Gedanke der damaligen Minister war! — Zu welchen Mitteln aber Männer, deren jeder Einzelne nicht schlimmer und nicht unfähiger war als der Durchschnitt der Staatsmän-

ner unserer oder irgend einer andern Zeit, sich erniedrigten »to get through the session«, davon gibt das Verfahren der Minister und aller Factionen bei den bekannten „Enthüllungen“ hinsichtlich des Herzogs von York ein schlagendes Beispiel. Jedenfalls ist dieser secundäre Scandal viel schlimmer als die Sache selbst, so arg sie auch sogar in dem parlamentarischen England war. In dieser Beziehung genügt es anzuführen, daß nicht etwa nur beiläufig in Grenville'schen Briefen der Verdacht ausgesprochen wird: die York'sche Sache sei von den Ministern als eine Tonne dem Wallfisch hingeworfen worden (a tub for the whale), sondern Earl Temple, wie er unter dem 26. Febr. 1809 an seinen Vater, den Marquis of Buckingham, ausführlich berichten konnte, in einer langen Unterredung mit dem Prinzen von Wales unter andern wörtlich behaupten: *The real conspirators are the ministers, who looking only to their own places had, to secure momentary popularity, thrown the ball loose, and could not catch it again, and had put up the son of their king into a pillory for every body to pell and insult.* — Zeigt sich in derselben Unterredung der künftige König von England vollkommen bereit, seinen Bruder preiszugeben, und nur darauf bedacht, zu verhindern, daß sich nicht etwa die einmal losgelassene Gefahr der „Enthüllungen“ auch auf sein Leben und seine Verhältnisse werfen möchte — sehen wir, wie bald darauf der entsetzlichste Rückfall der Geisteskrankheit des alten Königs unter den Söhnen nur den Ausbruch des widrigsten Bruderhasses veranlaßt, der dann — wie früher die Auflehnungen der Söhne gegen den Vater, dann die Zerrüttung der prinzlichen Ehe wie Al-

les und Jedes, das Größte wie das Kleinste, das Ruhmvollste und Erfreulichste, wie das Schmachlichste und Entsetzlichste im öffentlichen wie im Privatleben, wie zumal der wechselnde, aber immer hochtragische Zustand des ehrwürdigen Königs von den politischen und aristokratischen Factionen und Coterien und der freien Presse ausgebeutet wird — dann hat man wenigstens einige Hauptzüge zu dem Bilde des parlamentarischen Englands jener Zeit, wie es sich auch in diesen Briefen darstellt. Wir könnten die Beispiele leicht zum Ueberdruß häufen, ohne aus dem Kreis der Grenville=Correspondenz herauzutreten; wir begnügen uns indessen als ganz besonders charakteristischen Beweis der durch jenes ganze Treiben bedingten Unfähigkeit in allen Zweigen des Staatsdienstes ein Zeugniß hervorzuheben, welches Th. Grenville, der damals an der Spitze des britischen Seewesens stand, über diesen unstreitig kräftigsten, gesundesten und volksthümlichsten Zweig der britischen Macht gibt, wenn er (unter dem 25. Nov. 1806) verzweiflungsvoll ausruft: »how can I weed the list of Admirals? — It is a list of incurables! — Das verträgt sich gar wohl mit zahlreichen einzelnen Heldenthaten; aber man mag dort nachsehen, wie diese allgemeine Unfähigkeit in allen höheren, einträglichern und ehrenvollern Stellen, die Grenvilles zwang, den weitaussehenden großartigen Plan eines Doppelangriffs auf Mexiko von Europa und von Indien aus aufzugeben\*). Hätten sie ihn dennoch

\*) Von einem jener Admirale, der verschollen war, heißt es einmal: N. has not been heard of; I suppose he is gone a Island-hunting somewhere or other. Eine witzige Dame erwiederte dem König selbst, als er seine Freude über eine jener zahlreichen, aber gar nichts ent-

auszuführen versucht »in order to get through the session«, so wäre der Erfolg wahrscheinlich derselbe gewesen, wie jener der Expedition gegen Buenos-Ayres, des Feldzugs des Herzogs von York in Holland, des Moore'schen in Spanien, der Landung in Walchern und mit einem Worte aller britischen Operationen im Landkriege bis zum Auftreten des Mannes in Spanien, von dem dann im alleremphatischsten Sinne jenes: »restituit rem« gilt. — Mit welchen Hindernissen und in welchem Grade aber auch der eiserne Herzog mit jener parlamentarischen Wuchervegetation des parlamentarischen Regiments zu kämpfen hatte, darüber geben die Wellington despatches satzfames Zeugniß! — Auch in der Grenville-Correspondenz heißt es einmal »those people at home« machen ihm weit mehr Noth, Sorge und Verdruß als sämtliche französischen Generale. Um so imposanter, erhebender und wohlthuender ist denn allerdings der Gegensatz zwischen dem Mann im Felde und den Leuten daheim; und man muß dem Herausgeber wahrhaft dankbar sein, daß er noch am Schluß der Correspondenz einige so durchaus des Mannes und seiner damaligen welthistorisch entscheidenden Stellung bei Torres Vedras würdige Briefe gibt\*).

scheidenden Eroberungen in Westindien mit großer Anerkennung für Pitt aussprach: „yes he is a wonderful man, and your majesty is likely soon to have all the islands of the world — except perhaps this little England.“

\*) Beiläufig gesagt findet sich in einem Brief vom 7. Dec. 1810 ein Zeugniß Wellingtons für die Bedeutung des Volkskriegs in Spanien, was viel schwerer in's Gewicht fällt als alle jene entweder durch nationalen Hochmuth oder durch die Beschränktheit der militairischen Routine eingegebenen wegwerfenden Urtheile über diese Seite des spanischen Kriegs.



Wellington und früher Nelson — das sind die einzigen ungetrübt leuchtenden Gestirne dieses Himmels! Rechnen wir dazu die unverwüßliche Kraft und Zähigkeit, die »bull dog nature« des angelsächsischen Bluts und die auch bei der heillosen Vergeudung an Blut und Geld unerschöpflichen Hülfsmittel der britischen Inseln und ihre natürliche Befestigung, welche eine gelungene Invasion in der That ausschließt, — verkennen wir auch die entscheidende Bedeutung des spanischen Volkskampfes nicht, — erkennen wir vor Allem und über Allem die Fügungen und Führungen der göttlichen Weisheit, Allmacht und Gerechtigkeit in dem russischen Kriege, welche dann dem deutschen Geist Lust machte, so brauchen wir nicht lang zu fragen: wie es möglich war, daß trotz aller dieser bodenlosen Unfähigkeit und Nichtsnutzigkeit des parlamentarischen Regiments England seinem hohen und damals wahrhaft conservativen Beruf zu genügen vermochte. Dieser objective Beruf ist aber gar wohl zu unterscheiden von der subjectiven Politik Englands, welche damals wie immer eine ebenso selbstsüchtige und gewissenlose war, wie die des Gegners. Um welchen Preis dieser Riesenkampf unter diesen Umständen und solcher Leitung geführt wurde, das würde übrigens nur dann deutlich hervortreten, wenn man nicht bloß die Kriegskosten an Blut und Gold mittelbar oder unmittelbar, sondern die Früchte des englischen Parlamentarismus auch in den übrigen Organen und Kreisen des öffentlichen Lebens erwägt. Zumal ist die Wirkung hier entscheidend, die er auf die Art hatte wie die aristokratischen Elemente — mit Einschluß der Corporationen und vor Allem der Kirche — ihren politischen, socialen und sittlichen Beruf ver-

säumten und mißbrauchten. Der heillose Zustand aller dieser Institutionen und der damit zusammenhängenden Verhältnisse und höheren Interessen in dem ersten Menschenalter nach dem Frieden und die seitdem eingetretene Reaction in ihren bedenklichen Strömungen führt den thatsächlichen Beweis dessen was hier anzudeuten genügt.

Wir müssen schließen und uns namentlich aller Citate zum Belege dieses Ergebnisses, den die Grenville Correspondenz für uns gebracht, um so mehr enthalten, je schwerer die Auswahl unter so vielen schlagenden, aber nicht oft in einzelnen ausdrücklichen Urtheilen gefaßten Stellen sein würde.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Brieffsteller selbst zu sehr in dies ganze Treiben und Wesen ver wachsen sind, als daß sie es so deutlich und objectiv sich gegenüber sehen könnten, wie dasselbe nöthig wäre, um ein wirklich historisches Urtheil darüber zu gewinnen. Dazu kommt aber ein — nur scheinbar damit im Widerspruch stehendes — Moment. Die Grenvilles und namentlich das politische Haupt der Familie Lord Grenville, zeigen sich auch in ihren intimsten Aeußerungen durchaus als so edle und würdige Persönlichkeiten, wie sie unter den gegebenen Verhältnissen vielleicht irgend möglich waren. So ist es denn begreiflich, daß die am niedrigsten streichenden Miasmen dieser Atmosphäre ihnen unmittelbar wenig oder gar nicht bemerklich wurden und sie dieselben zwar in ihren Wirkungen, aber nicht als Ursachen erkannten. Wie aber dennoch Lord Grenville unter diesem ganzen Treiben litt, das beweist, abgesehen von so manchen beiläufigen Aeußerungen, namentlich der wahrhaft tragische Erguß an seinen Bruder (den Herzog von Buckingham), gegen den er sich (unter dem 9ten März

1806) wegen angeblicher Vernachlässigungen rechtfertigt, die dieser (kleinlich genug) als ministeriellen Amtshochmuth gedeutet hatte. — Bei einer so tiefen sittlichen Entmuthigung und Entrüstung, einem so schmerzlichen Ekel, einer solchen Ermattung an den Zumuthungen und Bedingungen, die sich ihm von allen Seiten aus den Verhältnissen des parlamentarischen Lebens aufdrängten, löst sich dann das Räthsel seines zweiten Rücktritts (wieder bei Gelegenheit und unter dem Vorwande der kathol. Frage) vollkommen, welches Sheridan in dem bekannten Witzwort aussprach: „es gibt Leute, die mit dem Kopf gegen die Wand rennen, die sie im Wege finden, aber Lord Grenville baut sich eine Wand, um mit dem Kopf dagegen zu rennen.“ — B. A. S.

### F r e i s i n g

Druck von Franz Datterer in Freising 1857. Jahres-Bericht über das königliche Lyceum, Gymnasium und die lateinische Schule zu Freising im Studienjahre 1856—57. Mit einem Programme. Bekannt gemacht am Tage des feierlichen Jahres-Schlusses des königlichen Gymnasiums und der lateinischen Schule. 51. 23 S. in Quart.

Das Programm, um dessentwillen wir diesen Jahresbericht anzeigen, ist die Erstlingsarbeit des Hrn Joseph Rupp (Priester und Lehrer an diesem Institut) wenigstens auf dem Gebiet des Sanskrit. Es ist eine Uebersetzung des ersten Coursus der Sanskrit-Chrestomathie des Unterzeichneten, der Episode von der Amba (aus dem Mahabharata) und der Raub der Sitä (aus dem Ramajana).

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

143. Stück.

Den 5. September 1857.

---

F r e i s i n g

Schluß der Anzeige: „Jahres-Bericht über das Königliche Lyceum, Gymnasium und die lateinische Schule zu Freising im Studienjahre 1856—57.“

Der Hr Uebersetzer betrachtete als Hauptzweck bei seiner Arbeit, daß sie denen, die das Original lesen wollen, als Hülfsmittel dienen sollte; er hat deshalb auch eine Menge analytische Bemerkungen in Klammern hinzugefügt; allein wir müssen zu ihrem Lobe sagen, daß sie nicht bloß diesem beabsichtigten Zweck auß beste zu dienen geeignet ist, sondern weit über ihn hinausreicht. Sie ist mit einer ungewöhnlichen Gründlichkeit, Genauigkeit und Sorgfalt gearbeitet, schmiegte sich dem Original mit einer für Anfänger wahrhaft belehrenden Treue an, ohne den Genius der deutschen Sprache zu verletzen. Wir können Herrn Rupp ein freudiges Willkommen auf dem Gebiete des Sanskrit zurufen und dürfen nach solchem Anfang die beste Hoffnung auf seine Theilnahme an unsren Arbeiten setzen.

Da mir durch diese Anzeige Gelegenheit gegeben wird, in diesen Blättern auf meine Chrestomathie zurückzukommen, so erlaube ich mir sie zu benutzen, einige Druckfehler und Andres in derselben zu verbessern, welches mir im Laufe meiner Vorlesungen auffiel. Insbesondere denen, welche sich ihrer, wie Hr Rupp von sich andeutet, ohne Hülfe eines Lehrers, zur Erlernung des Sanskrit bedienen, hoffe ich damit einen kleinen Dienst zu leisten. S. 8 Vs 22, womit ich anfangs, fällt unter die angedeuteten Kategorien zwar nicht; allein es ist ein Satz, der leicht mißverstanden werden kann und auch von Hn Rupp mißverstanden ist; ich will ihn daher hier übersetzen „von dir verlassen werde ich gehen, wohin ich komme (wörtlich: wohin dahin), o Herr der Waicja's; da sollen, so wahr ich schwöre (wörtlich: wie ein fester Schwur) die Guten meine Zuflucht sein.“ D. h. sie will als wandernde Bettelnonne von Almosen leben. — S. 11, 10 ist wohl unbedenklich in तस्मान्मैत्रं zu ändern. — S. 12, 25 ist ebenfalls nur eine Uebersetzung zu geben; auch hier hat Hr Rupp, wie mir scheint, das Richtige nicht getroffen; es heißt wörtlich „deine Absicht ist erfüllt, daß du dich so abhärmst“, d. h. die Absicht dich abzuhärmen ist erfüllt und bedeutet „höre auf dich abzuhärmen“; man findet ähnliche Wendungen in Böhtlingk's-Roth Sanskrit Wörterbuch unter pari-âp und vergleiche den ganz analogen Gebrauch von alam „genug“. — S. 14, 21 ist wohl unbedenklich statt तंतु zu schreiben तन्तु, welches leicht mit तन्तु zu verwechseln war. — S. 14, 25 corrigire man पार्थिवर्षम. — 23, 33 trenne man एवं गते. — 24, 40 erlaube ich mir ebenfalls zu übersetzen, da auch hier Hr Rupp nicht das Rich-

tige getroffen hat; es heißt wörtlich: „damals war Bhishma (d. i. ich) nicht geboren, noch auch ein Kshatriya von meiner Art; später sind die Strahlen geboren; von dir ist geflammt unter Gräsern“; d. h. damals gab es noch keine berühmte Helden; diejenigen, unter denen du gewüthet hast, waren wie Grasshalme im Verhältniß zu einer Flamme. — ८. 27, 10 corrigire man भार्गवः — ८. 28, 20 षष्ट्या — ८. 33, 33 ०दीप्ताश्चित्रभानुना. ८. 41, 6 नारदस्तत्रया. — ८. 43, 24 ०धर्मव्यपेक्षया. — ८. 48, 5 corrigire man गाङ्गेयं. — ८. 51, 5 प्रच्छादिता. — ८. 98, 22 कृत्वा. — 99, 7 verbinde man सभस्म<sup>०</sup> in ein Wort. — ८. 100, 5 corrigire man नदी; so ist mit der Berliner Handschrift zu lesen; andre nach den von mir verglichenen Handschriften in den Mittheilungen aus dem Panschatantra eintretende Veränderungen sehe man in den Anmerkungen zu meiner bald erscheinenden Uebersetzung des Panschatantra; hier erwähne ich nur die, welche für das Verständniß oder Metrum unumgänglich nöthig sind und sich ohne Weiteres als richtig ergeben. — ८. 101, 15 corrigire man दुःसंचारासु, lese aber nicht नगरीषु wie in dem Druckfehler-Verzeichniß vorgeschlagen. — ८. 101, 23 corr. गतास्तरपां. — ८. 102, 23 verbinde man मामैवं. — ८. 103, 4 lasse man gegen das Druckfehlerverzeichniß बन्धकीरहसि ungetrennt. — ८. 103, 7 corrig. man नावित्याह. — 106, 13 सभ्यानूचुः. — 109, 11 तया (statt मया). — 109, 15 verbessere man बाहुयुगलं च वायु<sup>०</sup>. — 110, 11 त्रगाम. — 111, 7 वदन्त्यां. — 112, 8 वासुदेव<sup>०</sup>. — 113, 11 ०नातीतानामत<sup>०</sup> und streiche im Glossar den Artikel अगत. — 113,

18 verbessere man दारुमये. — 114, 8 ब्रह्माप्य<sup>0</sup>. — 114, 13 अयासो वीर्य<sup>0</sup>. — 115, 12 lese man चीयते (statt वीयते). — 116, 4 <sup>0</sup>लेलिहृद्दयचिन्तयत्. — 117, 6 würde auf jeden Fall क्रामति zu bessern sein; doch verweise ich auf die Anmerkungen zu meiner Uebersetzung. — Auch in Bezug auf 119, Str. 291 verweise ich eben dahin und bemerke für jetzt nur, daß ग्रहस्तु zu ändern. — 119, 11 bessere man कुर्वन्ति कथयन्ति च. — 119, 23 प्रतीहारत्वम्. — 122, 3 नान्नप्रदानं. — 126, 11 ist zu lesen अयितव्यं च वा दुर्गं नान्यथैषां गतिर्भवेत् vgl. zu meiner Uebers. — 127, 8 ist wohl mit den Hamburger Handschriften आलोड्य statt आलोक्य zu lesen, vom Verbum लुड् mit Präfix आ „in Bewegung setzen“, im Causale. — 128, 8 verb. कं (statt किं), dieser Fehler ist in den mir bisher bekannten Handschriften des Pantshatantra häufig. — 128, 21 lese man भद्र. — 129, 34 गुञ्जाफला<sup>0</sup>. — 133, 15 ist प्रतिलम्ब्य zu ändern. — 146, 5 corrigire <sup>0</sup>र्नितम्बवि<sup>0</sup>. — Ö. 157 Bz 33, b corrig. <sup>0</sup>गुणज्ञः. — Ö. 163 Bz 66 ist wohl zu schreiben परार्थ उच्य<sup>0</sup> „die sich für einen andern (परार्थे) Mühe geben, wenn es ihnen keinen Abbruch thut.“ — Ö. 164, 71, a ist statt काये zu schreiben कार्ये, so laß auch Galanos; vgl. auch Mahābhārata XII (T. III, p. 528) Bz 5616. — Ö. 189, 1 ist wohl पुनरशिक्षयं zu ändern. — 190, 8 अनु षास्यती<sup>0</sup>. — Ö. 190, 24 f. Ö. गृ. — Ö. 192, 15 corrig. कल्पेन. — Ö. 223, 38 corrig. वर्णाः. — 289, 9, a शुन्ध्युवः. — 290, 10, c विप्रवर्ते<sup>0</sup>. — 298, 23, c पुरुषन्ति<sup>0</sup>. —

## Philadelphia

1845. Medical Topography of Brazil and Uruguay. By G. Horner. In Octav.

Da uns über das Klima von Uruguay und seiner Hauptstadt Montevideo (auf dem 34sten Grade der südlichen Breite) jede nähere Kenntniß noch fehlt, hat oben genanntes Buch für uns einen besonderen Werth, und es gibt uns hinreichend Thatsachen, um die ausgezeichnete Salubrität der ganzen gemäßigten Zone der Süd-Hemisphäre in einem Beispiele zu belegen.

Der Verf., ein Schiffsarzt auf der Flotte der Vereinten Staaten von Nord-Amerika, hat etwa 15 Monate lang abwechselnd in den Häfen von Rio de Janeiro und von Montevideo, mit acht Kriegsschiffen und einer Besatzung von 2580 Mann, Standort gehabt. Auf seinem eignen Schiffe betrug die Mannschaft 850; bei der Abfahrt von Baltimore, im August 1841 (dieser Monat hat hier mittlere Temperatur 18° R.) befanden sich an Bord 15 Kranke an „Fieber“, von denen einige einen entschiedenen „typhoiden“ Charakter hatten, wie er oft in überfüllten Schiffen vorkommt. Je weiter das Schiff in seiner Fahrt nach Süden kam, um so gesunder wurde die Mannschaft, indem ein Fall nach dem anderen geheilt entlassen wurde. Ob hier Typhus vorhanden gewesen und später aufgehört hat in Folge der höheren Temperatur der Tropen-Zone, mag unentschieden bleiben, ist aber nicht unwahrscheinlich. Uebrigens betrug während der ganzen Zeit unter jenen 2580 Mann die Zahl der Gestorbenen nur 29, und wenn man davon 6 wegen violenter Todesursache abzieht, nur 23 (also 9 p. M., wieder ein Zeugniß, daß die Lebensdauer



bei den Seefahrern weniger gefährdet ist, als bei den Land-Bewohnern, was im Mittel auch erwiesen ist); an Phthisis und Hämoptysis 10, an Pneumonia und Bronchitis 3, Dysenterie 1, Hepatitis 1, an „Fieber“ 2, Apoplexia 2, Encephalitis 2. Die Zahl der Erkrankten war im Ganzen 2513, darunter an Digestions-Leiden 421, an Pulmonal-Entzündungen 70, Ophthalmien 64 *ic.*

Das Land Uruguay ist niedrig, mit wellenförmiger Oberfläche, reichlich von Flüssen durchzogen; die Vegetation ist nicht so üppig wie in regenreicheren Ländern, aber bei gehöriger Cultur gedeihen fast alle Pflanzen der subtropischen Zone. Zahlreich sind Pferde, Rinder und Schaafe. Die Land-Bewohner, die *gauchos* (d. h. unerzogen (?)) bestehen aus der niedrigsten Klasse spanischer Abkömmlinge, aus Mestizen und aus civilisirten Indianern. Es ist zu beachten, daß sie fast allein von Fleisch leben. Sie sind von mittlerer Statur, athletisch, weder fett noch mager, olivenfarbig oder braun, die Indianer darunter zeigen ihre Kupfer-Farbe; es sind wilde Reiter, *colas* und *lazos* zu gebrauchen geübt. Neger gibt es hier wenige (aber diese sollen hier sehr gut gedeihen, wenigstens in dem sehr ähnlichen Klima von Buenos-Ayres).

Montevideo (34° S. B.) liegt auf einer Halbinsel, deren Boden Granit und Thon bilden. (Ihre Temperatur-Verhältnisse sind, nach Dove's Tafeln, S. 46, diese: mittl. Temp. des Jahrs 15°.45 N., des kühlfsten Monats, Juni 10°.66, des wärmsten, Januar 21°.34, also ist die Differenz der extremen Monate 10°.68. Vergleichen wir damit eine entsprechende Stadt an der Ostküste Amerika's auf der Nord-Hemisphäre, z. B. Camden (34° N. B.), so finden wir hier die

mittl. Temp. des Jahrs nur  $12^{\circ}.33$ , des kältesten Monats, Jan.  $5^{\circ}.71$ , des wärmsten, Juli  $22^{\circ}.69$ , also Differenz der extremen Monate  $16^{\circ}.98$ ; demnach tritt das Excessive des größeren nordamerikanischen Continents deutlich hervor, im Gegensatz zu dem limitirten, mehr oceanischen, an der Küste des schmalen Süd-Endes von Amerika). Das Klima von Uruguay, sagt der Verf., ist in den nördlichen Theilen wärmer als in den südlichen, in den östlichen feuchter, als in den westlichen; aber im Ganzen ist es gemäßigt, weder von excessiver Hitze noch Kälte, das Maxim. stieg einmal auf  $23^{\circ}$  R. Die See- Winde unterhalten Kühlung, und die Trockenheit der Luft macht die Hitze erträglicher. Die vorherrschenden Winde sind die süd-östlichen, dann die nord-östlichen, ihnen folgen in der Häufigkeit die nordwestlichen, dann die südwestlichen. Der Ostwind ist der feuchteste, die westlichen Winde sind die trockensten, die N. und N. W. Winde die heißesten und trockensten, die kältesten sind die S. D. und S. Winde. Der S. D. kann sogar Schnee veranlassen, doch kommt dies sehr selten vor, z. B. am 27. August 1842. Die N. und N. W. Winde sind so trocken, daß todte Thiere im Freien dabei bald eintrocknen; manchmal kommt große Dürre, Wasserstoth und Viehsterben. (Das Klima gehört im Allgemeinen zu den dampfarmen und regenarmen, die Atmosphäre hat meist eine niedrige Saturation und die Evaporationskraft ist daher bedeutend in einem solchen „durstigen“ Klima; dieser Zustand ist im Ganzen für die Salubrität günstig). Der bekannteste Wind ist der kalte und trockne S. W, pampero, in Montevideo für die Schiffe schädlicher als in Buenos-Ayres, weil er dort von der Landseite weht, hier

aber gegen das Ufer des breiten La Plata=Stromes. Die Stadt hat etwa 45000 Ew., darunter sehr viele Fremde aus Europa. Es fehlt ihr an Trinkwasser, Cisternen mit Regenwasser helfen aus.

Uruguay ist ohne Ausnahme ein Land von großer Salubrität; es ist ausgezeichnet frei von Fiebern und anderen Malaria=Leiden, biliose, remittirende und intermittirende Fieber sind kaum bekannt und sie sollen in Montevideo gar nicht vorkommen (die geographische Grenze der Malaria, gültig für die ganze Zone, findet sich, wenn man alle Angaben zusammensetzt, wirklich schon etwas nördlicher, mit der Isotherme von  $16^{\circ}$  R.). Zuweilen herrscht in Montevideo eine Art Typhus=Fieber, genannt Cerebral=Fieber, z. B. im Jahre 1838; auf den Schiffen kamen Fälle von Encephalitis mit typhoiden Symptomen vor, jedoch hat der Verf. weit mehr Fälle davon in Nord=Amerika gesehen. (Nach Refer. Meinung ist der Typhus auf der ganzen gemäßigten Zone der Süd=Halbte nicht endemisch vorhanden, obgleich die Temperatur ihm nicht entgegensteht; die Hitze der Tropenzone findet seine Importation von Europa, jedoch ist diese mehrmals erfolgt an der Ostküste von Süd=Amerika, aber bis jetzt scheint sich dies Contagium hier doch noch nicht endemisirt zu haben. Außerdem ist auf ein eigenthümliches, aber noch problematisches contagiöses Fieber, der gemäßigten Zone der Süd=Hemisphere allein angehörend, aufmerksam zu machen). Die großen Schlacht=Stätten und Einsalzereien (saladeros) schicken manchmal mit dem nordwestlichen Winde üble saule Gerüche hinüber (aber man hört nicht von nachtheiliger Wirkung derselben, wie überhaupt die morbificirende Eigenschaft der Düste faulender Lei-

chen noch nicht bestimmt erwiesen ist und sehr wahrscheinlich weniger schädlich ist, als diejenige der Ausdünstung lebender Menschen, wenn diese angehäuft in engem Raume sich gegenseitig bedrängen). Ab und an kommen die exanthematischen Fieber vor, Blattern, Scharlach, Pertussis. (Es gibt noch manche Länder und Orte auf der süd-hemisphärischen gemäßigten Zone, wo diese Contagien noch nicht hingebracht sind, oder wenigstens noch nicht endemisirt sind; dies gilt weniger von den Blattern, als vom Scharlach u. a., z. B. in Chile, auf Neu-Seeland, Bandiemen's-Land). Dysenterie ist wohl bekannt. Im Winter machen sich bemerklich Phthisis, Pneumonie, Catarrh; auch auf den Schiffen schienen Pulmonal-Affectionen leicht entstehen zu können. Bei dem ersten Aufenthalte des Schiffes im La Plata-Flusse zeigte sich eine Tendenz zu Gangränescenz bei den kleinsten Wunden, später nicht wieder (möglicherweise ist es Hospital-Gangrän gewesen). Eigenthümlich ist in Uruguay die Häufigkeit der Hämorrhoiden, in Folge des vielen Reitens (obgleich sie auch in Brasilien sehr häufig sind), auch der Aneurysmen und der Hypertrophia des Herzens. Ein besonderer Kopfschmerz mit psychischer Aufregung kommt zuweilen in Buenos-Ayres mit dem Nordwinde (dies wird auch von Anderen berichtet, aber auch aus einigen anderen Ländern, z. B. in Ostindien, in Italien u. a.), so daß der Dictator Rosas bei solchem Winde kein Gefecht mit den Indiern der Pampas zu unternehmen pflegte, weil diese dann unbändiger sich erwiesen. (Wir tragen noch nach, daß das gelbe Fieber in diesem Jahre, 1857, im April (hat mittl. Temp. 17°.78 R.), in Montevideo erschienen ist, zum erstenmale, ohne Zweifel in einem Schiffe importirt,

aber auch, wie vorauszusagen war, im Mai schon wieder erloschen ist, da dieser Monat nur 11<sup>o</sup>.55 mittl. Temperatur hat). M—y.

### G o t h a

sumptibus Hugonis Scheube MDCCLVI. Promptuarium sententiarum ex veterum scriptorum libris congeffit E. F. Wuestemann. 278 S. in Octav.

Eine treffliche Gabe des vor nicht langer Zeit verstorbenen berühmten Lehrers an dem berühmten Gothaischen Gymnasium. Wüstemann gehörte wohl unbestritten nächst Eichstädt (früher in Jena) zu den besten lateinischen Stilisten Deutschlands. Die auch sonst durch ihren Verlag ausgezeichnete Verlagsbehandlung hat mit vorstehendem Buche allen durch die klassischen Studien Gebildeten ein wahres Geschenk gemacht. Es ringen bekanntlich in unserer Zeit zwei Richtungen mit einander, die sog. humanistische und die realistische. Die humanistische erstrebt eine allgemeinere Bildung, die realistische will zunächst Bildung für das bestimmte Fach, den Beruf. Seit der Reformation wurde die allgemeinere Bildung hauptsächlich durch die klassischen Studien gepflegt, die sog. humaniora, zu denen nach Richtung der Zeit wie der Individuen die philosophischen Studien im engeren Sinn kamen. Die philosophischen Systeme brachten sich zuerst um den Credit wahrer Bildungsmittel durch ihre Spitzfindigkeiten und gänzlich unfruchtbare Phraseologie, die Philologie aber ebenfalls durch Schuld der Philologen selbst, d. h. durch ihre Mikrologie, ihre unsägliche Wortklaubeerei und Variantenwuth, anstatt großartiger mehr realer Auffassung des Geistes und Lebens des

Alterthums, eine Verirrung, welche sogar unter den Lehrern an den Gymnasien Platz griff und da nicht nur das Studium der Classiker den Lernenden gründlich verleidete, sondern die Gymnasialbildung als eine für viele Berufsarten nicht weiter förderliche erscheinen ließ. Daher die Sonderung und Scheidung der Vorbildung theils auf den mehr eine allgemeinere (gelehrte) Bildung bezweckenden Gymnasien, theils in den sog. Realschulen, wie wir glauben nicht zur wahren Förderung der Bildung, weder der humanen, noch der realen, da die wahre Bildung ebenso human als real sein muß. Den Beweis liefert vorstehende Schrift, in welcher der verstorbene Wüstemann die wichtigsten ethischen Sentenzen aus den römischen Classikern zusammengestellt hat. Das wirklich Ewige alles Denkens und aller Gedanken ist aber das Ethische, Sittliche, für das Universum und die allgemeineren Zustände, wie das Individuum. Es ist also der Kern, das Mark des klassischen Alterthums, das hier zusammengestellt ist, in seiner Wahrheit (nicht im Widerstreit mit dem Christenthum) dem Gebildeten so erhebend als förderlich, überall ein ehrwürdiges Zeugniß des in der Menschennatur liegenden (auch im Heidenthum nicht vertilgten) göttlichen Funken. Dieses Büchlein sollte darum auf dem Tische keines wahrhaft Gebildeten fehlen. Was sonst in der Vorrede über das Gothaische Gymnasium (auch über Stadt, Land und Volk), wie über das gothaische Fürstenhaus gesagt wird, gereicht eben so dem Gymnasium (und Stadt und Land), wie dem Fürsten zur höchsten Ehre, da Gotha lange Zeit vor vielen ein mit Recht hochgefeierter Sitz wahrer ebenso humaner als gründlicher wissenschaftlicher

Bildung gewesen ist, seine edeln Fürsten aber, Zweige des edeln sächsischen ernestinischen Hauses, stets durch hohe Bildung ausgezeichnet, wegen der liberalsten Förderung der Bildung und Bildungsanstalten, vor allen des Gymnasiums, nicht genug gepriesen werden können.

Sonst hat das Buch, außer dem zunächst gemeinten praktischen Zwecke eines eigentlichen Vademecum für die klassisch Gebildeten, noch eine gar hohe wissenschaftliche Bedeutung, ja eine noch höhere als die eben berührte praktische. Indem der Verf. die ethischen Sentenzen aus den lateinischen Classikern nach gewissen Gesichtspunkten, bei denen auch ein innerer organischer Zusammenhang sichtlich angestrebt ist, zusammengestellt hat, so ist von selbst eine Art System entstanden, das eben nun auf die leichteste Art einen Ueberblick über die wirklich ethischen Gedanken des Alterthums, und, da die Grundanschauung, auf welcher diese ethischen Sätze ruhen, mehr oder weniger bereits über die gewöhnliche Volksreligion erhoben, ja guten Theils bereits ganz davon gelöst war, auch einen Ueberblick über die besseren religiösen Vorstellungen des Alterthums gewährt. Das Buch gibt also gewissermaßen eine Dogmatik und Moral des Heidenthums, und zwar nicht des rohen, sondern des dem Christenthume zunächst stehenden Heidenthums. Wir sind zwar nicht gemeint, die Humanität des Alterthums, wie einige Junghegelianer namentlich mit dem sog. Hellenismus gethan haben, über die ethische und religiöse Idee des Judenthums zu stellen, geschweige über das Christenthum, im Gegentheil hat nach unserer Ansicht erst das Christenthum die wahre Humanität wiedergebracht, zu welcher sich die heidnische nur verhält, wie der Schatten zum Wesen.

Aber wie das Christenthum die Erscheinungen des Ethischen auch in der Heidenwelt ja hinreichend erklärt, durch das auch den Heiden gebliebene, wenn auch verdunkelte Gottesbewußtsein (die *συνείδησις*, das Gewissen, Röm. 2, 14—16), so ist es doch nun auch von dem höchsten Interesse, in Kürze zu übersehen, wie sich dieses Gottesbewußtsein bei den edleren Persönlichkeiten des Alterthums ausgesprochen hat. Wir fassen aber, um uns klar auszusprechen, das Gewissen schlechthin als das Gottesbewußtsein in seiner praktischen Folge, als den Wesenszusammenhang des Menschen mit Gott, der eben darum durch alle Verirrungen der Menschheit nicht ganz zerrissen werden konnte und nicht zerrissen werden kann. Daraus folgt natürlich, um auch das beiläufig zu bemerken, daß Religion nicht etwa zum Wesen des Menschen gehört, sondern das Wesen des Menschen in seinem tiefsten Grunde ausmacht, was wir behaupten selbst auf die Gefahr hin, die Herren Materialisten unter den neueren sog. Naturforschern für entmenscht erklären zu müssen. Andererseits erklärt es sich von selbst, daß die religiösen Vorstellungen, so gewiß sie stets der Grund des Ethischen sind, wie im ganzen Heidenthume, so auch in der vorstehenden Zusammenstellung in minder günstigem Lichte erscheinen, da wohl der religiöse Trieb des Geistes, nach Gott hin, wie wir eben das Gewissen verstehen, in seiner Unmittelbarkeit nicht ganz auf Irrwege gerathen kann, wohl aber die einseitige Verstandesthätigkeit, das sog. Intellectuelle im Menschen, so daß daraus eben die falsche nur sog. Wissenschaft entsteht, welche ohne den religiösen wahren Glauben doch nur „Stückwerk“ bleibt.

Köllner.



## L e i p z i g

Gustav Mayer 1857. Shakespeare's Hamlet, herausgegeben von Karl Elze. LXIV und 272 S. in gr. Octav.

Eine durchdachte, höchst anziehend verfaßte Einleitung, welcher die Ansichten der ausgezeichnetsten englischen und deutschen Beurtheiler des unsterblichen Dichters, mit Andeutung der oberflächlichen französischer Kritiker zu Grunde gelegt worden, und der lichtverbreitende selbständige Bemerkungen keinen geringen Werth geben, überbringt uns das berühmteste, beliebteste Stück Shakespeare's. Was zum bessern Verstehen desselben erforderlich ist, enthält der ihm folgende Commentar, nicht minder sorgfältig und lobenswerth entworfen. Wir finden freilich in demselben nicht die gebräuchliche, gehäufte Zahl von deutschen lexikalischen Noten, was dem Herausgeber zum Lobe gereicht; denn, wer noch eines solchen Führers bedarf, der sollte nicht begehren, in diese Gedankenwelt eingelassen zu werden. Daher Johnson in seiner lichtvollen, bekannten Vorrede: *The mind is refrigerated by interruption — notes are often necessary, but they are necessary evils — when the pleasures of novelty have ceased, let him attempt exactness, and read the commentators*; und daher des Herausgebers besonnenes und ruhiges Sichten derselben; aus diesem Grunde seine Stellung, nicht am Fuße des Textes, sondern am Ende des Stückes. Noch erwähnen wir einer aus 7 Seiten bestehenden Bibliographie, welche die Einleitung begleitet. Sie besteht aus einem Verzeichniß aller in England vom Jahr 1603—1827, in Deutschland vom J. 1784—1856 erschienenen Ausgaben des Hamlet; der Erklärungs-

schriften in England und in Amerika v. J. 1736—1855; in Deutschland von 1773—1856, in Frankreich v. 1786—1853; der Uebersetzungen in Deutschland von 1778—1856, in Frankreich und Spanien von 1746—1836; der Bühnenbearbeitungen in England und Deutschland von 1774—1815; der Travestien in Deutschland und England von 1790—1811. Zu der Uebersetzung in spanischer Sprache bemerken wir, daß Leandro Fernandez de Moratin im Jahre 1795, N. N. 1798, eine sehr gute prosaische Uebersetzung mit Noten, worunter einige aus den englischen Commentatoren entnommen sind, geliefert hat. Wir ergänzen hier: daß sie in seinen Obras von Arnao (Paris 1826. 3 Vol.) wiederholt abgedruckt ist.

Die Verlagsbehandlung hat diese Ausgabe würdig ausgestattet, und wir enthalten uns jedes fernern Lobes, das derselben gewiß in einem reichlichen, verdienten Maasse zu Theil werden wird.

Mlfrd.

### P a r i s

Imprimerie Impériale 1857. *Études sur la grammaire védique. Prâtiçâkhya du Rig-Véda. (Première lecture ou chapitres I à VI) par M. Ad. Regnier Membre de l'Institut. 315 S. Oct.*

Es macht mir eine große Freude, den vorliegenden besondern Abdruck dieses Werks anzeigen zu können, welches zuerst in einzelnen Hesten des *Journal asiatique* im vorigen Jahr erschienen ist. Es wird dadurch erst eine weitere Verbreitung erhalten und auf diese Weise befähigt, Allen den Nutzen zu stiften, den das Studium desselben nicht allein für die Vedengrammatik speciell, sondern für die Geschichte der indischen Grammatik überhaupt gewähren wird. Hr R. hat sich tief in die Eigenthümlichkeiten der indischen Grammatiker hineingearbeitet und liefert hier ein so gründliches

und so gewissenhaftes Werk, daß es jeden Theilnehmer an diesen Studien mit hoher Achtung und Dankbarkeit erfüllen muß. Es gewährt den sorgfältig mit Benutzung mehrerer Handschriften festgestellten Text, eine mehrfach durch Aufnahme von Stellen aus den Scholien, die jedoch stets durch Haken bezeichnet sind, klare französische Uebersetzung und einen überaus werthvollen, an Mittheilungen aus den Scholien reichen, und durch Nachweisung der Bedenstellen verdienstlichen Commentar. Diese erste Lection — der dritte Theil des Ganzen — behandelt: im ersten Kapitel (S. 1—78) „die Eintheilung der Buchstaben, Wörter, deren Vokale den euphonischen Regeln nicht unterworfen sind, Wörter auf *ah* und *âh* in der absoluten Form, deren *Visarga* stets oder unter bestimmten Bedingungen *r* wird; im 2ten Kapitel (S. 78—141) die durch Aufeinanderwirkung aus- und anlautenden Vokale entstehenden phonetischen Veränderungen; im 3ten (S. 141—171) den Accent; (dieses Kapitel ist so bedeutend, daß es wohl zu einer erneuerten Betrachtung und vielleicht theilweisen Modification der bisherigen Lehre vom Accent im Sanskrit Veranlassung geben wird); im 4ten (S. 171—231) und 5ten (S. 231—276) Kapitel die phonetischen Veränderungen aus- und anlautender Consonanten; im 6ten Kap. (S. 277—315) endlich Eigenthümlichkeiten in der Aussprache von Consonantengruppen, wie Verdoppelung, Schwächung, Einschlebung eines vokalischen Elements und ähnliche Feinheiten der Pronuntiation, welche die Schrift fast nie fixirt hat. — Den drei nächsten Kapiteln, der ersten Hälfte der 2ten Lection, dürfen wir schon in nächster Zeit entgegensehen; sie werden gewiß mit derselben Sorgfalt behandelt sein, welche die angezeigte Abtheilung charakterisirt. Th. Benfey.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 144. Stück.

Den 7. September 1857.

---

### St. P e t e r s b u r g

Druck der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 1855. Ch. M. Fraehnii Opusculorum postumorum pars prima imagine beati ornata. Edidit B. Dorn. Auch unter d. Titel: Ch. M. Fraehnii Nova Supplementa ad recensionem numorum Muhammedanorum Acad. Imp. scient. Petropolitanae, additamentis editoris aucta, subjunctis ejusdem de Fraehnii vita, operibus impressis et bibliotheca relationibus. XX u. 451 S. in Octav.

„Die numismatischen Arbeiten Fräh'n's dienen als Leitsterne für Alle, die sich mit muhammedanischer Numismatik beschäftigen, und sollten alle seine nachgelassenen derartigen handschriftlichen Sammlungen einst durch den Druck veröffentlicht werden, so würde, wenn ich mich so ausdrücken darf, die gesammte muhammedanische Numismatik enthüllt und entschleiert vorliegen.“ Die Wahrheit dieser Worte Hrn v. Dorn's (S. 411) bedarf für Alle, welche Fräh'n's Meisterarbeiten

auf diesem Gebiete der morgenländischen Wissenschaften kennen, keines besonderen Beweises. Frähn hat die muhammedanische Numismatik nicht nur begründet und zu einer wirklichen Wissenschaft erhoben, sondern auch durch seine Werke zu einer so bedeutenden Höhe gebracht, daß auf dem einmal eingeschlagenen Wege ein Rückschritt kaum denkbar ist. Die wenigen Stimmen, welche sich hier und da gegen diese neue Wissenschaft erhoben und ihre Bedeutung zu verkleinern oder zu leugnen versucht haben, sind spurlos verhallt und es hat sich im Laufe der Zeit denn doch die Ueberzeugung befestigt, daß sie ein sehr wesentliches und gewichtiges Hülfsmittel zur Erkenntniß der Geschichte der muhammedanischen Dynastien und somit ein integrierender Theil der orientalischen Philologie ist — diese in der weiteren Begrenzung des Begriffes genommen. Hat die Numismatik auch an sich nichts mit den großen, jetzt so sehr in den Vordergrund tretenden, ethnographischen Fragen zu thun, so trägt sie doch wesentlich zur Controle der Geschichtsschreiber und ihrer Berichte, zur Beantwortung von paläographischen, geographischen und culturhistorischen Fragen bei, und es kommt hier immer hauptsächlich auf die Art und Weise an, in welcher man diese Wissenschaft betreibt, ob man die geschichtlichen Folgerungen aus ihr zu ziehen und sie so für den Historiker von Fach nutzbar zu machen versteht oder nicht. Frähn hat zu wiederholtenmalen dieser Methode des Studiums das Wort gesprochen und durch viele seiner eignen Schriften gezeigt, welcher Weg hier einzuschlagen und welches Resultat zu gewinnen ist.

Der vorliegende Band enthält das lange erwartete Supplement der vor nun mehr als 30 Jahren erschienenen Recensio, vermehrt und bis

auf die neueste Zeit ergänzt durch die intensiv und extensiv höchst bedeutenden Additamenta des Herrn Herausgebers, welchen »Corollaria«, eine Biographie Fräh'n's (S. 407 ff.), ein vollständiges Verzeichniß seiner Werke (S. 413 ff.) und einen »Bericht über die von der Akademie im Jahr 1852 für das asiatische Museum angekaufte Fräh'n'sche Bibliothek« (S. 435 ff.) enthaltend, beigegeben sind. Die dem asiatischen Museum der Petersburger Akademie seit dem J. 1826 zugekommenen Münzen werden hier kurz beschrieben und das hier dargebotene Material zu weiteren historischen Studien kommt in so unerwartet reicher Fülle und in so präciser Form, daß der Numismatiker sich zu dem Erscheinen desselben nur Glück wünschen, wenn er aber weitere historische Untersuchungen erwartet, sich auf die Zukunft vertrösten muß, die ja in wohl nicht allzulanger Zeit neue Schätze aus der Hinterlassenschaft des heimgegangenen Meisters an's Licht bringen wird. Fräh'n hatte die »Nova Supplementa« (S. 1—216) bereits im J. 1844 dem Comité der Akademie druckfertig übergeben, jedoch mit der Veröffentlichung derselben von Jahr zu Jahr gezögert. Nach seinem am 28. August 1851 erfolgten Tode übertrug die Akademie Herrn v. Staatsrath von Dorn die Ordnung und Veröffentlichung des Fräh'n'schen Nachlasses, dessen Auswahl auf mehrere Bände berechnet ist. Daß hierbei mit der Herausgabe dieser Supplemente der Anfang gemacht wurde, verstand sich wohl aus inneren und äußeren Gründen von selbst. Trotz des Mangels an Abbildungen der beschriebenen Münzen und trotzdem, daß sich diese Beschreibung meist nur auf Wiedergabe der Münzlegenden beschränkt, ist durch die Veröffentlichung dieses reichen Ma-

teriales der numismatischen Wissenschaft ein unberechenbar großer Dienst geleistet worden. Wir finden hier unter den neu vertretenen Klassen Münzen eines der unter dem Namen Banû Dhîl'nân bekannten Fürsten von Thulaithula (Toledo) des Jahjá II. al-Qâdir (S. 234), der Bulghâr von der Wolga (S. 50 u. 247), des Shaddâdischen Amir 'Alî b. Mûsá al-lakzî (S. 52) des Ghûriden Shibâb al-dîn Muhammad (S. 251) der Hamdâniden Saif-al-daula und Nâçir al-daula (S. 64 u. 259), eine auch dem Hn Herausgeber zweifelhafte Münze des Rustam b. Shirvaih (S. 258), eine Münze des Atâbek von Dschazîrat-Ibn-'Omar, des Mu'izz-al-dîn Mahmûd (S. 77), Münzen der Murâbith (S. 87 und 279), des Ajjûbiden von Hamât Al-Malik al-Mançûr Muhammad (S. 92), der Muzhaffariden: Muhammad und Shâh Shudschâ' (S. 97), der Khâne von Khoqand und Khîva (S. 134. 135 und 338) oder von Khîvaq, wie hier auf einer Münze (S. 135. No. \*1: دار السلطنة خيوق vergl. zu der Form Marâçid al-itthilâ' I, 380) steht, ferner Münzen der Dynasten von Maisûr, Cananore, Atshin (S. 140), Nepal (S. 342 ff.), Assam und Ceylon (S. 349 ff.), der Qara-Qojunlûiden (S. 141 ff.), Aq-Qojunlûiden (S. 145), der Shirvân-Shâhe (S. 149 ff. 351 ff.), der im Kaukasus regierenden Khâne von Derbend, Shirvân (S. 191. 372) Shakî oder (vgl. Marâçid II, 120) Shaqqâ (S. 192. 372) und Qara-bâgh (S. 193. 373), endlich Münzen des 'Abd-el-Qâdir (S. 383), von zwei Smâmen von Semen (S. 384), von afgânischen Fürsten (S. 385 ff.) von Kâ-

bul, Balkh, Khulm und Qashmir (S. 389 ff.).

Unter den, die erste Klasse bildenden, Umajjaden-Münzen hebt Frähn eine zur Zeit des Khalifen Hishâm geprägte (S. 5 No 69b) durch die Epitheta »rariss. notab. ined.« besonders hervor. Dieselbe ist eine Kupfermünze und hat auf Avers und Revers ein Bild, welches auf letzterem einen Elephanten darzustellen scheint. Der Avers nennt als Münzherrn den bekannten Statthalter von Khorâsân: Asad b. 'Abd-allâh (al-Qasri vgl. Abû'l-Fidâ Annal. moslem. I, 452), welcher im J. 106, bald nach dem Regierungsantritt des Hishâm zum Statthalter von Khorâsân ernannt, drei Jahre darauf (109) wieder abgesetzt, endlich im J. 117 zum zweitenmale wieder eingesetzt wurde und diese wichtige Stelle bis zu seinem im J. 120 erfolgten Tode bekleidete. Al-Makîn und Abû'l-Fidâ berichten über die Regierungszeit Hishâm's ausnehmend wenig und letzterer erwähnt den bedeutenden Feldherrn dieses Khalifen, den in Rede stehenden Asad b. 'Abd-allâh nur einmal zum J. 118, wo er (a. a. D.) von dessen Sieg über türkische Stämme spricht; auch Abû'l-Faradsh erwähnt ihn nur einmal (S. 208) als Statthalter von Khorâsân (im J. 109). Sind die von Weil (Geschichte der Chalifen I, 628 ff.) angegebenen Data richtig, woran zu zweifeln ich durchaus keinen Grund habe, so ist die Münze entweder in den Jahren 106—9 oder 117—20 geprägt. Wo dies geschehen ist, läßt sich aus der leider mangelhaften Legende des Revers, welche nach der Beschreibung: . . . ضرب بـلا lauten soll, allerdings nicht leicht ersehen. Hamza Isfahânî, welcher (in der Ausgabe von Gottwaldt I,



216 ff.) ein Verzeichniß der Statthalter von Khorāsān unter den 'Abbāsiden gibt, berichtet (S. 218), daß seit der Besiznahme dieser Provinz durch die Araber bis zu seiner Zeit — er starb wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. der Flucht vgl. Gottwaldt's Vorrede zu B. I. S. XVIII. — Marv, Nisābūr und Bukhārā die Hauptstöße der Statthalter dieses Gebietes gewesen seien; Nisābūr und Bukhārā kommen erst auf 'Abbāsidschen Münzen vor. Außer Marv begegnen wir von Khorāsānischen Städtenamen auf Umajjadischen Münzen nur noch dem von Harāt und Abrashahr, aber keiner von diesen dreien beginnt mit . . ﺱ. Wenn Hamza (a. a. D.) ausdrücklich versichert, daß Marv Hauptsiß der Statthalterschaft bis zu der Zeit geblieben sei, wo 'Abd-allāh b. Thāhir Statthalter wurde, also bis zum J. 207 (vgl. Hamza a. a. D. S. 228), so möchte man versucht sein, hier den Namen dieser Stadt zu vermuthen. Dagegen aber spricht das Vorkommen des . ﺱ — denn anzunehmen, daß der Stempelschneider anstatt des richtigen ﺱ, ﺱ das falsche ﺱ gesetzt habe, halte ich für höchst bedenklich. Man könnte zunächst an Mauçil denken, doch, abgesehen davon, daß der Name dieser Stadt, so viel ich weiß, auf Umajjadischen Münzen zur Zeit noch eines sichereren Beleges bedarf, ist es auch höchst unwahrscheinlich, daß Asad b. 'Abd-allāh je in dem Gebiete von Mesopotamien eine Stelle, die ihn zum Prägen von Münzen berechtigt, bekleidet habe. Man wird den Prägort also nur in Khorāsān zu suchen haben, und wenn in dieser Frage eine Vermuthung gewagt werden darf, so ist es die, daß die in Rede stehende Münze in Abrashahr

geprägt sei. Dies ist der alte Name für Nisâbâr, der auf zwei Umajjaden-Münzen (bei Tornberg (Numi Cufici p. 4 und 6) vorkommt; auf der einen vom J. 91 ist von demselben nur noch das Ende  $\text{س}$  übrig, auf der anderen vom J. 96 ist er aber vollkommen erhalten. Vergleicht man die Züge desselben Namens auf der bei Tornberg (a. a. D. Tab. VIII. Cl. VI, 8) abgebildeten Thâhiriden-Münze vom J. 210, auf welcher der Zug des  $\text{ب}$  sehr hoch hinaufgeht und fast die Höhe des  $\text{ل}$  erreicht, so begreift man, wie leicht auf einer Kupfer-Münze, die noch dazu ziemlich stark verwischt zu sein scheint, das  $\text{ب}$  für  $\text{ل}$  gehalten werden kann. Ob dem vermeintlichen  $\text{ل}$  wirklich ein  $\text{م}$  folgt, oder nicht, muß ich freilich dahin gestellt sein lassen, da ich die Münze, als ich in Petersburg war, nicht gesehen habe und auch keinen Abdruck davon besitze. Jedenfalls verdiente dieselbe abgebildet und veröffentlicht zu werden.

Unter den 'Abbâsiden-Münzen begegnen wir (S. 17 u. 20) zwei in  $\text{معدين باجينس}$  geprägten Silbermünzen. Frâhn hatte bereits früher in seiner „Sammlung kleiner Abhandlungen 2c.“ S. 25 das oft falsch gedeutete  $\text{باخينس}$  oder  $\text{باجينس}$  besprochen und der ersteren Aussprache den Vorzug gegeben. Er hielt diesen Namen, „in welchem das Bâ vermuthlich die in so vielen Städtenamen des westlichen Asiens sich findende syrische Contraction von Bet ist“, für identisch mit dem Baghin der Armenier, bei denen so ein District des vierten Armeniens am obern Eufrat, zwischen diesem und der Stadt Amid (Dijâr Bakr) hieß. Die Frage über die 'arabische Aussprache dieses Namens dürfte jetzt durch die betreffende Stelle in den Marâçid (I, 115) ihrer Lösung näher

gerückt sein, wenn es daselbst heißt: **باجنيس** **بجنيس** **بجنيس**; der Araber wird sich das fremde Wort nach seiner Weise zurecht gemacht und es als eine Diminutivbildung, **جُنَيْس** gedacht haben, was freilich die Wahrscheinlichkeit der Frähn'schen Erklärung in nichts vermindert. Wie die Araber bei Erklärung solcher fremden Namen verfahren, wie sie dieselben in der Aussprache 'arabisiren und als 'arabische ausdeuten und etymologisiren, zeigen die vielfachen Beispiele im Commentar des Baidhâvi und in dem Qâmûs und die Aussprache Bâdshunais kann nach solchen Vorgängen durchaus keinen Anstoß erregen.

Die vierzehnte Klasse, Münzen der Fâthimiden enthaltend, ist überraschend reich und bedeutend; aus den hier mitgetheilten Münzen ergeben sich für diese Dynastie außer den bereits bekannten Münzstätten folgende drei neue: Filasthîn, Al-Qairuvân und Madînat-al-salâm (Baghdâd).

Von den äußerst seltenen Muzhaffariden-Münzen besitzt das Cabinet des asiatischen Museums nur zwei, die eine von dem Gründer dieser Dynastie, dem Sulthân Muhammad, welcher vom J. 718 (1318 Chr.) bis zu seinem im J. 760 erfolgten Tode regierte. Die des Datums leider ermangelnde Münze muß in einem der letzten sieben Jahre seiner Regierung geschlagen sein, da sie auf dem Avers den Namen des 'abbâsidischen in Aegypten regierenden Khalifen Al-Mu'tadhîd billâh nennt, der erst 753 seinem Bruder Al-Hâkim folgte.

(Schluß folgt).

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

145. 146. Stück.

Den 10. September 1857

---

## St. P e t e r s b u r g

Schluß der Anzeige: »Ch. M. Fraehnii Opusculorum postumorum pars prima imagine beati ornata. Edidit B. Dorn.«

Daß Regenten dieser Dynastie die Namen dieser ägyptischen Scheinkhalifen in der Khuthba und auf ihren Münzen nennen ließen (vergleiche d'Ohsson, Histoire des Mongols IV, 744), und dadurch die Suprematie des ägyptischen Khalifats thatsächlich anerkannten, dürfte wohl nur in der Erinnerung an ihre arabische Abkunft seinen Grund haben. Denn daß sie damit eine Demonstration gegen die Zerstörer des Khalifats zu Baghdád, die Hulaguiden, beabsichtigt hätten, ist um so weniger wahrscheinlicher, als nach den beglaubigten Quellen diese thatsächliche Anerkennung der Suprematie erst im J. 754, also zu einer Zeit erfolgte, wo die Macht der Hulaguiden bereits seit fast zwanzig Jahren (seit dem im J. 736 erfolgten Tode des Abú Sa'íd) in ihrer Auflösung begriffen war. M u h a m m a d ' s Sohn und Nach-

folget, Shâh Shudshâ' scheint hierin dem Beispiele seines Vaters theilweise wenigstens in den drei ersten Jahren seiner Regierung gefolgt zu sein, denn auf der hier (S. 97. No 3) beschriebenen Münze dieser Dynastie vom J. 762 findet sich noch der Name des Al-Mu'tadhid, während er auf früheren theilweise, auf späteren regelmäßig weggelassen wird. Schon auf einer Münze vom J. 761 (in der früheren Blau'schen, jetzt dem hiesigen Hofsecretär, Hrn W. Müller gehörigen Sammlung) nennt sich Shâh Shudshâ' selbst: أمير المؤمنين والسلطان. Da die numismatischen Denkmäler dieser Dynastie äußerst selten sind, halte ich es für der Mühe werth, die bis jetzt bekannten Münzstätten derselben hier zusammenzustellen: Hamadân, Idadsh (oder Aidadsh?), Jezd, Kâshân und Shîrâz sind bereits bekannt (vgl. Soret, Troisième lettre à M. de Dorn. Bruxelles, 1856. 2de partie S. 24 ff. des Sonderabdrucks); hierzu kommen noch folgende, die ich auf Exemplaren der Müller'schen Sammlung gefunden: Içfahân (auf 4 Münzen), Marâgha (auf einer Münze von unbestimmtem Datum), Kâzirân (auf zwei Münzen von unbest. Dat.) und ein Ort, der mir bis jetzt noch nicht klar ist, den man احز, oder احب, lesen könnte.

Die noch immer der Aufhellung bedürfende Geschichte der Qara-Qojunlû gewinnt durch die hier (S. 141 ff.) beschriebenen Münzen einiges neue Licht. Auf den alten Irrthum d'Herbelot's und Deguignes', welche den Anfang dieser einst mächtigen Dynastie in das J. 810 oder 806 setzen und als Gründer derselben, Ersterer den Qara Jûsuf, Letzterer den Qara Mu-

hammad nennen, hier zurückzukommen, ist unnöthig; Hammer hat ihn schon in der Geschichte des osmanischen Reiches (2. Ausg. I, 161) in Uebereinstimmung mit den chronologischen Tafeln des Hadshi Khalfa (Manuscript der Dresdner Bibl. E. 463 fol. 61 v.) dahin berichtet, daß das Jahr 777 (1375) als das Jahr des Erscheinens dieser Dynastie, und 874 (1469) als das ihres Erlöschens — Hadshi Khalfa: انقراض دولت قرة قيونلى در اذربيجان و عراق — anzusehen ist. In Uebereinstimmung mit Hadshi Khalfa nennt Al-Dshannâbi\*) als den ersten Fürsten der Qara Qojunlû: Bairâm und berichtet, daß er im Jahr 780 gestorben und Qara Muhammad ihm gefolgt sei; als dessen Nachfolger werden Qara Husain, Miçr (?), Qara Jusuf, Qara Iskandar, Dshihân Mirzâ und Hasan 'Alî aufgeführt; der hier auf den ersten, leider meist undatirten Münzen dieser Dynastie genannte Pîr Bûdâq Khân fehlt also in dieser Liste unseres 'arabischen Gewährsmannes ganz und steht in der von Hammer (a. a. D. I, 808) mitgetheilten Geschlechtstafel am falschen Ort. Gleich auf der ersten hier mitgetheil-

\*) So ist der Name des bekannten Vfs des historischen Werkes: „al-bahr al-zakkhâr va'l-'ailam al-tajjâr fi'l-tarikh“ nach dem Lubb-al-lubâb (ed. Veth p. 67) zu schreiben. Von dem 'arabischen Original dieser vollständigsten Geschichte der muhammadianischen Dynastien existiren, so viel Ref. weiß, nur in St. Petersburg (Asiat. Museum und oriental. Anstalt) und Oxford Handschriften (die türkische Uebersetzung hier in Dresden E. No. 80. und ö.); jedenfalls wäre es sehr wünschenswerth, daß dasselbe einmal herausgegeben würde. Al-Dshannâbi schrieb erst gegen Ende des 10. Jahrh. der Hidjra und starb 999 (1590, 1) vgl. Hadshi Khalfa ed. Flügel II, 18. No 1662.

ten, im Jahr 813 (?) zu Bākūja geprägten Münze findet sich unter dem Namen des Pir Būdāq, der sich Al-Sulthān al-‘ālim nennt, der des Prinzen Jūsuf, der nach Al-Dshan-nābī von 809 — 820 regirt haben soll. Leider bin ich, von anderen handschriftlichen Mitteln nicht unterstützt, außer Stande, die betreffenden Data der Regierung Beider näher zu bestimmen, beziehentlich zu berichtigen. Jedenfalls aber wäre es höchst wünschenswerth, daß aus den hinterlassenen Papieren Fräh n's, der für die noch immer sehr im Argen liegende Chronologie der weniger bekannten muhammadanischen Dynastien tief eingehende und ausgedehnteste Studien gemacht haben muß, die betreffenden Resultate mitgetheilt würden. Die wenigsten unserer Fachgenossen sind für diese Forschungen so von den Verhältnissen begünstigt, wie Fräh n es war, und soll in Zukunft die Wissenschaft der muhammadanischen Numismatik auf der ebenen Bahn, auf welche der Meister sie geführt, fortschreiten, soll sie nicht wieder auf Abwege gerathen, so ist die Veröffentlichung auch der auf die Chronologie bezüglichen Resultate seiner Arbeiten dringend zu wünschen.

Bewundernswerth reich und vollständig ist die Suite der neueren persischen Münzen, deren größter Theil sich unter den im J. 1828 von Persien an Rußland bezahlten Entschädigungsgeldern mit vorfand und welche durch die Verwendung Fräh n's (vergl. Dorn, das Asiat. Museum S. 336 ff.) dem Münzcabinet der Akademie mit einverleibt wurden. —

Zu der, wie es scheint, sehr seltenen (XXVII. B.) Klasse der Münzen der Smāme von Zemen (S. 384) freue ich mich, außer der von mir, in meiner »Commentatio de numis muhammada-

nis in numoph. Dresd. ass. p. 109«, schon mitgetheilten Münze einen neuen Beitrag liefern zu können. Die Münze findet sich auch in dem reichen Münzcabinet des Hrn Hoffsecr. W. Müller hier und führt auf dem Avers den Namen des Münzherrn, الامام المهدي, auf dem Revers die Inschrift: عز نصره ضربت صنعاً. Die Jahreszahl fehlt. Demselben auffallenden ضربت begegnet man auch schon auf einer älteren 'Abbāsiden-Münze vom Jahre 226 (?) in dem vorliegenden Werke S. 21. No. c. 304.

Auf die Besprechung noch anderer Seltenheiten dieser reichen, neuen Quellsammlung einzugehen, verbietet leider der Raum, doch kann Ref. den Wunsch nicht unterdrücken, daß, wenn in den folgenden Bänden noch Abhandlungen über einzelne Münzen abgedruckt werden sollten, diese letzteren auch abgebildet werden möchten. Der verehrte Hr Herausgeber würde die Fachgenossen dadurch zu dem lebhaftesten Danke verpflichten und das Studium dieser, obnehin schon so viele Schwierigkeiten bietenden, Wissenschaft wesentlich erleichtern und befördern.

Dresden

Ludolf Krehl.

### L o n d o n

Samuel Bagster and sons 1854. The Codex Monfortianus, a collation of this celebrated MS. throughout the Gospels and Acts with the greek text of Wetstein, and with certain Mss. in the university of Oxford by Orlando T. Dobbin, LL. D., T. C. D., M. R. J. A. Preface pp. XX. Introduction pp. 64. und unpaginirter Text. 18 Bogen.



Diese werthvolle Schrift enthält außer genauen, zum Theil neuen, Notizen über mehrere neutestamentliche Handschriften verschiedener englischer Bibliotheken, und beachtungswerthen Bemerkungen über die bekannte kritisch streitige Stelle 1 Joh. 5, 7, eine vollständige Collation der Evangelien und der Apostelgeschichte in dem viel besprochenen Codex Montfortianus, gegenwärtig in der Bibliothek des trinity college zu Dublin befindlich, davon auch Cod. Dublinensis genannt, schon von Erasmus als Cod. Britannicus erwähnt, bei Wetstein Cod. evv. 61, act. et epp. cath. 34, epp. Paull. 40; wie auch zweier Oxforder Handschriften von den Evangelien, der einen im Lincoln college, Westeins Cod. evv. 56, der anderen im new college Cod. evv. 58, und der Apostelgeschichte in der Handschrift des Lincoln college von der Apostelgeschichte und den apostolischen Briefen, Cod. act. et epp. cath. 33, epp. Paull. 39. Die Collation der drei letzteren Handschriften in den erwähnten Theilen des N. T. hat der Verf. hinzugefügt, weniger um ihrer selbst willen, als um durch die Zusammenstellung ihrer Lesarten mit denen der Montfortschen Handschrift, den thatsächlichen Beweis zu liefern, daß die letztere aus ihnen unmittelbar copirt sei.

Die Absicht des Verf. bei dieser Arbeit ging nämlich hauptsächlich auf Erforschung des Ursprungs und genauere Bestimmung des kritischen Charakters und Werths dieser Handschrift, insbesondere zu dem Zwecke, um die Frage: ob und wie weit dieselbe als Zeuge für die Stelle 1 Joh. 5, 7, in welcher man ehemals eine Hauptbeweisstelle für das Dogma von der Dreieinigkeit sah, gelten könne, zur Entscheidung zu bringen.

Bekanntlich war die Montfortische Handschrift

unter unsern griechischen Handschriften des N. T. lange Zeit die einzige, welche jene Stelle enthielt. Aus ihr nahm sie Erasmus in die dritte Ausgabe seines N. T. auf, woraus sie in den Stephanischen und Beza'schen Text, und darauf in den Elzevirischen, den sogenannten *textus receptus*, überging.

Das große Interesse, welches sich dadurch an diese Handschrift knüpfte, ist freilich in Deutschland bei dem gegenwärtigen Standpunkte der n. t. Kritik nicht mehr vorhanden, da wohl unter uns kein Sachverständiger, besonders nach der erschöpfenden Abhandlung von Griesbach in dessen 2ter Ausgabe des N. T., noch den geringsten Zweifel hegt, daß die Stelle unecht, und zwar aus einer lateinischen Glosse frühestens im 5ten Jahrhundert in einige lateinische Exemplare des N. T., später auch in Abschriften der Vulgata eingeschoben, aus dem Lateinischen hie und da in das Griechische übersetzt, und ebenfalls in die drei oder vier sehr jungen griechischen Handschriften des N. T., worin sie sich findet, namentlich auch in die Montfortische Handschrift, wie auch in das erste gedruckte griechische N. T., im Complutensischen Bibelwerke, aus dem spätern Text der Vulgata aufgenommen sei.

In England scheint jedoch die Unechtheit der Stelle noch immer nicht allgemein und entschieden anerkannt, ja die Behauptung ihrer Echtheit noch, wie früher bei uns, als Schibboleth der Rechtgläubigkeit betrachtet zu werden. Ueberhaupt hat in diesem gelobten Lande des Festhaltens an dem Hergebrachten der sogenannte *textus receptus*, welcher sie enthält, den Nimbus von Reinheit und Unverletzlichkeit, welchen seine allgemeine Verbreitung, die lange conventionelle, fast

exklusive Anerkenntniß, verbunden mit der Unwissenheit der Meisten über seine Entstehung und seinen innern Werth und mit falschem Conservatismus, ihm einst verschafften, noch keineswegs ganz verloren. Selbst unser kenntnißreicher und meistens sehr unbefangener urtheilender Verf. rühmt noch von ihm S. 4 der introduction: er sei zwar zugestandenermaßen nicht der beste Text, welcher gemacht werden könnte, aber doch ohne alle Frage der beste, welcher je gemacht worden, und als solcher in der ganzen civilisirten Welt angenommen (beyond all question the best which ever has been made, and is received as such throughout the civilised world) — mag dieß wirklich die eigne Meinung des Vfs, oder Condescendenz gegen die herrschende Ansicht sein. Auch hält er es für nöthig, indem er sich (S. 62 ff.) entschieden gegen die Echtheit jener vor noch nicht langer Zeit so eifrig vertheidigten Stelle erklärt, hier und in der Vorrede S. XVII sich dagegen zu verwahren, als maße er sich ein entscheidendes Urtheil darüber an; er lasse nur die Thatsachen selbst reden, und indem er seine negative Ansicht ausspreche, wolle er diese nur als eine subjective betrachtet wissen, sei auch bereit, dieselbe gegen jeden irgend haltbaren Beweis ihrer Echtheit aufzugeben. Als einen solchen will er es gelten lassen, und die Stelle als echt anerkennen, wenn sie als echter, aus dem abgeschriebenem Original entnommener, Bestandtheil auch nur einer griechischen Handschrift des N. T. nachgewiesen werde, und will gegen ein einziges solches positives Zeugniß alle negativen, aus dem Stillschweigen sämtlicher übrigen Documente hergenommenen, Argumente ignoriren S. 57 ff. Da nun aber erwiesenermaßen die Complutenser die

Stelle aus der Vulgata, und nicht aus einer griechischen Handschrift, entnommen, der Codex Ravianus, der die Stelle enthalte, als ein Werk des Betrugs anerkannt sei, die beiden griechischen Handschriften, in welchen sie sich außer dem Codex Monfortianus noch finde, — wahrscheinlich meint der Verf. die von Scholz angeführten Codd. act. et epp. cath. 162 und 173 a sec. m. — sie unter solchen Umständen enthalten, daß auch von ihnen anzunehmen sei, daß die fraglichen Worte von einer Uebersetzung aus dem Lateinischen, und zwar aus der recipirten Ausgabe der Vulgata herrühren: so, meint er, komme nur die Montfortische Handschrift in Frage. Die Unechtheit der Stelle würde entschieden sein, wenn sich darthun lasse, daß auch der Schreiber dieser letztern Handschrift sie nicht aus seinem griechischen Original genommen habe. Diesen Beweis aus concludenten Thatsachen zu führen, ist der Hauptzweck des Verfs.

Bei dieser Ansicht über den Stand der kritischen Streitfrage über Echtheit und Unechtheit eines so wichtigen dogmatischen dictum probans erhält die Montfortische Handschrift und eine Untersuchung über ihre Genesis eine ganz außerordentliche Bedeutung, welche sie freilich für denjenigen nicht hat, der ein solches ungeheures Zugeständniß an die Vertheidiger der Echtheit der Stelle für völlig unbegründet, ja für ein Aufgeben aller wahren Grundsätze der Kritik halten muß. Denn wenn das Zeugniß einer einzelnen, erweislich nicht vor dem 15. Jahrhundert geschriebenen griechischen Handschrift das negative Zeugniß sämmtlicher übrigen Documente, welches eben bei der dogmatischen Natur der streitigen Stelle und im Einklang mit den innern Indicien ihrer

Unechtheit, ein um so stärkeres Gewicht hat, aufzuwiegen vermag; so fällt alle Auctorität der Zeugen, alles Urtheil aus äußern urkundlichen Gründen hinweg; die Wortkritik des N. T. ist dann der Willkür und dem subjectiven Gefühle über die innere Angemessenheit einer Variante preisgegeben. Wir lassen indefs die wissenschaftlich nicht zu rechtfertigende Nachgiebigkeit des Verf., die wohl nur in seiner Stellung gegen die dortigen rechtgläubigen Vertheidiger der Stelle ihren Grund hat, auf sich beruhen, um so mehr, da diesen letztern durch das Resultat seiner Untersuchung diese letzte Stütze gänzlich entzogen, und das, von allen Unparteiischen getheilte, Werthungsurtheil gegen die Stelle nur um so mehr bestätigt wird.

Der Verf. glaubt nämlich, das Original, wovon der Schreiber der Montfortischen Handschrift die Apostelgeschichte und die apostolischen Briefe copirte, in der vorhin erwähnten Orforders Handschrift, Lincolniensis 2, nach Wetst. Act. et epp. cath. 33, ep. Paull. 40, entdeckt zu haben. Diese Handschrift hat aber die Stelle 1 Joh. 5, 7 nicht. Daraus, wie aus der latinisirenden Gracität schließt der Verf., daß der Schreiber der Montfortischen Handschrift sie überhaupt nicht aus einer griechischen Handschrift genommen, sondern aus der Vulgata, nach deren späterm Text, oder aus einem andern lateinischen Exemplar übersezt und eingeschoben habe.

Da bei dem Beweis dieser Behauptung die Entstehungsgeschichte und die kritische Beschaffenheit der Montforter Handschrift überhaupt in Betracht kam, diese Handschrift auch wegen des eigenthümlichen habitus ihres Textes und namentlich ihrer vielen besondern Lesarten (nach dem

Berf. gegen 2000, nicht bloß 140, wie Michaelis, oder 300, wie Adam Clarke rechneten) die Aufmerksamkeit der Kritiker lange schon auf sich gezogen hat: so dehnte der Berf. seine Untersuchungen auch über die andern Theile der Handschrift aus; indem er jedoch eine neue vollständige Collation nur von den Evv. und der Apostelgeschichte in derselben unternahm und mittheilte, weil wir von den apostolischen Briefen schon eine solche durch John Barret in dem Anhange zu seiner Herausgabe des Codex evang. Matthaei Dublinensis, bei Griessb. Cod. Z Evv., besitzen; welcher Collation der Berf. das Lob möglichster Genauigkeit ertheilt. Dagegen überzeugte er sich, daß die Vergleichung, welche der Bischof Usher für die englische Polyglotte veranstalten ließ, und welche sich über die Evangelien und die Apostelgeschichte bis Kap. 22, 29 und das erste Kapitel des Römerbriefs erstreckt, höchst mangelhaft und ungenau sei. Wir erfahren durch den Berf., daß das Manuscript, welches diese Collation, nebst Excerpten aus mehreren andern Handschriften enthält, sich noch in der Bibliothek des Emanuel-Collegiums zu Cambridge befindet. Es ist nicht von Ushers eigner Hand, und wahrscheinlich hat dieser an der Collation selbst gar keinen Theil gehabt, sondern nur den Auftrag dazu gegeben.

Daß die Apokalypse in der Montfortischen Handschrift eine bloße Copie von der Apokalypse in dem bekannten codex Leistriensis (Evv. 69, act. et epp. cath. 31, epp. Paul. 37, Apoc. 14) sei, hatte schon John Barret behauptet, und der Bf. überzeugte sich von der Richtigkeit dieser Behauptung. Da hiernach die Vermuthung nahe lag, daß diese Handschrift mit der unsrigen auch sonst noch in einem nähern Verwandtschaftsverhältniß

stehe: so unterwarf der Verf. auch sie einer genauern Untersuchung. Diese Vermuthung bestätigte sich zwar nicht, aber der Verf. wurde doch auf manche Entdeckungen über jene sehr merkwürdige Handschrift geführt, welche auch für seine besondere Aufgabe, dem Ursprung des Codex Montfortii nachzuforschen, nicht unwichtig sind, und für deren Mittheilung wir ihm Dank wissen.

Anderere kritische Arbeiten, zu welchen den Verf. die Verfolgung seiner Hauptaufgabe veranlaßte, wie unter Anderm eine Untersuchung und Collation der durch ihr Alter und die Reinheit ihres Textes werthvollen Handschrift im new college zu Oxford über die Apostelgeschichte und die katholischen Briefe aus dem 13. Jahrh., bei Mill Nov. 1, bei Wetst. 36, und des Codex Magdalenensis zu Oxford, bei Mill Magd., bei Wetst. evv. 57. act. et epp. cath. 35, epp. Paul. 41, erwähnt er nur beiläufig, und theilt Einiges über diese Handschriften mit, indem er zur künftigen Veröffentlichung seiner kritischen Studien darüber Hoffnung macht.

Was nun die Montfortische Handschrift, den hauptsächlichsten Gegenstand des vorliegenden Werkes betrifft, so hat der Verf. dasjenige, was er über deren Geschichte und Beschaffenheit Genaueres und Richtigeres aus eigener Beobachtung und aus Mittheilungen Anderer, die sie gleichfalls untersuchten, in Erfahrung gebracht hat, in Form von Zusätzen und Berichtigungen zu der vollständig ausgehobenen Beschreibung von Michaelis-Marsh, und von Widerlegungen der zum Theil ganz falschen Behauptungen von Trevis dargestellt, S. 5 bis 21 der introduction. Wir erfahren, daß das Format der Handschrift klein Octav ist, und sie 455 Seiten enthält. Das Ma-

terial ist das Leinenpapier, wie es im 15. Jahrh. fabricirt wurde. Die Schrift ist die Cursivschrift eben dieses Jahrhunderts, in dessen letzte Hälfte auch der Verf. die Entstehung der Handschrift setzt. Daß die Evangelien, dann die Apostelgeschichte und die apostolischen Briefe und endlich die Apokalypse von verschiedener Hand geschrieben sind, ist aus den Schriftzügen deutlich zu ersehn. In den Evangelien findet sich vom Ende des 6. Blatts im Marcus eine andere Schreibweise, nachlässiger und unsymmetrischer; jedoch ist die Unähnlichkeit mit der frühern Handschrift nicht so hervorstechend, und die Ähnlichkeit fehlt nicht in dem Grade, daß man, nach der Meinung des Verf., darauf mehr als Zweifel an der Identität des Schreibens gründen könne. — Die Contractio- nen so wenig wie die Abbreviaturen gewisser Endsilben haben etwas Charakteristisches, sind auch nicht häufiger als in den gewöhnlichen Minuskelhandschriften des N. T. Eigentliche Rasuren, so daß die frühere Schrift unlesbar geworden, kommen nicht vor, dagegen sehr häufig durchstrichene Buchstaben, Silben und Worte, seltener ganze Sätze. — Bei den Randlesearten unterscheidet der Verf. drei Klassen, die von den Schreibern der Handschrift selbst — von einer zweiten spätern Hand — und von dem Schreiber der Apokalypse herrührenden. Letztere sind wohl ein Jahrhundert nach der Fertigstellung der Handschrift gemacht, und unterscheiden sich auch durch die schwärzere Dinte. Wir hätten gewünscht, der Verf. hätte die verschiedenen Randlesearten, auch in den verschiedenen Theilen des N. T., noch genauer unterschieden und charakterisirt. Nach den Anführungen derselben in der Collation der Evv. und



der Apostelgesch. zu schließen, sind die von dem ersten Schreiber herrührenden nur Verbesserungen später bemerkter Schreibfehler. Die von der zweiten Hand scheinen, zum Theil wenigstens, Varianten nach einer oder mehreren andern Handschriften, zum Theil auch Conjecturen, zu sein.

Den Verdacht von Semler, der Codex möge wohl von den Herausgebern oder Vertheidigern der Complutensischen Bibel untergeschoben sein, um ihn gegen Erasmus zu brauchen — gegen welche Meinung schon dies spricht, daß sich darin sehr viele Abweichungen von dem Complutensischen Text finden — widerlegt der Verf. kritisch durch Nachweisung häufiger Mißverständnisse von Schriftzügen und Abbreviaturen, dergleichen sich nur in den Manuscripten finden, und factisch durch Aufzeigung der Originalhandschriften, wovon der größere Theil, mit Ausnahme des Matthäus und Marcus, abgeschrieben sei (s. unten). Dagegen gibt er Adam Clarke darin Recht, daß der Schreiber (die Schreiber) sich häufige und zwar oft sehr kühne und willkürliche Abweichungen vom Original erlaubt haben, wobei die Rücksicht auf die Vulgata vorgewaltet zu haben scheine; was schon Erasmus bemerkte und Wetstein bestätigte. Auch dieser, für den kritischen Werth der Handschrift wichtige, Punkt hätte wohl eine eingehendere Untersuchung, mit gehöriger Unterscheidung der verschiedenen Theile der Handschrift, verdient.

Der Beschreibung des Cod. evv. 56, welche schon Mill davon gibt, fügt der Verf. nur einige, nicht bedeutende, Notizen hinzu.

In Betreff des Cod. evv. 58 bemerkt der Vf. unter Anderm, Wetstein berichtend, daß diese

Handschrift viel eleganter, als die vorige geschrieben sei, also schwerlich von demselben Schreiber herrühre, wie auch, daß keineswegs die lateinische Kapitelabtheilung beige geschrieben sei; aus welcher irrigen Behauptung Wetstein schloß, daß sie im Occident von einem Lateiner geschrieben sei. Daß sie ein Grieche und für Griechen gemacht habe, beweisen, außer der orientalischen Kapitelabtheilung, auch die übrigen contenta, wie die Vorreden griechischer Väter zu den einzelnen Evv., die angefügten griechischen Gedichte &c.

Von dem Codex Lincolniensis, welchen der Verf., wie schon erwähnt, für das Original der Montforter Handschrift in den Acten und den Episteln hält, bemerkt er, daß derselbe auf Pergament mit deutlicher runder symmetrischer Schrift geschrieben sei, keine Spur der lateinischen Kapitelabtheilung, vielmehr die in Griechenland üblichen Abschnitte mit arabischen Zahlen von derselben Dinte mit dem Texte, habe. Die Bestimmung seines Alters aus dem 12. Jahrh., in dem Katalog von Core, hält der Verf. eher zu niedrig als zu hoch. Es ist jedenfalls eine alte vortreffliche Handschrift.

Ueber den Codex Leistriensis, welcher durch seine vielen Eigenthümlichkeiten, und namentlich durch seine häufige Uebereinstimmung in den Evv. mit der Cambridger Handschrift sehr merkwürdig ist, erfahren wir durch den Verf. manches Bemerkenswerthe. Er befand sich zugleich mit der Montfortischen Handschrift im Besiße von William Chark. Von diesem selbst, oder doch zu der Zeit, als derselbe beide Handschriften in seinem Besiße hatte, wurde die Apokalypse in letzterer daraus abgeschrieben. Von der Hand des Schreibers der

Apokalypse rührt ein großer Theil, wenigstens ein Drittheil, der Correcturen im Texte und auf dem Rande der Montforter Handschrift her. Daß der codex Leistriensis von einem griechischen, und zwar wahrscheinlich einem sehr alten, Manuscript abgeschrieben ist, davon werden überzeugende Beweise vom Verf. beigebracht. Der Abschreiber hat die Worte seines Originals oft auffallend mißverstanden, und auch offenbare Schreibfehler slavisch nachgebildet. Schon das Original hatte, wie der Verf. scharfsinnig zeigt, die große Lücke Apostelgesch. 10, 45 — 14, 17. Der Codex ist durchweg von derselben Hand geschrieben, mit unschönen, aber nicht steifen und ziemlich leicht zu lesenden Schriftzügen. Das ganze ziemlich große Volumen besteht aus durch einander gemengten Papier- und Pergamentblättern. Zene sind kürzer und oft nur auf einer Seite beschrieben. Wo sie beschädigt waren, sind sie mit Pergamentstreifen ausgebessert, und ebenso oft umgekehrt die defecten Pergamentblätter mit Papier. Alles dies ist von derselben Hand und zu derselben Zeit geschehen. Aus diesem Umstande läßt sich schließen, daß die Handschrift aus der Zeit des Ueberganges vom Pergament zum Papier, also aus dem Ende des 12ten und dem Anfange des 13ten Jahrh. stammt; welche Zeitbestimmung auch mit andern Indicien zusammentrifft. Durch diese und andere Wahrnehmungen erledigt sich völlig der Verdacht, welchen Michaelis gegen die Handschrift geschöpft hatte.

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

147. Stück.

Den 12. September 1857.

---

L o n d o n

Schluß der Anzeige: »The Codex Monfortianus, etc. by Orlando T. Dobbin.«

Die sonderbaren Aufschriften der Evangelien *ἐκ τοῦ κατὰ Μάρκον εὐαγγέλιον, ἐκ τοῦ κατὰ Λουκᾶν εὐαγγέλιον, εὐαγγέλιον ἐκ τοῦ κατὰ Ἰωάννην* (der Anfang des Matthäus fehlt), aus welchen Mill einen für die Güte der Handschrift ungünstigen Schluß zog, sind mit blaß-rother Dinte geschrieben und rühren nicht vom Abschreiber her, sondern von einem Späteren, welcher dieselben Worte auch im Codex Montfortii beischrieb.

Die Collation der Evv. und der Apostelgesch. in der Montforter Handschrift und der damit zusammengestellten Codd. evv. 56 u. 58 u. act. 33, ist nach dem Texte im Wetst. N. L., bekanntlich dem Elzevirischen vom J. 1624, gemacht worden. Der Verf. glaubte sich darin an seinen Vorgänger John Barret, welcher darnach die apostolischen Briefe collationirt hatte, anschließen zu müssen; erklärt aber dabei, S. 3 der introduction, daß er ohne

diese Rücksicht dazu am liebsten irgend ein allgemein bekanntes Manuscript, etwa den Codex Alexandrinus, gewählt hätte. Er führt dafür den sonderbaren Grund an, weil der einzig billige Maßstab eines Manuscripts ein anderes Manuscript sei (*the only equitable standard for manuscript is manuscript*), da der Text eines Manuscripts jederzeit mit dem eines andern Ms mehr übereinstimmen werde, als mit irgend einem gedruckten eklektischen Texte, und demnach aus der Menge der Varianten leicht ein nachtheiliges Urtheil über ein damit verglichenes Manuscript sich bilden könne. Ja er behauptet, um ein völlig gerechtes Urtheil über ein Manuscript fällen zu können, müsse man es mit einem Ms. desselben Alters und derselben Familie collationiren. Diese Ansichten des Verf. beruhen offenbar auf einem Irrthume. Die größere oder geringere Abweichung eines zu vergleichenden Ms. von dem zur Vergleichung gewählten Text, er sei ein handschriftlicher oder gedruckter, kann weder ein richtiges Urtheil über den Werth desselben begründen, noch bei Sachverständigen ein Vorurtheil veranlassen. Die Collation soll ja nur den Text eines Documents kenntlich machen; und zu diesem Zweck kommt es lediglich darauf an, daß der Text, womit dieser verglichen wird, ein bestimmter und allgemein zugänglicher ist. Ein solcher ist aber vorzugsweise der Elzevirische, der sogenannte *textus receptus*. Wir erwähnen dies nur, um den Wunsch daran zu knüpfen, daß, wenn der ehrenwerthe Verf. uns noch mit andern Collationen n. t. Handschriften seines Vaterlandes, wie er hoffen läßt, beschenkt, er dabei sich gleichfalls des *textus receptus* bedienen möge, der ja seit langer Zeit als Basis zu kritischen Operationen all-

gemein gebraucht wird. Man hat es an der Wiener Ausgabe des N. T. von Carl Alter gesehen, welche Unbequemlichkeiten mit einer Collation nach einem Manuscript und mit deren Gebrauch verbunden sind.

Bei der Collation selbst hat der Verf. sich zum Gesetz gemacht, sämmtliche Varianten, auch die unbedeutenden, selbst die bloß orthographischen, mit alleiniger Ausnahme offener Schreiblehler, vollständig anzugeben. Dies gehört allerdings zu einer völlig befriedigenden Collation, und war besonders für den Zweck des Verfs, das Verwandtschaftsverhältniß der collationirten Handschriften, welches oft deutlicher an unbedeutenden, aber charakteristischen, als an sinnändernden Lesarten erkannt wird, nachzuweisen, wichtig, ja nothwendig. Die sämmtlichen Abweichungen der Montfortischen Handschrift in den Evv. und in der Apostelgesch. vom *textus receptus* im Westf. N. T. gibt der Verf. auf 2806 an; und rechnet man bei den übrigen zugleich mit verglichenen Handschriften eine nicht viel geringere Zahl, so ergibt sich als Summe der hier mitgetheilten Varianten — 8000, wovon bisher nicht die Hälfte bekannt war.

Die Collation ist, soweit sich, ohne die betreffenden Handschriften vor Augen zu haben, darüber urtheilen läßt, mit größter Sorgfalt und Genauigkeit geschehen. Einige offenbare Fehler, größtentheils wohl Druckfehler, hat Refer. allerdings bemerkt; solche sind aber auch bei dergleichen Arbeiten nicht ganz zu vermeiden.

Was die wichtigste und schwierigste Aufgabe, die sich der Verf. gestellt, die Nachweisung des Abhängigkeitsverhältnisses des Codex Montfortii von den oben erwähnten und mit ihm zugleich collationirten Handschriften betrifft: so gibt

der Verf. S. 34—38 der introduction genau in Zahlen das Verhältniß der Uebereinstimmung und der Differenz der Lesarten an, einerseits zwischen den beiden Codd. evv. 56 und 58, andererseits zwischen diesen und den Evangelien im Cod. Montfortii, und glaubt daraus das Resultat ziehen zu müssen, daß wahrscheinlich Cod. 58 von Cod. 56 abgeschrieben, beide jedenfalls nahe verwandt sind, daß aber ohne Zweifel die Evangelien des Lucas und Johannes im Cod. Montf. vom erstern direct copirt, die des Matthäus und Marcus aber von einer andern, wahrscheinlich auch einer Oxfordter, Handschrift, abgeschrieben seien. Das letztere negative Resultat erscheint auf den ersten Anblick evidenter als das erstere. Der Cod. Montf. weicht im Matthäus 458mal ab, wo die Codd. 56 u. 58 übereinstimmen, und trifft mit ihnen beiden nur 53mal überein; ähnlich ist das Verhältniß im Marcus. Im Lucas und Johannes ist freilich die Uebereinstimmung auffallend größer und die Differenz geringer. Im Lucas-Ev. stimmt der Cod. Montf. mit 56 und 58, wo beide übereinkommen, in 200 Fällen zusammen, und weicht von beiden nur in 162 Fällen ab. Wo dagegen 56 und 58 differiren, da stimmt der Cod. Montf. mit 56 nur in 7 Fällen, mit 58 dagegen in 64 Fällen überein; weder mit dem einen noch mit dem andern in 96 Fällen. Ein ähnliches Verhältniß findet im Johannes Statt. Referent möchte indessen aus diesen Thatsachen allein den Schluß, welchen der Verf. S. 38 daraus zieht: *the Monfort MS. will be found to correspond in the manner of a transcript with the MSS. 56 and 58, and rather with 58 than 56,* nicht für so evident halten, als der Verfasser. Und wenn er zur Ergänzung und Verstärkung

seiner Argumentation hinzusetzt, daß auch die Natur und Beschaffenheit der identen sowohl wie der differenten Lesarten die volle Evidenz in sich trage (p. 37 not only does the absolute numerical majority of agreements bespeak this conclusion, the nature of these agreements is in itself allconvincing evidence of the fact): so wäre allerdings zu wünschen gewesen, der Verf. hätte diese Behauptung in Beispielen und concludenten Thatsachen genauer nachgewiesen und veranschaulicht. Indes müssen wir bedenken, daß der Verf. selbst mehr die Materialien und Prämissen der Resultate darlegen, als diese selbst in ihr volles Licht stellen will; wie er im Anfang der Vorrede bescheiden von seiner Arbeit selbst sagt: the reader is presented rather with the materials of criticism than with criticism itself.

Um darzuthun, daß die Apostelgeschichte im Cod. Montf. von der im Cod. Lincoln. copirt sei, analysirt der Verf. das Verhältniß der Lesarten in beiden noch genauer wie vorhin bei den Evangelien. Der Cod. Monfort. differirt in diesem Theile des N. T. vom Wetst. Texte in 884 Lesarten. Unter diesen stimmt er mit dem Lincoln. in 470 Lesarten zusammen, in 414 nicht. jene 470 Lesarten bringt der Verf. in folgende Klassen: 1. Von Wetst. verschiedene Wortstellungen, 63; 2. Auslassungen von Worten, welche im Wetst. Text vorhanden sind, 100; 3. Zusätze, welche im Wetst. Text fehlen, 73; 4. Auslassungen wegen gleicher Endung (Homoeoteuta), wo bei Wetst. die ausgelassenen Worte stehen, 3; 5. vom Wetst. Text verschiedene Worte. Von allen fünf Klassen werden S. 57 ff. besonders frappante Beispiele angeführt. Auch hier



schließt der Verf. nicht sowohl aus dem numerischen Verhältniß der gegen Wetsteins Text übereinstimmenden Lesarten, als vielmehr aus dem außerordentlichen Zusammentreffen in diesen verschiedenen Arten derselben (on the extraordinary coincidences of all kinds) mit vollkommener Zuversicht auf die unmittelbare Abstammung der einen Handschrift von der andern, S. 39: to the completeness of this distribution of the several classes of readings, we believe nothing need be added, nor to the fulness of the proof they supply of the fact, that the Codex Montfortii is copied, with sundry variations suggested by the caprice of the transcriber, from the Lincoln copy of the Acts of the Apostles. Indeß, obgleich wir im Resultat mit dem Verf. übereinstimmen, müssen wir doch der Meinung sein, daß dasselbe auf diese Weise aus den Prämissen nicht mit völliger Klarheit und Sicherheit hervorgeht. In dieser Argumentation wird der Fehler begangen, woran auch die ähnlichen Griesbachischen Beweisführungen, die bisher meistens zum Muster gedient haben, leiden, daß nämlich dabei nur das Verhältniß der Abweichung von — und der Uebereinstimmung mit einem bestimmten Text, und zwar hier wie bei Griesbach dem *textus receptus*, in Anschlag gebracht wird. Daß aber zwei oder mehrere Handschriften da, wo sie von diesem letztern oder überhaupt von irgend welchem bestimmten Text oft und in auffallenden Beispielen abweichen, unter sich zusammenstimmen, beweist für sich noch nicht, daß sie von einander abgeschrieben oder auch nur mit einander verwandt sind. Denn diese Lesarten können sich ja in andern Handschriften finden, die gleichfalls darin von jenem Text abwei-

chen, und in diesen Handschriften oder deren Ascendenten könnte die Quelle der übereinstimmenden Lesarten der fraglichen Handschriften liegen. Zur Evidenz des Schlusses gehört vielmehr die Nachweisung, daß die Handschriften, deren totale oder theilweise Genese von einander behauptet wird, in solchen Lesarten zusammenstimmen, die sonst in gar keiner oder doch nur in äußerst wenigen Handschriften sich finden, ohne daß diese Zusammenstimmung mit Wahrscheinlichkeit aus Zufall erklärt werden kann. Solcher Uebereinstimmungen aber haben wir in dem Text der Apostelgeschichte im Cod. Montf. und Lincoln. so viele und so auffallende gefunden, z. B. Auslassungen von Worten und Sätzen Kap. 1, 11. 24. 10, 47 (— μή) 23, 14 — ἀναθέματι, 25, 4 — ἐν τάχει, 27, 16 — καλούμενον Κλαύδην, B<sup>s</sup> 35. — κλάσας 28, 19 — οὐχ — κατηγορήσαι vgl. 8, 37. 10, 6. 11, 5. 6. 37. 13, 42. 17, 5. 24, 6—8; eigenthümliche Stellung der Wörter Kap. 2, 40 ταύτης τῆς σκολιάς 3, 22. εἶπε πρὸς τοὺς πατέρας ἡμῶν, 6, 2. 7, 14 ἑβδομήκοντα πέντε ψυχαῖς, B<sup>s</sup> 22 ἔργοις καὶ λόγοις B<sup>s</sup> 31 ἐθαύμασε ἰδὼν vgl. 4, 12 ἕτερόν ἐστιν, B<sup>s</sup> 33 οἱ ἀπόστολοι τὸ μαρτύριον, 5, 37 ἱκανὸν λαόν· Zusammentreffen in Wörtern, die in keiner Handschrift sonst an dieser Stelle vorkommen, 1, 11 πάλιν, 4, 8 τοῦ λαοῦ Ἰσραήλ B<sup>s</sup> 23, οἱ δὲ ἀπόστολοι, 6, 5. ἐλεξ. ἄνδρα Στέφανον 8, 16 ἦν πνεῦμα ἅγιον ἐπ' οὐδενί, 10, 45 τοῦ θεοῦ καὶ τοῦ ἁγίου πνεύματος, 12, 23 αἶνον statt δόξαν, 13, 48 τὸν θεὸν καὶ τὸν λόγον τοῦ κυρίου, 19, 24 ἴσως ὡς κιβώρια (σκιβώρια Montf.) μικρά 24, 13 παραστήσαι μοι νῦν, 25, 25 σεβαστὸν καί-

σα ρα, 27, 4 τοῖς τόποις τοὺς ἀνέμους, 28, 24 ὑπὸ τοῦ Παύλου λεγομένοις, B 41 καὶ θεραπείων πᾶσαν νόσον καὶ διδάσκων, Wortformen und Orthographie, worin nur diese beiden zusammentreffen, 2, 6 συνεισῆλθε 5, 14 προσετίθουν, B 15 κᾶκει, 10, 36 εἰς statt κύριος aus der mißverständenen Abbreviatur κς, 10, 33 und 11, 23 παραγενόμενος für παραγενόμ. 12, 6 ἄγειν statt προάγειν, wogegen die Differenzen in beiden Handschriften dagegen so unbedeutend und sich so gänzlich auf gewöhnliche Schreibfehler, Auslassungen ob homoeoteuton oder aus andern gewöhnlichen Ursachen, verschiedene Orthographie, leicht entstehende Verwechslungen, wie von ἡμεῖς und ὑμεῖς, γὰρ und δέ, und außerdem auf offenbare willkürliche Aenderungen und Conjecturen, letztere meistens im Cod. Montf. reduciren, daß auch Ref. kein Zweifel übrig geblieben ist, daß dieser Theil der Montfortischen Handschrift aus der vom Verf. angegebenen Handschrift copirt worden ist. Und somit halten wir die Entdeckung der handschriftlichen Quellen der Evv. und der Apostelgeschichte in der Montfortischen Handschrift für ebenso sicher als interessant.

Da der Verf. bei seiner Untersuchung über diese Handschrift noch besonders bezweckte, den Werth ihres Zeugnisses für die Stelle 1. Joh. 5, 7 zu bestimmen, und da er die völlige Untauglichkeit desselben aus dem Factum darthut, daß sie aus dem Lincolniensis, in welchem die Stelle fehlt, copirt sei: so wäre zur vollständigen Lösung dieser seiner Aufgabe eine vergleichende Collation auch der katholischen Briefe, namentlich des ersten Briefs des Johannes, nöthig gewesen; um aus dem Verhältniß der Lesarten auch in

diesem Theile des N. T. die Genesis des Cod. Montf. aus dem Lincoln. und das Verfahren des Schreibers des erstern nachzuweisen. Denn es wäre ja doch denkbar, daß der Schreiber des Cod. Montfort. bei diesem Theile des N. T., oder auch nur bei dem ersten Briefe des Johannes ein anderes Original vor Augen gehabt hätte; wie denn dieser Codex offenbar aus mehreren Handschriften copirt erscheint. Oder, wenn der Verf. sich rücksichtlich dieses Theils des N. T. auf die genaue Collation von John Barret beziehen wollte: so mußte er wenigstens eine solche vom Cod. Lincoln., wovon sie noch nicht existirt, geben, um damit die factische Basis seiner Behauptung darzulegen; oder endlich, wenn es auch dazu an Raum fehlte, wenigstens, nach angestellter eigener Collation, das Verhältniß der Lesarten beider Handschriften in diesem Theile des N. T. genau angeben; auf die Weise, wie er dies Verhältniß in den Evangelien und in der Apostelgeschichte analysirt. Der Verf. begnügt sich, uns zu versichern, daß dasselbe Verhältniß, nämlich der auffallendsten Uebereinstimmung bei ganz bedeutungslosen Abweichungen, dergleichen auch bei unmittelbaren Copien zwischen Copie und Original vorkommen, zwischen dem Cod. Montf. und dem Cod. Lincoln. in den apostolischen Briefen, wie in der Apostelgeschichte, Statt finde. Wir glauben gern, daß der Verf. sich davon durch genaue Forschung überzeugt habe, und halten es auch an sich für wahrscheinlich. Aber da er nach seiner eignen Erklärung weniger seine Urtheile und seine Schlüsse aussprechen und darthun, als vielmehr die Thatsachen, worauf es ankommt, darlegen will: so behält die Schrift, insofern der Beweis, daß der Cod. Montfort. ein Zeugniß für

die fragliche Stelle 1 Joh. 5, 7 abzulegen, unfähig sei, thatsächlich geführt werden sollte, etwas Unbefriedigendes.

Dies Hauptresultat aus der von ihm behaupteten unmittelbaren Abstammung des Cod. Montfortii aus dem Cod. Lincolniensis spricht der Verf. S. 61 ff. dahin aus, daß, da die Stelle in letzterm, dem Original des erstern, nicht stehe, sie eine willkürliche urkundlose Interpolation, an **arbitrary and unauthorised interpolation**, sei, und zwar, wie die latinisirende Gracität, die Uebereinkunft mit der Vulgata in der ganzen Stelle 1 Joh. 5, 6 — 8, und überhaupt der latinisirende Charakter der ganzen Handschrift beweise, eine Uebersetzung aus der Vulgata nach ihrem spätern Texte, wahrscheinlich vom Schreiber selbst. Dabei glaubt er aber diesen von dem Vorwurfe absichtlicher bewusster Fälschung, aus polemischer oder gar betrüglicher Absicht, freisprechen und die Aufnahme der ins Griechische übersehten Stelle in eine Kategorie mit den sonstigen, oft sehr kecken, aber wohlgemeinten, Aenderungen in der Handschrift, stellen zu müssen. Denkt man sich, meint der Verf., daß der Schreiber ein mäßiges Theil griechischer Sprachkenntniß und dabei eine hohe Verehrung der Vulgata besaß, daß er durch Aufnahme der dogmatisch so wichtigen Stelle den biblischen Text wirklich mit einem echten Bestandtheil zu bereichern glaubte, welche Tendenz sich in der ganzen Handschrift zeigt, die, sicher nicht zum Verkauf, sondern zum eignen Gebrauch gemacht ist: so erklärt sich das Vorhandensein der in dem Original fehlenden Stelle vollkommen, ohne die Redlichkeit des Schreibers in Zweifel zu ziehen, und er ist nicht härter zu beurtheilen, als die Complutenser, welche die Stelle ja auch aus

der damals für authentisch erachteten Vulgata entnahmen. — Dieser Apologie des Schreibers unserer Handschrift kann man guten Grund und humane Billigkeit nicht wohl absprechen.

Refer. hat sich der vorliegenden Schrift, welche ebensowohl von den gefundenen kritischen Grundsätzen, als von der Gelehrsamkeit, dem kritischen Scharfsinn und ausdauerndem Forschungsgeiste des Verf. zeugt, innigst erfreut, nicht bloß als einer schätzbaren Bereicherung des kritischen Apparats zum n. t. Texte, sondern auch als eines erfreulichen Beweises des auch unter den englischen Theologen sich lebhaft regenden Eifers, die noch ungehobenen handschriftlichen Schätze zur Herstellung des reinen n. t. Textes, deren die Bibliotheken Englands noch so viele enthalten, ans Licht zu fördern und nach den Anforderungen der Wissenschaft zu untersuchen. Es ist nicht zu leugnen, daß unter uns das Griesbachische Recensionensystem, von dessen Grundidee auch Lachmann bei seiner Aufstellung seines vermeintlichen ältesten im Orient herrschenden Textes ausgeht, nachtheilig auf Erforschung und Benutzung der vorhandenen Urkunden, namentlich der oft sehr werthvollen jüngern Handschriften, gewirkt hat. Da nach der Voraussetzung dieser Kritiker und ihrer zahlreichen Anhänger unsere sämtlichen Documente vom n. t. Texte, Handschriften sowohl wie alte Uebersetzungen und Kirchenväter=Citate nur von einer der zwei oder drei angenommenen alten Formationen desselben abstammen und Zeugniß ablegen können, und demnach die urkundliche Kritik nicht weiter führen kann, als zur Herstellung dieser für uns relativ ältesten Stammtexte oder Recensionen: so liegt die Folgerung nahe, es bedürfe zur möglichst reinen Herstellung dieser

lethern keineswegs der Benutzung aller uns erhaltenen handschriftlichen Documente des n. t. Textes, sondern nur einiger der ältesten und reinsten Abkömmlinge der ältesten Stammtexte, von welchen alle abstammen sollen. Lachmann hat denn auch in consequenter Durchführung der Hypothese eines zwiefachen ältesten im Orient und im Occident herrschenden Textes, über welchen eine urkundliche Erforschung des Urtextes nicht hinausgehen könne, seinen sogenannten ältesten Text, im Orient und im Occident, aus einigen wenigen unserer ältesten Handschriften, mit Vergleichung fast nur der alten lateinischen Uebersetzung, und einiger alten Kirchenväter componirt, mit völliger Ignorirung aller übrigen Documente, namentlich aller jüngern Handschriften, als gänzlich überflüssig und einer besondern Prüfung für den Zweck der n. t. Kritik nicht werth.

Bei dieser Uebertragung des Stimmrechts aller einzelnen Zeugen für den Urtext auf einige wenige, welchen selbst auch nur ein mittelbares Zeugniß für den ursprünglichen Text eingeräumt wird, wird willkürlich angenommen, was schon an sich höchst unwahrscheinlich und kaum denkbar ist, daß unsere sämtlichen Documente vom n. test. Texte nur entweder eine jener spätern, erst im 2. Jahrh. entstandenen und verbreiteten Formationen oder mehrere derselben vermischt enthalten, kein einziges aber daneben, ohne dieses Medium, durch andere Mittelglieder von dem Autographon abstamme und direct von dessen Text zu zeugen vermöge. Der völligen Grundlosigkeit solcher Voraussetzung entspricht die leichtfertige Willkür, womit dann weiter die Zurückführung der einzelnen Documente und ihrer verschiedenen Lesarten auf die vorgebliche orientalische und occidentalische (bei

Griessbach auch noch die constantinopolitanische, aus beiden gemischte) Textesform geschieht.

Die viel gerühmte Einfachheit und Leichtigkeit dieser Handhabung der urkundlichen Kritik des N. T., besonders wie Lachmann sie sich erlaubt hat, hätten in Verbindung mit der Erfahrung, die man schon an Bentley gemacht, daß nicht jeder tüchtige Kritiker der Klassiker zur Wortkritik des N. T. befähigt sei, die Theologen eher mißtrauisch dagegen machen, und die wohlgegründeten Einwendungen von Sachkennern, wie Fritzsche und Tischendorf, eher zu einer genauen Prüfung bewegen sollen, als daß man fast allgemein, in der Freude, so mühsame Vorarbeiten und Operationen, womit man sich bisher gequält, als überflüssig los zu werden, ohne alle tiefer eingehende Kritik die Lachmannische Arbeit, welche Fritzsche geradezu als *facilis* und *inutilis* charakterisirte, als einen ungeheuren Fortschritt und eine neue Grundlegung der n. t. Kritik betrachtete, und in dem seltsamen Mißverständnis, daß man den Lachmannischen Text, der nur den von uns zu ermittelnden ältesten im Orient herrschenden Text darstellen sollte, für eine nach kritischen Grundsätzen gebildete Recension des Urtextes selbst nahm, von vorn herein geneigt war, die Lachmannische Lesart für die echte und ursprüngliche zu nehmen; so daß der Lachmannische Text bei Vielen beinahe dieselbe Auctorität, wie einst der *textus receptus*, und zwar mit nicht viel besserem Rechte, erlangte. Leicht ist es zu zeigen, daß die Wissenschaft der n. t. Kritik auf diesem Wege nicht zu ihrem Ziele gelangt, vielmehr davon abgeleitet wird. Die nothwendige Vorbedingung zur Erreichung desselben ist die möglichst genaue Erforschung und gewissenhafte Benutzung aller vorhandenen Urkun-



den des n. t. Textes, deren gänzliche Unselbständigkeit oder gar betrügllicher Ursprung nicht zu erweisen ist; ohne willkürliche Ausscheidung einiger und Verwerfung aller übrigen, nach vagen Theorien und schwankenden Hypothesen. Daß dies eine höchst schwierige, weitaussehende Arbeit, welche das Maaß der Kräfte und der Lebenslänge eines Menschen übersteigt, ist gewiß. Aber sollte die unabweisliche Aufgabe, den ursprünglichen Text der authentischen heiligen Urkunden der christlichen Offenbarung in ihrer Reinheit herzustellen, nicht jeder Anstrengung, Ausdauer und Aufopferung werth sein? Und gäbe es einen würdigern Gegenstand für den in unserer Zeit so mächtig sich regenden Associationsgeistes, als die gemeinschaftliche Verfolgung eines solchen Ziels? Daher aber rühren so manche unvollendete und verfehlte Bestrebungen in dieser, wie in andern Wissenschaften, daß der Einzelne die ganze, nur durch gemeinsame und getheilte Arbeit zu lösende, Aufgabe allein vollenden und abschließen will. Wir theilen ganz die Bemerkungen, welche der würdige Verf. in diesem Sinne in der Vorrede S. VII und XX macht; und schließen mit dem Wunsche, er möge ferner seine Kräfte der Erforschung der handschriftlichen Urkunden des N. T. woran die Bibliotheken seines Vaterlandes so reich sind, widmen, wie er dies in Aussicht stellt.

Reiche.

### L e i p z i g

F. A. Brockhaus 1857. Spanische Chrestomathie. Hand- und Hülfsbuch der Spanischen Sprache und Litteratur im XIX. Jahrhundert. Mit Wort- und sachgemäßen Erläuterungen, so

wie einer kritisch-litterarischen Einleitung herausgegeben von Friedrich Booch=Arkossy. LXXXII u. 648 S. in gr. Octav.

Eine sehr dankenswerthe Erscheinung, die mit der Gewandtheit und Sachkenntniß bearbeitet ist, welche wir schon bei der spanischen Sprachlehre des Herausgebers (1853 in diesen Blättern angezeigt) verdienstermaßen erwähnten. Ein heiterer und unermüdeter Fleiß ist überall wahrnehmbar, und nicht nur waltet ein guter Geschmack bei der Auswahl vor, sondern selbst in den deutschen Noten erkennt man die gute Absicht und den leitenden Zweck, auf eine angenehme und nicht ermüdende Weise zu belehren. Nur die Fragen (bis S. 49) hätten wir gern nicht gesehen: dergleichen Uebungen stellt jeder gute Lehrer von selbst an, und nur wenige Selbstlernende werden sich geneigt finden, sie zu beantworten. Es durften ferner solche Artikel aus Huerta's Sinnverwandtschaftslehre nicht fehlen, mit denen es nöthig ist, in Bezug auf Umgangssprache vertraut zu sein, um so weniger als March, er nennt daher sein Buch: *adicion á los publicados por Huerta* —, das Werk des Huerta nur erweitern und ergänzen wollte. Dies haben wir bei unserer Ausgabe spanischer Bühnenstücke (1839) gethan, indem wir die Erklärungen beider deutsch, und die Beispiele in der Ursprache geben. Die Aufnahme des ganzen Werkchens von March (von S. 577 — 630) ist indeß jedenfalls eine nützliche, billig dargebotene Zugabe.

Das vorstehende Buch des Herausgebers beginnt mit einer ansprechenden Einleitung zu den gegebenen Meisterstücken aus den spanischen Schriftstellern des 19. Jahrhunderts (von S. IX bis LXXXII), dann folgen Stücke, mitunter auch

dichterische, von Madrazo, Romanos, Rubí, Andueza, Caballero, Gomez, Ubenamar, Herrero, Villergas, Rivas, Ribot y Fontseré, Flores, Palou y Pont, Puente y Upecehea, Arjona, Arriaza, Castro, Herreros, Burgos, Calderon, Negrete, Escosura, Espronceda, Floran, Estrada, Galiano, Gallego, Gil, Gil y Zarate, Dchoa, Harzenbusch, Hermosilla, Jerica, Larra, Lista, Casta, de los Rios, M. de la Rosa, Maturana, L. F. Moratin, Quintana, Quiroja, Samoja, Zorrilla (von S. 1—576). Die biographischen Notizen in spanischer Sprache sind ebenso zweckgemäß als die am Fuße jeden Blattes sich befindenden Verdeutschungen und die syntaktischen Bemerkungen, wiewohl diese der Sprachlehre angehören und dem Leser schon bekannt sein müssen.

Damit schließlich der anziehenden, empfehlenswerthen Sammlung nichts fehle, hat die Verlagshandlung auch für eine sehr zierliche und einladende Ausstattung gesorgt.

Misrd.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

148. Stück.

Den 14. September 1857.

---

P a r i s

Chez Firmin Didot frères, Treuttel et Wurtz 1856. Histoire littéraire de la France, ouvrage commencé par des religieux bénédictins de la congrégation de Saint-Maur, et continué par des membres de l'Institut (Académie des Inscriptions et Belles-lettres). Tome XXIII. Fin du treizième siècle. LXIX u. 898 S. Quart.

Der vorliegende Band des von den gelehrten Benedictinern 1733 begonnenen, dann von dem Institut 1807, nach einer vier- und vierzigjährigen Pause, übernommenen französischen Nationalwerks beendigt die Litteraturgeschichte des dreizehnten Jahrhunderts: er steht, wie unser, obwohl im Verhältniß kurzes, Referat hoffentlich zeigen wird, an Bedeutung seinen Vorgängern, selbst dem unmittelbar vorausgehenden, welcher die so wichtige epische Poesie behandelt, kaum nach. Der erste Artikel (S. 1—61) von Paulin Paris, ist dem Roman von der Rose gewidmet. Dieses berühmte Werk umfaßt bekanntlich zwei Dich-

tungen verschiedner Verfasser, von denen die jüngere sich für eine bloße Fortsetzung der ältern, unvollendet gebliebenen, gibt, auch äußerlich sich unmittelbar anschließt, aber ganz und gar nicht im Sinn und Geist derselben verfaßt ist. Indem Guillaume de Lorris mitten in einem Satze (V. 4070) aufgehört hat, und Jean de Meun diesen Satz beendend fortfährt, hat Letzterer seine Dichtung allerdings so an die andre angeschweißt, daß beide materiell ein Ganzes bilden, gleich als wenn ein Venus-Torso von einem spätern Bildhauer in eine Sirenen-Statue verarbeitet wäre — eine Vergleichung, die hier auch in innerer Beziehung zutreffen möchte. Das Gedicht Guillaume's, welches in der Form einer Allegorie die Freuden und Leiden der Liebe schildert, hat, obwohl es episodisch Ovid's *ars amandi* übersehte, keineswegs einen didaktischen Zweck; es ist zugleich ganz im Geiste der ritterlichen Bildung geschrieben, und hält die Anstandsformen derselben, die freilich keine allzuknappe waren, immer inne; Jean de Meun's Fortsetzung aber nimmt den Faden jener Allegorie nur auf, um ihn zum Einschlag für ein ganz neues Gewebe zu machen von weit größerem Umfange, ganz andern Dessen, und viel rohern Formen; seine Dichtung ist durchaus von dem Geiste des zur Macht schon heranreifenden dritten Standes durchdrungen, mit welchem Geist sich der scholastische Sinn des gelehrten Clerikers vereinigt: so bekam J. de Meun's Werk den satirisch-didaktischen Charakter. Ohne alle innere Composition ist es ein wahres Quodlibet von Episoden, in denen theils der ganze Kreis des Wissens jener Zeit durchstreift, theils der Staat und die Gesellschaft einer Verspottung unterworfen werden, die sich durch schamlose Frivolität wie

durch philosophische Kühnheit gleich ausgezeichnet. So kann man den berühmten Roman auch einem Januskopfe vergleichen, der nach verschiedenen Zeitaltern blickend recht als Markstein zweier Epochen, nicht bloß der Litteratur, sondern überhaupt der Cultur Frankreichs dienen kann.

Ueber die Zeit der Abfassung der beiden Theile des Romans gibt Hr P. P. einige sicherere Bestimmungen, die auch er aus Daten des Werks selbst zieht — denn andre mangeln überhaupt. J. de Meun sagt dort nämlich, daß er seine Fortsetzung ungefähr 40 Jahre (*»plus de quarante«*) nach Guillaume's Tode begann. Nun gedenkt er an einer andern Stelle (B. 6655 ff.) Karls von Anjou (regierte 1266—1285) als noch herrschenden Königs von Sicilien (*Est ores de Sezile rois*), zugleich der Kämpfe mit Manfred als „zu seiner Zeit“ geschehen, dagegen nicht der sicilianischen Besper; er erzählt ferner, Heinrich von Spanien, der kurz vor Conradins Tod zu ewigem Gefängniß verurtheilt wurde, sei im Kerker hingerichtet worden, was man damals längere Zeit fälschlich glaubte: nach zwanzig Jahren aber (1289) wurde der Infant befreit. Aus diesen Daten ergibt sich, wie man leicht sieht, daß J. de Meun's Gedicht ungefähr um das J. 1280, das seines Vorgängers aber dann um 1240 verfaßt wurde. Daß aus einer andern Stelle des Romans (B. 18900 ff.) nicht gefolgert werden kann, wie fälschlich geschehen ist, J. de M.'s Arbeit sei erst nach 1302 geschrieben, weist Hr P. P. (S. 43) mit Recht nach, und zeigt hier, daß bei einer richtigen Interpretation vielmehr auch jene Stelle seine Behauptung unterstützt. — Ueber die Wirkungen des Romans, die seinem großen Rufe durchaus entsprechen, hätten

wir Hn P. P. gern etwas ausführlicher sich verbreiten sehn; denn er gedenkt hauptsächlich nur der Angriffe Gerson's und Christinons von Pisa, allerdings dieser auch umständlicher. Einer gegen J. de Meun gerichteten Apologie der Frauen, welche P. Heyse kürzlich zuerst vollständig herausgegeben und die Hr P. P. nicht erwähnt, haben wir selbst in diesen Blättern genauer gedacht (Jahrg. 1856. S. 822 ff.).

Am Schlusse des Artikels bespricht Hr P. P. die Manuscripte und die Ausgaben des Romans, welche letztere bekanntlich ein besonderes literaturgeschichtliches Interesse haben. Rücksichtlich der drei ältesten Manuscripte hätten wir doch etwas genauere Angaben gewünscht; da indessen eine neue Ausgabe des Romans vorbereitet wird, so dürfen wir wohl der Abhülfe dieses Mangels dort bald entgegensehn.

In dem folgenden, »Lais« überschriebnen Abschnitt (S. 61—69) werden einige unter diesem Titel verfaßte kleinere erzählende (fabliaux artige) Gedichte besprochen, die bereits veröffentlicht sind, und allerdings auch ihrem Inhalt nach den bretonischen Ursprung, auf welchen ihr Titel schon hinweist, ganz offenbar zeigen.

Hieran reiht sich ein langer, den Fabliaux gewidmeter Artikel, verfaßt von Hn Le Clerc (S. 69—215). Dieser Artikel hat nach der Aussage des Verf. den doppelten Zweck, in Bezug auf jene Dichtungsart, die durch den mannichfaltigen Reichthum, die culturgeschichtliche Bedeutung, und den sehr ausgeprägten nationalen Charakter ihrer Hervorbringungen sich auszeichnet, sowohl die Details zu completiren — denn es ist ja der Fabliaux an verschiedenen Stellen des großen Werks schon im Einzelnen gedacht worden — als das En-

semble zu würdigen. Viele der Fabliaux sind originell auch rücksichtlich des Stoffes, den sie unmittelbar aus ihrer Zeit, deren Bilder sie sind, selbst geschöpft haben. Die Quellen der andern gehören theils dem Alterthume und dem Orient, theils lateinischen Werken des Mittelalters an; einzelne Stoffe sind auch den Chansons de geste, und bretonischen Lais (von denen abgesehen, welche selbst zu Fabliaux sich erweiterten) entnommen. Ueber diese Quellen verbreitet sich der Verf. im Allgemeinen: indem er jedoch auch einzelne der Fabliaux und Contes auf ihren besondern Ursprung zurückführt. Unter den klassisch-antiken Quellen sind vorzüglich Ovid und Apulejus von Belang. Daß die Fabliaux selbst wieder den erzählenden Dichtern Italiens, den Novellisten wie den Epikern, eine reiche Stoffquelle wurden, ist zur Genüge bekannt: dort schöpften denn erst die französischen Erzähler des 17. Jahrhunderts, wie La Fontaine, aus der zweiten Hand was in der Heimath selbst im Staub der Bibliotheken bereits verborgen lag. Indessen waren diese so beliebten Productionen des 13. Jahrh. nicht so bald spurlos verschwunden; vielmehr theilten auch sie das Loos der epischen Dichtung überhaupt: sie wurden zunächst in Prosa übertragen. In den Cent nouvelles nouvelles, in den Erzählungen Margarethens von Navarra, Des Perriers', Noël du Fail's und Andrer finden wir einzelne wieder — manche davon dorthin wohl auch nur durch das Medium mündlicher Ueberlieferung fortgepflanzt. Ihre wahre Auferstehung dagegen begann erst in der Mitte des 18. Jahrh. durch Barbazan, der einige sechzig Fabliaux zuerst wieder herausgab, nachdem allerdings schon Ende des 16. Jahrh. Fauchet in seinem Werk über



die franz. Dichter vor 1300 auch auf sie hingewiesen. Aber dieses Werk fand seiner Zeit die Beachtung nicht, die es verdiente. — Eine vollständige Sammlung dieser in so vieler Beziehung interessanten Dichtungen, correct nach den Manuscripten, methodisch geordnet, und mit genügender litterarischer und historischer Erklärung, fehlt leider noch durchaus, und wäre, worin wir Hr Le Clerc beistimmen, sehr zu wünschen.

Im Folgenden handelt Hr Le Clerc zunächst von den »Auteurs des Fabliaux.« Da die Verfasser auch dieser mittelalterlichen Dichtungen — dem allgemeinen Charakter der Dichtkunst jener Zeit ganz gemäß — in ihren Productionen sehr wenig individuelle Eigenthümlichkeit zeigen, sind ihre Namen zum größten Theil verschollen, und meist, wo dies nicht der Fall ist, wohl nur durch einen Zufall aufbewahrt. Dagegen gehörten gerade diese Fabliaurdichter größtentheils einem besondern Stande an, dessen eigenthümliche Lebensverhältnisse in ihren Productionen sich ausprägten; wir meinen den Stand der Jongleurs. Die wahren Original=Productionen dieser fahrenden Sängers, diejenigen zugleich, in welchen sie ihre Hauptgeschäfte machten, auf welchen ihr Erwerb wahrhaft ruhte, waren die Fabliaux. (Natürlich wurden aber Fabliaux auch von andern Poeten, den Trouvères gedichtet). Hr Le Clerc handelt deshalb mit Recht zuerst von den Jongleurs im Allgemeinen, indem er indessen auch hier nur die in den frühern Bänden der Hist. litt. niedergelegten Untersuchungen zu ergänzen sich bemüht, und zwar hauptsächlich aus den Fabliaux selbst. Es werden von ihm hier manche interessante Details über das Leben, die Gewohnheiten und Sitten der Jongleurs beigebracht. Dieselben waren im

Allgemeinen, wie die eigentlichen Volkspoeten wohl immer, arm: ihr Handwerk (*sit venia verbo!*) hatte keinen goldnen Boden. Es gibt ein Fabliau, welches zu der „Theilung der Erde“ von Schiller ein Seitenstück in seiner Art bildet. Dort singt der Jongleur: Gott habe bei der Theilung der Welt die Ländereien dem Adel gegeben, die Zehnten und Almosen dem Clerus, dem Bauer dagegen die Arbeit für jene beiden bescheert. Ganz leer aber ausgegangen, gleichsam vergessen, seien die lustigen Brüder (*lecheors*) — unter welchem Generalnennen der Sängers die Jongleurs hier begreift — und die Courtisanen. Da habe Gott zur Versorgung die erstern dem Adel, die letztern der Geistlichkeit gegeben. Während diese nun ihrer Pflicht sich sehr wohl entledigt hätte, habe der Adel dagegen um die Jongleurs sich die Hölle verdient. — Zu Zeiten griff der Staat selbst den Jongleurs unter die Arme. Unter Ludwig dem Heiligen wenigstens brauchten sie keinen andern Zoll zu bezahlen — wie gesetzlich verordnet war — als daß sie ein Couplet dem Erheber zum besten gaben. Sie selbst nahmen als Zahlung für ihre Vorträge mit der geringsten Summe fürlieb. Dieser Stand recrutirte sich, wie in frühern Zeiten unsre Schauspieler, zum guten Theil wenigstens aus verkommenen Subjecten, man möchte sagen, einem Ausschuß der Gesellschaft. Studiosen, denen das Würfelspiel mehr als Donat zusagte, junge Cleriker, denen die Welt zu enge war, herabgekommene Trouvères wurden Jongleurs, um in einem abenteuerreichen, umher-schweifenden Leben die Noth und Lust des Moments zu genießen. In Schlössern, auf Straßen und Märkten, in Kaufhallen und Kneipen, bei Hochzeiten wie bei Leichen sangen und spiel-

ten sie auf. Waren die kleinen Erzählungen, die weltlichen wie die frommen, der Artikel, mit dem sie überall hausiren konnten, so trugen sie doch auch epische Dichtungen, sowie Lieder und Hymnen vor, und führten dramatische Feux auf. Sie zogen weit über die Grenzen Frankreichs, die Dichtung ihrer Nation verbreitend, und bei den Fremden die Entwicklung eines ihnen gleichen Sängerstandes, wenn nicht hervorrufend, doch fördernd. Hauptsächlich nach England und Italien wanderten sie. Interessant in sprachlicher Beziehung ist ein Fabliau, dessen Herr Le Clerc hier gedenkt, welches einen von England zurückgekehrten Jongleur zum Verfasser hat: es verspottet die Aussprache des Französischen im Munde der Engländer. —

Rücksichtlich der Namen von Fabliaurdichtern liegt, wie Hr Le Clerc mit Recht bemerkt, die Kritik noch sehr im Argen. So hat man einem Jean de Boves neun der besten Stücke zugeschrieben, während wahrscheinlich keines davon ihm angehört. Ja von Barbazan an bis auf Daunou haben die franz. Litterarhistoriker einen Pierre d'Ansol als Fabliaurdichter gerühmt, unter welchem Namen aber kein Anderer als der bekannte Verfasser der *Disciplina Clericalis* Petrus Alfonsus zu verstehen ist. — Hr Le Clerc gibt dann eine alphabetisch geordnete Liste von 36 Namen von Autoren, mit Aufzählung der denselben beigelegten Fabliaux, indem er einzelne kritische Bemerkungen hinzufügt.

(Fortsetzung folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

149. 150. Stück.

Den 17. September 1857.

---

P a r i s

Fortsetzung der Anzeige: »Histoire littéraire de la France, ouvrage commencé par des religieux bénédictins de la congrégation de Saint-Maur, et continué par des membres de l'Institut. Tome XXIII.«

Unter der Rubrik »Personnages des Fabliaux« geht der Verf. nunmehr zu den Helden dieser Dichtungen über, indem er ins Auge faßt, wie die verschiedenen Klassen der mittelalterlichen Gesellschaft in den Fabliaux charakterisirt, beziehungsweise angegriffen werden. Er nimmt also, um von dem reichen Inhalt ein übersichtliches Bild zu geben, den culturgeschichtlichen Standpunkt ein — ein Verfahren, das sehr, zumal in diesem Falle, zu loben ist, wie es denn auch ganz neue, sehr interessante Resultate herbeigeführt hat. Vor der irdischen Gesellschaft aber hat, wie billig, die himmlische den Vortritt: die Helden der contes dévots, die heil. Jungfrau, die Engel und die Heiligen werden zuerst besprochen. Zum größten

Theil sind diese frommen Erzählungen nur eine Reproduction lateinischer Legenden; die meisten feiern die Wunderthätigkeit der heil. Jungfrau, sie sind die epischen Vorgänger der vielen ihr gewidmeten dramatischen Miracles des folgenden Jahrhunderts. — Daß der Clerus unter allen Ständen zumeist die Zielscheibe der Satire der Fabliaudichter war und vorzugsweise den Stoff zu ihren frivolen komischen Erzählungen liefern mußte, ist bekannt genug; viel weniger dagegen, was Hr Le Clerc hier, unsers Wissens zuerst, genauer ausführt, daß keineswegs alle Klassen des Clerus in gleicher Weise getroffen wurden, ja daß ein und dieselbe Klasse zu verschiedenen Zeiten auch eine ganz verschiedene Behandlung erfuhr. Die hohe Geistlichkeit entging im Allgemeinen, indem damals die Hochachtung der öffentlichen Meinung sie schützte, der Verspottung der SONGLEURS; doch finden sich einzelne Ausnahmen, deren der Verf. auch gedenkt. Dagegen wurden aus der niedern Weltgeistlichkeit ganz vorzugsweise die Helden des Scandals genommen. Die Mönche blieben im Verhältniß viel mehr verschont, zumal in früherer Zeit; später dagegen, als mit dem Reichthum der Klöster auch die Sittenlosigkeit wuchs, finden sich sogar Beispiele, daß in neuen Redactionen älterer Fabliaux Mönche an die Stelle von Weltgeistlichen gesetzt werden (S. 155). Auch die Rolle, welche die einzelnen Mönchsorden spielen, ist gar verschieden. Am meisten respectvoll werden die Karthäuser behandelt; die Dominicaner, welche bald genug mit den Blitzen der Inquisition bewaffnet waren, wagt nur ein einziges Fabliau, und zwar wegen ihrer Erbschleicherei, zu verwunden; die Augustiner gehn auch noch ziemlich frei aus; am härtesten hinge-

gen wird den reichen Franziskanern mitgespielt. — Der Adel wird vor allen andern Ständen geschont, waren doch die Jongleurs zum Theil seine Klienten. Fürstliche Häupter wagten sie nun gar nicht anzugreifen. Zwar liefert das eheliche Leben des Adels auch oft genug den Jongleurs Stoff zu mehr oder weniger scandalösen Erzählungen, aber der Adel wird doch als Stand nirgends verlästert. Die innere sittliche Rohheit jener Zeiten — Zeiten, welche die Neu-Romantik unter uns lange mit einem wahrhaft lächerlichen Heiligenschein von Tugend, sie als Muster für die Gegenwart aufstellend, umgab — zeigt sich allerdings nirgends bedeutsamer als eben in diesen Fabliaux, welche uns in das Familienleben des die erste Stelle in der Gesellschaft einnehmenden Standes einführen. Andererseits finden sich auch hier allein Erzählungen wieder, in welchen an und für sich unsittliche Verhältnisse durch die naive Darstellung schöner Natur einen poetischen Reiz gewinnen, wie das Fabliau von Wilhelm mit dem Falken. Solche Dichtungen aber sind ohne Zweifel das Werk von Trouvères. — Dem Bürgerthum gegenüber macht sich das Standesbewußtsein der Jongleurs geltend, obwohl oder gerade weil diese zum größten Theil aus der Bourgeoisie selber hervorgegangen sind. Die durch keinen Besitz gebundene Freiheit des nur für den Moment lebenden Sängers bildet einen vollkommenen Gegensatz zu der Gesinnung des nur auf Erwerb bedachten, für die Zukunft sorgenden, an der Vergangenheit ängstlich festhaltenden Bürgers. Eine solche Existenz, welcher der Jongleur entweder freiwillig entsagt hatte, oder hatte entsagen müssen, mußte seinen Groll wie seinen Spott um so mehr herausfordern, als er größtentheils doch

von der gar berechneten Freigebigkeit dieses Standes abhängig war. Die anonyme Satire *Borjois borjon* des berühmten Berner M's. enthält vor allen andern *Fabliaux* eine wahre Herzensergießung der Jonglerie in dieser Beziehung. — Ein besonders dem Spießbürgerthum eigenthümlicher Fehler, der der Leichtgläubigkeit, hat auch zu einigen der wichtigsten *Fabliaux* den Stoff geliefert. — Das bürgerliche Familienleben — obwohl auch hier leider Ehebruchsgeschichten meistens der Gegenstand sind — bietet dem Wiß und der Satire der *Fabliaurdichter* doch noch andre, und wie es scheint, ihm besonders eigene schwache Seiten: so die Zanksucht der Eheleute, zumal um die Hausherrschaft, und die Undankbarkeit der Kinder. — Auch in den *Fabliaux*, wie überall damals in der Dichtung und in dem Leben selbst, werden die *Vilains*, die Klasse der in feudaler Knechtschaft noch schmach tenden Bauern, am ärgsten mißhandelt. Ihr Name selbst war schon damals zum Schimpfwort geworden. Es ist wahr, was wir aus andern Quellen ja wissen, daß eine große Rohheit der Sitten unter ihnen herrschte: aber alle Basis der Bildung fehlte ihnen auch, vor Allem die Unabhängigkeit des Besitzes; so rächten sie sich an den andern Ständen, zumal ihren Bedrückern, durch die Untugenden, die eine Folge des Drucks waren. Solche Fehler, welche zu wichtigen *Fabliaux* den Stoff boten, waren ihre Lügenhaftigkeit, ihre betrügerische Verschlagenheit, ihre Habgier, ihre Undankbarkeit. Daß man auch vorzugsweise sie zu Helden der allerschmutzigsten Geschichten, womit die *Jongleurs* nur den Pöbel ergöhten, erwählte, läßt sich erwarten; doch mag solcher Schmutz noch mehr auf Rechnung der Verfasser, als dieser Klasse der Gesellschaft zu

sehen sein. In einigen Fabliaux wird indessen schon das Unrecht, das ihnen hienieden geschieht, anerkannt; sie werden auf das Jenseits wenigstens hingewiesen, wo es weder Reiche, noch Arme, weder Cleriker, noch Laien, weder Gelehrte, noch Unwissende gebe. Noch ist zu erwähnen, daß sie nur sehr selten als Diebe, um so häufiger dagegen als Bestohlene in den Fabliaux figuriren. Eigenthümlich ist denselben auch, daß sie gleich ihrem Epigonen Sancho Panza als große Liebhaber von Sprichwörtern erscheinen, womit ihre Dialoge stets durchaus gewürzt sind; häufig endigen auch die ihnen gewidmeten Erzählungen mit einem eine Nutzenanwendung für das Leben enthaltenden Sprichwort. — So spiegelt sich das Volksleben, obschon freilich vorzugsweise von seiner verkehrten und unsittlichen Seite, nach den verschiedensten Beziehungen in der Fabliaurdichtung wieder! — —

Es folgen nun vier der didaktischen Poesie, im allgemeinen Sinne, gewidmete Abschnitte unter den Titeln »Débats et Disputes«, »Poésies morales«, »Dits«, »L'Image du monde et autres Enseignements« (davon der erste von Hrn Littré, der zweite und vierte von Hrn Le Clerc, der dritte von Hrn Paris verfaßt). Sie zeigen, wie, zumal seit der Mitte des 13. Jahrh., die französische Dichtung mehr und mehr jenen moralisch-tendenziösen, formell aber allegorifizirenden Charakter annimmt, in welchem verstandesmäßige Combination die mangelnde Erfindungskraft der Phantasie zu ersetzen versucht. Indessen erweist sich die nationale Productivität noch lebendig genug, nicht bloß durch die Zahl der Dichtungen, sondern hier gerade auch durch die Verschiedenheit der Formen, in welchen sich die doctrinäre Poesie



geltend macht. Diese halten sich aber, was bemerkenswerth ist, noch innerhalb der Grenzen der Epik, während das folgende Jahrhundert bereits sie zu einem guten Theil auf das dramatische Gebiet hinüberführt. Ausgenommen die Mystereien mit Inbegriff der Miracles, ist die ganze dramatische Poesie des 15. Jahrh. in der Fülle ihrer Arten und Species in der epischen Didaktik des 13. schon aufzufinden. Die französische Poesie des 14. und 15. Jh. war, mit geringen Ausnahmen, nur eine Reproduktion des 12. und 13.; jedoch keine unfruchtbare, sondern eine neue Entwicklung vorbereitende, eine Periode des Uebergangs.

Unter den *Débats* und *Disputes* (S. 216 — 234) — Gedichte, die auch, wo Mehrere streiten, den Titel »*Bataille*« oft führten (ursprünglich vielleicht nur, wenn der Wortstreit in thätlichen Kampf überging) — heben wir ein Werk hervor, über welches hier zuerst auch Bericht erstattet wird. Es ist ein *Mariage des sept Arts et sept Vertus* von Jean le Teinturier, welches Gedicht nicht mit dem denselben Titel führenden, das Tubinal herausgegeben hat, zu verwechseln ist. Das eine ist allerdings nur eine Bearbeitung des andern. In dem nicht veröffentlichten vermählt sich Mutter Grammaire mit dem Klerus, von ihren sechs Töchtern aber Dialektik mit Unmoosne, Geometrie mit Abstinence, Arithmetik mit Confession, Musik mit Draisson, Rhetorik mit Obéissance, Theologie mit Amour. Culturgeschichtlich interessant ist ein Zug, dem wir auch in andern Dichtungen jener Zeit begegnen; nämlich, daß die Naturwissenschaft schon eine Ebenbürtigkeit mit den andern beansprucht, noch aber von ihnen gleichsam als Aschenbrödel behandelt wird. Dame

»Phesique« nämlich erscheint hier auch und begehrt sich zu vermählen; es wird ihr aber von den Sieben kurzweg bedeutet, sie gehöre nicht zu ihnen; worauf sie denn in Aerger abgeht. Der Schluß des Gedichts ist auch merkwürdig. Er enthält den eigentlichen *débat*, und zeigt die nahe Beziehung dieser Form zu dem *Jeu parti* recht offenbar. Der Dichter erscheint nämlich vor der gelehrten Versammlung mit der Frage: wie man seine Liebe einer Dame von hohem Werth gestehen könne, ohne sie zornig zu machen? Die Künste geben ihre Rathschläge, unter welchen endlich der der Musik von dem Dichter adoptirt wird. Sie gibt ihm nämlich ein Lied für seine Dame, mit dessen Mittheilung die Dichtung endet. Dieselbe scheint vor den andern dieser Gattung durch eine gewisse Anmuth ausgezeichnet. — Culturgeschichtlich bemerkenswerth sind noch die bekannte *Bataille des 7 arts* (ein Kampf der Logik und der Grammatik vornehmlich, welcher damals zwischen den Universitäten Paris und Orleans in Wirklichkeit gefochten ward); ferner die *Bataille des vins*, und die *Dispute du Dénier et de la Brébis* (die zu Gunsten des Geldwerthes entschieden wird).

In dem folgenden Abschnitt (S. 235—265) unter dem allgemeinen Titel *Poésies morales* wird zuerst die Sentenzendichtung abgehandelt, in welcher die in *Quatrains* geschriebenen *Doctrinaux* eine Hauptrolle spielen; die Form dieser Spruchgedichte, welche ein Hülfsmittel der Erziehung gewesen zu sein scheinen, hat auch das Mittelalter überdauert: wir brauchen ja nur an die von Molière citirten *Quatrains* des Herrn von Pibrac zu erinnern. Zu dieser Sentenzenpoesie gehört auch ein langes, fast 3000 Verse zählendes

des, ungedrucktes Werk Alars' de Cambrai (welches Werkes auch schon Roquefort kurz gedenkt), das in längern unregelmäßigen Strophen die Maximen von zwanzig „Philosophen“ des Alterthums geben will, unter welchen Weltweisen aber (ex ungue leonem!) Cicero in zweifacher Gestalt, als »Tulle« und als »Cicéron« austritt. Die meisten der „Philosophen“ sind Dichter. Es ist dieses ästhetisch sehr werthlose Werk rücksichtlich der Verbreitung und Kenntniß der antiken Litteratur in jenem Jahrhundert, von Interesse. — Eine besondere Species der Moralpoesie bilden ferner die Sermons, versificirte Predigten, an welche sich die Paraphrasen der Bibel, und die theils ernstern und frommen, theils komischen und unheiligen Parodien der Kirchengebete, insonderheit auch das Vaterunser anschließen. — Auch die Parabeldichtung wurde mannichfach cultivirt: zumeist war die heil. Schrift, welche diese Gattung in Aufnahme brachte, auch die Quelle; unter den parabolischen Gedichten von andern Stoffen, deren hier gedacht wird, heben wir als von besonderm Interesse *Le vrai anel* heraus, welches Gedicht die durch Boccaz und Lessing so berühmt gewordne Erzählung von den drei Ringen enthält, aber sie im orthodoxen statt im human-toleranten Sinne behandelt. Leider ist das Referat über dieses merkwürdige Gedicht sehr dürftig ausgefallen (S. 259). Rein allegorische Moral-Poesien schließen sich an die parabolischen: so „der Traum von dem Schloß“, welches von sieben Königen bestürmt wird, und den von den sieben Todsünden angegriffenen Menschen darstellt. Diese Gedichte in dramatische Form umgesezt, haben die Moralitäten in den folgenden Jahrhunderten gebildet; auch die erwähnten Sermons feh-

ren in denselben wieder, indem sie häufig den Prolog der Moralitäten bilden. Auch die Débats und Disputes werden da zu Dramen, indem zunächst ganz einfach die epische Verknüpfung wegfällt; und aus ihnen entwickelte sich später zum Theil wenigstens die Sottie. — Einer eigenthümlichen Specialität der Moralpoesien wird gegen den Schluß des Artikels noch gedacht, nämlich des von Subinal bereits publicirten gereimten Commentars über die Buchstaben des Alphabets, »la Senefiance de l'ABC.«

Der den Dits gewidmete Abschnitt (S. 266 — 286) hebt mit einer Erklärung dieses Wortes an, welche Hr P. Paris, der Verfasser dieses Artikels, also gibt: Ce mot n'indique pas un certain genre de versification, mais un poëme libre dans ses formes, fait à l'occasion de tout objet dont on prétendait énumérer les qualités. Aus den dits nämlich, sagt Hr Paris dann, haben sich die dictons und blasons des 15. Jh. entwickelt — jene Gedichte, in welchen bekanntlich vorzugsweise einzelne Theile des menschlichen Körpers nach ihren verschiedenen Eigenschaften gerühmt werden, Witzspiele, die aber nur zu oft gleich den italiänischen Capitoli obscene Zwecke verfolgen. Ursprünglich waren ja die Dits, meint Hr Paris, bloße Nomenclaturen in Versen, wie die Dits der Rues de Paris, der Cris de Paris u. s. w. Auf dieser Ansicht beruht die obige Definition. Später wurden jene Nomenclaturen zu Satiren, wie die berühmten Rutebeufs: man zählte die Laster und Tugenden gewisser Klassen der Gesellschaft auf. Aber auch Fabliaux bekamen diesen Namen, ohne daß solche sich doch von den andern unterschieden. Endlich erscheinen unter demselben auch moralisch=allegorische und klei-

nere didaktische Gedichte. Hr Paris hat sich nicht die Frage aufgeworfen, woher es kam, daß man die letztern und insonderheit Fabliaux auch Dits genannt hat: er würde dann schon erkannt haben, daß seine Definition als eine allgemeine keine richtige ist, daß sie nur auf eine gewisse Klasse der Dits, auf die Dits κατ'ἐξοχήν paßt. Hr Paris hätte weiter ausholen müssen. Schon Wolf hat in seinem bedeutenden Werk über die Lais, S. 252 ff. den Begriff des Dit sehr richtig und auf das gründlichste entwickelt. Die Dits sind mit einem Wort — worauf ja schon die Etymologie hinweist — zum Sagen bestimmte Gedichte. Der Name entstand, als man Gedichte sagte, statt sang. Diese ganz allgemeine Bedeutung ist die ursprüngliche; und aus ihr erklärt sich der mannichfache Gebrauch des Wortes ebensowohl als seine spätere Specialbedeutung, die Hr Paris an die Spitze gestellt hat, und die sich zu der allgemeinen verhält fast wie unser „Hersagen“ zu „Sagen“. Der Beweis hierfür ist zu leicht zu führen, als daß wir uns damit aufhalten wollen. — Daß den Dits ein besonderer Abschnitt gewidmet worden ist, wird nach dem eben Dargelegten wohl mit Recht unzweckmäßig erscheinen: sehr wenige unter den hier besprochenen gehören und zwar nur mehr oder minder zu den Dits κατ'ἐξοχήν, die meisten sind vielmehr moralisch-allegorische oder satirische Gedichte, welche nur in Ermangelung einer Specialbezeichnung den Namen Dit in dessen allgemeiner Bedeutung führen. — Den Charakter der eigentlichen Dits haben einigermaßen die von den fünfzehn Zeichen (des jüngsten Gerichts), deren als anonymes Werk gegen den Schluß des Artikels kurz gedacht wird \*)

\*) Für Referenten war die kurze Anmerkung über diese

(S. 282 ff.). — Im Eingang des folgenden Abschnitts (S. 287—335) wird zunächst einiger kürzern didaktischen Gedichte, die zum Theil auch »Dit« betitelt sind, gedacht, bei denen wir um so weniger uns hier aufhalten wollen, als die wichtigsten derselben bereits veröffentlicht sind. Dann folgt die Besprechung des großen didaktischen Gedichts *L'Image du monde*. Le Grand d'Aussy hat in seinen *Notices et extraits des mss.* (t. V) bereits von dieser merkwürdigen Dichtung umständlichere Nachricht gegeben; aber er ist, wie der Verf. des Artikels, Hr Le Clerc, bemerkt, mit wenig wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit verfahren, indem er in seiner Auseinandersetzung nicht einmal der Eintheilung der Dichtung treu blieb. Wir wollen daher auch hier die Composition des Werks kurz angeben. Es zerfällt in drei Hauptabtheilungen, und ist im Ganzen in 55 Kapitel getheilt. Die erste Partie, 14 Kapitel umfassend, enthält eine Kosmogonie, wo die Schöpfung und

Gedichte doch sehr werthvoll. Herr Paris nämlich citirt aus dem einen folgende Eingangsstelle: *Plus volentiers orroit conter Coment Rolans ala jouter a Olivier son compaignou Que ne feroit la Passion etc.* Nun haben wir in diesen Blättern, Jahrg. 1856, S. 238 eben dieselbe Stelle wörtlich (ausgenommen daß statt *conter* dort *chanter* steht), aus der Publication des Hrn Luzarche citirt, zum Beweise, daß das von ihm als Epilog des *Mystère Adam* gegebne Gedicht von den fünfzehn Zeichen ein selbständiges Werk sei, das gar nicht zu dem *Mystère* gehöre. Diese unsere Annahme bestätigt sich also vollkommen. Zu verwundern ist nur, daß Herr Paris unter den Manuscripten des Gedichts nicht das von Hn Luzarche benutzte Ms. von Tours anführt, noch überhaupt an dieser Stelle der Publication des Herrn Luzarche und seines Mißgriffs gedenkt. Hr Paris muß offenbar das *Mystère Adam* bei Abfassung des Artikels noch nicht gelesen gehabt haben.

der Sündenfall nach der Genesis, dann die Frage der Willensfreiheit, darauf das Reich des menschlichen Wissens, welches in den sieben freien Künsten sich verkörpert, und endlich die fortschaffende Thätigkeit der Natur (Letzteres auf Grund der Ansichten der Alten, hauptsächlich des Plinius) behandelt wird. Die zweite Partie, von 19 Kapiteln, ist der Erdbeschreibung gewidmet, und zum größten Theil eine freie Uebertragung der *Imago mundi* des Honoré d'Autun aus dem 12. Jahrh. Die dritte Abtheilung zählt 22 Kapitel, und gibt eine Astronomie. Die Entstehung von Tag und Nacht, die Mondphasen, die Finsternisse, jene Kraft (*vertu*) der Gestirne, welche die Rosenkreuzer selbst noch geltend machten, werden da unter anderm behandelt; eine Beschreibung der drei Himmel, der Hölle und des irdischen Paradieses schließt das Ganze. Es sind nicht weniger als 3312 Verse. Der letzte Theil ist noch merkwürdig durch eine Episode über den Zauberer Virgil. Dieses Gedicht hat einen ungemeinen Erfolg gehabt, was schon die sehr vielen von ihm erhaltenen Handschriften zeigen. Es ist auch mannichfach ausgebeutet worden, so unter andern von Brunetto Latini wie von Jean de Meun.

Ein neuer Abschnitt unter der Ueberschrift: *«Poésies historiques»* (S. 336—511), an welchem sämtliche Herausgeber mitgearbeitet haben, ist den Zeit- oder Gelegenheitsgedichten, *poésies de circonstance*, gewidmet. In diese Rubrik sind Poesien von der verschiedensten Art und Form aufgenommen, indem nur der Inhalt maßgebend war. Die Mehrzahl sind allerdings epische Gedichte, so das über die Eroberung Irlands (1172), über den schottischen Krieg (1174), das Leben des heil. Thomas (Becket), so ferner die culturgeschicht-

lich interessanten Turniergedichte aus dem Ende des 13. Jahrh., in welchen einzelne besonders ausgezeichnete dieser Waffenspiele von Augenzeugen beschrieben und verherrlicht werden: aber es werden hier auch epigrammatische, satirische, und Gedichte der politischen Lyrik, ja Dramatik vorgeführt. Da finden wir „die Klage Jerusalems“ über Rom, das die heiligen Stätten in den Händen der Ungläubigen lasse (gegen 1223 verfaßt), „die Klage der Kirche Englands“, 1256 geschrieben, wegen der harten Besteuerung durch Heinrich III. u.; ferner die älteste bekannte Moralité, das Spiel Pierre de la Broce; einige Dits von specieller politischer Beziehung, ein Sermon en vers sur la mort de Louis VIII. u. dgl. Am Schluß des Artikels wird noch die ganze Klasse der »Faträsies« abgehandelt, unter welcher Bezeichnung nicht bloß jene burlesken Gedichte, die man später coq-à-l'âne nannte, sondern auch die Parodien begriffen werden.

Die Aufnahme der anderen Gedichte als der epischen (und zwar im engeren Sinne des Wortes) in diesen Artikel können wir nicht billigen, denn auch in den andern, den Fabliaux, Dits, Chan-sonniers gewidmeten Abschnitten kommen noch genug Gedichte vor, die wegen ihrer unmittelbaren Beziehung auf bestimmte Zeitverhältnisse hierher dann gezogen werden müßten; sind bestimmten Dichtungsarten einmal besondere Abschnitte gewidmet, ist es unpassend, einzelne Productionen bloß wegen einer Eigenthümlichkeit ihres Inhalts, die noch dazu dem Charakter ihrer Art keineswegs widerspricht, auszuscheiden, und an einer andern Stelle zu behandeln. Dies erschwert die Uebersicht, ja verwirrt das Bild des Ganzen. Die Fatrasies aber gehörten um so weniger hierher,



als specielle historische Beziehungen bei ihnen entweder gar nicht vorhanden sind, oder wo dies der Fall, sich nicht nachweisen lassen wegen der von ihnen gerade beabsichtigten Dunkelheit. Dieser Abschnitt hätte also nur eine Klasse der Epik repräsentiren sollen. — Die Erörterung der historischen Verhältnisse, welche den Gedichten zu Grunde liegen, eine Erörterung, die oft sehr in das Specielle eingehen muß, war selbstverständlich die Hauptaufgabe der Verf. dieses Artikels. Sie haben dieselbe, wie sich erwarten läßt, mit vieler Gelehrsamkeit gelöst, und der Historiker wird hier manche interessante Thatsache, Anmerkung und Beobachtung finden. Ein Theil der Gedichte und nicht der unbedeutendste, von anglo-normannischen Poeten verfaßt, bezieht sich auf die englische Geschichte. Einer genauern Anzeige dieses Abschnitts, der vorwiegend ein rein stoffliches, und zwar politisch-historisches Interesse hat, enthalten wir uns um so eher, als weitaus die meisten der besprochenen Gedichte bereits veröffentlicht sind.

Der letzte Abschnitt, wohl unter allen der interessanteste, handelt von den »Chansonniers«; allerdings sind einzelne, und gerade von den berühmtesten, wie ein Adam de la Halle, Quenes de Béthune, der Castellan von Couci, schon in frühern Bänden besprochen worden: hier aber wird eine allgemeine Umschau über die nordfranzösischen Lyriker bis zum Ende des 13. Jahrh. angestellt, welche nicht bloß etwa die frühern Mittheilungen ergänzt, sondern eine selbständige, jene überragende Bedeutung hat. Der Artikel, von Hn P. Paris verfaßt, dehnt sich von S. 512 bis 831 aus.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen, die hauptsächlich den lais, frühere Angaben bericht-

gend, gewidmet sind, bespricht der Verf. die einzelnen Chansonniers in alphabetischer Reihenfolge, da er eine Ordnung nach der Zeit bei der Unsicherheit der betreffenden Daten nicht für thunlich erachtet. Auf diesem Wege den Verf. zu begleiten, würde aber sowohl uns hier zu weit führen, als auch von geringerem Nutzen sein: wir ziehen es vor, den dargebotenen Stoff nach seinen wichtigsten Beziehungen unter allgemeinen Gesichtspunkten selbständig zu betrachten, und die Beobachtungen, die uns hierbei sich darbieten, mitzutheilen, auch wenn wir dieselben vollkommen zu begründen hier noch nicht im Stande wären.

Vor Allem müssen wir bekennen, daß wir die selbst von bedeutenden wissenschaftlichen Autoritäten ausgesprochene Unterschätzung der nordfranzösischen Lyrik der provenzalischen gegenüber im Ganzen keineswegs theilen. Man muß unsrer Ansicht nach zwei Hauptklassen unterscheiden, unter welche sich die lyrischen Dichtungsarten der Nordfranzosen vertheilen: die eine Klasse umfaßt rein nationale Poesien, die andre allerdings solche, die den Provenzalen nachgebildet sind. Zu den letztern gehören die den prov. Chansos nachgebildeten Dichtungen, insonderheit die Saluts d'amour, ferner die Jeu-partis und zum Theil die Serventois; zu den erstern hingegen die Pastourelles, die Descorts, die episch-lyrischen Gedichte oder Romanzen, die eigentliche Lieder, jene Chansons, wie sie in unserer Zeit noch Béranger sang. Diese Klasse der nationalen Lyrik ist eine zur Kunstdichtung unmittelbar erhobne Volkspoesie, unmittelbar sagen wir: denn natürlich weist indirect alle Kunstpoesie auf die Volkspoesie zurück. Daß aber eine solche volksthümliche Lyrik, von welcher die provenzalische Poesie nur seltne und schwache

Spuren zeigt, eine Lyrik, in welcher das Volkslied zum Kunstwerk wurde, wie eine aus der Wiese in den Garten verpflanzte und hier cultivirte Blume, daß dieselbe, sage ich, im Norden Frankreichs im Gegensatz zu dem Süden sich entwickelte, war nicht bloß etwa eine Folge der Verschiedenheit des Nationalcharakters, welche Verschiedenheit doch in der That nicht so groß war, sondern vielmehr der der Culturverhältnisse. In dieser Beziehung erscheint uns von besondrer Wichtigkeit das Verhältniß des dritten Standes, des Bürgerthums zu der poetischen Production. Fassen wir den Stand der hier besprochenen Chansonniers einmal überhaupt ins Auge — obwohl er freilich nicht von allen sich bestimmen ließ — so finden wir allerdings, daß die meisten der Sänger edler Geburt sind, und daß sogar der hohe Adel in der Ausübung der fröhlichen Wissenschaft hinter dem niedern keineswegs zurücksteht. Eine Reihe von Fürsten selbst werden als Viederdichter genannt, unter denen freilich nur einer zugleich ein Fürst der Poeten war; es ist der als Sänger so berühmte König von Navarra, Thibaut von Champagne. Von gekrönten Häuptern können aber noch genannt werden: der löwenherzige Richard von England, Peter II. von Aragon, Karl von Anjou, der Eroberer Neapels, Jean de Brienne, König von Jerusalem; an sie mögen sich anschließen der Herzog von der Bretagne, Peter mit dem Beinamen Mauclerc und ein Prinz von Morea aus dem Geschlechte Wille-Hardouin.

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

151. Stück.

Den 19. September 1857.

---

## P a r i s

Schluß der Anzeige: »Histoire littéraire de la France etc. Tome XXIII.«

Wie mehrere dieser Namen schon an die Kreuzzüge erinnern, so finden sich auch unter den andern adligen Sängern nicht wenige Kreuzfahrer, und manche ihrer empfindensten Lieder sind „jenseits des Meeres“ entstanden. — Der geistliche Stand ist unter den Chansonniers auch, obschon sehr spärlich, vertreten. — Unter den bürgerlichen Dichtern aber muß man zwei Klassen wohl unterscheiden: einerseits nämlich diejenigen Trouvères, welche zugleich als ménestrels oder jongleurs aus der Poesie, resp. Musik auch ein Gewerbe machten (und zwar finden sich unter ihnen auch gerade einige vorzüglich begabte Liederdichter, wie ein Colin Muset) — andererseits aber solche Poeten, welche als vermögende Bürger nur dem innern Triebe zur Poesie folgten, oder auch der Ehre halber dichteten, um auf den Puy gekrönt, sowohl von ihren Mitbürgern als von dem Adel ausgezeichnet zu werden, oder auch bloß den Edeln gleich aus Galanterie, obwohl letzteres nur

selten, dünkt uns, geschah. Das Verhältniß des Bürgerthums zu der poetischen Production war in Nordfrankreich im Allgemeinen ein anderes als in dem Lande der langue d'oc. Man weiß, daß auch viele der bedeutendsten provenzalischen Dichter bürgerlicher Herkunft waren, ja ein Handwerk selbst getrieben hatten, aber indem wir von denen ganz absehen, die, wie der berühmte Bernart von Ventadour von ihrer Kindheit auf durch adlige Gönner erzogen wurden — sobald sich nur diese bürgerlichen Troubadours der dichterischen Production „widmeten“, gaben sie auch die bürgerliche Existenz auf, um an den Höfen als Hofleute zu leben, gewöhnlich allerdings von der Gnade der Herren und Edel Frauen, deren Lob sie sangen; die provenzalische Lyrik war so durchaus conventioneller Natur, daß sie ihrem ganzen Wesen nach in der Gesellschaft wurzelte, d. h. dem socialen Leben der Edeln, ein Leben, dessen Wesen und Formen auf den Grundprincipien selbst des Adels beruhte. Die bürgerlichen Sänger mußten, um Troubadours zu sein, sich des Bürgerthums begeben, des freien zum mindesten. Das Liebesverhältniß, worauf das Minnelied sich gründete, war ein adliges Dienstverhältniß. Zu dem Minnelied bildete vollkommen das Gegenstück das Sirventes, dem männlichen Lehnsherrn gegenüber. Die eigentliche Hospoesie, jene eine Klasse der altfranzösischen Lyrik, war nun in Nordfrankreich eine nachgemachte. Und weshalb „nachgemacht“? weil sich jenes gesellschaftliche Leben des Adels dort nicht ursprünglich entwickelt hatte; es wurde dort erst zugleich mit einem Erzeugniß jener Hospoesie eingeführt: aber keineswegs verbreitete es sich so weit als diese letztere. An einzelnen Höfen hoher Adligen, die zugleich

in directer Verbindung mit Südfrankreich standen, wie z. B. an dem Thibaut's von Champagne, mag das sociale Leben des provenzalischen Adels vollkommen geherrscht haben; die adligen Dichter vermochten dann sich ganz in die Ideenwelt der Provenzalen zu versetzen, und aus dieser heraus schufen sie ihre Gedichte, die einen andern Grad von Frische, Lebendigkeit und Originalität — in wie weit die letztere überhaupt möglich war — haben, als die Poesien derjenigen, welche nicht bloß die provenzalische Hofdichtung, sondern auch ihr Hofleben erst aus Büchern so zu sagen kennen lernten. Bei den meisten der Trouvères war aber das Letztere mehr oder weniger der Fall. Und daher kommt denn das Leblose, Abstracte, Gemachte mit einem Wort, in ihren Minneliedern. Bei der geringen Verbreitung des adligen Gesellschaftslebens der Provence in Nord-Frankreich unter dem Adel selbst erklärt sich leicht, daß die bürgerlichen Dichter dort davon noch weit weniger berührt wurden. Einzelne mögen wohl dennoch wirklich solche Hoffänger gewesen sein, wie ihre provenzalischen Standesgenossen. Andre auch waren es wie die meisten der Adligen Nord-Frankreichs auf dem Papiere nur. Außerlich standen die meisten aber unabhängig. Wurden sie ménestrels, so machten sie ein bürgerliches Geschäft aus der Poesie. Sie verkauften ihre Kunst gleichsam gegen einen Ehrensold, sie machten Rundreisen auf die verschiednen Schlösser und kehrten dann beladen mit ihren Geschenken in den Schooß ihrer Familie, an den eignen Heerd zurück — ein Leben, das uns Colin Muset selbst recht anmuthig in seinen Liedern schildert. — Ungesehene Bürger, zumal in den reichen flandrischen Städten, in denen stets so viel Unabhängigkeits-

sinn lebte, cultivirten hingegen die Poesie bloß zu ihrem Vergnügen. Es gibt da Familien, wo sich dies Interesse und das Talent vom Vater auf den Sohn fortpflanzte, oder wo ein paar Brüder zugleich sich Dichterruhm erwarben: so die artesischen Bürgerfamilien Moniot und le Vinier. Mitunter bekleideten diese Bürger = Dichter Magistraturen, oder hatten doch öfters studirt. In den Puyß saßen sie zugleich mit den Adligen: und die Puyß waren städtische Institute. Unter einander hatten sie oft lebhaften Dichterverkehr, wie ihre Feu-parti's zeigen: einzelne waren aber auch mit Adligen wahrhaft befreundet, so daß dann durchaus nicht irgend ein Abhängigkeitsverhältniß vorhanden erscheint. Das Verhältniß des Adels zur Nationaldichtung wie seine Bedeutung für die Cultur überhaupt war in Nordfrankreich von Haus aus von anderer Art als im Lande der Oc-Sprache. Waren doch schon die Epen dichtenden Clercs vorzugsweise bürgerlicher Herkunft! —

Von welcher Bedeutung aber diese Verschiedenheit der Stellung der bürgerlichen Trouvères im Gegensatz der bürgerlichen Troubadours war, entdeckt sich schon leicht, wenn wir darauf achten, welchem Stande vorzugsweise die Dichter der Pastoralen, Descorts und der eigentlichen Lieder in Nordfrankreich angehören? Bei weitem die meisten sowohl als auch die bedeutendsten sind, finden wir, bürgerlichen Standes: ein Factum, das bis dahin nirgends hervorgehoben, doch von großer Wichtigkeit uns erscheint. Die bürgerlichen Trouvères sind in der That die natürlichen Vertreter der nationalen Hauptgattung der nordfranzösischen Lyrik, während die Repräsentanten der andern, der den Provenzalen entlehnten Hofdichtung, die adligen Sänger sind. Wir sagen „Ver-

treter“ und „Repräsentanten“, denn wie bürgerliche Trouvères auch die Hofpoesie cultivirten, nicht wenige diese sogar allein, so sangen auch adlige in den volksthümlichen Formen, wie denn z. B. der früher aufgeführte König von Jerusalem auch unter den Pastoralendichtern glänzt. Die Romanze sogar, die wir zu der Klasse der nationalen Lyrik rechnen, zählte vorzugsweise wahrscheinlich adlige Verfasser. Gerade daß einerseits keine Scheidewand zwischen den adligen und bürgerlichen Trouvères bestand, und daß andererseits doch diese nicht in jenen aufgingen — wie in der Provence — machte erst die Entwicklung und das Gedeihen einer wahrhaft nationalen Kunstlyrik möglich. Die Hofpoesie gewährte die künstlerische Bildung, um die Volkspoesie kunstmäßig zu cultiviren. Und die bürgerlichen Sänger konnten sich jene aneignen, ohne ihre Lebensstellung aufzugeben, oder ihrem Standesbewußtsein zu entsagen. Das Bürgerthum aber war damals der Kern und die Spitze zugleich des eigentlichen Volkslebens.

Betrachten wir nun in der Kürze die wichtigsten Dichtungsformen der nordfranzösischen Lyrik, in wie weit sie in dem vorliegenden Artikel durch Citate und Anmerkungen vertreten sich finden \*). Beginnen wir mit der Pastourelle. Sie zeigt sich häufig cultivirt, weit mehr als in der Provence; die Dichter sind mit sehr wenigen Ausnahmen alle bürgerlichen Standes. Ueber die Zahl der Couplets läßt sich nichts sagen, da zu selten ganze Pastorellen citirt sind. Die Zahl

\*) Dem Charakter der „Anzeige“ gemäß, und weil wir sonst zu weit geführt würden, halten wir uns hier überall innerhalb dieser Schranken, selbst da, wo wir leicht sie erweitern könnten.



der Verse ist meist bedeutend, häufig 11 bis 14, aber selbst auch — den Refrain überall eingerechnet — 24 (s. S. 560); andererseits finden sich auch welche von ganz kurzen Strophen, so von 6 Versen. Die Verse sind meist acht- oder siebenfüßig mit Kürzern, vier- oder dreifüßigen, gemischt, welche letztern nicht selten das numerische Uebergewicht haben: doch finden sich auch Pastorellen, die aus Sieben- oder aus Achtfüßlern unvermischt bestehen. — Der Reim ist das wichtigste Moment in dieser Dichtungsform, da er allein schon ihren volksthümlichen Ursprung und Charakter offenbart. Letzteres ist allerdings nicht überall der Fall, da die Reimstellung keine vorgeschriebene ist, das ursprüngliche Princip nicht zum bewußten Gesetz wurde, und sich so auch viel Willkürliches geltend macht. Aber zeigen wir einzelne Reimverbindungen, die durchaus den Charakter reiner und alter Volkspoesie haben; so S. 596: aaaabcccch-b-b0b (b0b bildet den Refrain; 0 ist ein nicht reimender unverbundner Vers, -b- der — auch dem Inhalt nach — den Uebergang zum Refrain bildende Vers); oder S. 661: aaabcccdbdee, die letzten 3 V. Refrain (allerdings eine Badurie, von welcher Species weiter unten das Nähere), oder S. 693: aabaabccbccb. — Ganz besonders zeigt sich das Volksmäßige dieser Dichtungsart formell darin, daß sie sehr den Refrain liebt, und daß derselbe sehr häufig aus Volkslieder-Citaten besteht: worauf auch Wacker n a g e l schon aufmerksam gemacht hat. Solche Refrains finden sich sogar zuweilen außer am Ende auch noch im Innern des Couplets (s. S. 594). Mitunter wird der Refrain auch materiell, und zwar recht geschickt mit dem Couplet verknüpft (s. z. B. S. 645). Nicht selten begegnet

man auch in den Refrains jenen bloßen Naturlauten, die nur Träger der Melodie sind, welche theils aus gewissen wiederkehrenden Schlußworten (z. B. *vadu vadu* u. etwa unser gehe nur, oder geh' du nur hin), theils wohl aus der Nachahmung von Instrumentalklangen, insonderheit der begleitenden Flöte entstanden sind. Geben wir einige Beispiele: *Aeo* (p. 560), *Dereuleu de o a é* (p. 595), *Doreuleu vadi, vadoie* (p. 630), *Doreuleu diva! eya! oi cà oi là* (p. 830), *Valuru valuru valuraine valuru va* (p. 596), *Aé* (p. 641, das hier allein der Refr. ist, und p. 657). Diese Art des Refrains gab die Veranlassung zur Ausbildung einer besondern Art von Liedern, die formell sich ganz an die Pastorale anschließen, der sogen. *vadurios*, indem der Refrain in ihnen mit den Lauten *va du* beginnt, z. B. S. 661: *Va du va du va du va belle, Je vos aim pieca, Vostre amor m'afolera.* Von dem Verhältnisse haben wir oben ein Beispiel gegeben. — Fassen wir nun den Inhalt ins Auge, so finden wir zunächst, daß von den nordfranzösischen Pastoralen keineswegs im Allgemeinen das Urtheil gilt, daß über die provenzalischen *Fauriel*, der, wie man weiß, die Poesie seiner Heimath doch stets im möglichst glänzenden Lichte anzusehen pflegte, fällt, wenn er sagt, man würde dort vergeblich suchen » *la moindre idée, le moindre tableau, faux ou vrai, de la condition des habitants des campagnes, d'un certain ensemble de la vie champêtre.*« In nicht wenigen der nordfranzösischen Pastoralen ist im Gegentheil, wenn auch oft nur in einzelnen, aber prägnanten Zügen, der Scene ein lebendiges ländliches Colorit gegeben. Mitunter werden auch epische und dramatische Elemente aufgenommen, wie sie die pro-

venz. Pastorella nicht kennt: so wird im Eingange einer, schon von Dinaud veröffentlichten, eine Kirmesß beschrieben; oder durch herbeieilende Schäfer wird der vornehme Verführer in die Flucht geschlagen zc. Der Letztere wird nicht bloß als ein Ritter vorausgesetzt — indem keineswegs alle mit dem *L'autrier me chevauchois* anfangen — sondern auch ausdrücklich als »borgeois«.

Der volksmäßige Charakter der Pastorelle spricht allein schon genügend für ihren nationalen; nachgebildet ist diese Dichtungsform nicht den Provenzalen: ob sie sich aber in beiden Litteraturen zugleich spontan entwickelt hat, oder ob von der provenzalischen der nordfranzösischen in dieser Beziehung eine Anregung kam, können wir hier nicht untersuchen.

Das Descort ist nicht minder volksmäßig: dies, sowie zugleich seine innere Verwandtschaft mit dem Lai wird in einem S. 594 citirten Couplet einer Pastorale bezeichnend ausgesprochen. Der Dichter hört ein Lied; dann heißt es von der ländlichen Sängerin:

Et chante à vois serie  
Ne sai descort ou lai,  
Mais il ot au refrai: etc.

Das Descort erscheint an dieser Stelle also genau genommen nicht bloß als Volkslied, sondern auch als ein mit Refrain verbundnes. Das letztere war nun in der That nicht der Fall, ja widerstrebte der formellen Natur des Descort, so weit uns Beispiele desselben bekannt sind. Die Stelle kann indessen zu nicht unwichtigen Reflexionen führen, die selbst anzudeuten uns hier zu weit führen würde. — Ein interessantes, bis dahin, so viel wir wissen, noch nicht

gedrucktes Beispiel eines Descort wird uns auf S. 571, freilich nicht vollständig mitgetheilt. Es ist von Gautier d'Argies. Der Dichter beklagt sich, seine Dame mache ihm den Vorwurf, daß er alt werde. Aber auch an ihr sei die Zeit nicht spurlos vorübergegangen: wendet er dagegen ein. So hat der Inhalt „Mißklang“ genug. Bemerkenswerth sind in diesem Gedicht zahlreiche sprichwörtliche Redensarten, sie geben auch eine volksmäßige Färbung. — Im Ganzen wird der Descorts selten hier gedacht. Dasselbe gilt in noch höhern Grad von den Balladen.

Die Ballade, obwohl volksmäßiger Natur, scheint den Provenzalen entlehnt. Nach Hrn P. Paris — denn die wenigen Citate erlauben uns hier kein selbständiges Urtheil — bestanden auch im 13. Jahrh. über ihren Bau schon bestimmte Regeln; nicht bloß mußte jedes Couplet mit einem Refrain schließen — was allerdings schon die Natur dieser Dichtungsform durchaus fordert — sondern derselbe Reim mußte sich in allen Couplets wiederholen. Diese letzte Vorschrift weist insbesondere auf den provenzalischen Ursprung, so dünkt uns, hin. Auch die Künstelei, die sich im 14ten Jahrh. in dieser Form geltend machte, sowie — was damit zusammenhängt — daß der Inhalt bald von dem ursprünglichen Charakter dieses Tanzlieds keine Erinnerung mehr zeigt, sind vielleicht davon Indicien.

Das Lied im engern Sinne war ebenso national als volksmäßig. Hierher gehören die Noëls, die Chansons de table, die Weinlieder, die früher erwähnten Baduries, und alle die als *lais* oder *notes* von den Poeten des 13. Jahrh. bezeichneten Gedichte, indem die beiden letzten Namen dies Genre der Poesie κατ' ἐξοχήν bezeichnen.

Ursprünglich waren die *lais* allerdings historische Volkslieder der Bretonen, wie die berühmte Untersuchung Ferd. Wolf's nachgewiesen. Aber der bretonische Ursprung ist ja gerade ein nordfranzösisch nationaler. Die ausgezeichnetsten Sänger dieser eigentlichen „Lieder“ sind, so weit sie bekannt, von geringem bürgerlichen Herkommen, so Colin Muset, Jean Erars. Im Ganzen werden nicht viele dieser Gedichte citirt, wie sich denn im Verhältniß zu den franz. Canzonen, wie wir kurz die den Provenzalen nachgebildeten höfischen Chansons nennen wollen, nur wenige erhalten haben. Die Lieder haben meist einen Refrain, der öfters auch aus Liedercitaten besteht (s. z. B. S. 649); die Form ist sehr verschieden, aber es zeichnet sie immer eine innere Einfachheit aus; man findet ganz ähnliche Reimstellungen als die oben bei den Pastoralen citirten, z. B. in der Note Martinet: aaabccobb, die ersten acht Verse Sechssilbler, der letzte ein Dreisilbler. Wie in diesem poetischen Genre durch bürgerliche Sänger, zumal die Menestrels, die Volkspoesie künstlerisch veredelt ward, so in einem andern durch die adeligen Dichter. Wir meinen jene episch=lyrischen Dichtungen, denen wir mit den französischen Litterarhistorikern die freilich hier moderne Bezeichnung Romanzen geben. Als ihre Ahnen kann man die historisch sagenhaften oder ursprünglichen *Lais* betrachten. Unter diesen Romanzen finden sich vorzüglich schöne Gedichte. Besonders zeichnet sich diese Dichtungsart durch eine Mannichfaltigkeit des Kunststils aus: bald nämlich wiegt das epische, bald das lyrische Moment vor, bald ruft ihre Vereinigung selbst das dramatische hervor, so daß es Romanzen gibt, die sich ganz in Monologe und Dialoge auflösen. Der Vers hat

oft einen sehr volksthümlichen Charakter; der Refrain ist häufig, auch begegnen wir darin solchen Naturlauten, auf die wir bei dem Vers der Pastorale oben aufmerksam gemacht haben, z. B. in der S. 811 citirten, bereits früher von P. Paris veröffentlichten Romanze: *Hu et hu et hu et hu! Je l'ai véu* &c. Auch die Romanze ist ein der nordfranz. Poesie ganz eigenthümliches Product, wie sie denn in der Provenze sehr selten und auch von anderer, ganz subjectiver Art war.

Rückfichtlich der unter dem Namen »serventois« hier an- und aufgeführten Gedichte muß man wohl zwei Klassen unterscheiden, nämlich erstens solche, die wirklich den provenzalischen Sirventes nachgebildet sind und die sich daher selbst mitunter *serventois* nennen, und solche, die ihrem innern Charakter nach demselben mehr oder weniger ähnlich sind, und in Ermangelung eines eigenthümlichen nordfranz. Dichtungsnamens auch *serventois* heute genannt werden mögen, obwohl weder direct noch indirect im einzelnen Falle das prov. Dienstlied zum Muster gedient hatte. Man muß hierbei bedenken, daß das letztere bekanntlich dem Inhalt nach sehr genereller Natur, und in rein formeller Beziehung von sehr geringer Eigenthümlichkeit war. Der einzige formell eigenthümliche Zug des prov. Sirventes scheint mir (Diez und Raynouard gedenken auch dieses einen nicht einmal) das Geleit, im nordfr. *Envoi*, zu sein — eigenthümlich dem Sirventes natürlich nur im Vergleich zu Dichtungen derselben Art, d. h. desselben inhaltlichen Charakters. Aber das Geleit war keineswegs nothwendig; obwohl es auch innerlich bezeichnend, die ganze subjective Färbung des prov. Sirventes charakterisirend ist. — Zu der zweiten, ganz originellen Klasse nordfranzösi-

scher Serventois gehören manche historisch bedeutende Gedichte politischen Inhalts, die u. A. auch Le Roux de Vincz in seiner bekannten Sammlung veröffentlicht hat. Sie erweisen sich den provenzalischen und den ihnen nachgebildeten vollkommen ebenbürtig. An Mannichfaltigkeit des Inhalts stehn die nordfranzösischen überhaupt auch nicht den provenzalischen nach, wie sich denn unter ihnen z. B. auch ein Seitenstück zu dem literarischen Sirventes des Peter von Auvergne findet (s. S. 580). Der Raum gebietet uns, um länger bei dieser Dichtungsart zu verweilen, doch können wir nicht umhin, die ganz unbefriedigende Definition derselben, welche der Verf. des Artikels gibt (S. 522), zu rügen, wie er denn auch gar nicht die von uns oben gegebene Unterscheidung macht. Ueberhaupt ist die Mangelhaftigkeit der Begriffsbestimmungen der einzelnen Dichtungsarten in dieser Abtheilung zu beklagen.

Das *Jeu-parti* ist ohne Frage den Provenzalen entlehnt, aber diese eigenthümliche Dichtungsart war nicht bloß etwa von allgemeinem französisch-nationalen Charakter, sondern sie entsprach fast noch mehr dem besondern Nationalgeist Nordfrankreichs als dem des südlichen, das ihre Geburtsstätte war. Daher kam es denn, daß in der nordfranz. Poesie das *Jeu-parti* so ungleich viel cultivirt ward, und zwar in den bürgerlichen Dichterkreisen ebenso sehr als in den adligen. Diese Dichtungsart hat also noch die besondere litteraturgeschichtliche Bedeutung, uns über den persönlichen Verkehr der Trouvères unter einander zu unterrichten. Bekanntlich wurde das *Jeu-parti* in der Regel von zwei Dichtern verfaßt, die über eine Streitfrage, zumeist aus dem Gebiet der Galanterie, disputirten, indem zwei

einander entgegengesetzte Meinungen von ihnen vertreten werden. Der Aufschluß über den Verkehr der Trouvères unter einander würde noch reicher sein, wenn die Jeu-partis, sei es in der Wahl der Streitfragen, sei es in ihrer Ausführung, mehr einen persönlichen Charakter hätten. Aus den vielen im vorliegenden Werk citirten Lenzenen ergibt sich aber das beachtenswerthe und insbesondere wichtige Resultat, daß der Regel nach die Kämpfenden desselben Standes sind, daß nur ausnahmsweise Jeu-partis zwischen ritterlichen und bürgerlichen Trouvères sich finden, die letztern aber ebenso häufig als die erstern unter sich dieses poetische Kampfspiel begingen. Die meisten Jeu-partis sind, wie angedeutet, von sehr allgemeinem Charakter, z. B. welchen Liebhaber soll eine Dame vorziehen, den unaufrichtigen aber discreten, oder den aufrichtigen aber indiscreten (S. 524); andere haben wenigstens mehr Pointe, z. B. eine Dame hat zwei getreue Liebhaber, der eine wird stumm, der andre blind, welcher verdient nun den Vorzug? (S. 756). Manche sind geradezu komisch, wie das: ob einem jungen Ritter seine Geliebte darum aussagen dürfe, weil ihm wider Erwarten kein Bart wachse (S. 582). Persönliche Beziehungen bei der Wahl oder Ausführung der Streitfragen sind, wie gesagt, sehr selten. In diesen Jeu-partis herrscht eine Frivolität, der man im Allgemeinen weit seltner in den nordfranzösischen, als in den provenzalischen begegnet. — Mitunter sind diese Gedichte bloße Zwiegespräche, statt, wie es die Regel war, Disputen. Unter den Lenzenen von diesem Charakter finden sich auch solche, die nur von einem Dichter verfaßt, eine Art Selbstgespräche sind, so zwei Dialoge König Thibaut's mit der Liebe selbst (wovon sich ja auch in der prov. Poesie Beispiele finden) über eine galante



Streitfrage (S. 788 u. 799). Richter werden im Ganzen selten ernannt. — Aussprüche von Schiedsrichtern werden nirgends angegeben; auch finden sich keine fingirten Gespräche mit unbeselten Wesen — wie hin und wieder im Provenzalischen. — Rückfichtlich des Verses ist am wichtigsten zu bemerken, daß sich nicht selten Durchreimung findet, d. h. daß alle Strophen gleiche Reime haben. Dies zeigt auch den provenzalischen Ursprung dieser Dichtungsart an: da dort die Durchreimung überhaupt die Regel, im Nordfranzösischen aber sogar in der den Provenzalen ganz unmittelbar nachgebildeten Canzone nur ganz ausnahmsweise sich findet. Die Strophen haben meist 8 Verse, aber es finden sich auch von 7, wie von 9 bis 12; ebenso ist die Silbenzahl der Verse verschieden, Achtsilbler sind häufig, aber auch der heroische Zehnsilbler findet sich; Mischung kürzerer mit längeren Versen ist selten, doch zeigen sich Sieben- mit Fünf- oder mit VierSilblern verbunden (s. S. 647 u. 537); der Reim ist oft ein überschlagender, zumal im Anfang der Strophe.

Es würde uns noch übrig sein, von der nordfranz. Canzonen Dichtung, d. h. der den provenz. chansos nachgebildeten Lyrik zu reden, zumal der Hauptvertreter derselben, König Thibaut, sehr ausführlich in vorliegendem Artikel besprochen wird: aber einerseits hat sich diese Anzeige schon über Gebühr ausgedehnt, andererseits wüßten wir hier gerade den Beobachtungen Wackernagel's (Altfr. Lieder und Reiche) nur wenig hinzuzufügen. Nur eines möchten wir nicht verschweigen, daß wir nämlich in formeller Rücksicht einen ästhetischen Fortschritt in dem Aufgeben der Durchreimung finden, mag dasselbe im Anfang auch eine äußere Veranlassung in dem geringeren Reichthum des nordfranzösischen Idioms an Reimsilben gehabt haben.

Schließlich wollen wir noch aufmerksam machen, daß, was man nicht vermuthen sollte, auch eines sehr merkwürdigen bibliographischen Werks des 13. Jh. in diesem Artikel ausführlich gedacht wird, weil der Verf. des Werks zugleich als Chansonnier sich bekannt gemacht (s. S. 711). Es ist die *Biblionomia* des Kanzlers der Kirche von Amiens, Richard von Fournival: eine genaue Beschreibung einer um die Mitte des 13. Jh. gegründeten öffentlichen Bibliothek zu Amiens. Ueber dieses, wie an sich klar ist, sehr wichtige Werk, soll übrigens in der Kürze eine bedeutendere Arbeit des Conservators der Pariser Universitätsbibliothek, wie Hr P. Paris mittheilt, erscheinen.

Marburg.

Adolf Ebert.

### D a r m s t a d t

Druck u. Verlag von C. W. Leske 1856. Die Leiden und Kämpfe der Evangelischen in Frankreich. Zur Befestigung evangelischer Glaubensstreue dargestellt von Karl Strack, Pfarrer und Lehrer zu Oberroßbach in der Wetterau, Mitglied d. hist. Vereins f. d. Großh. Hessen. 168 S. in Oct.

Es fehlt dem Verf. nicht an Talent zum Volksschriftsteller, sondern er versteht die geschichtlichen Partien zweckmäßig auszuwählen, interessante Thatfachen sowie anziehende Charaktere auf eine lebendige Weise darzustellen. Die französische Geschichte erfreut sich in unsern Tagen einer besondern Bearbeitung, und Verf. hat für seinen Zweck die besten dieser Werke nicht unbenutzt gelassen.

In sieben Kapiteln wird von den Anfängen der Reformation in Frankreich, von der Verbreitung der Reformation trotz der heftigsten Verfolgungen, von den religiösen Bürgerkriegen, vom Edicte von Nantes, von dem Aufreuhre in den Sevennen, von der Kirche der Wüste und der neuern Zeit gesprochen. Der Standpunkt, wovon die Schrift aus-

geht, spricht sich dahin aus, daß es möglich sei, auch bei verschiedenen religiösen Ansichten Friede und Eintracht unter einander zu erhalten. Dieser Grundsatz der Toleranz ist die Grundlage für ein künftiges Frankreich, aber er reicht für die wirkliche Gestaltung eines solchen nicht aus, sondern für diesen Zweck muß aus der Geschichte ein bildendes Princip gewonnen werden. Der Calvinismus mit seiner Gemeindeverfassung ist jedenfalls ein wesentliches Element für die zukünftige Kirche Frankreichs, aber nicht das Grundelement, sondern dieses liegt in der gallicanischen Kirche, zu welcher und nicht zur römisch-katholischen sich Heinrich IV. bekannte. Daß Heinrich katholisch wurde, dazu bestimmten ihn ganz andere Gründe, als weil ihn seine damalige Geliebte, Gabrielle d'Estrees, welche durch die Straspredigt der reformirten Geistlichen unangenehm berührt worden sei, zu diesem Schritte beredet habe. Heinrich IV. ist das Musterbild eines französischen Königs, und derjenige Fürst, welcher künftig die kirchliche Aufgabe Frankreichs lösen will, muß nach seinem Beispiele dahin streben, die calvinische Gemeindeverfassung mit der gallicanischen Kirche in Einklang zu bringen.— In Beziehung auf die wahre geschichtliche Stellung des Calvinismus in Frankreich hat das Endurtheil der Schrift seine Wahrheit: „Noch steht die evangelische Kirche in Frankreich nach so vielen Leiden und Kämpfen lebenskräftig da. Sie muß ein Werk von Gott sein, da sie durch Menschen nicht unterdrückt werden konnte. Sie ist vielmehr gerade in der Gegenwart im Wachsen begriffen. Schon sind namentlich im südlichen Frankreich zu ihr ganze Gemeinden übergetreten. Es besteht eine blühende Gesellschaft zur „Evangelisirung Frankreichs.“ Viele andere Vereine, wie Bibel-, Missions- und sonstige Unterstützungsvereine legen das beste Zeugniß ab, wie stark noch immer der Glaubenseifer sich unter unsern westlichen Nachbarn regt. Holzhausen.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

152. Stück.

Den 21. September 1857.

---

G ö t t i n g e n

Verlag der Dieterichschen Buchhandlung, 1857.  
Geschichte des volkes Israel bis Christus, von  
Heinrich Ewald. Fünfter Band. Auch mit  
der Aufschrift: Geschichte Christus' und sei-  
ner zeit. Zweite ausgabe. XX u. 504 S.  
in gr. Octav.

Die Sendschreiben des Apostels Paulus über-  
setzt und erklärt von Heinrich Ewald.  
XII u. 496 S. in gr. Octav.

Jahrbücher der Biblischen wissenschaft von  
H. Ewald. Siebentes und achtes Jahrbuch.  
1855—1857. 260 u. 291 S. in gr. Octav.

Indem der Unterz. den fünften Band seines  
geschichtlichen Werkes, dessen vor drittehalb Jah-  
ren erschienene erste Ausgabe in diesen Blättern  
nicht angezeigt wurde, mit einigen seiner kurz zu-  
vor erschienenen Schriften verwandten Inhaltes  
hier öffentlich erwähnt, thut er es nur, um auch  
auf diesem Wege an Einiges zu erinnern, was  
noch immer nur zu leicht übersehen, oder gar ganz

geleugnet und durch die That mehr als verleugnet wird. Unsere ganze höhere Bildung wird in Deutschland und den umliegenden Ländern untergehen, wenn die Reformation unsres sechzehnten Jahrhunderts nicht endlich völlig ausgeführt wird; und die Deutschen haben zumal jetzt keine Wahl weiter als entweder den Fortschritt zu jenem bessern christlichen Leben zu wagen, welches sie schon vor drei Jahrhunderten einmüthig hätten ergreifen sollen, oder von Stufe zu Stufe immer tiefer sinkend den heutigen Spaniern und Italern und dann weiter den heutigen Indern, Persern und Griechen gleich zu werden, Völkern, welche alle desselben Blutes sind wie sie und von deren einstiger Blüthe die Geschichte deutlich genug redet. Ist dieses nun ein Satz, von dessen Wahrheit uns Alles überzeugen kann was wir gegenwärtig in Deutschland erleben, und welcher seit zehn bis zwanzig Jahren auch bereits wiederholt ausgesprochen ist: so kommt es gegenwärtig vor Allem auch noch darauf an, die Erkenntniß und Wissenschaft, ohne welche jene Vollendung nicht kommen kann, in allen Einzelheiten sicher zu gründen. Dieses ist scheinbar ein weiter Weg: und doch wieviel ist, seitdem man die Nothwendigkeit eines solchen Handelns empfunden hat, auf diesem Wege schon geleistet, und wie klar kann man schon das letzte Ziel erkennen, welches hier zu erreichen ist! Muß sich aber alle Erkenntniß zumal in diesem Gebiete der biblischen Wissenschaft durch das Handeln bewähren und ist dieses ein leicht anzuwendender Maßstab zur Schätzung der Richtigkeit und Fruchtbarkeit jener, wie kann man leugnen, daß es schon jetzt bei allen, welche der hier möglichen sichern Erkenntniß nicht fremd sind, auch an ihrer Bewährung nicht fehle?

Wir wissen wohl, daß gerade das, worauf bei den Wissenschaften Alles ankommt, die Sicherheit und Gewißheit, bei dieser besondern noch immer von sehr vielen Seiten her verkannt und geleugnet wird. Es gibt innerhalb der evangelischen Kirche eine aus zufälligen Ursachen an manchen Orten in Deutschland jetzt mächtig aufstrebende Richtung, welche das Christenthum in allen Einzelheiten nur so festhalten und vertheidigen will wie es in einigen Schriften des sechzehnten Jahrhunderts erklärt oder auch als das für jene Zeit am besten erkannte erörtert und soweit es möglich war als gesetzlich vorgeschrieben wurde. Diese Richtung muß schon vermöge der Stellung, welche sie innerhalb der Wirren unserer Zeit eingenommen hat, an aller Sicherheit der neuern tiefer begründeten und weiter ausgedehnten Erkenntnisse zweifeln: und da sie diese nicht widerlegen kann, sieht sie sich zu einem verkehrten Handeln gegen sie gezwungen. Es gibt sodann innerhalb der Kreise jener Männer, welche in Deutschland sich der Erkenntniß und Wissenschaft recht eigentlich rühmen wollen, so überaus viele, welche den Schein von Weisheit und Erkenntniß um sich verbreiten, vor jeder tiefern Arbeit und Mühe aber, welche hier zu tragen ist, zurückbeben. Auch diese Männer, so verschieden sie übrigens in ihren einzelnen Bestrebungen sind, sind durch die Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit ihrer ganzen Bildung gezwungen, alle die Sicherheit von Erkenntniß zu vermeiden, zu umgehen oder auch offen zu leugnen, welche auf diesem Felde theils schon gegeben ist, theils noch leicht weiter gewonnen werden kann. Was sollen wir endlich über die Anhänger und Vertheidiger der römischen Kirche in Deutschland sagen, welche wie sie sich seit dem Laufe der Zei-

ten ausgebildet hat und neuestens am starresten sich ausbildet, nur dadurch noch besteht, daß sie die Möglichkeit einer Sicherheit und Gewißheit auf diesem ganzen Gebiete schlechthin leugnet, sofern man sie nicht von ihr hole und ihren besondern Zwecken hulldige, und die eben dadurch für jede echte Sicherheit und ewige Gewißheit völlig unempfindlich wird?

Gegen alle die Bestrebungen dieser so sehr verschiedenen, aber in der hier besprochenen Sache unter sich nur zu gleichartigen Richtungen, wie sie gerade jetzt auf die seltsamste Art sich in Deutschland unter einander vermischen und verquicken, gilt es jene Sicherheit und Gewißheit zu erringen und festzuhalten, welche hier wirklich gewonnen werden kann, wenn man sie nur ernstlich allein sucht und sie zu gewinnen keine Mühe scheuet. Diese Sicherheit und Gewißheit betrifft von der einen Seite allgemeine Wahrheiten, Grundsätze welche überall herrschen müssen und deren Licht uns nirgends verlassen soll, erhabene und ewig gleiche Erkenntnisse: es versteht sich, daß sie in diesen vorzüglich und sogleich überall sich bewähren muß. Sie betrifft aber von der andern Seite auch die unendlich einzelnen Wege und Stege, auf welchen diese erhabenen ewigen Wahrheiten geschichtlich in die Welt traten und ein Besitz der Menschheit wurden, welcher nur nicht wieder getrübt oder geschmälert werden darf. Und da jene Wahrheiten, welche das gesammte menschliche Leben leiten sollen, eben als durch das volle Leben allein ursprünglich zu gewinnende und so einst gewonnene, nur durch alle die Strenge und das ganze Licht der Geschichte deutlich werden konnten, so ist die Erkenntniß der ganzen Geschichte der Zeit ihrer Offenbarung nach allen ihren Ein-

zelnheiten nicht minder wichtig, ja der feste Anfang aller nähern Erkenntniß in dieser Wissenschaft. Hier besonders hat die Forschung so Vieles zu thun, um die volle Sicherheit und Gewißheit nach allen den unabsehbaren Einzelheiten zu erobern, welche an sich oft so kleinlich scheinen und doch als Glieder dieses Ganzen sämmtlich ebenso bedeutsam und lehrreich sind.

Die oben erwähnte zweite Ausgabe des bis jetzt letzten Bandes der Geschichte kann, verglichen mit der nicht viel früheren ersten, das gegenseitige Verhältniß dieser zwei Bestandtheile von Erkenntniß deutlich zeigen. Die Erkenntniß der großen Grundwahrheiten, welche diese ganze Geschichte tragen und ohne welche man nicht einmal deren eignen Verlauf erkennen kann, ist in dieser zweiten Ausgabe unverändert geblieben: in den einzelnen geschichtlichen Erkenntnissen aber ist Manches jetzt noch näher bestimmt und mit Zusätzen vermehrt. So treten uns bei diesem wie bei jedem andern Abschnitte der großen Geschichte, welche uns hier zugleich als ein nächstes und strahlendstes Licht auch für unser eignes Leben und das Heil unsrer ganzen Zeit vorliegt, die erhabenen Gestalten derselben immer vollkommener erkennbar wieder näher; der Zweifel aller Art muß immer mehr verstummen, je sicherer hier Alles was eine ewige Bedeutung hat wieder klar hervortritt; und das einzig Lehrreiche dieser ganzen Geschichte offenbart sich desto stärker, je reiner es von allem Fremdartigen entblößt in seiner eignen Wahrheit wiedererscheint.

Bei dem zweiten der oben angezeigten Werke war nicht die Absicht vorwaltend, ein Bild des gesammten Lebens und Wirkens des großen Apostels zu entwerfen: dieses gehört in den folgenden



Band der Geschichte, welcher hoffentlich bald erscheinen kann. Nur was sicher von der Hand dieses Apostels geschrieben in größeren oder kleineren zusammenhängenden Sendschreiben uns erhalten ist, sollte hier seinem ewigen Gehalte ebenso wie seinen zeitlichen Verhältnissen nach übersichtlich mit jener höhern Sicherheit vorgeführt werden, welche auch auf diesem Bezirke jetzt möglich ist. Es hat sich noch Manches, was der große Apostel schrieb in andre Sendschreiben eingeflochten erhalten, wie sie uns nach der Einkleidung etwas späterer Schriftsteller übrig sind: diese aber zu erklären war hier nicht die Absicht, da sie in einen schon sehr verschiedenartigen Kreis der Schriftstellerei der ältesten christlichen Zeiten gehören. Dem Apostel irgend etwas zuzuschreiben was ihm nach den sichern Ergebnissen uneingenommener Forschung und klarer Einsicht ursprünglich nicht gehört, muß uns bei ihm wie bei jedem andern Schriftsteller des Alterthumes schon das geschichtliche Gewissen selbst abmahnen: allein auch hier zeigt die nähere Erkenntniß wie voreilig und ungerecht es war, wenn eine neuere Schule deutscher Theologen und Philosophen, welche sich ganz grundlos der Wissenschaftlichkeit rühmt, dem Apostel eine Menge ganzer oder halber Sendschreiben abstreiten wollte, welche ihm unstreitig zugehören.

Wir führen hier noch kurz den Inhalt der beiden oben bemerkten Jahrbücher nach den drei Abschnitten an, in welche die Abhandlungen eines jeden leicht erkennbar zerfallen. In den Abschnitt der selbständigen Abhandlungen über einzelne Gegenstände der biblischen Wissenschaft fallen die Abhandlungen: 1. Fortsetzung der Erklärung der biblischen Urgeschichte: über die Sintfluthsage. 2. Weitere Erforschung der Schriften Jesaja's. 3.

Die Erzählung über den Dämonischen von Gergesa. 4. Ueber die Heiligkeit der Bibel. 5. Die Weissagungen Bileam's. 6. Das große Lied im Deuteronomium K. 32. 7. Weitere Beiträge zur Erkenntniß der Biblischen Dichtung. 8. Weitere Untersuchungen über Johannes' Enthüllung (Apokalypse). — Den zweiten Abschnitt füllt in beiden Bänden die Uebersicht der in diesen Jahren erschienenen Schriften zur biblischen Wissenschaft. — Der letzte Abschnitt in beiden bringt die Aufsätze: 1. Ueber den jetzigen Mangel an tüchtigen Theologen und Männern im evangelischen Deutschland. 2. Drittes Sendschreiben an die Päpstlichen Bischöfe und Erzbischöfe in Deutschland. 3. Die Anforderungen des Christenthums an unsre Zeit. 4. Viertes Sendschreiben an die Päpstlichen Bischöfe und Erzbischöfe in Deutschland.

H. G.

### L e i p z i g

Romberg's Verlag 1854. Allgemeine Culturwissenschaft von Dr. Gustav Klemm, fgl. sächs. Hofrath und Oberbibliothekar in Dresden. Die materiellen Grundlagen menschlicher Cultur: Werkzeuge und Waffen. V u. 393 S. in Octav. Mit vielen eingedruckten Holzschnitten.

Der nachher erschienene Theil unter dem Nebentitel: Die materiellen Grundlagen menschlicher Cultur: Einleitung. Das Feuer. Die Nahrung. Getränke. Marktika. 1855. III u. 399 S. Mit eingedruckten Holzschnitten und dem Brustbilde des Verfß.

In den Jahren von 1843 bis 1852 hat der Verf. in zehn Bänden seine allgemeine Culturgeschichte der Menschheit herausgegeben, —

ein Werk, das in keiner für solche Fächer sammelnden Bibliothek fehlen darf und einen ungetheilten Beifall erworben hat. Von der Geschichte der Cultur war der Schritt zu einer, auch das Historische keineswegs aus den Augen sehenden, Darstellung der Cultur-Wissenschaft so natürlich wie wünschenswerth, und Niemand konnte zu einer solchen wissenschaftlichen Schilderung berufener sein, als derjenige, welcher der Entwicklung der menschlichen Bildung, von deren Anfängen an, Schritt für Schritt gefolgt war. Auch hatte der Verf. schon 1851 seine „Grundideen zu einer allgemeinen Culturwissenschaft“ im Juli-Hefte (desselben Jahres) der Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien vorgelegt, auf welchen Prospect wir verweisen. Dem Plane der Grundidee gemäß sind die vorliegenden beiden Bände ausgearbeitet, denen nach der Absicht des Verf. noch drei folgen sollen. Er hat Ursachen gehabt, den oben zuerst bezeichneten Band über Werkzeuge und Waffen dem zweitgenannten vorauszuschicken; doch ist der lehtgedachte eigentlich der erste; er enthält die Einleitung und die Uebersicht des Ganzen. Er macht uns auch mit dem Bildungsgange des Verfs bekannt und wir entnehmen daher aus diesen Nachrichten zuvörderst Nachstehendes:

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

153. 154. Stück.

Den 24. September 1857.

---

L e i p z i g

Schluß der Anzeige: „Allgemeine Culturwissenschaft von Dr. Gustav Klemm.“

Im Jahre 1802 zu Chemnitz in Sachsen geboren, früh an häuslichen, stillen Fleiß und an das Lesen von Reisebeschreibungen gewöhnt, zu naturgeschichtlichen Kenntnissen schon als Knabe aus eigenem Triebe hingezogen, am Beschauen, Sammeln, Abzeichnen natürlicher und künstlicher Gegenstände sich erfreuend, folgte der Verf. dieser Richtung zu Freiberg: wo er mehrere Jahre sich in näherer Verbindung mit einem beim dortigen Bergbau angestellten Verwandten aufhielt; — überhaupt schaulustig und im Schauen immer aufmerksamer, für das mannichfaltige Neufre in den Erscheinungen bald einen geübten Sinn erwerbend, lernte er hier zuerst in einem geordneten Unterrichte Mathematik, Geographie und Physik, wozu Freiberg reichliche Gelegenheit darbot, in ihren Elementen kennen. Nachher — seit 1816 — Schüler des Chemnitzer Lyceums, dem

ein geist- und Kenntnißreicher Rector (Becher) vorstand, machte er sich mit den alten Sprachen, mit Mythologie, Archäologie und Geographie des Alterthums, so wie mit einigen Theilen der alten Kunst bekannt und that die ersten Schritte in der Litterarhistorie. Bereits als Schüler wurde er zum Bibliothekar, nämlich der Chemnitzer Schulbibliothek, bestellt, und lernte in dieser manche Incunabeln, holländische Klassiker-Ausgaben und andre bemerkenswerthe Bücher kennen, die einem Jünglinge von siebenzehn Jahren wohl selten in die Hände kommen. Dann studirte er Ebert's „Bildung des Bibliothekars“, — ein Werk, welches unstreitig das Meiste zu des Verf. Entschlusse beitrug, sich dem Berufe zu widmen, welchem er nunmehr so rühmlich angehört. Zur Rechtswissenschaft zwar bestimmt, aber ihr bald untreu, studirte er auf der Universität Leipzig Philosophie, Geschichte der Philosophie, Staatswissenschaft und was er von alter und neuer Ethnographie habhaft werden konnte, nicht ohne große Theilnahme an den Denkmälern des Alterthums. Es scheint damals Voltaire in seinen ernstern Werken und, diesem gleichsam gegenüber, Johannes Müller — wohl in glücklich wirkendem Gleichgewichte — großen Einfluß auf ihn gewonnen zu haben; auch Herder gehörte zu seiner anregenden Lecture. Wir glauben, in manchem Zuge der Auffassungsweise und des Stils den Einfluß aller drei Schriftsteller noch durchzufühlen, am meisten Voltaire's und Herder's. Mit seinen Studien verband der Verf. früh einen emsigen Sammler-Eifer, sehr richtig von der Einsicht geführt, daß die Anschauung es ist, welche wesentlich zur gründlichen Kenntniß des Einheimischen, wie des Fremden und Alterthümlichen, gehört. Das Ge-

sammelte oder Gerettete mag noch so mangelhaft sein und das Fach, in welches es gehört, noch so unvollständig bleiben: so tritt doch über kurz oder lang etwas Gleiches oder Aehnliches hinzu, das als Ergänzung dient. Hierdurch ist zu der, in diesem Werke benutzten und größtentheils die zahlreichen trefflichen Abbildungen liefernden Sammlung des Verf. der Grund gelegt, welche für culturhistorische Merkwürdigkeiten sicherlich zu den ausgezeichnetsten eines Privatmannes gehört.

Seit 1825 wurde er mit der königl. Bibliothek zu Dresden bekannt. Wie er nachher, sowohl durch Fortsetzung allseitig fördernder Studien, durch Bekanntschaft mit dem Naturforscher und Weltumsegler Lilius, durch einen Aufenthalt in Nürnberg, als auch durch seine Anstellung an jener Bibliothek und die ihm dabei zu Theil werdenden Arbeiten oder Aufträge, sich die reichste Ausbildung in der Culturwissenschaft zu erwerben Gelegenheit gefunden hat; wie ihm das Glück zu Theil geworden, den Prinzen Johann, jetzt regierenden König von Sachsen, auf dessen Reise nach Italien (1838) zu begleiten und auch dadurch Kenntnisse und Sammlung zu bereichern; wie er dann immer thätiger als Schriftsteller aufgetreten ist und in seiner jetzigen Stellung die Muße gewonnen, aber auch die Neigung bewahrt hat, als solcher zu nützen —, entnehme der Leser aus dem Buche selbst, wo wir es mit warmer Theilnahme gefunden haben.

Die Einleitung des Werks stellt den Begriff der Cultur auf. Die harmonische Ausbildung der geistigen und Körperkräfte des Menschen, gemäß den mannichfachen Bedingungen und Beschränkungen oder Vortheilen seiner irdischen Existenz; diese Ausbildung gesteigert zur erreich-

baren Vollkommenheit, welche als ein (den Umständen nach verschiedenartiges) Ideal vorschwebt; — dies und nichts Anderes wird man unter dem Ziele der Cultur verstehen müssen. Eine gewisse Cultur findet sich mithin auf allen allmählichen Abstufungen der Bildung, von der untersten bis zu der (noch nirgends erstiegenen) höchsten. Es könnte daher vielleicht die Frage aufgeworfen werden, ob denn das so bunte Aggregat von Kenntnissen, welches nachweisen soll, wie die verschiedenen geistigen und leiblichen Triebe, Anlagen und Kräfte des Menschengeschlechts mit Hülfe der dargebotenen Natur-Erzeugnisse und Natur-Erscheinungen an dem einzelnen Menschen, dann in Familie, Stamm, Volk und Staat eine neue Folge von Erzeugnissen oder Erscheinungen allmählich hervorbringen, — das bunte Aggregat, aus welchem erst die Gesetze dieser allmählichen Entwicklung sich abstrahiren lassen sollen, denen zufolge sie auf den verschiedenen Theilen der Erdoberfläche geschehe, — ob denn dies bunte Aggregat, sagen wir, mit dem Namen einer „Wissenschaft“ zu ehren sei? ob nicht vielmehr genüge, anzuerkennen, daß dasselbe zwar nicht ohne eine Anlage zur Wissenschaft sei, daß aber bis jetzt ein Ganzes darin nicht erscheine, das, auf ein Princip gegründet und mit logischer Consequenz aufgebaut, uns ein System aus einem Gusse darzubieten vermöge? Allein abgesehen davon, daß unbillig wäre, mit dem Verf. über die Qualification seines Werkes in dieser Beziehung zu rechten, während man noch nicht gesehen hat, wie die folgenden drei Bände den Namen „Wissenschaft“ rechtfertigen werden, — dürfte dieser auch deswegen, als ein richtiger anzusehen sein, weil es hier sich um eine Wissenschaft der Erfahrung fragt,

welche, indem sie das Tausend- und aber Tausendfache der Vorkommnisse mittheilt, dieselben nach gewissen Hauptgesichtspunkten ordnend zusammenstellt, welche sämmtlich in dem Centrum des Culturbegriffs sich vereinigen. Die Cultur des Menschengeschlechtes, d. i. die Bildung zu seiner — obwohl irdisch bedingten, dennoch idealen — Vollkommenheit ist der Kern, um welchen sich das Mannichfaltigste jenes Aggregats organisch anlegt und logisch ordnen läßt. Wir halten also den Namen der Wissenschaft für gerechtfertiget.

Die beiden vorliegenden Bände des Buches liefern sehr anziehende Kapitel. Sie bedürfen indessen noch der Hinzufügung beträchtlicher Theile, wenn das versprochene Ganze gegeben werden soll.

Die Einleitung geht davon aus, daß „der Trieb nach einer Uebersicht der Erfahrung und des Wissens bei den Menschen aller Zonen auftritt, sobald dieses einen gewissen Umfang erreicht hat.“ Vor Allem aber hat bei den Völkern ein Bedürfniß der Uebersicht und Ordnung des Wissens eintreten müssen, wo es gegolten hat, durch Lehre auf die Jugend und Nachkommenschaft eine dauernde Wirkung zu üben, — und wo man die gewonnene Erfahrung als einen kostbaren Schatz anerkannt hat, der nur durch unermüdlige Ausdauer erworben wird. Der Verf. deutet auf Aegypten, das alte Land der Weisheit, hin, — auf Fleiß und Geist der Griechen, sowohl ihrer frühesten Weisen, als auch des Pythagoras, des Aristoteles, der Alexandrinischen Wissenschaft, — sodann auf die Römer; er erwähnt das verloren gegangene Werk des Ter. Varro de antiquitatibus rerum humanarum, besonders aber des ältern Plinius sogenannte Naturgeschichte, das



größte, uns gebliebene, encyclopädische Werk des Alterthums. Es folgt die einschlagende Litteratur der spätern Zeit und des Mittelalters. Von Plinius, von des Bischofs Isidorus v. Sevilla *etymologiae* oder *origines* und von des Bischofs v. Beauvais, Dominicaners Vincentius *speculum quadruplex*, hat der Verf. für nützlich gehalten, im Anhauge dieses Bandes eine genauer ins Einzelne ihres Inhalts eingehende Uebersicht zu geben, welche manchen Lesern angenehm sein wird. Von den vielen andern literarischen Erscheinungen des Faches wollen wir, als vom Verf. vorgeführt, nur bemerken: Albertus Magnus, Bartholomäus Anglicus (Glanvilla), des Jacob Magnus *sophilogium*, und den merkwürdigen Agrippa von Nettesheim. Es werden auch die hierhergehörigen Real-Lexika bis auf Pierer, desgl. Ersch und Gruber, berührt. Die Beschreibung der *inscriptiones vel tituli theatri amplissimi etc.* des Niederländers Samuel von Quiccheberg (erschienen München 1565) wird die Leser anziehen, nicht minder die des *Thaumaphylakion* von Lorenz Hofmann (Halle 1625); auch zwei Werke, die zu dem vorliegenden des Verf. wie nicht verächtliche Ahnen zu einem hochstehenden Urenkel sich verhalten.

Nach der Erwähnung einiger ältrer Sammlungen von Naturalien und Raritäten kommt der Verf. auch auf die Verdienste von Leibniz, Morhof, Stolle u. a. m. für diesen Gegenstand, da sie den Eifer für die umfassende Betrachtung des Natürlichen und Menschlichen in der Außenwelt, theils lehrend, theils Sammlungen fördernd, genährt haben. Mit Recht hebt er auch den Werth des zwar aus Ueberschätzung vergötter-

ten, dann aber viel zu tief abgewürdigten Voltaire hervor, dessen frivole Schnödigkeit wohl Niemand in Deutschland noch verkennet, dessen Streben nach unparteiischer Auffassung und Beurtheilung der Natur- und Menschen-Verhältnisse jedoch ebenso, wie sein klarer, leichter, präciser und schicklicher Stil ganz das Lob verdienen, welches ihnen Goethe spendet hat.

Ueber den Gang der Cultur, welchen das Menschengeschlecht aller Zonen, von der gemeinsten Bemühung um Speise und Trank anhebend, bis zu den Höhen sittlicher, intellectuellem, ästhetischer und religiöser Bildung, durch den Verlauf der Jahrhunderte und Jahrtausende — langsam, aber unverkennbar — fortrückend genommen hat, enthält die Einleitung übersichtliche Andeutungen, und schließt damit, daß sie in drei Hauptgruppen die große Masse des culturwissenschaftlichen Stoffes gliedert, — womit der Plan des Werks ausgesprochen wird. Es will

1. Die materiellen Grundlagen der menschlichen Cultur besprechen: Nahrung, Kleidung, Gewerthätigkeit, Werkzeuge, Waffen, Wohnstätten, Fahrzeuge, Gefäße;

2. die menschliche Gesellschaft betrachten, Familie, Staat (im Kriege, im Frieden), Kirche;

3. die Entwicklung der Kunst und der Wissenschaft darstellen.

Der den eigentlichen Anfang des Werks machende Theil (1855 erschienen) handelt unter der Rubrik „Nahrung“ eine überaus große Anzahl von Gegenständen ab. Wir erwähnen, wie auch im ganzen Verfolg dieser Anzeige, nur das Bedeutendste; glauben uns aber nicht der Anführung zahlreicher Punkte enthalten zu dürfen, da sonst eine Vorstellung von dem Reichthume des

Buches nicht würde gegeben werden. Unter dem Kapitel von der Nahrung findet man unter andern besprochen: Hunger, Durst, Hungersnoth, Hungertyphus, Mannichfaltigkeit der rohen und der zubereiteten Speisen; das Feuer als eins der Hauptmittel bei der Speisenerbeitung, Verbreitung des Feuers unter allen Menschen, Feuerzeuge; einzelne Nahrungsmittel, Würmer und Insecten, Fische, deren Einsalzen, Räuchern, Trocknen; Caviar; Amphibien, Schildkröten, Schlangen, Krokodile; Vögel, indische Vogelnester, Eier, Hühnerzucht, Jagd der Vögel, Falkenbeize (Tabelle der vom Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Dnolzbach v. 1730 bis 1755 gebeizten Vögel); Säugethiere, Ratten, Hamster, Biber, Walen, Schweine, Elephanten, Pferde, Kameele, Rothwild, Rennthiere, Elche, Schafe, Ziegen, Antilopen, Rinder zc., auch Robben und Bären. — Menschenfleisch als Nahrung. (Ungeblieh sind bei Einweihung des großen Tempels in Mexico im Jahre 1486 von den Priestern 72,344 Menschen geschlachtet!) — Celtische und germanische Nationen genossen es, so viel man weiß, niemals.

Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, nach dem Linnéschen Staubfadensysteme durchgegangen; was hier wohl kaum die beste Anordnung zu geben scheint. Delbaum, Rapunzel, Zuckerrohr, Kornarten, Kartoffeln; Weintrauben als ein Obst, Johannisbeeren, Mango; Mangold, Möhre, Pastinake, Sellerie, Lauche, Spargel, Reis; Baumobst; Heidelbeere, Himbeere, Erdbeere; Kaktusfrüchte; Kohl, Rettig, Senf, Bohnen, Erbsen, Lupinen; Cacao; Citronen, Limonien, Drangen; Lattiche; Mais; Nüsse; Maniok-Wurzel, Entfernung ihres Giftsaftes, Brodbaum, Dattelpalme,

Cocospalme, Sagopalme, Feige; isländisches Moos, Seetang, Schwämme, Trüffeln.

Bei sehr vielen dieser Nahrungsmittel ist auch die nächste und weitere Behandlung des rohen Stoffes — vor der eigentlichen Speisebereitung — angezeigt oder beschrieben.

Aus dem Mineralreiche sind die fettigen Tidenstoffe ebenfalls nicht unerwähnt gelassen.

Vereitigung der Nahrungsmittel: Backen, Rösten, Braten, Kochen; Käsemachen, Buttern u. dgl. — Gewürze, umfänglich abgehandelt. — Als merkwürdige Kochbücher, in denen theils noch brauchbare, theils abgekommene wunderliche Bereitungs-Vorschriften sich finden, sind unter andern angeführt: das von Marx Rumpolt vom Jahre 1580 und das Nürnbergsche von 1691. Der Vereitigung der Speisen aus dem Thierreiche folgt die aus dem Pflanzenreiche. Dann geht der Verf. zu den Formen der Speisen über: Suppen (im Nürnberger Kochbuche werden 117 Suppen zu bereiten gelehrt), Fleischspeisen, Gemüse, Salate (bei welcher Gelegenheit der „große Gaudet“ erwähnt ist), Torten, Saucen (Saucen), Pasteten, Puddings, Backwerk, Cremen und Eis.

Getränke, voran das Wasser, als einer der wichtigsten Gegenstände für Gesundheit und Leben; Getränke der sogenannten Wilden, Palmwein der Neger; Blut; Scherbeth (Sorbet), Quas, Wein (ein großes, sehr unterrichtendes Kapitel), Bier (nicht minder ausführlich), Cider, gebrannte Wasser. Der Verf. bespricht darauf die Neigung zu berausenden Getränken überhaupt. — Thee, Kaffee, Chocolate werden vorgeführt. —

Alles ist von anziehenden geschichtlichen Bemerkungen begleitet. — Die Weise der Mahlzeiten

und endlich die Narkotika (Coca, Opium, Taback) machen den Schluß dieses Bandes, dessen Anhang oben schon erwähnt ist.

Der zweite (schon 1854 erschienene) Theil eröffnet unsern Blicken das höchst merkwürdige Panorama der Werkzeuge und Waffen, von den geringsten Anfängen der menschlichen Cultur an. Es ist bemerkt, wie kein, auch zu den vollständiger organisirten gehöriges, Thier sich Werkzeuge verfertiget. Werkzeuge sind zu den wichtigsten Denkmälern der menschlichen Cultur zu zählen, sie sind als etwas specifisch Menschliches zu betrachten. Die Menschen finden sich aber auch auf den niedrigsten Stufen ihrer Entwicklung nirgends ohne Werkzeuge, ohne Feuer und ohne Schmuck.

Naturstoffe zu Werkzeugen; Modelle und Vorbilder, welche die Natur dem Menschen gleichsam vor die Augen legt. — Welches sind die ältesten Werkzeuge des Menschen? wird gefragt. Dann führt der Verf. der Reihe nach viele Arten von Keulen, Messern, Spiesen, Bogen und Pfeilen, Schleudern, Angelhaken, Netzen, Bohrern, Feilen und Sägen, — dies Alles zuvörderst vor der Metall-Anwendung —, den Lesern auf. Die Art, ebenfalls aus der Zeit vor der Metall-Benutzung, bezeichnet er mit Nachdruck als die „Blüthe der Werkzeuge“ dieser frühen Periode, welcher auch gebohrte Klingen und Streitärte angehören. — Uebergang zu den Metall-Werkzeugen; zuerst von Bronze, dann von Eisen. Bei der metallenen Art ist auch das Häckel der Steiger beim Bergbau nicht vergessen, anfänglich noch zum Gebrauch, dann ein Ehrenzeichen. — Streitkolben, Streithammer u. a. m. Messer von Metall, Sichel, Sensen, Hippen, Rasirmesser, Scheeren,

Dolche (von denen einige ausgezeichnete Exemplare anschaulich gemacht werden).

Hieb waffen und Schwerter. Sie führen den Verf. auf Mittheilungen sowohl aus der Dichtung, als aus der Geschichte. Besonders hebt er die dichterische Sage vom kunstreichen Schmid Wieland hervor, die als Denkmal der sehr gesteigerten Verehrung des Nordens für schöne und tüchtige Metall-Arbeiten ausführlich mitgetheilt ist. — Zeichen der Klingenschmiede; berühmte Waffenschmiede Toledo's seit Mitte des 16ten Jahrhunderts, — Solinger Wolfsklingen, — Damascener Klingen. Hierbei viel Geschichtliches eingewebt, z. B. vom Säbel Mahomed's. — Der Speer gibt wieder zu sehr anziehenden historischen Mittheilungen Veranlassung. Es folgen die Schießwaffen, Bogen und Pfeile, mit Metall-Anwendung; Armbrust, Köcher. Endlich erscheint das Feuergewehr, das Schießpulver, die Artillerie (jetzt Artillerie genannt).

Waffen zur Abwehr, der Schild. Erwähnt ist ausführlich der Schild des Herkules aus Hesiod und der des Achilles aus Homer.

Stechende Werkzeuge machen den Schluß: Nadeln, Ahlen, Gabeln, metallne Bohrer u. dgl.; ferner Fallen, Spaten, Ambosse, Hammer, Blasebälge und die Urfanfänge der Maschinen. Hier überläßt der Verf. die nähere Betrachtung der Maschinen dem Technologen und Techniker.

Alle wichtigeren und seltenern Gegenstände, besonders des Theiles über Werkzeuge und Waffen, sind durch eingedruckte Holzschnitte vor das Auge gebracht, indem der Verf. aus seiner eigenen reichen Sammlung meistens die Bilder hergenommen hat. Häufig ist die Beschreibung durch Notizen von Curiositäten gewürzt, ohne daß

sie deshalb das Ziel der Culturwissenschaft aus den Augen verlore. Allenthalben findet man den umsichtigen, gründlichen Beurtheiler, und wo man ihm nicht beistimmen kann, wie z. B. in der durchgeführten Eintheilung der Menschen in die active und die passive Rasse (activerer und passiverer, wären Ausdrücke, die wir gelten ließen), wird man ihn doch stets scharfsinnig und gemäßigt finden. — Wir sind auf die Fortsetzung des Werkes gespannt, das als eine statistisch-historische Beispielsammlung zur Culturwissenschaft jedenfalls seinen Platz sehr ehrenvoll zu behaupten verspricht.

Wie uns scheint, hat der Verf. ein besonderes, ausgeschiedenes Kapitel dieses größern Werkes in dem nachstehenden Buche zu liefern beabsichtigt:

### D r e s d e n ,

Arnoldische Buchhandlung. Die Frauen. Culturgeschichtliche Schilderungen des Zustandes und Einflusses der Frauen in den verschiedenen Zonen und Zeitaltern, von Dr. Gustav Klemm. 1854. Erster Band, VI u. 410 Seiten. 1856. Zweiter Band, 361 S. in Octav.

Indem der Verf. aus seinem Werke über die Culturwissenschaft, das wir so eben besprochen haben, einzelne, vorzüglich beachtenswerthe und trennbare Kapitel aushebt, und nach der Eigenthümlichkeit ihres Gegenstandes den Lesern mundrecht macht: wird er das unermessliche Feld der werdenden und der gewordenen Cultur zu durchmessen und dem Wichtigsten eine beträchtlich weitere Ausführung zu widmen im Stande sein, ohne die Symmetrie der „Culturwissenschaft“ zu stören. Wir würden z. B. wünschen, daß er, so wie den „Frauen“, auch den regierenden Familien, dem Adel, der Groß- und Kleinstädtereien, den Ge-

lehrten u. dgl. Gegenständen vorzüglicher Bedeutung, abgesonderte, historisch = statistische Darstellungen aus dem Gesichtspunkte der Cultur zu widmen Neigung und Muße hätte.

Um den reichen Inhalt dieser Frauen = Schilderungen zu zeigen, wollen wir uns auch hier damit begnügen, die Gegenstände der Behandlung und die Folge derselben anzuzeigen. — Der erste Band handelt von den Frauen der außereuropäischen Völker, deren Mittelpunkt die asiatischen ausmachen; zuerst sind die niedrigsten Culturzustände, dann die höhern betrachtet. Auch in diesem Buche spielt des Verf. Annahme einer specifischen Eigenthümlichkeit der Lebensweise und Bestrebungen der von ihm sogenannten passiven Rassen, gegenüber der kaukasischen (der activen), eine große Rolle. Auch in Bezug auf die Frauen, und besonders in Bezug auf diese, können wir ihm hierin nicht beistimmen. Die Frauen der amerikanischen Jägerstämme, die der polarischen Fischerstämme, die der passiven Hirtenvölker Afrika's führen dann auf die Frauen des europäischen und asiatischen Nordens, worauf der Verf. zu der gemäßigten Zone übergeht. Er schildert die Frauen der Kaukasier, der Beduinen, der Südsee = Inselaner und der altamerikanischen Staaten. Nach den Frauen Asiens im Allgemeinen führt er uns die Chinesinnen vor und schließt mit den Frauen des Mohamedanischen Orientes.

In jedem dieser Abschnitte ist das weibliche Geschlecht in allen seinen bemerkenswerthen Zuständen, als zarte Kinder, Jungfrauen, Gattinnen, Hausfrauen oder Gehülfsinnen oder Dienerinnen des Mannes, als Mütter, endlich als Wittwen und Alte geschildert; meistentheils unter Beifügung geschichtlicher Rückblicke und Erläuterungen.



Die Kindererziehung, die weiblichen Beschäftigungen für Kleidung, Wohnung, Nahrung, die Lebensweise überhaupt, die Dienstbarkeit der Frauen, — dann die Weise ihres Schmucks und ihrer Vergnügungen werden, mit feinen Bemerkungen, ausführlich dargestellt. Allenthalben Puhllust der Weiber! — Die Bewerbungen um das Mädchen, die Sitte der Verlobungen, die Hochzeits-Gebräuche, das eheliche Leben, die Treue der Gattin oder ihre Untreue nebst deren Bestrafung, Vielweiberei, Vielmännerei, Monogamie u. dgl. m. bilden einen reichen Text, dessen Quellen in den angehängten (leider, zu kurzen) Anmerkungen sich finden. Poetische Schilderungen aus verschiedenen Schriftstellern, falls für das Culturwissenschaftliche von Werth, sind nicht verschmähet.

Noch weit anziehender ist der zweite Theil, sowohl an sich, da er das europäische Weib im eminenten Sinne behandelt, als wegen der in der That sehr werthvollen Anmerkungen, in denen sich bedeutende Stellen für die Culturgeschichte finden. Man sieht aus diesen angehängten Notizen (S. 315—361) nicht nur die ungemeine Belesenheit des Verf., sondern auch seine glückliche Gabe, das Charakteristische herauszufinden. So hat er aus einem in Deutschland wenig verbreiteten Buche der bekannten Frau v. Genlis, *dictionnaire d'étiquettes* (1818) eine von der Mode des Fächergebrauchs handelnde, scharfe Stelle ausgehoben: »dans le temps où l'on rougissait souvent, où l'on voulait dissimuler son embarras et sa timidité, on portait de grands éventails; c'était à la fois une contenance et un voile; en agitant son éventail on se cachait. Aujourd'hui on rougit peu, on ne s'intimide point; on n'a nulle envie de

se cacher et l'on ne porte que des éventails imperceptibles. L'histoire des modes n'est pas si frivole qu'on le croit, elle est en partie celle des moeurs! Diese Frau war freilich in vieler Rücksicht eine Kennerin.

Die Gestalt und Schönheit der Frauen beschäftigt den Verf. nicht lange; er macht alsbald aufmerksam darauf, wie sie getragen und gehoben werde durch Kleidung und Schmuck, denen er eine umfängliche Darstellung widmet. Pflege der Haut, aber auch Schminken und Schönpflästerchen; Herstellung einer schönen, Verbesserung einer mangelhaft scheinenden Gestalt; — Nieder, Corset, griechisches Costum und zahlreiche andre Costume, — überhaupt die Moden werden gemustert; mit Erwähnung der fast entsetzlichen Einfachheit, Dünne und Schamlosigkeit der Frauenkleidung in Paris seit dem Directorium, aber auch eine kurze Periode hindurch in Berlin, bis gegen 1802. — Das Mädchen, im Gegensatz der spätern Lebensperiode der Frauen, leitet die Darstellung auf Erziehung der Töchter, weitere Ausbildung, Jungfrauenschulen, Orden zum Zwecke der Mädchenerziehung; desgleichen Gymnastik der weiblichen Jugend. Wenn hierbei der Verf. äußert: „der rastlos fortschreitende Zeitgeist wird auch noch die Fechtkunst auf Stoß und Hieb, Fischfang mit Angeln und Nezen, das Bogen-, Pistolen- und Flintenschießen, so wie die Reit- und Fahrkunst, als Erfordernisse der weiblichen Bildung bezeichnen“; — so dürfte dieser so nackt hingestellte, prophetische Spruch für einen Scherz wohl zu ernsthaft scheinen, und für den Ernst als irthümlich angesehen werden; denn ein paar Ausnahmen sind noch nicht die Regel. Erfreut, ob=

wohl auch überrascht, hat uns hier die ausführliche Erwähnung der „Weinsbeckin“.

Natürlich nimmt die große Begebenheit der Liebe bei der Schilderung der weiblichen Jugendzeit ihren gebührenden Platz ein. Sie ist ja unstreitig eins der gewaltigsten Culturmittel. Sie macht die Jungfrau zur Gattin, zur Mutter und weist damit dem Weibe seine Stellung in der Familie, in der Gesellschaft, im öffentlichen Leben an; sie bestimmt das Geschick der Frauen von der Kindheit an bis ins Grab. Der Verf. hat dies Alles richtig und mit Feinheit ausgeführt. Jedoch hätten wir an dieser Stelle wohl gewünscht und auch erwartet, daß er der Liebe eine noch tiefer greifende Betrachtung gewidmet hätte, die keineswegs aus dem Gleise seiner Wissenschaft herausgeführt haben würde. — Von dem Brautstande, der Hochzeit, der Lage der Hausfrau, der Mutter, der Wittwe, mögen nur noch folgende kurze Andeutungen hier stehen: Komm- und Probenächte, Mißheirathen, Entführungen, Verkauf der Frau, Brautkassen und Kuppelpelze, Aussteuer, Morgengabe, Polterabend, Brautläufe, Trauungen, Heirathsgebräuche der fürstlichen Personen; Eheübel, Weiberregiment; Eheglück, Frauentreue (Weiber von Weinsberg); Lob der Frau, von der geschwiegen wird; goldene Hochzeit, Kinderseggen; Minnedienst, Cicisbeat.

Vom Dienste der Mägde, Aufwärterinnen (Zuspringerinnen), Kellnerinnen; von den Handelsweibern, Hökerinnen, Fischweibern, Botenfrauen; — diese Abschnitte und der von den Verbrechen der Frauen, besonders der Vergiftung, machen den Beschluß.

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

155. Stück.

Den 26. September 1857.

---

D r e s d e n

Schluß der Anzeige: „Die Frauen. Culturgeschichtliche Schilderungen des Zustandes und Einflusses der Frauen in den verschiedenen Zonen und Zeitaltern, von Dr. G. Klemm.“

Ueber die Schöpfung der reizenden Conversation=Kreise der feinen Französinen, besonders des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts, hätten wir den Verf. gern vernommen; doch vielleicht behält er sich dies auf einen der folgenden Bände vor, die uns die Frauen auch in der Kunst und in der Wissenschaft darstellen sollen.

Vergleichen wir dies Buch mit verwandten ältern Werken, z. B. den von Pockels, G. Brandes, Jos. Alex. v. Segur: so finden wir alsbald die eigene Stellung eines jeden dieser Bücher aus. Wollte man sie aber dennoch parallelisiren, so würde die Arbeit von Pockels in den Schatten zurücktreten; Segur (*les femmes, leur condition et leur influence dans l'ordre social*

chez différents peuples anciens et modernes, 1803) als ein novellenartiges, anekdotisches Lesebuch ohne Zuverlässigkeit, — G. Brandes tiefes und manchmal bitteres Werk als das Ergebniß feinsten Beobachtung der Gesellschaft und des Zeitgeistes, — die vorliegende Leistung des Verfassers aber als ein äußerst unterrichtendes Buch über die Frauen, wie sie in der Culturwissenschaft aufzufassen sind, und als mit beurfundeter Gründlichkeit ausgestattet, zu schätzen sein.

### B e r l i n

Verlag von Wiegandt und Grieden 1854. Geschichte der evangelischen Kirche in Ungarn vom Anfange der Reformation bis 1850 mit Rücksicht auf Siebenbürgen. Mit einer Einleitung von Merle d'Aubigné. 658 S. in Octav.

Das Volk der Ungarn theilt nicht mit den Polen und Böhmen, deren Geschichte abgelaufen ist, ein Loos, sondern dasselbe hat noch eine geschichtliche Zukunft, und seine Geschichte verdient um desto mehr eine Bearbeitung, je unklarer und verwirrter die Verhältnisse Ungarns sind, besonders seit der letzten Katastrophe. Verf. hat es nicht für gut befunden, seinen Namen zu nennen, und über Entstehung und Zweck seines Werkes Auskunft zu geben, sondern diese Aufgabe dem Vertreter der Geschichte des Protestantismus unter den Reformirten überlassen. Wie in der Einleitung versichert wird, hat Verf. aus den besten Quellen geschöpft, und mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit Regierungs-Erlasse, Convents-Protokolle, Visitations-Berichte und amtliche Correspondenzen benützt. Als Zweck des Werkes wird von dem Verf. der Einleitung angegeben, daß die

protestantischen Kirchen Ungarns nicht dem Winde des Rationalismus entgangen seien, welcher über ganz Europa in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geweht habe, wo man Laien gesehen, welche die Pastoren aufforderten, sich es genügen zu lassen, dem Volke die Pflichten des Bürgers und des Christen vorzutragen, die Lehren einer groben Orthodoxie aber unbeachtet zu lassen; Geistliche, blinde Führer, welche dem Zeitgeiste gehuldigt und in ihrer Thorheit sich für Weise gehalten hätten. Das sei der innere Schaden der ungarischen Kirche, größer und gefährlicher als die härteste Unterdrückung, und was zuerst zur Wiederherstellung der ungarischen Kirche Noth thue, sei, die vollständige und ausschließliche Autorität Gottes aus der heiligen Schrift wieder in ihr einzusetzen. Es ist deutlich, daß dieser Standpunkt mehr ein ascetischer, als ein historischer ist.

Die Geschichte der evangelischen Kirche Ungarns wird nach den einzelnen Regierungen abgehandelt, wobei die wesentlichen geschichtlichen Momente nicht in ihr rechtes Licht treten, ein Beweis, daß der Verf. keinen geschichtlichen Standpunkt hat, den er auch aus dem Grunde schwerlich haben kann, weil er die calvinische Reformation für die eigentliche Reformation der ungarischen Kirche hält. Geht man von dem geschichtlichen Standpunkte aus, und theilt die Geschichte der evangelischen Kirche Ungarns nach ihren wesentlichen geschichtlichen Momenten in Perioden, so zerfällt dieselbe in folgende Perioden: 1. vom Anfange der Reformation bis Rudolph, die Zeit der Reformation; 2. von Rudolph bis Maria Theresia, die Zeit der Reaction; 3. von Maria Theresia bis Franz I., die Zeit der Kirchenfreiheit; 4. von Franz I. bis jetzt, die Zeit der abermaligen Reaction.

Der Geschichte der evangelischen Kirche Ungarn's wird eine Uebersicht von der politischen und kirchlichen Lage Ungarn's vor der Reformation vorausgeschickt, und daß in Ungarn Waldenser, Albigenser, Patarener, Hussiten einen empfänglichen Boden gefunden haben als Beweis von seiner Empfänglichkeit für den Protestantismus angesehen, wobei der Charakter des Protestantismus in die reine Negation des geschichtlichen Kirchenthums gesetzt wird. Wenn dabei von politischer Seite bemerkt wird, daß strenge Gesetze gegen die Bauern und Tributpflichtigen gebracht, und sie und ihre Kinder von allen höhern Stellen und Aemtern im bürgerlichen Leben (bis auf die neuesten Zeiten) ausgeschlossen worden seien, so stehen derartige Zustände nach dem Verf. in keiner Verbindung mit einem vom geschichtlichen Boden losgerissenen und in subjective Willkür umgeschlagenen Bestreben nach Freiheit.

Der junge König Ludwig II. (1514 — 1526) stand unter dem Einflusse der Geistlichkeit und von ihm war ein Eingehen in das, was die Zeit bei dem Ausbruche der Reformation bewegte, nicht zu erwarten. Dem Volke der Ungarn theilte sich die Bewegung von außen mit. Durch Handelsverkehr, aus Sachsen zurückkehrende Studirende, und die nähern Verhältnisse, in denen sich die ungarischen Deutschen, besonders die Zipser, mit ihrem auswärtigen Stammvolke befanden, kam die Bekanntschaft mit Luther's Lehre nach Ungarn. Nur der Umstand ist unter der Regierung Ludwigs von Wichtigkeit, daß es Luther's Lehre war, welche den Grund zu einer Reformation der ungarischen Kirche legte. Nachdem Ludwig II. in der blutigen Schlacht bei Mohacz gegen den türkischen Sultan, Soleimann den Großen, 1526

das Leben verloren hatte, erhielt Ungarn zwei Könige, was für die Reformation der ungarischen Kirche ein sehr ungünstiger Umstand war. Erzherzog Ferdinand von Oestreich, Gemahl der Anna, der Schwester des in der Schlacht gefallenen Königs Ludwig, welcher seine Schwester, Maria, zur Gemahlin gehabt hatte, hatte bei seiner Verlobung zu Wien, auf Grundlage alter, zwischen Oestreich und Ungarn geschlossener Verträge, die Anwartschaft auf die ungarische Krone erhalten, falls Ludwig kinderlos sterbe, was auch geschah. Da aber die Ungarn das freie Wahlrecht hatten, lehnten sie sich an Familienverträge nicht, sondern schritten alsbald zur Königswahl, die den mächtigen Johann Zapolya, damaligen Wojwoden von Siebenbürgen, traf, der den 12. November 1526 in Stuhlweissenburg gekrönt wurde; dagegen kam Ferdinand mit einer Armee nach Ungarn, und wurde den 3. November 1527 ebenfalls in Stuhlweissenburg gekrönt. Um die ungarischen Bischöfe zu gewinnen und ihren Thron zu besetzen, erließen beide Könige 1527 strenge Edicte gegen die Reformation.

Ferdinand I. wurde 1540 Alleinherrscher wenigstens in Ungarn, und davon datirt die Zeit, wo Ungarn unter Königen aus dem habsburgischen Hause gestanden hat, und wo die mit häufigen Collisionen verbundene Pflicht eintrat, von Seiten des Herrschers, die volksthümlichen Institute der von einem tiefem Nationalsinne durchdrungenen Ungarn zu wahren, und von Seiten des Volkes, seinem durch die geschichtlichen Verhältnisse ihm gesetzten Könige schuldigerweise zu gehorchen. Die aus diesen Verhältnissen entspringenden Collisionen sind für die ganze folgende Geschichte Ungarns maßgebend. Der Kö-



nig Ferdinand erkannte die in der Kirche vorhandenen Mißbräuche an, und es lag deshalb nicht in seiner Absicht, seine Unterthanen ihres Glaubens willen zu verfolgen, vielmehr gewann die Reformation Fortgang, und die Hauptprediger der Lutherischen Lehre waren für Ungarn Matthias Devay und Leonhard Stöckel, und für Siebenbürgen Johann Honter. Auf Aufforderung des Königs Ferdinand stellten die fünf königlichen freien Städte Oberungarns durch den Bartfelder Lehrer Leonhard Stöckel 1549 ein Glaubensbekenntniß auf, welches im Namen der fünf Städte überreicht wurde, und daher *Confessio pentapolitana* heißt, aus 20 Artikeln besteht und völlig mit der Augsb. Confession übereinstimmt: worauf der König diesen Städten die freie Religionsübung gewährte. In Siebenbürgen wurde 1553 die Ordination der evangelischen Geistlichen dem erwählten Generalsuperintendenten zu Herrmannstadt übertragen, und dadurch der Grund zu einem eigenen Kirchenthume gelegt; so weit ging man aber in Ungarn noch nicht, sondern die evangelischen Geistlichen für Ungarn wurden nicht nur in Wittenberg gebildet, sondern auch ordinirt. Daneben mußten im Auftrage des Königs die ungarischen Deputirten auf dem Tridentiner Concile den Kelch bei dem heil. Abendmahle für die Laien und die Ehe für die Geistlichkeit, welche beiden Punkte er als die vorzüglichsten Ursachen der fortdauernden Kirchenspaltung ansah, für die ungarische Kirche zu erringen streben. Auf dem Reichstage zu Preßburg 1548 wurde die katholische Geistlichkeit getadelt, daß sie bisher ihre Amtspflichten vernachlässigt, und das unwissende Volk zu unterrichten unterlassen habe; es wurde also eine bessere und zweckmäßigere Einrichtung des Religions-

unterrichts und des Schulwesens, als ein wirksames Mittel wider das um sich greifende Uebel, für die Zukunft vorgeschrieben, und den Prälaten anempfohlen, über die ihnen untergeordneten Priester und ihren Lebenswandel eine gewissenhafte Aufsicht zu führen. Auf dem Reichstage zu Preßburg 1550 wurde wiederholt und nachdrücklich auf einen sorgfältigen Religionsunterricht gedrungen. Daß es aber gleichwohl zu keiner Einigung zwischen der lutherischen Reformation und der geschichtlichen ungarischen Kirche kam, worin Regent und Volk übereinstimmten, und woraus eine ungarische Kirche und eine ungarische Nation hervorgegangen wären, darin liegt das Räthsel der Geschichte Ungarns.

Die Reformation verließ in Ungarn den geschichtlichen Boden, und kehrte sich zunächst der helvetischen Richtung zu. Die Schriften Calvin's und Bullinger's verbreiteten sich in Ungarn, und die Geistlichen Stephan Szegeidin in Temeswar und Petrus Melius in Debresin waren es hauptsächlich, welche für die Verbreitung der reformirten Lehre thätig waren. Bei den hieraus entstandenen Streitigkeiten zwischen den Lutheranern und Reformirten überreichten die sieben Bergstädte dem Könige Ferdinand ein, nach der Confession der fünf Städte, 1558 verfaßtes und 1559 zu Schemnitz veröffentlichtes Lutherisches Glaubensbekenntniß. Ingleichen überreichten die Lutheraner ihr Bekenntniß vom Abendmahle der Königin Isabella (der Gemahlin des Johann Zapolya, welche sich nach dem Tode ihres Gemahls in der Herrschaft von Siebenbürgen behauptete), und diese bestätigte dasselbe zu Stuhlweißenburg den 10. Julius 1559. Bei dem 1559 erfolgten Tode der Isabella überkam ihr Sohn Johann Sigis-

mund die Regierung als „Fürst von Siebenbürgen und erwählter König von Ungarn“, welchem Alles daran lag, den Kirchenfrieden zwischen Lutheranern und Reformirten herzustellen. Derselbe that auch zu diesem Zwecke Schritte, aber ohne Erfolg, und erließ am Ende auf einem Tage zu Thorda im Mai 1563 eine Verordnung, daß es einem Jeden freistehen sollte, sich zu einer Religion und Confession zu bekennen, wozu er wolle, ohne daß die eine die andere verfolge oder verdränge. Auf einen Fürsten von solcher toleranten Gesinnung verstand es sein Leibarzt Georg Blaudrata, ein Unitarier, Einfluß zu gewinnen, indem er demselben vorstellte, daß bei seiner religiösen Denkart aller Streit der Parteien ein Ende nehme. Nach der Versicherung von Haner (Hist. eccl. transsylv. p. 288) verhiess er Johann Sigismund ein aureum seculum, quo totus orbis in eorum dogmata esset consensurus, sicque fore unum ovile. Gegen eine Religionspartei, welche die geschichtliche Kirche schlechthin negirte, war die katholische Kirche im Rechte, und während von der einen Seite die aus Polen flüchtigen Unitarier nach Ungarn kamen, kamen von der andern Seite die Jesuiten.

Maximilian war den Lutheranern günstig. Ein Schüler Melanchthon's, Wolfgang Severus (Schiefer), hatte ihn unterrichtet, und er hörte die Predigten des Lutheraners Johann Sebastian Pfaufer. Den Bergstädten gestattete er 1564 das freie Bekenntniß der Augsb. Confession. Nachdem der Papst Pius IV. den Ungarn den Kelch im Abendmahle bewilligt hatte, zeigte er dieses seinen Unterthanen in einem öffentlichen Schreiben unter dem 2. September 1564 an, richtete auch an den Papst am 18. Oct. 1564 ein Gesuch um

Bewilligung der Priesterehe, und ließ die päpstliche Bewilligung des Laienkelchs 1565 im Reiche publiciren. Als sich aber die Reformirten immer weiter ausbreiteten, erschien von Maximilian am 31. Oct. 1567 ein Befehl an die Dedenburger, die Calvinisten und Sacramentirer auszutreiben. Als darauf in Folge der Synode zu Thorda 1566 und der Religionsunterredungen zu Griechisch-Weissenburg 1568 und zu Waradein 1569 die Unitarier sich in Siebenbürgen festsetzten, stand den Jesuiten unter dem Nachfolger des Johann Sigismund, dem Stephan Bathori, der Zutritt nach Siebenbürgen offen.

Mit Rudolph beginnt die Reaction, welche bis auf Maria Theresia fortdauert. Die nächste Quelle derselben findet Verf. in dem Charakter des Rudolph. „Während sich sein Vater, sagt er, mit Regierungsforgen abmühte, wirkte seine spanische Mutter in ihrem von Jesuiten geleiteten Religionseifer auf den Knaben verderblich ein, den sie, kaum zwölf Jahr alt, an die Seite des von Argwohn, Herrschsucht und Grausamkeit zusammengesetzten Philipp, Königs von Spanien, sandte. An der Seite dieses finstern Monarchen und dessen geistlichen Henkers, des Großinquisitors Torquemada und anderer fanatischer Priester, ererbte der unglückliche Rudolph schon als Knabe und Jüngling jene gedankenlose Anhänglichkeit an das römische Papstthum, die jeden Mißbrauch ehrte, jede Aenderung noch so thörichter Religionsgebräuche für eine Ketzerei hielt, und ihn wohlbezeichnet zum blinden Werkzeuge der in ihrem Wahne unfehlbaren Kirche, d. h. der Priester machte.“ Rudolph war aber nach dem einstimmigen Urtheile der Historiker ein gutmüthiger und wohlwollender, aber dabei freilich durch frem-

den Einfluß geleiteter Fürst. Die Reaction hatte einen andern Grund; sie entsprang aus den geschichtlichen Verhältnissen, nachdem die reformirende Partei den geschichtlichen Boden verlassen hatte. Die Reaction vertrat die gute Sache keinesweges; aber es war hier Recht und Unrecht auf beiden Seiten. Bisher war es den habsburgischen Königen nicht in den Sinn gekommen, die Freiheit der ungarischen Verfassung zu beeinträchtigen; jetzt, nachdem die Reaction eingetreten war, erschien auf dem Reichstage zu Preßburg 1604, aus eigener Bewegung und eigener Machtvollkommenheit kaiserl. Majestät, jener 22 Artikel, durch welchen alle Gesetze der ungarischen Könige vom h. Stephanus an für den Glauben und die Religion der römischkatholischen Kirche ratificirt und bestätigt wurden, und die wider die Gegner derselben verordneten Strafen auf der Stelle in Anwendung zu bringen befohlen wurde. Durch den Aufstand unter Stephan Botskai wurde zwar der Wiener Friede vom 23. Junius 1606 erstritten, welcher jenen 22. Artikel aufhob; aber die Regierung sah diesen Frieden als erzwungen und den dadurch begründeten Zustand nicht als zu Recht bestehend an, bis ein neuer Aufstand die Regierung zwang, den Wiener Frieden anzuerkennen, wodurch aber immer nur erzwungene Zustände erzeugt wurden, bis unter Leopold I. die Verwandlung Ungarn's aus einem Wahlreiche in ein österreichisches Erbreich erfolgte. Unter der Regierung Joseph I. und Carl III. war zwar die Stellung des Protestantismus in Ungarn eine weniger gedrückte, aber es war und blieb doch die Zeit der Reaction.

Man sollte glauben, die protestantischen Kirchen Ungarns hätten sich während der Zeit des äußern

Druckes desto mehr innerlich befestigt; allein dem ist nicht so, sondern die geistige Kraft, welche sich in ihnen entwickelte, wurde bei ihren innern Streitigkeiten vergeudet, und die Kämpfe, welche sie mit der ihnen feindlich gegenüber stehenden Staatsgewalt bestanden, waren mehr Kämpfe für politische, als für kirchliche Rechte. Die lutherische Kirche Ungarns hing von der lutherischen Kirche in Deutschland ab, und ihr wichtigstes Bekenntniß, die *Confessio pentapolitana*, ist ein Abdruck und Ausdruck der Augsb. Confession, sowie ein Gutachten der Wittenbergischen theologischen Facultät für ihre Verfassung maßgebend gewesen ist. Dieses Gutachten ist wichtig, weil es das Princip der lutherischen Kirchenverfassung in seiner Selbstständigkeit behandelt, auch bei der Organisation der lutherischen Kirche Ungarns auf der Synode zu Sillein 1610 als Norm gedient hat, welche Synode den Superintendenten für das Subject der höchsten kirchlichen Gewalt erklärte, so daß derselbe seine Jurisdiction nur in nöthigen Fällen mit Zuziehung weltlicher rechtskundiger Personen auszuüben habe. Dieses Gutachten findet sich aus *Consil. Theol. Witteb. Tom. II. Tit. I. p. 18—21* abgedruckt in *J. Ribini Memorabilia Augustanae Conf. in Regno Hungariae a Ferdinando I. usque ad III. p. 298—311*, ist aber in dem vorliegenden Werke ganz unbeachtet geblieben. Das wichtigste Document der reformirten Kirche bildet das Bekenntniß von Tsenger von 1557, welches S. 86 nur erwähnt, aber nach seinem Inhalte, ob derselbe kirchlich bildsam oder unbildsam sei, nicht näher auseinandergesetzt wird. Dieses Bekenntniß, aus einem reinen Gegensatze gegen das lutherische hervorgegangen, hat aber einen kirchlich unbildsamen Charakter, und die re-

formirte Kirche ist in der Ausbildung ihrer Verfassung hinter den reformirten Kirchen anderer Länder um Vieles zurückgeblieben.

Bers. beginnt mit Maria Theresia keinesweges die Zeit der Kirchenfreiheit, sondern er urtheilt über diese Fürstin sehr hart, und sagt, verstehe man unter Herzensgüte jenes christliche Vollkommenheitsgefühl, das sich mit den Freunden zu freuen, mit den Weinenden zu weinen wisse, das, aus den Grundsätzen der Liebe zu Gott und den Menschen entspringend, ebenso sehr die Härte als die Schwäche in Strafen zu meiden verstehe, und in jedem Nebenmenschen ein Geschöpf erkenne, dem es Wohlwollen nach Möglichkeit zu erweisen schuldig sei, dann dürfe man der Kaiserin Maria Theresia ohne Begriffsverwirrung den Charakter der Güte nur den Priestern und den ihrem Willen dienstbaren Personen gegenüber zusprechen. Es kann und soll nicht geleugnet werden, daß während der Regierung der Maria Theresia die Protestanten vielseitig bedrückt worden sind, aber man muß zwischen dem unterscheiden, was unter der Maria Theresia, und was durch sie geschehen ist, und ferner muß man die Maria Theresia, als katholische Fürstin, nicht den Protestanten, sondern der katholischen Priesterschaft gegenüberstellen. Sie ist es gewesen, welche unter den Katholiken zuerst die Staatsgewalt in ihrer Unabhängigkeit von der priesterlichen hingestellt, das weltliche Amt neben dem priesterlichen als ein kirchliches geltend gemacht, und demselben das Recht zugeeignet hat, nach Erforderniß der Umstände die Kirche gegen die Priesterschaft zu vertreten. Indem sich Maria Theresia zu dieser Ansicht vom Staate erhob, redete sie die Sprache der Wahrheit, wenn sie sich in ihren Edicten als gemeinschaftliche Landes-

mutter ihrer getreuen Unterthanen hinstellte, um denselben ihre landesmütterliche Huld zu bezeigen. Es war dieses ganz derselbe Grundsatz, von welchem nachher ihre beiden Söhne, Joseph und Leopold, ausgingen. Das von Joseph II. 1781 erlassene Toleranzedict und der 26. Artikel des Reichstages von 1791 unter Leopold II. begründeten neue kirchliche Zustände, deren Organisation durch eine gemeinsame Synode der evangelischen Schwesterkirchen begonnen wurde; allein es fehlte durchaus an einer innern Production des geistigen Lebens, ohne welche die neue Schöpfung nicht gedeihen konnte. Bei dieser Gelegenheit mußte eine tiefer eingehende Darstellung des innern Lebens der evangelischen Kirche Ungarns gegeben werden, welche jedoch vermißt wird. Mit dem Könige Franz I. begann die sogenannte antijosephinische Reaction, welche hauptsächlich von der katholischen Geistlichkeit ausging, so daß die Regierung zwar nicht mitwirkte, aber auch nicht entgegenwirkte. Die Vorwürfe, welche die katholische Geistlichkeit dem Protestantismus machte, sprach sie auf der Nationalsynode zu Tyrnau 1822 aus, nämlich daß der Protestantismus Ursache von politischen Umtrieben, von Irreligiosität und Sittenlosigkeit sei. Der hierarchisch-stabilen Partei stellte sich eine national-demokratische gegenüber, deren Agitation die Verfassung des Reichstags 1847 herbeiführte, deren 20. Artikel eine vollkommne Gleichstellung aller gesetzlich bestehenden Religionsparteien, worunter auch die Unitarier gerechnet wurden, festsetzte. Der gegen diese Verfassung gerichtete, wohl hauptsächlich durch die katholische Geistlichkeit veranlaßte, aber durch die Regierung nicht gehinderte Einfall der Kroaten in Ungarn veranlaßte die Umkehr der Verhältnisse in Ungarn, auf



deren weitere Entwicklung das vorliegende Werk nicht eingeht. Holzhausen.

### H a m b u r g

Hoffmann und Campe 1857. Allgemeine Pathologie und Therapie besonders vom Standpunkte der Naturheilmethode aus entworfen von Dr. G. H. B. Ritscher zu Lauterberg am Harz. II u. 269 S. in Octav.

Gegen den Inhalt dieser Schrift haben wir weniger zu erinnern, als gegen ihren Titel. Wenn dieser lautete: Einfälle und Bemerkungen über Pathologie und Therapie, so wären wir damit mehr einverstanden. Eine komisch erzählte Reise pflegt man nicht ein Lehrbuch der Geographie zu nennen. Die Fortschritte der Zeit sind an dem Verf. in seiner 32jährigen Praxis nicht spurlos vorübergegangen; er beurkundet, daß er sich damit vertraut gemacht. Er hat das Bedürfnis, auf den Grund der Dinge zu blicken und Muth, sie mit dem rechten Namen zu bezeichnen. Zuweilen jedoch zeigt er größere Neigung zu tadeln, als anzuerkennen. In der Auseinandersetzung seiner Ansichten und Ueberzeugungen sowie in der gewählten Sprache hätte er besser gethan, mehr Maaß zu beobachten. Zur Beurtheilung des Publicums hinsichtlich der Geschicklichkeit der Aerzte und der Vorzüge ärztlicher Methoden nach dem Refrain: post hoc ergo propter hoc, finden sich beachtungswerthe Herzensergießungen. Daß er vom „Pochmeter“ und „Brustgucker“ spricht, ist Beweis, daß er in diesen physikalischen Hülfsmitteln nicht den Triumph der Diagnostik erblickt. Auch macht er kein Hehl daraus (S. 112), daß die Diagnose mit Rücksicht auf die ersehnte Section ihm sehr untergeordnet erscheint. Er scheut sich nicht von unterdrückten Krankheiten zu reden; selbst die angenommenen Schärpen der Al-

ten finden Gnade vor seinen Augen; auf heilsame Krankheiten legt er ein bedeutendes Gewicht. Sowohl in der methodischen Darlegung als in gelegentlichen Bemerkungen ist viel Richtiges angegeben; nur möchte bei den versuchten Erklärungen der Nagel nicht immer auf den Kopf getroffen sein. Er sucht zu zeigen, daß der Mensch fast bloß von Luft lebt und daß die Athmung wichtiger ist als die Verdauung. Den Sauerstoff heißt er den Wecker des Lebens, und der Blutbereitung weist er die Stelle nach der „Sauerstoffung“ an. Vor der Natur und der eingebornen Heilkraft hat er einen solchen Respekt, daß er die Behauptung aufstellt (S. 7): „unter 50 Krankheiten sollen 49, als Entwicklungsphasen der Naturheilkraft, nicht mit Mitteln unterdrückt, sondern naturgeschichtlich durchgeführt werden, damit Heilung des Siechthums erfolge.“ Den heilsamen Krankheiten räumt er ein weites Feld ein. Fieber, sagt er (S. 57) ist für die Circulation, was Erbrechen für den Darmkanal.

Aus der allgemeinen Pathologie und Therapie sind übrigens im Ganzen nur wenige Gegenstände besprochen, mehr aus der speciellen. Ueber Milzbrand, Typhus, Wechselfieber, Pocken werden Winke und Erfahrungen angegeben, welche des Nachdenkens werth sind.

Der Morbus Brightii scheint ihm die Wichtigkeit nicht zu verdienen, die man ihm seit Jahren zuwendet. Er äußert darüber: Durch die Ueberanstrengung beim Ausstoßungsgeschäft leiden die Nieren und werden endlich desorganisirt. Die Wirkungsweise des Quecksilbers, zumal gegen Syphilis, findet er darin, daß es einen neuen mächtigen Krankheitsreiz auf die Drüsen ausübt und sie zur vermehrten Absonderung antreibt. Daher erachtet er bei der Cur für unerläßlich, alle Austreibungsorgane

offen zu halten, und dasselbe nur bei hoher Temperatur und unter angemessener Entziehung der Nahrungsmittel zu reichen. Senf erklärt er (S. 119) für ein specifisches Gegengift gegen Belladonna, Stechapfel, Mutterkorn; auch glaubt er (S. 125) dasselbe gegen den Ausbruch der Tollwuth vorschlagen zu dürfen. Ob es in Wahrheit gelingt bei Würmern, selbst beim Bandwurm, ohne Wurmmittel fertig zu werden, und sie bloß mit kalten Waschungen und dem Neptungürtel um den Unterleib zu behandeln (S. 155), müssen wir dahingestellt sein lassen. Die Rose, zumal die Blatterose des Gesichts, hat wohl jeder gebildete Arzt „mit Mitteln aus der Apotheke“ nicht unterdrückt, sondern gründlich geheilt, und die Behauptung (S. 156), daß kühles Wasser am meisten dagegen vermöge, ist eine Uebertreibung. Viel zu allgemein wird das kalte Bad ein heilsames Fieber genannt (S. 167). Von der Einimpfung der Kuhpocken, oder wie der Vf. etwas burschikos sich ausdrückt „von der Relegirung des Pockenfiebers“ die schlimmeren Drüsenstockungen abzuleiten (S. 171) klingt abenteuerlich. Unbegreiflich ist es, wie der Vf., bei seiner wissenschaftlichen Grundlage, Priesnitz mit dem 6stündigen Sitzbad im kalten Wasser erwähnen mag (S. 178). Sprüche, wie folgende, werden nicht Jedem als Dogmen gelten: „Wenn die Naturheilskraft je von einem Mittel übertroffen ist, so gebührt der Hydratik die Palme, in der Erfindung der Einwicklungen in's feuchte oder nasse Leinlaken“ (S. 179). „Wenn es irgend ein Mittel zur körperlichen Wiedergeburt gibt, so ist's die Einwicklung in's Naßlaken“ (S. 180). Die Wolldecke stellt gleichsam ein hitziges Fieber vor, und ist das Hauptmittel, Stockungen aller Art, Unreinigkeiten in der Circulation, Ablagerungen in die festen Theile, auszutreiben“ (S. 185). Der Vf. stellt (S. 267) einen zweiten Theil, die specielle Therapie, in Aussicht.

Marx.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

156. Stück.

Den 28. September 1857.

---

M a r b u r g

bei Elwert 1857. Carmen de vocibus tergemini-  
nis Arabicis ad Qutrubum auctorem relatum  
e codd. manuscriptis edidit et explicavit Dr.  
Eduard Vilmar. VII u. 66 S. in Octav.

Abû 'Alî Muhammad b. al-Mustanîr,  
bekannt unter dem Namen Qutrub, der vermeint-  
liche Verfasser der vorliegenden grammatisch=lexi-  
kographischen *Naçda*, war (vgl. Ibn-Khalli-  
kân ed. Wüstenfeld No 646) ein Schüler  
des bekannten Grammatikers Sibawaihi und  
starb im Jahr 206 (821, 2). Der Ueberlieferung  
nach war er der erste, welcher über die sogenann-  
ten Muthallath schrieb, und „wenn das Werk  
auch klein ist, sagt Ibn-Khallikân, so hat es doch  
das Verdienst der Priorität.“ Aller Wahr-  
scheinlichkeit nach schrieb er dasselbe in Prosa; doch ist  
dies bis jetzt ebenso wenig entschieden als die  
Frage, ob wir den Text davon heute noch besitzen;  
jedenfalls aber scheint uns der Herausgeber des  
vorliegenden Gedichtes, in welchem die von Quth-

rub behandelten Muthallath vorkommen, Recht zu haben, wenn er dasselbe jenem alten Grammatiker, dessen Namen es in unseren Handschriften an der Stirn trägt, nach inneren und äußeren Gründen abspricht. Die Frage, wer der Verf. dieser Qaçida, und ob dieselbe wirklich dem Anonymus der Handschrift (E. 254) der hiesigen königlichen Bibliothek zu vindiciren sei, wofür sich Hr Dr Wilmar erklärt, lassen wir vor der Hand auf sich beruhen, da sich schwer dafür oder dagegen sprechen läßt.

Refer. unterläßt es, mit dem Herausgeber zu rechten, daß er statt dieses etwas sehr dünnen Gedichtes, keinen stoffhaltigeren Text zur Herausgabe gewählt hat. Die Wahl solcher Gegenstände wird meist durch, leider oft sehr ungünstige, äußere Verhältnisse bestimmt; wenige Bibliotheken bieten gute und werthvolle Handschriften geographischen, historischen oder philologischen Inhaltes, und der Anfänger ist in Verlegenheit, welchem Stoff er seinen Fleiß zuwenden soll, weil er zu spät zur Kenntniß von Manuscriptenkatalogen kommt und die wissenschaftlichen Bedürfnisse zu wenig kennt.

Hr Dr Wilmar benutzte zu der Herausgabe des Textes drei Handschriften, eine Dresdner, Gothaische und Leydener, sämmtlich mit mehr oder weniger Scholien versehen, welche ihm das Verständniß der, was ihren inneren Zusammenhang betrifft, äußerst losen und in ästhetischer Hinsicht ziemlich werthlosen Qaçida erleichterten. Die Leistungen desselben bestehen zunächst in kritischer Herstellung und Lesbarmachung des an einigen Stellen in allen ihm zu Gebote stehenden Handschriften verderbten Textes. Wir freuen uns, daß ihm die Lösung dieser nicht gerade leichten Aufgabe in den meisten Fällen durch glückliche, weder zu gewagte noch gewaltsame Conjecturen gelungen ist.

Sodann hat der Herausgeber für jede der verschiedenen Bedeutungen nach den Scholien einen Vers als Belegstelle und hier und da auch aus dem Bereiche seiner Lectüre Belege aus gedruckten Werken angeführt. Daß er sämmtliche in den Scholien vorgefundenen Verse übersetzt und auf das richtige Verständniß derselben unleugbar sehr vielen Fleiß verwendet hat, verdient jedenfalls anerkannt zu werden, und wenn er nicht überall das Richtige getroffen hat, so darf man bei dem Geschick und dem Fleiß, von welchem diese Erstlingschrift zeugt, jedenfalls hoffen, daß er bei einem genaueren Studium der arabischen Syntax auch solche grammatische Schwierigkeiten in Zukunft glücklich überwinden wird. Ueber alle Stellen, wo B. das Richtige nicht getroffen hat, zu sprechen, verbieten Raum und Zeit. Doch heben wir im Folgenden einige derselben hervor, um den Herrn Herausgeber zu überzeugen, daß wir seine Arbeit mit vieler Theilnahme gelesen haben.

S. 12. l. 18. ließ »voc. Fathâ signatae« für »v. Elifo signatae«. — S. 30 übersetzt Dr. B. die Worte:  $\text{وَكَلَّمَا صَالَ الْعَدَا}$ , falsch durch: *quotiescunque hostes impetum fecerunt.* Nach Worten wie  $\text{كَلَّمَا}$ ,  $\text{أَيْنَمَا}$  u. hat das Perfect stets die Bedeutung des Futurums, wie nach  $\text{أَنْ}$ , weil sie den Begriff von  $\text{أَنْ}$  in sich schließen; „folgt nun dem  $\text{أَنْ}$  im Vorder- und Nachsatz ein Perfect, so vertreten beide die Stelle des mit Dshazm versehenen Imperfecti, „sagt Ibn-'Aqil (ed. Dieterici S. 301. l. 9 ff.). Vergl. auch Sachy Gramm. ar. I, 185. Ewald Gr. II, § 757. —

Ganz in ähnlicher Weise hat sich der Herausgeber S. 36. l. 13 u. 20, S. 41. l. 3. S. 44. l. 18. S. 51. l. 11 bei Uebersetzung des nach *إِذَا* stehenden Perfectums geirrt; auch nach dieser Partikel hat das Perfectum die Bedeutung des Präsens.

Die Worte (S. 44. l. 18) *إِذَا مَا كَانَ مَعْتًا أَوْ لِحَاءً* bedeuten also nicht »postquam orta est dimicatio et rixa«, sondern: quando oritur dimic. et r.« — S. 38. l. 5. *لِقَيْمِنَهُ* für *لِقَيْمِنَهُ*; auch ist in dem Vers ein zweisilbiges Wort ausgefallen. — S. 38. l. 15 ist *لَوْ تَرَاهُ* falsch durch: »utinam eum

vidisses« übersetzt, was *لَيْتَكَ كُنْتَ تَرَاهُ* heißen müßte. Die Worte bedeuten „wenn Du ihn sähest.“ — S. 39. l. 6. *لَمَّا أَتَى* bedeutet nicht »quum veniret«, sondern »quum venisset.« Hiernach ist auch S. 44. l. 10 die falsche Uebersetzung des *لَمَّا رَأَى* zu verbessern. — S. 39. l. 20 ist in dem B.

*وَأُورَبُّ* und *وَدُعُوةُ أَقْوَامِ الْخِج* das *و* unstreitig als *وَأُورَبُّ* zu fassen und zu übersetzen: »et sunt non pauca convivia hominum etc.« — S. 41. l. 16 lies

*لَمْ يَرْضَ* für *لَمْ يَرْضَ*. — S. 41. l. 20 lies: *خُصِّصَتْ*

بشرب. — Zu S. 44. Rückfichtlich des von dem

Herausgeber über *اللِّحَاءِ* Gesagten, kann ich mich eines erheblichen Bedenkens nicht erwehren. Nach seiner Meinung soll nämlich dies Wort so viel wie „Backenknochen“ bedeuten; weder Firuzabadhi noch Zamakhshari kennen diese Form mit dieser Bedeutung, sondern geben letztere nur der Form

*لَحْيٍ*. Nur auf die Autorität dieses einzigen von irgend einem unbekanntem Scholiasten angeführten

Verseß dem **لَحَى** die Bedeutung von **لَحَى** zuschreiben zu wollen, scheint in der That bedenklich zu sein, und wenn der Scholiast der Dresdner Handschrift (fol. 24. v.) ausdrücklich sagt: **اللَّحَا بِالضَّمِّ جَمْعٌ لِحْيَةٍ**, so widerspricht dies der Ansicht des Herausgebers geradezu. — S. 55. Die Bemerkung: »**السَّبَبِ** praeter significationem supra expressam (vinculum) etiam regiones significat et superiores (coela) Sur. 40, 38. et inferiores (terram) Sur. 18, 38« ist in dieser allgemeinen Fassung nicht richtig. **سَبَبٌ** bedeutet ursprünglich nichts Anderes als **وَصْلَةٌ** Verbindungsmittel, Band, dann die Stufe, welche nach oben oder unten führt; **الأسباب** Sur. 38, 9 und 40, 38 bedeuten daher die „Verbindungsstufen“ zwischen den niederen Sphären und dem Throne Gottes, wie dies Wort denn auch von Baidhâvi zu Sur. 38, 9 geradezu durch: **المعارج التي يتوصل بها** erklärt wird. Die vom Herausgeber citirte Stelle Sur. 18, 38 besagt nichts, da in ihr das Wort **أسباب** oder **سَبَبٌ** nicht vorkommt. — S. 42. l. 7 ist **انصرفت** für **انقلبت** zu lesen, da der Vers als Beweisstelle für die betreffende Bedeutung von **انقلبت** gelten soll. Auch hier ist das Perf. nach **إذا** falsch aufgefaßt. — S. 42. l. 10 ff. die Behauptung, daß **وسواسٌ** eigentlich »motio« bedeute, ist falsch, und die als Belege dafür citirten zwei Stellen beweisen nichts; denn Sur. 114, 4 bedeutet das Wort, die Einflüsterung des Shaithân und in dem Verse des A'shâ (Sacy Chrest. II, 10. v. 4) bedeutet dasselbe das



Klirren des Frauenschmuckes (dem Pi'el von פדד Jesha'jâ 3, 16 entsprechend). Das Wort ist ohne Zweifel onomatopoetisch und hat mit dem Begriff der Bewegung nichts zu thun. Baidhâvi sagt ganz richtig (zu Sur. 7, 19), daß وسواس eigentlich gleichbedeutend sei mit خشخشة und هينمة also den schrillenden Laut bezeichne, der durch das Aneinanderreiben zweier trockner Stoffe entstehe. Innerhalb des Sprachkreises des Qur'an (7, 19. 20, 118. 50, 15. 114, 4. 5) wird es lediglich nur von den bösen Einflüsterungen des Shaithân gebraucht. — S. 42. l. 19. In dem Vers hat der Herausgeber فانعمنا falsch verstanden und durch »el propositum assecutus est« übersetzt. Das فانعمنا bildet aber den Gegensatz zu dem vorhergehenden رام ظلمي, so daß der Sinn der offenbar ironischen Worte folgender ist: »O Wunder über den Sklaven des 'Amr und seine Ungerechtigkeit; fürwahr er wollte schon (قد), daß ich Unrecht von 'Amr erleiden sollte, aber (es gelang ihm so schlecht, daß der Erfolg seiner bösen Absicht in das Gegentheil umschlug und) er mir Gutes erwies. — S. 43. l. 15. In dem Verse sind die Worte: ان الركب منطلق falsch durch »quando equites decesserunt« übersetzt. Das Fortgehen der heimlichen Besucher ist aber als bereits eingetreten gedacht und daher »nam equites jam abierunt« zu übersetzen. — S. 46. l. 18 lies: في الملاء المهذب. — S. 48. l. 7. صرة bedeutet nicht nox frigida, sondern einfach vehementia frigoris. — S. 48 infr. Zu der Behauptung, daß خرذلة von خرذلة verschieden sei, hat

den Herausg. unstreitig die Bemerkung des Schol. zu Ka'b b. Zuhair v. 47 (in der Freytag'schen Ausgabe) verleitet; der Qâmûs sagt aber ausdrücklich, خردل sei nur dialektisch verschieden (لغة) von خردل. — Zu S. 52. Ueber die Ableitung des Wortes سورة vgl. vorzüglich Baidhâvî I, ٣٩ l. 9 ff. — S. 53. l. 3 faßt der Herausge-

ber أتبعي أن تفاخرنا سفاها in den Worten: falsch als Perf. der 6. Conjug. auf und übersetzt: »num petis ut stulte inter nos gloriemur.«

Nach أن kann aber nur bei Verbis, welche einen Befehl ausdrücken, das Perf. stehen. Vgl. Sacy Grammaire ar. II, 20 f. — S. 46. l. 22. Den

Bers: وغلنى بالشكل \* فى حبه واحترى بي übersetzt

der Herausgeber: et constrinxit me funibus in amore suo et exarsit in me (amor).« Wäre dies wirklich der Sinn, so müßte man wenigstens

فاحترى lesen, doch bliebe die Construction auch so noch eine sehr harte. Ich glaube aber die von Dr. Wilm. glücklich gefundene Lesart ist beizubehalten, nur muß man sie anders fassen. In dem von ihm citirten Lexicon heptaglotton des Castell wird allerdings der bei Freytag fehlenden 8. Conjugation von حر die Bedeutung »aestua-

vit (sol)« = (استحمر) beigelegt, doch sind die dafelbst citirten Stellen Psalm. 38, 4 und Marc. 4, 6 nicht Belege für diese erste, sondern für die zweite von Castell angeführte Bedeutung »emarcuit (semen)«, zu welcher noch Matth. 13, 6 zu vergleichen ist. Diese letztere paßt hier vollkom-

men gut; man fasse ب as للتعدية und übersehe: „und macht, daß ich mich (vor Liebeschmerz) abkehre.“ Die Construction der 8. Conj. wäre dann der der 10. vollkommen gleich.

Dresden.

Ludolf Krehl.

### W e s l a r

Verlag von G. Rathgeber 1857. Bad Ems im Sommer 1856. Curbericht nebst Bemerkungen über Pharyngo-Laryngitis granulosa und deren Behandlung mittelst Inhalation der Emser Thermalgase. Von Hofrath Dr. E. Spengler. 28 S. in Octav.

Der Verfasser, welcher unermüdet fortfährt die Heilwirkungen von Ems näher kennen zu lernen und anzupreisen, macht darauf aufmerksam, daß, gegen die herrschende Ansicht, der Mai und October solche Monate sind, die eine vollständige und mit geringen Kosten verbundene Cur gestatten. Um die Molkenanstalt zu heben, hat die herzogliche Domäne von ihren großen Waldungen in der Umgegend über 500 Morgen zum Weidgang für die Ziegen angewiesen. Die Molkenbereitung wurde einem Appenzeller übergeben. Der Inhalationsapparat wurde über der sogenannten Augenquelle, die dem Kesselbrunnen gleich ist, hergerichtet. Die Kohlensäure und das Stickgas werden mit atmosphärischer Luft und Wasserdampf gemischt eingeathmet. Günstiger Erfolg zeigte sich besonders bei Halsleiden, namentlich bei der chronisch-katarrhalischen Entzündung der Schleimhaut mit Erysudatbildung. Tuberculöse Kranke vertragen diese Einathmungen so wenig, daß der Verf. seinen Apparat als Reagens auf Tuberculose betrachtet.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

157. 158. Stück.

Den 1. October 1857.

---

L o n d o n

Longman, Brown, Green and Longmans 1856. Notes on the late expedition against the russian settlements in Eastern Liberia; and of a visit to Japan and to the shores of Tartary and of the sea of Okhotsk. By Capt. Bernard Whittingham, royal engineer. With a chart showing the author's cruize. VII und 300 S. in Octav.

E b e n d a s e l b s t

Sampson Low & Comp. 1856. The Japan expedition. Japan and around the world: an account of three visits to the Japanese empire with sketches of Madeira, St. Helena, Cape of good Hope, Mauritius, Ceylon, Singapore, China and Loochoo. By J. W. Spalding of the U. S. steamfrigate Mississippi, flag-ship of the expedition. With eight illustrations in tint. 361 S. in Octav.

## E b e n d a s e l b s t

Seeley, Jackson, and Halliday 1855. Impressions of China and the present revolution: its progress and prospects. By Capt. Fishbourne, Commander of the *Hermes* on her last visit to Nankin. With a chart of China. XI und 441 S. in Octav.

Die erfolglosen Expeditionen der alliirten Westmächte während der letzten Kriegsjahre gegen die russischen Besitzungen in Ostasien haben gezeigt, wie Rußland es sehr wohl zu schätzen weiß, daß auch dort ein Meer seinen Flotten offen steht und wie es darauf bedacht ist, seine Stellung dort gegen Angriffe zu sichern, seine Besitzungen zu behaupten und zu erweitern. »The dominions of Russia, schreibt Capitain Whittingham in der Vorrede zu seinem oben angeführten Buche S. VI, have been silently and securely extended in Central and Eastern Asia, and it is impossible to converse with an intelligent Russian officer, without perceiving the immense advantages these late conquests are acquiring for that Power.« Geräuschloses Vorwärtsschreiten ist überhaupt ein charakteristisches Merkmal der russischen Politik, die niemals ruht, vielmehr unablässig die umfangreiche Peripherie der Grenzen des großen Reiches zu befestigen und, wo sich dazu Gelegenheit bietet, auch zu erweitern bemüht ist. Das von Nord-Amerika begonnene Unternehmen der Erschließung Japans wird Rußland für sich ausbeuten, aber im Stillen, und den gegenwärtigen Conflict zwischen China und Großbritannien wird es für seine Interessen zu nutzen wissen. Vielleicht aus diesem Grunde hat es eben jetzt, aus Anlaß ganz geringfügiger Grenzstreitigkeiten zwischen den

russischen Bewohnern von Omsk und der an der äußersten chinesisch-sibirischen Grenze der Provinz Sli wohnenden Bevölkerung von Tarbagatai (Peking Zeitung vom 22. November 1856), mit China gebrochen, um das im Innern durch die mehr als achtjährige Revolution geschwächte und nun noch von den Engländern an seiner Südgrenze ernstlich bedrohte Reich der Mitte möglichst zu schwächen und seinen Forderungen gefügig zu machen. Im Frühjahr 1855 brachte die „Nordische Biene“ einen Brief aus Irkutsk, in welchem es u. a. hieß: „Der jetzige Chuan-Di von China hat uns die freie Schifffahrt auf dem Amur gestattet . . . . Außer dieser freien Schifffahrt haben uns die Chinesen das ganze Gebiet, welches die Mündung dieses Flusses einnimmt, abgetreten, und diese Abtretung ist ganz freiwillig geschehen . . . . Dreihundert Werst von der Mündung des Amur soll eine Bezirkshauptstadt, wahrscheinlich mit einer Festung, erbaut werden. Möglicherweise wird auch eine Festung an der Mündung des Amur aufgeführt. Schon jetzt gehen durch Irkutsk ununterbrochen Züge mit Festungsartillerie, eisernen Laffetten, Bomben, Kanonenkugeln, Ankern und Dampfmaschinen . . . . Auch sind schon einige Familien von Bauern aus dem Irkutskischen Bezirk auf dem Amur hinabgesandt, die alsbald ihre Aecker besäen werden, so daß sie im Herbst ihr Getreide und Gemüse haben werden.“ Im vorigen Jahre theilte die „Times“ die vorgeblich von französischen Missionaren stammende Nachricht mit: Rußland habe in Peking mit China einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge der Sohn des Himmels dem Czaren auf der Westküste der Insel Tschusan einen wohlgeschützten Hafen nebst 3000 Morgen Landes abgetreten; ein

russischer General-Consul sei sofort ernannt und mit den nöthigen Vollmachten versehen worden; derselbe solle in einem Fort, welches unverzüglich an jenem Hafen auf Tschusan erbaut würde, residiren.“ Außerdem ist bekanntlich die diplomatische Stellung Rußlands in China durch die Errichtung einer ständigen Gesandtschaft am Peking-er Hofe erheblich befestigt worden, sowie dadurch, daß seit dem Sommer vorigen Jahres in der Person des chinesischen Sprachforschers Baron Solvinski ein russischer Geschäftsträger bei der chinesischen Regierung accreditirt worden ist, der abwechselnd in Macao und Canton residiren wird. Demselben sollen noch drei Consuln zur Verfügung gestellt werden, über deren Aufenthalt an einem bestimmten Ort er zu entscheiden haben wird. Somit ist die Machtstellung Rußlands in Ostasien keine ganz geringe und trägt jedenfalls die Keime zu einer bedeutenden Erweiterung in sich. Diese wird sicher erfolgen, sobald die Umstände sie erheischen, vielleicht eher als man es erwarten möchte.

Der Verf. der in der Ueberschrift zuerst genannten Schrift trägt Einiges dazu bei, um über den gegenwärtigen Bestand der russischen Besitzungen in Ostasien ins Klare zu kommen. Er begleitete an Bord der „Sibylle“ as a visitor (S. 3) das von Commodore Elliot befehligte britische Geschwader auf seiner Kreuzfahrt im Sommer 1855 nach den nördlichen Gewässern des Stillen Oceans, um dort Eroberungen zu machen. Die Expedition war bekanntlich ohne Erfolg; weshalb, ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt worden. Selbst das Mißlingen der Eroberung der Festung Petropaulski liegt noch im Dunklen. Capitain Whittingham hat nicht versucht, dies Dunkel zu erhellen, er

beruhigt sich bei dem Ausruf: »it is still inconceivable!« (S. 297). Der größte Theil seines Buches enthält Mittheilungen über die japanesischen Häfen Hakodadi, Simoda und Nangasacki: wir übergehen dieses, da es aus dem Bericht der Perry'schen Expedition umständlicher bekannt geworden. Dagegen folgen wir dem Verf. in seinen Mittheilungen über den von ihm besuchten Theil der russischen Besitzungen, welche das dritte bis sechste Kapitel füllen: es ist dies der schätzenswerthe Abschnitt in seiner übrigens wenig bedeutenden Schrift. Freilich enthält er keine gelehrten Untersuchungen, nur was der Verf., dem es daran lag über Rußlands Besitzungen in Ostasien möglichst Genaues in Erfahrung zu bringen, gesehen und durch Erkundigungen an Ort und Stelle erfahren hat, gibt er ohne Schmuck und Schminke wieder. In dieser Unmittelbarkeit seiner Mittheilungen liegt das Anziehende.

Von Hakodadi in Japan steuerten die Schiffe nach der Insel Sagalin. Fünfzig Stunden, nachdem man nichts als Luft und Wasser gesehen, 4 Tage nach der Abfahrt, kamen zuerst die Inseln Kifiri und Kifunsiri (nach anderer Schreibart Resfunchery) in Sicht. »The former riveted our admiration: it rises at first gradually, with well wooded slopes and ravines for a few hundred feet, then suddenly emerges almost perfectly conical to a broken and castellated peak of about seven thousand feet above the sea. It stands a splendid beacon for ships, when making the westward entrance to the straits of La Perouse« (S. 72). Am folgenden Morgen zeigte sich nordwärts, soweit das Auge reichte, eine Reihe beschneiter Berge. Es war die Insel Sagalin, wie die Tartaren sie nennen,



Krafto bei den Ainos, Oka Jesso bei den Japanesen genannt. Eine sehr kalte Brise wehte von den Schneegebirgen herüber, sie steigerte sich zu einem Sturm, der von Schneeestöber begleitet war: es war der zwölfte Mai. Nach drei Tagen kam der von La Perouse Lamanon genannte Felsen in Sicht; dann zeigten sich einige Hütten am Ufer und die Schiffe gingen drei englische Meilen von der Küste in 13 Faden Wasser vor Anker (S. 72—74). Der Verf. befand sich mit unter denen, die hier zuerst ans Land stiegen. Die auf etwa 5 Fuß hohen Pfählen erbauten Hütten waren verfallen und unbewohnt, man fand in ihnen allerlei Geräthe und Waffen und war geneigt, sie für die Sommerstation der eingebornen Fischer oder der vom gegenüberliegenden Festlande zu halten (S. 75). Sie lagen an der Mündung eines kleinen Flusses. »At a short distance back from the stream the country was hilly and luxuriantly clothed with spruce, fir and birch and above and beyond were the snowy mountains« (S. 76). Noch an demselben Tage fuhren die Schiffe weiter, »and skirting the land hamlet after hamlet was passed« (S. 77). Am Tag darauf begab man sich abermals ans Land. Hier traf man zum erstenmal die Eingebornen, die Ainos: »dark men with very long black hair, flying in the wind, and clothed in seal-skin jackets kilts and boots« (ibid.). Sie fielen auf ihre Hände und Knie nieder und berührten wiederholt den Erdboden mit ihrer Stirn (ibid.). »One of them was a magnificent savage: tall lithe, straight and strong, with hair, beard and moustaches never desecrated by touch of scissors; with a high broad brow, dark eyes, straight nose and oval face« (S. 78). In den

Hütten traf man ihre häßlichen, Kleingewachsenen Weiber. Eigenthümlich schien bei ihnen die Verehrung des Bären: vor einer Hütte ward ein solches Thier in einem Käfig gehalten, es war wohlgenährt; vor einer andern Hütte stand ein leerer ähnlicher Käfig. Leider konnten sich die Fremden nur durch Geberden mit den Eingebornen unterhalten, daher sie wenig von ihnen erfuhren. Weil sie aber eiserne Speer- und Pfeilspitzen, Jagdmesser u. dgl. m. besaßen, glaubte man, daß sie entweder mit den Mandchu-Tartaren oder mit den Russen am Amur in Verkehr ständen. Als die Schiffe später noch einmal in der Bai de la Jonquière (nach La Perouse) landeten und dort Eingeborne von demselben Stamme trafen, fanden sie auch vor deren Hütten zwei mit großer Sorgfalt gepflegte Bären.

Am 20. Mai befand sich das Geschwader in der De Castries-Bai. »The two shores of Tartary are here, wie der Verf. schreibt, only forty miles apart and nearly join, if our charts and slight information are correct, forty miles to the north, leaving only a narrow passage for boats into the gulf of the Amur« (S. 83. 84). Wie man hier der russischen Escadre ansichtig wurde, mit derselben einige Schüsse, aber in zu großer Entfernung, wechselte; wie die Engländer, weil sie das Fahrwasser der Bai nicht kannten, sich scheuten, den Russen näher zu rücken, und wie diese am nächsten Morgen spurlos verschwunden waren — alles dies, was der Verf. auf S. 85 — 95 lebhaft und ansprechend schildert, übergehen wir hier, um noch Einiges von allgemeinerem geographischen und ethnographischen Interesse anzuführen. Capitain Whittingham fand an der De Castries-Bai die Spuren einer russischen Nieder-

lassung. »In the very bay before us, schreibt er S. 90, Russia had been five years busily laying the foundations of a settlement as the nearest and earliest open harbour for her possessions in the Amur.« Man ging dort ans Land, fand aber keine Colonisten, sondern nur deren Wohnungen: »six roughly hewn log buildings . . . ., two in a state of habitableness, two nearly so and two without roofs«, und im Innern derselben Kleider, Lebensmittel u. dgl. m. (S. 96). Weiter landeinwärts wurden die Spuren noch mehrerer Wohnungen angetroffen, so daß es unzweifelhaft blieb, daß hier die Russen festen Fuß gefaßt hatten. Wahrscheinlich waren sie nur bei Annäherung der damals feindlichen, britischen Schiffe gewichen. Es beweist diese Niederlassung jedenfalls, daß Rußland während der letzten beiden Jahrhunderte, wenn auch langsam, doch sicheren Schrittes am Ufer des Amur-Flusses vorgedrungen ist. Denn im Jahre 1643 bestanden russische Niederlassungen bereits am Oberlaufe des Amur und die damaligen Häupter derselben machten Einfälle in das chinesische Reich, indem sie die Gelegenheit benutzten, wo in diesem Reich der Krieg wüthete, dessen Ergebniß die Thronbesteigung der Mandschu-Dynastie war. Um 1649 wiederholte ein russischer Heerführer Chaborow einen solchen Einfall, fünf Jahre später 1654 überschritt ein anderer, Namens Stephanow, den Amur, den indessen ein mandschurisches Heer 1658 zurückdrängte. Ähnliche Kämpfe wiederholten sich bis zum Jahr 1689. Erst nachdem Kaiser Kanghi auch die Insel Formosa unterwarf und damit das ganze chinesische Reich unterjocht hatte, gelang es ihm, die Russen bis auf den Besitz eines Theils des Argun-Gebietes, eines der Zuflüsse des Amur

östlich von Nertschinsk zu beschränken. Im Juni 1728 kam ein förmlicher Vertrag zu Stande, demzufolge das linke Gestade des Argun Rußland überlassen ward. Seitdem gehörte das ganze Amurthal, von der Mündung des Flusses an westwärts auf 12 bis 1500 engl. Meilen seines Laufes zu China. Russisches Gebiet lag in einer Ausdehnung von 300 engl. Meilen von dem Ausfluß des Argun an gerechnet am westlichen Ufer dieses Flusses, also in der Richtung von Norden nach Süden. Der Unterlauf und das Quellgebiet des Argun, sowie dessen ganzes östliches Gestade bis zu seiner Mündung gehörten zum chinesischen Reiche.

Am 29sten Mai verließ das britische Geschwader die De Castries-Bai. Sehr erwünscht wäre eine genaue Angabe der Lage dieser Bai gewesen, da die vorhandenen zwischen  $49^{\circ} 1' 50''$  nördl. Breite und  $140^{\circ} 19'$  östl. Länge bis  $51^{\circ} 27'$  nördl. Breite und  $141^{\circ}$  östl. Länge schwanken. Nach 17 Tagen, am 15ten Juni, ankerten die Fahrzeuge, die fortwährend in südlicher Richtung gesteuert hatten, in der Nähe vom Cap Grillon, der Südwestspitze der Insel Sagalin (S. 104). Als man hier ans Land ging, befand man sich auf japanesischem Territorium, daher sich auch der das Geschwader begleitende Dolmetscher mit den hier wohnenden Ainos mittels der japanesischen Sprache verständigen konnte. Sie bezeugten durch ihre Sitte einen Theil des Kopfes zu scheeren, durch ihre Art zu grüßen und ihre Kleidung ihre Abhängigkeit von Japan; they had also contracted a sullenness of bearing, very unlike the freer and manlier part of the natives in the north« (ibid.). Der Haupterwerb bestand in dem Fang von Lachsen, die man in den Flüssen

in großer Menge fing und getrocknet, nebst andern als Düngungsmittel dienenden Fischen, nach Matsmai, wohin dies Gebiet der Insel gehörte, ausführte. Auch hier, so erzählten die Ainos, hatten vor fünf Jahren russische Colonisten sich angesiedelt; vor kurzem waren sie indessen von russischen Schiffen wieder abgeholt worden (S. 105). Rußland hatte also auch im Süden der Insel festen Fuß zu fassen gesucht, und die japanische Regierung scheint nicht dagegen eingeschritten zu sein. Das Land war schön und fruchtbar: »no snow was to be seen even on the mountain-summits in the distance, whilst at our feet was a rich soil, covered with luxuriant grasses, often five or six feet high and wild-briar, raspberry, geranium, rose-bushes and lilies were springing up on all sides around us. It certainly seemed, as if all the crops and fruits of the more northern temperate zone would flourish here and that the well timbered hill-sides would afford supplies for generations« (S. 105 und 106).

Noch einmal fuhr die Escadre wieder nordwärts den tartarischen Meerbusen hinauf. Man behielt anfangs die grün bewaldeten Hügel der Insel Sagalin beständig im Auge und sah im Meere viele Walfische und Seehunde (S. 107). Dann aber stellten sich dichte Nebel ein, die nur selten durch helles Wetter unterbrochen wurden. Die Bitterung nöthigte die Bai de la Jonquière eingelaufen, die diesmal genauer untersucht ward. Mit den Eingebornen hier konnte man sich aber nur durch Geberden unterhalten; doch glaubte Capit. Whittingham aus ihren Andeutungen schließen zu dürfen, »that a steamer of small draft could, if unopposed, easily get into the gulf

of the Amur and might possibly pass into the river Amur« (S. 110). Die Gegend um die Bai herum war hügelig und bewaldet; Buchen und Föhren bildeten vorzugsweise die Waldung, welche mit dichtem Untergebüsch versehen war. In der Nähe eines Flusses, auf welchem der Verf. nebst einem Gefährten einen langen regnigten Tag zubrachte, trafen sie auf zahlreiche Schaaren von Tauben und Enten, auch sahen sie einen großen Schwan. Ueberall schien der Boden fruchtbar, auch fand sich eine Kohlenader. »The easily worked vein of coal near its mouth will no doubt induce the Russians to make a settlement here; for though its title to be called a bay is unfounded, yet as long as summer lasts, there is protection for small vessels against southerly gales, and a four hours' sail alone separates it from the fine harbour in De Castries Bay« (S. 115 u. 116). Nach dem damals veröffentlichten amtlichen Berichte über diese Expedition nahm auch der »Hornet« hier Kohlen ein.

Ghe wir nun die fernere Fahrt des Geschwaders nach dem ochotskischen Meere verfolgen, tragen wir noch nach einer andern Quelle etwas über die gegenwärtigen russischen Besitzungen am Amur nach. Seitdem die Abtretung des Gebiets an der Amur-Mündung an Rußland, wie oben erwähnt wurde, erfolgt ist, haben die Russen dort unverzüglich eine Niederlassung Nikolauski gegründet. Die »Olivoutha«, eins der drei Schiffe, welche in der De Castries-Bai dem britischen Geschwader damals entschlüpften, ankerte im December 1856 im Hasen von Macao. Der auf Hongkong erscheinende »Friend of China« vom 3. Januar d. Jahres berichtet, daß sie sammt den bei-

den andern russischen Schiffen den Amur hinauf-  
fuhr und bei Nikolauski ihre Geschütze löschte,  
womit die dort aufgeführten Batterien armirt wur-  
den, und fügt dann über diese russische Niederlas-  
sung noch Folgendes hinzu. Nikolauski erweitert  
sich schnell und bedeutend, fortwährend kommen  
Colonisten aus Sibirien, um hier sich anzusiedeln.  
Der Ort liegt 30 engl. Meilen von dem breiten  
Bassin der Amur-Mündung entfernt und der Fluß  
selbst strömt in einiger Entfernung an der Nie-  
derlassung vorüber. Die Reise von St Peters-  
burg dahin, welche zum Theil in Dampfschiffen  
zurückgelegt wird, nimmt durchschnittlich 60 Tage  
in Anspruch. Da dieser Weg gegenwärtig ein  
völlig sicherer und allen Nationen geöffneter ist,  
so steht zu erwarten, daß bald unternehmende  
chinesische Kaufleute auf ihrer Rückreise ihn ein-  
schlagen werden.

Auf seiner Weiterfahrt nach dem ochotskischen  
Meer verweilte das britische Geschwader in der  
zwischen den beiden südlichen Landzungen der In-  
sel Sagalin gelegenen Aniwa-Bai, wo man wie-  
derholt das umliegende Land besuchte. Die Ein-  
geborenen brachten täglich Fische, einmal sogar  
600 Lachse von 3 bis 7 Pfund Gewicht. Die  
Temperatur war angenehm kühl, das Gras in  
den Thälern 6 bis 7 Fuß hoch, das Unterholz in  
den Wäldern außerordentlich dicht. Auf dem hö-  
her gelegenen Lande bestand die Waldung vor-  
zugsweise aus Fichten, auf dem niedrigeren aus  
Birken, Weiden und Fruchtbäumen. Der Ueber-  
fluß an wilden Blumen und Gebüschern setzte die  
Fremden in Erstaunen: gelbe Lilien, Rosen, eine  
Species Rhabarber, Himbeergesträuch waren sehr  
häufig (S. 124).

Einen ganz andern Anblick gewährte dagegen

das ochotskische Meer. Hier herrschten andauernd dichte Nebel, die alle klare Umschau verhinderten. Bei südlichen Winden tropfte es fortwährend von Segeln und Tauen, das Meerwasser war ohne Farbe, kalt und sehr tief (S. 125). Diese Nebel pflegen vier Monate lang zu herrschen: das ist die sogenannte Sommerzeit. Die bedeutendste russische Colonie ist hier bekanntlich Ujan. Die Einfahrt beschreibt Capitain Whittingham so: »It is a shallow and narrow inlet, broken by projecting points or rocks into three small basins — the exterior being a roadstead and the innermost only fit for steamers and small vessels; indeed the whole aspect of the harbour ressembled more an artist's study of Highland-lake-scenery, than the proud emporium of Liberian trade for the defence of which all the resources of Russian engineering had been lavished« (S. 137). Ujan selbst war mit 3 Batterien armirt und bestand aus 6 getrennten Häusern (ein Bericht im „Russischen Magazin“ aus Ujan vom 17. Juli 1855 nennt: einige dreißig Holzhütten) nebst einer kleinen griechischen Kirche. Die Colonie gehört der russischen Pelzhandel-Gesellschaft. Den Hauptreichthum der Niederlassung bildet die Einfuhr von Sitka und Russisch-Amerika für die längs dem Amur gelegenen chinesischen Märkte. Das Klima ist rauh und ungesund (S. 141), der Frost herrscht mit großer Strenge bis zum Mai, dann treten die schon erwähnten 4monatlichen Nebel ein. Die Umgegend hat einen guten Boden, der viel Rhabarber, besonders viele Vergiftmeinnicht erzeugt. Föhre und Birke sind die Waldbäume (S. 149). Die Fremden trafen in Ujan den Erzbischof von Ostibirien und Russisch-Amerika »a tall, hand-



some and aged prelate« (S. 139). Bemerkenswerth ist noch die kurze Schilderung von der Obmanbay oder Deceptionbay S. 127 u. 128. »It is an irregular circular inlet of about ten miles diameter, connected with the sea by a narrow and shallow passage: a very small extent of anchorage exists even for small vessels and the general depth varies from one foot to six. It is a magnificent looking sheet of water with pretty wood scenery round it and is, I suppose, one of the most animated breeding places for wild fowl in the world.«

In den letzten Kapiteln seines Werkes 7—10 schildert Capitain Whittingham seinen Aufenthalt in den japanesischen Hafenstädten und seine Rückkehr von dort nach Schanghai. Wir übergehen diese Partie, welche nichts Neues enthält, werden jedoch auf sein Urtheil über die Taiping-Rebellen zurückzukommen uns erlauben. Interessanter erzählt uns über Japan der Verf. des zweiten in der Ueberschrift genannten Buches, Hr Spalding. Seine Schrift enthält eine geschickte Aneinanderreihung der Erlebnisse des Verf. von der Zeit der Abreise des „Mississippi“ aus Amerika bis dahin, wo das Schiff zum letzten Male von Japan Abschied nahm. Hr Spalding, »the commander's clerk«, wie er sich selbst nennt S. 10, ist bestrebt gewesen »to tell the tale of his travels, as his eyes told it to him.« Ein Tagebuch hat er nicht geführt, er erzählt nach dem Gedächtniß und nach einzelnen Notizen und ist aufrichtig genug es auszusprechen, daß seine Mittheilungen auf »invariable accuracy« keinen Anspruch hätten. Sie tragen auch weit mehr das Gepräge nicht gerade der Dichtung, wohl aber einer Zustufung, die darauf berechnet ist, den Leser

angenehm zu unterhalten. Dafür besitzt der Vf., gleich dem deutschen Maler Wilhelm Heine, un-  
 leugbar eine nicht geringe Gabe und zwar die  
 ziemlich seltene des Humors. Er weiß gewandt  
 und launig zu erzählen; erfordert es dagegen das  
 Object seiner Darstellung, so ist seine Sprache  
 ernst, ergreifend, drastisch. Vergleicht man übrig-  
 ens das Thatsächliche, was das Buch enthält,  
 mit den breiten Ausführungen des amtlichen Be-  
 richtes der Perry'schen Expedition, so findet sich  
 bei Hrn Spalding kaum etwas, was nicht auch  
 in jenem erwähnt wäre. Damit dürfen wir dies  
 der Touristenlitteratur angehörige Buch, welches  
 mit einigen nur mittelmäßigen Lithographien ver-  
 sehen ist, hier auf sich beruhen lassen.

Ein erhöhtes Interesse nimmt noch das letztge-  
 nannte Werk des Capitain Fishbourne in An-  
 spruch, welches uns nach China versetzt, mitten  
 unter die in vielen Beziehungen merkwürdigen  
 Taiping-Rebellen. Dieses Werk ist das bis jetzt  
 vollständigste über den Ursprung und den ferne-  
 ren Verlauf der Auslehnung des Taiping Wang  
 und seines Anhanges gegen die Mandchu Dyna-  
 stie. Das erste Kapitel S. 1—40 sucht die all-  
 gemeinen Ursachen dieses Aufstandes nachzuweisen:  
 das despotische Gouvernement in China, der chi-  
 nesisch englische Krieg, das Verhalten der Regie-  
 rung gegen die Christen, die Unabhängigkeit der  
 Miaotse. Kapitel 2 S. 41—85 schildert die frü-  
 heren Lebensverhältnisse des Taiping Wang und  
 seine ersten Waffenthaten. Kap. 3 S. 86—127  
 berichtet den ferneren Zug des Rebellenheers bis  
 zur Eroberung von Nanking, von Tschingkiangsu  
 von Kwatschau und Yangtschau am Großen Ka-  
 nal. Bekanntlich besuchte Sir George Bonham  
 die Rebellen in Nanking an Bord des Hermes:

dies wird ausführlich und interessant erzählt in Kap. 4, S. 128—174. Kap. 5, S. 175—224 enthält die Urtheile der Chinesen über die Rebellen: »they are men of their word« (p. 181), eine kurze Schilderung ihrer religiösen Anschauungen und Gebräuche, die Ansicht des Bischofs von Victoria, Dr Smith, über ihre Bücher, sowie einige derselben, Dr Medhurst's Urtheil und den Bericht von dem Besuch des französischen Kriegsdampfers „Cassini“ in Nanking. Solche Berichte von Augenzeugen setzt das folgende sechste Kapitel S. 224—294 fort, in welchem besonders die Mittheilungen von Dr Bridgman, der sich als Dolmetscher an Bord des amerikanischen Dampfers „Susquehannah“ auf seiner Fahrt nach Nanking und Wuhu befand, von Werth sind. In Kapitel 7 S. 295—323 wird die Eroberung von Amoy und von Schanghai durch die sogenannte Kurz-Degen-Gesellschaft, eine der geheimen demokratischen Verbindungen China's, geschildert, sowie die Wiedereinnahme von Amoy durch die kaiserlichen Truppen, welche später auch Schanghai wiedergewonnen haben. Das Kapitel schließt mit einer kurzen Schilderung einer ähnlichen geheimen Verbindung in Canton. Die Unternehmungen der Landtruppen der Insurgenten von Nanking aus beschreibt das achte Kapitel S. 324—334; diese Darstellung erscheint hier übrigens sehr mager. Das neunte Kapitel S. 335—369 enthält eine ausführliche und gründliche Beurtheilung der religiösen Ansichten der Rebellen, wobei der Verf. besonders die Aeußerungen von Dr W. H. Medhurst und einen Artikel im Quarterly Review berücksichtigt.

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

159. Stück.

Den 3. October 1857.

---

L o n d o n

Schluß der Anzeige: »Impressions of China and the present revolution: its progress and prospects. By Capt. Fishbourne.«

Endlich verbreitet er sich in Kap. 10 S. 370—433 über die Zukunft China's, ein Gegenstand, über den sich Viel muthmaßen, Weniges mit Gewisheit voraussagen läßt, wobei wir indeß nicht leugnen wollen, daß des Vfs Ansichten über den bevorstehenden Sieg der Taiping-Rebellen und die damit verbundene Umgestaltung der Verfassung des Reichs nicht unbegründet zu sein scheinen.

Das Buch ist eine schätzenswerthe Arbeit, wie wohl es dem Verf., wie es scheint, an kritischem Scharfsinn bei Benutzung gedruckter Quellen mangelt. Aber außerdem, was er selbst sah und erlebte, während er den „Hermes“ commandirte, hat er fleißig die ihm zu Gebote stehenden Mittheilungen seiner Zeitgenossen benutzt und ein lebendiges Bild der Vorgänge in China geliefert, die seit fast einem Jahrzehent die Aufmerksamkeit der

gesamnten civilisirten Welt auf sich ziehen. Werden Berichten seit dem Beginne dieser Ereignisse gefolgt ist, findet freilich in dem Buche nichts Neues, ausgenommen das Urtheil des Mannes, der diesen Ereignissen eine Zeitlang nahe gestanden. Daß dieses Urtheil ein der Sache der Insurgenten günstiges ist, wird Niemanden wundern: es liegen in der That zu viele Anzeichen einer neuen Aera vor, deren Morgenroth über China heraufdämmt. Aber im Ganzen dürften doch die Tugenden der Taiping-Rebellen, ihre Mäßigung, ihre Beharrlichkeit, ihre Aufgelärtheit dem Verf. in einem zu günstigen Lichte erscheinen. Die neuesten Vorgänge in Nanking zeigen, wie es mit ihren sittlichen Grundsätzen bestellt ist: ihre allerdings geläuterten religiösen Ansichten haben den heidnisch-rohen Charakter der Chinesen noch nicht veredelt. Wir möchten uns daher lieber dem Urtheil des Hrn Spalding anschließen, der da meint (S. 250), die Mandschu Dynastie besitze eine hinreichende Macht, einen großen Theil des Reiches, nämlich den Norden, sich zu erhalten, und der sich über die sittliche Stellung der Rebellen so äußert: »That any form of christianity however impure and debased by the admixture of momentary political additions should become the religious faith of so large a portion of the human family has irresistible attractions for all wellwishers to their species; as all generous minds, while gratefully alive to the purity of their faith would gladly assist in its dissemination amongst other nations; still the cause of truth can never be served by highly overcoloured representations of the merits of the Chinese converts, to whom praise has been so indiscriminately

given. Indeed the sensible and prudent well-wishers and aiders of this movement might do unestimable good by devoting their energies to the distribution of the New Testament in the Chinese and Tartar languages and by endeavouring to decry the poetical and mystical rhapsodies so current amongst »the brethren« and which it is sad to see are highly rated by Europeans, whose talents and piety are justly venerated.“ (S. 251).

Berlin.

Dr. K. E. Biernacki.

### B r e s l a u

F. Hirt 1857. Das Gelbe Fieber. Aus eignen Beobachtungen und Erfahrungen dargestellt von Dr. Rob. Lallemand, zeither Arzt der Fremden-Stationen der Santa Casa da Misericordia, Mitglied des Central-Gesundheitsrathes für Brasilien in Rio de Janeiro. VI u. 341 S. Oct.

Die Erscheinung des gelben Fiebers in Rio de Janeiro, seit dem Jahre 1849, wo es nie zuvor gewesen, ist ein geschichtliches Ereigniß, was besondere Berücksichtigung verlangt. Freilich ist die genannte Krankheit schon 1685, und zwar einige Jahre hindurch in Pernambuco und in Bahia epidemisch zu finden gewesen\*), aber seitdem galt Brasilien für frei davon. Obiges Werk eines der thätigsten Zeugen muß um so größeren Werth dadurch für uns haben.

Wir wollen bei unserem kurzen Bericht darüber unsere Aufmerksamkeit nach zwei Seiten hin richten; theils wollen wir lernen, wie sich die

\*) Wie unser Verfasser angibt, nach Sebast. da Rocha Pitta Geschichte des portugiesischen Amerika, auch nach der Beschreibung des Arztes Ferreyra da Roza.

Epidemie hier verhalten hat und daraus weitere Bestätigung über ihre Ursachen erfahren, theils aber wollen wir andeuten, wie manche Lehren der allgemeinen Klimatologie besser als bis jetzt geschehen ist, in Anwendung zu bringen sind. Es ist dieß kein Vorwurf für die bei dieser Gelegenheit wohl bewährte Wirksamkeit der brasilischen Aerzte, sondern für die Heilkunde überhaupt, welche die schnell emporgestiegene und ganz für sie geeignete Wissenschaft der physikalischen Geographie für sich zu verwenden, noch sehr versäumt hat. Aus wohlverstandennem Wohlwollen darf man geradezu aussprechen: es gibt zur Zeit kein Studium, was so rasch und reichlich den Aerzten Lohn bringen kann, als das der bezeichneten neuen Doctrin. Noch ein Jahrzehend und man wird die Lücken des ärztlichen Wissens auf dem Gebiete der Aetiologie, wie sie jetzt noch bestehen, kaum begreifen und viele auf anderen Gebieten verschwendete Mühe bereuen. In Leichen findet man nicht, was man bei Lebzeiten über die Causalität in der umgebenden Natur zu erfahren versäumt hatte.

Der Verf. ist entschieden Contagionist, aber nur deshalb, weil er zahlreiche und unwiderlegliche Beweise von der Importation und Transmission erfahren hat. Im Gegensatz davon ist ein anderer Verfasser eines voluminösen, zweibändigen, an Thatsachen reichen Werks (R. La Roche, Yellow Fever, Philadelphia 1855) Anti-Contagionist, findet aber die Ursache der Krankheit in der Decomposition organischer Substanzen, sie gleichstellend der Malaria, indem er auch den fremden Ursprung und die Importation abweist. Beide Schriftsteller geben eine Fülle von Belegen und repräsentiren überhaupt die beiden in dieser Frage

immer neu sich bildenden Parteien, welche sich vereinigen können und werden, sobald sie Impor-  
tation und Nicht-Contagium vereinbar finden in  
der Vorstellung von einer Vegetation, mit der  
man es hier zu thun hat, keimend im Schiffsholz  
und auch auf der See-Küste. Vielleicht wird un-  
ser Verf., wenn er seine anschaulich und lebendig  
geschriebene Erörterung über „die Ursachen“ von  
Neuem liest, selber finden, die Erklärung geschehe  
mit jener Vorstellung fast genügend. Er steht ihr  
sogar jetzt schon nicht mehr fern (wie auch auf  
der anderen Seite La Roche nicht), wie wir bald  
sehen werden.

Zunächst haben wir nach Beantwortung der  
Frage gesucht, warum ist das gelbe Fieber erst  
jetzt nach Rio de Janeiro gekommen? Der Grund  
liegt in der Schifffahrt, wie der Verf. uns auf  
willkommene Weise richtig belehrt; aber außerdem  
fügt er später einen ganz verfehlten klimatologi-  
schen Grund hinzu. Die Schifffahrt von Westin-  
dien (S. 87) nach Brasilien hatte früher das Ei-  
genthümliche, daß sie nicht auf dem kürzesten Wege  
zu ihrem Ziele gelangte, sondern auf einem wei-  
ten Umwege, nahe den Azoren (wodurch sie also  
wieder bis zum 39. Breitengrade kam, wo der  
heißeste Monat, Juli, nur 18° R. mittlere Tem-  
peratur hat); dies geschah in Folge der Äquato-  
rial-Strömungen der Luft und des Meeres in je-  
nen Gegenden. In neuester Zeit aber ist hierin  
eine Aenderung eingetreten, indem sowohl die nord-  
amerikanischen Klipper-Schiffe, wie die Dampf-  
boote nun in directer Linie von den westindischen  
Inseln nach der brasilischen Küste fahren. Fer-  
ner ist der Umstand, warum das gelbe Fieber nie  
von der Westküste Afrika's herübergeführt ist, mit  
dem Sklavenhandel der früheren Zeit, etwa von



Sierra Leona oder Senegambien, auch erklärlich. Dies ist deshalb nicht wohl möglich gewesen, weil von den genannten Orten der Sklavenhandel nach Brasilien gar nicht betrieben worden ist, sondern von der südlicheren Küste Afrika's, von Angola, Benguela, Benin und Biafra, wo das gelbe Fieber nicht endemisch bemerkt wird.

Um als ein Beispiel von einer wirklich abenteuerlichen und doch durchaus nicht ungewöhnlichen klimatologischen Anschauung zu dienen, stehe hier auch die fernere Erklärung des Verf. über das unerwartete Auftreten der Epidemie des gelben Fiebers in Rio. Er meint, das Klima habe sich umgeändert. Das gelbe Fieber ergreift, zufolge unzweifelhafter Erfahrung, in Westindien fast allein nicht-acclimatisirte, fremde, aus kälteren Zonen oder höheren Gegenden Hergekommene. Nun, sagt der Verf., „erkrankten zu Rio, wenigstens im ersten Jahre des Auftretens des gelben Fiebers, auch Eingeborne und Acclimatisirte, obwohl weniger heftig, bis zur Zahl von 120000, d. i. fast die Hälfte der ganzen Einwohner-Zahl, und dies finde seine Deutung darin, daß jenes Gesetz zwar bestehen bleibe, daß aber das ganze Klima höchst gewaltsam zu Rio sich umgewandelt“ habe. Als Beleg dafür sollen dienen, daß ehemals häufiger und regelmäßiger Gewitter in den heißen Monaten erschienen seien, diese seien seltner geworden seit 1846; auch habe die Regen-Menge abgenommen; der Landwind wehe nicht mehr so regelmäßig; und die mittlere Temperatur sei um 2 Grad gestiegen (es ist nicht angegeben, nach welcher Scala, wie denn auch alle metrische Nachweisungen zu jenen Behauptungen fehlen). Solche großartige Umstimmungen in der ganzen Natur könne man sich nicht denken, ohne sie als Ursachen zu

Umstimmungen im allgemeinen Lebens = Prozesse anzusehen; vielleicht sei das Richterzeugtwerden von Gewittern schon ein Symptom des allgemeinen Krankseins und der Todeschlaf der Electricität mit dem Tode so vieler Menschen in einem verborgenen fernen kosmischen Zusammenhange. In dies ganz neue Klima habe sich nun im Jahre 1850 kein Einziger, weder Brasilier noch Europäer vollkommen hinein acclimatistirt gehabt; ein neues Klima sei eingewandert.“ — Wir müssen uns an die übrigen Verdienste des Verf. erinnern, an seinen aufopfernden Eifer, den er gezeigt hat, an seine Diagnostik, mit der er zuerst die Anwesenheit der neuen Epidemie erkannt hat, an seine anschauliche Beschreibung der Krankheit in Rio, S. 6 bis 157, um den Eindruck dieser klimatologischen Beurtheilung zu mildern. Wie chaotisch sieht es doch in Hinsicht auf allgemeine erd = physikalische Verhältnisse in den Köpfen der meisten Aerzte noch aus, und welche Fehler entstehen daraus Angesichts der doch schon vorhandenen besseren Kenntnisse.

In Rio (22° südl. Br.) ist die Temperatur des Jahres nicht so stätig wie in Westindien (wo sie von 19 — 21° R. sich bewegt), sondern hat der kühlste Monat, Juli, nur 15° R.; es findet also dann immer eine gewisse schwache Desacclimatistation Statt. Bei den Negern übrigens hat sich deren eigenthümliche Immunität auch hier bewährt, trotz des vermeinten neuen Klima's. Im folgenden Jahre bewiesen auch die Brasilier ihre Unempfänglichkeit für die Ursache des gelben Fiebers, wie Alle, die es einmal überstanden haben. Die angegebenen Aenderungen in dem Klima erklären sich hinreichend als locale Aenderungen in den Witterungs = Verhältnissen, wie sie veranlaßt wer =

den Können durch das Lichten des nahen Urwaldes; hierdurch entsteht weniger Abkühlung an diesen Orten, und in Folge davon weniger Wolken, Gewitter und Regen, auch weniger Landwind (aber wahrscheinlich mehr Seewind). So bedeutend wie hier angegeben ist, können aber die Aenderungen unmöglich sein; es fehlt nicht an meteorologischen Beobachtungen in Rio; hier finden wir aber nichts davon benutzt.

Der Verf. führt nun zahlreiche Beispiele an, aus denen die vegetabilische Natur des Miasma's des gelben Fiebers hervorgeht, obgleich er nur die Contagiosität daraus erwiesen meint, wenn er auch oft der richtigen Ansicht selber sehr nahe kommt \*). Wir wollen einige Beispiele davon geben.

S. 33. „Wir haben die schlagendsten Beweise, daß ein einziges Stück faules Holz unter einem Wasserbehälter im Stande ist, einem Schiffe das gelbe Fieber zuzuziehen und es zu unterhalten.“  
S. 113 und 114. „Die ärgste Verpestung war

\*) Nach unserer Vorstellung ist die Ursache des gelben Fiebers eine vielleicht für immer unsichtbare, keimende Substanz, allein an den Seeküsten, im Holz der Schiffe, aber auch auf dem Erdboden und in Häusern vorkommend, jedoch nie bei einer Temperatur unter 17° R., sie ist wie die der indischen Cholera und wie die Malaria ein terrestrisches Miasma, während die Influenza das einzige atmosphärische Miasma zur Ursache hat. Die Ursache des gelben Fiebers wird zumeist importirt von Westindien, wo sie stationär ist, aber sie kann auch überwintern und von selbst mit der wärmern Jahreszeit wieder aufkeimen. Sie ist specifisch verschieden von der Malaria; noch weniger entwickelt sich bei ihr jemals ein Contagium im Organismus, aber sie ist transmissibel durch äußerliches Anhaften an Kleidern und durch den Luftzug. Was aber ihre Wirkung im Organismus betrifft, so ist diese eine Vergiftung, und der Radical-Proceß der ganzen Erscheinung ein hämogastrischer.

immer der Uferstreif, am Zollhaus; der Bootsmann-Dienst war besonders gefährlich; einmal legte sich eine französische Brigg mit gesunder Mannschaft an die Zollhausbrücke, um zu löschen, aber schon nach wenigen Stunden erkrankte die Mannschaft so allgemein, daß die Arbeit eingestellt werden mußte.“ S. 123 stehen sogar die Worte: „Die Epidemie ist in Brasilien von Hafen zu Hafen geschleppt, immer ausgebrochen nur nach Ankunft eines kranken Schiffes und immer bei Leuten zuerst, welche mit demselben in Berührung kamen; aber ebenso bestimmt verlor sich ihre fortpflanzende Kraft, wenn der Krankheit der zu ihrer Vegetation nöthige Boden der Niederungen entzogen wurde.“ S. 149. „Das Gelbe Fieber kommt von Havanna mit dem Brazil nach Bahia, es segelt von hier mit dem Ucyon nach Pernambuco, mit dem Navarra nach Rio, mit dem Pollux nach Pará, mit der Margaretha nach Sta Catharina. Fest und heimlich sikt es in diesen Holzkasten und steigt aus ihnen an das Land.“ S. 151. „Unbedingt war zu dieser Zeit auf vielen Schiffen der Fieberkeim im Schiffe und nicht in den darauf lebenden Menschen.“ — Trotz diesem Allen weiß der Verf. keine andere Auskunft zur Vermittelung der scheinbaren Widersprüche als die immer wiederholte „das gelbe Fieber sei unter günstigen Umständen ansteckend.“

Ref. weiß nicht, ob der Leser schon völlig die Ansicht von der vegetabilischen Natur des Miasma's des gelben Fiebers anerkennt; aber es ist nicht zu verneinen, daß diese hier wieder große Bestätigungen findet. Die Folgen für Beurtheilung und Behandlung der casuellen wie der epidemischen Leiden sind aber dann sehr bestimmt gegeben. Die therapeutische Behandlung muß haupt-

sächlich antidotisch sein. Die Präventiv-Behandlung enthält noch mehr sichere Fingerzeige. Von einem Hafen muß man befallne Schiffe abhalten (freilich ist dies ganz unnöthig in unseren nord-europäischen Häfen, wo die mittlere Temperatur des wärmsten Monats nicht 15° R. übersteigt, und wo doch noch Quarantäne-Maßregeln gegen das gelbe Fieber gerichtet bestehen; auch ist es unnöthig in südlicheren Häfen während der Winterzeit); aber man muß dabei die Menschen aus dem Schiffe herausgehen lassen, nachdem sie vorher ihre Kleidung gewechselt haben. Die Menschen auf einem befallnen Schiffe oder in Häfen schützen sich gegen das Einathmen der Miasma-Partikeln mittelst eines Schleier-Tuches über Mund und Nase. Ein befallnes Schiff desinficirt man durch Abreiben des Holzes mit Sand, oder durch Uebermalen oder, sehr wahrscheinlich am besten, durch Anwendung eines Abkühlungs-Processes mittelst Einbringens von Eis auf mehrere Tage (was in großen Häfen auch der Tropenländer selten ganz fehlt), oder auch durch rasche Fahrt in kältern Breiten.

Wir wollen nicht versäumen, noch zu erwähnen, daß der Verf., S. 268, eine sehr gute theoretische Diagnose aufstellt zwischen Malaria-Fieber (auch remittirende endemische Fieber u. a. genannt) und gelbem Fieber; leider berücksichtigt er auch hier wieder viel zu wenig Jahreszeit, Temperatur, Feuchtigkeit und Boden; auch trennt er davon nicht sicher und scharf den Typhus. Er rühmt das Benehmen der brasilischen Aerzte, Behörden und der barmherzigen Schwestern, die auch hier sich befinden. Ueberhaupt ist es noch eine Aufgabe der medicinischen Geschichtschreibung, die so oft in großen welthistorischen Seuchen geleistete

Mitwirkung und den Tod nicht fürchtende Berufs-Erfüllung der Geistlichen anzuerkennen; die größten Beispiele davon finden sich aus den Zeiten der Pest.

Der Verf. ist zur Zeit abwesend von Europa auf einer Weltfahrt auf der österreichischen Fregatte „Novara“. „Mit wahrer Begeisterung, sagt er, wende er sich zu seinem neuen Berufe“. Das bezweifeln wir gar nicht. Wir erlauben uns aber in ganz besonderem Bezug hierauf an den oben gegebenen allgemeinen Rath, betreffend das Studium der physikalischen Geographie, noch einmal zu erinnern. Studer's Lehrbuch der physikalischen Geographie, Kämz Vorlesungen über Meteorologie, H. Berghaus Physikalischer Schulatlas u. a. sind vortreffliche Bücher für Aerzte.

M—y.

### C a l c u t t a

printed at the Baptist Mission Press (London bei Williams und Morgate) 1856. A Grammar of the Pukhto, Pushto, or language of the Afgháns; in which the rules are illustrated by examples from the best writers, both poetical and prose; together with translations from the articles of war etc. and remarks on the language, literature, and descent of the Afghan tribes. By lieutenant H. G. Raverty, third regiment Bombay N. 1., assistant commissioner Múltán. Part I. — IX, 52 u. 152 S. in Octav mit XIII S. appendix.

Es ist bekannt, daß sehr viele der englischen Beamten in Indien, namentlich auch vom Kriegerstande, sich um die wissenschaftliche Erkenntnis und Beschreibung der vielen indischen Landschaften die größten Verdienste erworben haben: denn kaum ward die eine Landschaft nach der andern

den Engländern, sei es mittelbar oder unmittelbar unterworfen, als sich auch sogleich der Eifer der Sieger regte, Boden, Land, Volk, Geschichte und Sprache vollkommen zu erkennen und so gut es ging, wissenschaftlich zu beschreiben. Namentlich hat sich der dortige Kriegerstand dadurch stets sehr vortheilhaft ausgezeichnet, und dem übrigen europäischen Stande dieses Geschäftes ein Vorbild gegeben, welches bis jetzt sehr wenig Nachfolge gefunden hat, etwa mit Ausnahme der französischen Kriegsmänner in Algerien. Auch der Verf. des vorliegenden Werkes gehört zu dieser Art von Kriegern, welche in ihrem Stande und ihrer Lage mehr als das Handwerk und zeitliche Vergnügen erstreben: welches Alles denn heute um so mehr gesagt werden muß, je unglücklicher das Geschick ist, welches jene Europäer gegenwärtig in der weiten Ferne von uns heimgesucht hat und je bereit der deshalb die Lasterzunge ist, die ganze englische Herrschaft in Indien zu verwerfen. Diese Herrschaft hat allerdings ihre Mängel gehabt, und wird sich künftig nach vielen Seiten hin unter dem strengen Vermeiden bisheriger Vorurtheile und thätigerer Aufsicht einzelner Beamten wesentlich verbessern müssen: allein jede andre europäische wäre sicherlich weit schlechter gewesen.

Das Pushto, auf einem an Umfange etwa Spanien gleichen Gebiete gesprochen, war, bevor die Engländer seit 1840 thätiger in die Angelegenheiten der Afghanen eingriffen und das ganze Land eroberten, dann wenigstens einen bedeutenden Theil davon in ihrem Besitze behielten, eine in Europa ziemlich unbekannt und aus einer Menge zusammenfassender Umstände sehr schwer etwas richtiger zu erkennende Sprache. Damals wurde vom Unterz. nach Kargen und ebenso mühsam zusammen-

gesuchten als schwer zu gebrauchenden Hülfsmitteln eine erste nähere Beschreibung des Pushto gegeben im zweiten Bande der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes; später veröffentlichte Dorn in Petersburg nach erweiterten handschriftlichen Hülfsmitteln ausführlichere Werke zur Kenntniß desselben, sicher aus reinen wissenschaftlichen Zwecken, nicht aber (wie unser Verf. seltsam vermuthet) aus Nebenabsichten, welche die russische Herrschaft gegen Indien habe. Sobald aber die Engländer Afghanistan besetzt hatten, veröffentlichte Major Leech in Indien eine kurze Pushto-Sprachlehre nach Erkundigungen an Ort und Stelle. Jetzt nun erscheinen zu Calcutta zugleich zwei Werke ähnlichen Inhaltes, ein kürzeres 1854 auf 104 S., und das weit größer angelegte und an Inhalt viel reichere unsres Verfs. Er hat sich dieser Sprache zunächst bemächtigt, um mit ihrer Hülfe amtlich und gesellschaftlich desto leichter mit den Afghanen, so viele jetzt von England beherrscht werden, reden und verhandeln zu können; aber er hat sich auch mit dem ganzen Schriftthume der Afghanen (welches sich doch als ziemlich reichhaltig erweist) und mit ihrer Geschichte viel beschäftigt, zugleich auch die verschiedenen Mundarten wohl beachtet, in welche das Pushto heute zerfällt. Von der 1818 zu Serampore gedruckten afghanischen Uebersetzung des N. Urtheilt er nicht gut, gewiß mit Recht. Uebrigens hat er den mannichfaltigen Inhalt seines Werkes schon auf dessen oben ganz mitgetheilter Aufschrift des Buches bestimmt genug angedeutet; der Anhang enthält eine Auswahl von vollständigen Stücken in dieser Sprache mit englischer Uebersetzung.

Wir loben nun zwar sehr den Eifer des Verfs.



und danken ihm für die Mittheilung mancher noch weniger oder noch gar nicht bekannter Thatsachen, bedauern aber ebenso lebhaft, daß er von einer Sprach- und Geschichtswissenschaft so gut wie gar keine Vorstellung hat und auch deshalb über eine Menge von Dinge ganz irrthümliche Urtheile vorbringt. Die gemeine Weise bei allen sprachlichen und damit zusammenhängenden geschichtlichen Betrachtungen ist freilich noch immer gänzlich aller Wissenschaft baar, vorzüglich auch bei englischen Beamten: allein sogar Männer vom Kriegerstande sollten sich endlich überzeugen, daß die wissenschaftliche Fähigkeit und Kunst in diesen wie in allen andern Dingen vernachlässigen nur desto größere Mühe schafft und bei aller auch der redlichsten Mühe nur immer neue Irrthümer hervorrust. Dem Verf. macht z. B. der jetzt durch die Wissenschaft längst gerichtete Irrwahn, daß die Afghanen von den Juden abstammen und also auch das Pushto mit dem Hebräischen nahe verwandt sei, sehr viele Mühe: er will von ihm nicht lassen oder vielmehr begreift die Gründe nicht, warum man ihn aufgeben muß, und verfällt so in immer ärgerere Irrthümer, will das Unmögliche beweisen, daß das Pushto seiner ganzen Anlage und seinem Ursprunge nach den semitischen Sprachen am nächsten stehe, und bemühet sich zu ersinnen, wann denn die Juden als Afghanen so weit nach Nordost verschlagen seien, ob zur Zeit Nabukodrosor's oder Kyros' u. Aber auch mit dem islâmischen Schriftthume ist der Vf. keineswegs hinlänglich vertraut, wie man schon aus der übergroßen Menge ganz unrichtiger Aussprachen islâmischer Eigennamen ersieht. Von der höchst ungenügenden und irrthümlichen Art wie der Vf. das Pushto im Einzelnen beschreibt, wollen wir lieber keine Beispiele

anführen: aber sogar bis auf die Fassung der Aufschrift seines Buches haben sich bei ihm die Folgen der unweisen sprachlichen Betrachtung erstreckt. Der Name Pushto, wie man in der Westhälfte des afghanischen Landes spricht, lautet den allgemein dort herrschenden Lautgesetzen gemäß in der Osthälfte desselben Pukhto: wenn aber der Verf. diese beiden Namen in die Aufschrift seines Werkes setzt, so klingt das ebenso als wollte einer eine deutsche und dutsche Sprachlehre schreiben oder vielmehr sie geschrieben so benennen. — Die zweite Hälfte des Werkes fehlt noch: wir kommen bei ihrem Erscheinen wohl noch einmal auf das Ganze zurück.

H. C.

### T ü b i n g e n

Laupp'sche Buchhandlung 1852. Handbuch der Petrefactenkunde von Fr. Aug. Quenstedt, Professor zu Tübingen. IV u. 792 S. in gr. Oct. Mit 62 Tafeln.

Die Lethaea von Bronn ist seit ihrem ersten Erscheinen als ein klassisches, dem Geologen unentbehrliches Werk anerkannt worden. Sie hat in der dritten Auflage wieder sehr wesentlich gewonnen. Nur Schade, daß sie so beträchtlich theurer geworden ist. Dadurch wird sie nur einem kleineren Theile des betheiligten Publicums zugänglich. — Seit den beiden ersten Auflagen sind zwar billigere Handbücher erschienen von Geinitz, Pictet, Siebel und D'Orbigny (*Cours élémentaire de Paléontologie et Géologie stratigraphiques*). Sie können aber sammt und sonders die Bronn'sche Lethaea nicht ersetzen. — Für diejenigen aber, denen Bronn's Lethaea zu theuer ist, hat Herr D. durch sein gutes Handbuch Sorge getragen.

Es geht, dem zoologisch-botanischen Systeme folgend, alle wichtigeren Leitversteinerungen, von de-

nen recht brauchbare lithographirte Abbildungen gegeben sind (62 Tafeln in gleichem Formate, wie der Text), so genau durch, als es für den Techniker (Bergbeamten, Ingenieur) und den Geognosten erforderlich ist, der nicht Zeit hat, sich auf alle paläontologischen Specialitäten einzulassen und der sich nicht in Besitz der kostbaren Monographien über die einzelnen Formationen setzen kann.

Eintheilung und Uebersichtlichkeit könnten hin und wieder noch gewinnen. Doch kann man das Werk zu gründlichem Vorstudium für speciellere paläontologische Monographien sehr vorzüglich gebrauchen und ist das gut ausgestattete Buch recht eindringlich zu empfehlen. — Eine kurze Inhaltsübersicht mag unsere Anzeige beschließen. Einleitung: Geschichtliches. Was ist Versteinerung? Formationsfolge. Zoologische und botanische Eintheilung. I. Säugthiere. Osteologisches. Der Mensch. Vierhänder. Flatterthiere. Raubthiere. Beutelhthiere. Nagethiere. Zahnlose. Dickhäuter. Einhufer. Wiederkäuher. Rudersfüßer. Walle. Vögel. Osteologisches. Vogeleier. Vogelfährten. Vorkommen. Raubvögel. Hocker. Hühner. Laufvögel. Wadavögel. Schwimmvögel. Amphibien. Schildkröten. Eidechsen. (Panzerreptilien, Schuppenechsen, Gnathiosaurer, Pterodactylen). Schlangen. Lurche. Fische. Selachier, Ganoiden, Knochenfische. — Rückblick auf die Wirbelthiere. — Gliedertiere: Crustaceen, worunter die Trilobitengattungen mit Aufmerksamkeit behandelt sind; Arachniden; Insecten; Anneliden; Mollusken: Cephalopoden, Pteropoden, Heteropoden, Gastropoden, Brachiopoden, Conchiferen, Tunicaten; Echinodermen; Corallen. Foraminiferen und Graptolithen. Rückblick. Das Wichtigste des Pflanzenreichs. Wesentliches fehlt Nichts. Das Register ist recht gut eingerichtet.

Wiesbaden.

Dr. Guido Sandberger.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

160. Stück.

Den 5. October 1857.

---

H e l s i n g f o r s

Finska Litteratur-sällskapets tryckeri, 1855.  
Beskrifning öfver de i Finland funna Mineralier af A. Nordenskiöld. Licentiat. X u. 162 S. in Octav.

Finnland ist reich an merkwürdigen, zum Theil seltenen Mineralkörpern, und die Kunde von manchen, ist von dort ausgegangen. Größte Verdienste um die Auffindung noch unbekannter Fossilien, so wie überhaupt um die genauere Kenntniß der finnländischen Mineralien, hat sich der Vater des Verf. obiger Schrift, Staatsrath N. Norden-  
skiöld erworben. Der Sohn ist auf rühmliche Weise in die Fußstapfen des Vaters getreten, indem er bereits mehrere schätzbare Arbeiten über finnländische Fossilien geliefert hat, und nun eine sehr erwünschte Zusammenstellung von Allem, was bisher darüber bekannt geworden, in Verbindung mit eigenen Beobachtungen, darbietet. Bei der Aufzählung der in Finnland bis jetzt aufgefundenen Mineralkörper, ist der Verf. dem chemischen

Mineralsysteme seines Vaters gefolgt. Bei jeder Mineral-Species findet sich nach dem Namen zuerst die Angabe der chemischen Zusammensetzung, dann die Charakterisirung des Krystallisationensystems, mit Anwendung der Naumann'schen Bezeichnungsart; darauf die Mittheilung der übrigen äußeren Kennzeichen und des Verhaltens vor dem Löthrohre. Den Beschluß macht die Aufzählung der Fundorte, nebst der Angabe der Art des Vorkommens. Wir müssen uns darauf beschränken, aus der trefflichen Schrift das Eine und Andere hervorzuheben, und mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

Die Aufzählung beginnt mit dem Graphit. Bekanntlich hat der Verf. in einer besonderen, in Helsingfors erschienenen, und auch in Poggendorff's Annalen (XCVI. 110.) überseht mitgetheilten Abhandlung zu zeigen gesucht, daß dem Graphite kein hexagonales (monotrimetrisches), sondern monoklinoëdrisches (klinorhombisches) Krystallisationensystem eigen sei, welche Bestimmung sich auf Messungen von Krystallen gründet, die sich zu Ersby in Finnland finden, wo sie mit Skapolith, Hornblende und Apatit im Kalk vorkommen. Der Referent wagt noch nicht mit Entschiedenheit sich für oder gegen die Meinung des Verfs, die vor ihm schon von Clarke und Suclow geäußert worden, zu erklären. Im Widerspruche damit steht die Bestimmung bewährter Krystallographen, so wie die neuerlich von Kennigott mitgetheilte genaue Untersuchung des krystallisirten Graphites von Ticonderoga in New-York (Sitzungsberichte d. Kais. Akad. d. W. math. natw. Cl. XIII. 469). Auch erscheinen dem Referenten die Krystalle des Graphites der Eisenhohöfen immer noch so, wie er sie zuerst in seinem Specimen crystallogra-

phiae metallurgicae v. J. 1817 beschrieben hat, nämlich als einem monotrimetrischen Systeme angehörig, mit dem Hauptblätterdurchgange nach den horizontalen Flächen. Dagegen verkennt er nicht, daß das Verhalten des Graphites von Ceylon, von welchem er vor längerer Zeit eine Notiz gegeben (Studien d. Gött. Vereins Bergm. Fr. IV. 349) eher auf ein klinorhombisches, als auf ein monotrimetrisches System schließen läßt, indem bis zu 2 Zoll lange, unvollkommen ausgebildete, prismatische Krystalle ein stängliches Aggregat darstellen, in welchem der sehr ausgezeichnete Blätterdurchgang der Längenausdehnung der Stängel entspricht. Sollte der Graphit vielleicht, ähnlich dem Schwefel, eine dimorphe Substanz sein?

Bei dem Golde wird bemerkt: daß solches in Finnland zuerst im J. 1837 im Kemi-Kirchspiel entdeckt worden, und daß sich seitdem bei weiteren Nachforschungen im Kuusamo-Kirchspiel goldhaltige Sandlager in ziemlicher Verbreitung gefunden haben.

Der Verf. ist im Zweifel, ob der Molybdenit (Molybdänglanz), wie allgemein angenommen wird, hexagonal (monotrimetrisch), oder, wie Krystalle von Pitkäranta zu zeigen scheinen, monoklinnoëdrisch (klinorhombisch) sei? Also dieselbe Frage wie bei dem in so mancher Hinsicht dem Molybdänglanze ähnlichen Graphit.

Ueber den Chondroit, der in Finnland, wo er zuerst aufgefunden wurde, ausgezeichnet vorkommt, hat der Verf. eine besondere Arbeit geliefert. Nach seinen Untersuchungen ist das Krystallisationssystem ein orthorhombisches, in welcher Annahme er mit Dana übereinstimmt; wogegen bekanntlich einige Krystallographen das System für ein klinorhombisches halten.

Mit dem Namen Adelpolit hat N. Nor-

den Sköld ein Mineral bezeichnet, welches wahrscheinlich niob- und tantalsaures Eisen- und Manganoxyd (oder Drydul) mit 9,7 Proc. Wasser enthält. Das Krystallisationensystem ist tetragonal (monodimetrisch); die Verhältnisse desselben sind aber noch nicht genau bekannt. Das specifische Gewicht = 3,8; die Härte = 3,5—4,5. Der Bruch muschlig; fettglänzend; an den Kanten durchscheinend; braungelb, vom Braunen bis in das Schwarze; der Strich weiß oder weißlichgelb. Das Fossil ist bis jetzt nur zu Rajamäki und Laurinmäki bei Torro im Tammela-Kirchspiel, zugleich mit Beryll und kleinen Tantalit-Krystallen in Feldspath eingesprengt gefunden.

Zwaarit ist ein von N. NordenSKIÖLD beschriebenes Mineral, dessen chemische Zusammensetzung =  $2(\text{Ca}^3 \text{Si} + \text{Fe Si}) + (\text{Ti Ti})$ . Es ist isometrisch, und kommt entweder wie Melanit krystallisirt vor, oder verb. Die Härte = 6. Im Bruche muschlig, in das Unebene; demantartig glänzend; undurchsichtig; eisen-schwarz; der Strich grau. Vor dem Löthrohre schmilzt der Zwaarit zu einem schwarzen Glase. Bis jetzt ist er nur zu Zwaara im Kuusamo-Kirchspiel gefunden, wo er im Gläolith vorkommt.

Es sind mehrere, von N. NordenSKIÖLD unterschiedene, dem Anorthit verwandte Silicate, namentlich Amphodelit, Lepolit, Sundvilit, aufgeführt, bei denen es wohl zweifelhaft ist, ob sie als selbständige Mineral-Species sich werden behaupten können.

Mit dem Namen Gröbyit hat der Verf. ein ausgezeichnetes feldspathartiges Fossil bezeichnet, welches früher von N. NordenSKIÖLD als wasserfreier Skolezit beschrieben worden. Sei-

ner Mischung entspricht die Formel  $\text{Ca Si} + \text{Al Si}$ . Das Krystallisationssystem ist als ein monoklinnoëdrisches (klinorhombisches) bezeichnet. Diese Bestimmung gründet sich indessen nur auf Messungen mit dem Anlegegoniometer; und es wird bemerkt, daß aus der Messung eines Winkels mit dem Reflexionsgoniometer auf ein triklinnoëdrisches (klinorhomboidisches) System zu schließen sein dürfte. Dies Mineral, welches oft mit Skapolith verwechselt worden, findet sich zu Gröby.

Choreld hat ein wasserhaltiges Silicat untersucht, und mit dem Namen Gongylit belegt, dessen Mischung nach ihm durch die Formel  $2(\text{Mg, K})^3 \text{Si}^2 + 6 \text{Al Si}^2 + 9 \text{H}$  auszudrücken ist, welcher aber nach der Meinung des Verfs vielleicht passender die Formel  $2 \text{R Si} + \text{R}^2 \text{Si}^3 + 3 \text{H}$  zu substituiren sein dürfte, wenn man nämlich annimmt, daß ein geringer Theil des Eisens als Drydul vorhanden ist. Das Fossil ist nicht vollkommen krystallisirt; es zeigt aber zwei ziemlich deutliche Blätterdurchgänge. Das specifische Gewicht = 2,7; die Härte = 4 — 5; der Bruch muschlig oder splittrig; wachsartig glänzend; an den Kanten schwach durchscheinend; gelb oder gelbbraun; der Strich weiß. Vor dem Löthrohre Wasser ausgebend, und bei stärkerer Hitze zum blasigen Glase schmelzend. Der Gongylit hat sich allein in losen Steinen am Strande von Uli Kitkajärvi gefunden.

Zwei andere, von N. Nordenskiöld untersuchte, wasserhaltige Silicate sind der Neotokit und Ellagit. Der Mischung des ersteren entspricht die Formel  $\text{Mg Si} + 4(\text{Fe} + \text{Mn}) \text{Si} + 8 \text{H}$ . Das Fossil ist amorph; das specifische Gewicht = 2,7—2,8; die Härte = 3,5—4,0, im Bruche



eben oder flachmuschlig; glasartig glänzend; undurchsichtig oder schwach an den Kanten durchscheinend; schwarz oder schwarzbraun; brauner Strich. Vor dem Löthrohre gibt es Wasser aus, bekommt Risse, schmilzt aber nicht. Es hat sich allein in der Nähe von Gåsböle im Sjundeå-Kirchspiel gefunden. Die Mischung des Ellagits wird durch die Formel  $\text{Ca}^3 \text{Si}^4 + 4 \text{Al Si} + 12 \text{H}$  bezeichnet. Die Krystallisation ist vermuthlich monoklinoëdrisch (klinorhombisch). Er findet sich in krystallinischen Massen mit zwei deutlichen Blätterdurchgängen, welche ungefähr unter  $90^\circ$  einander schneiden. Die Härte = 2,5 — 3,0. Der Bruch uneben; matt, auf den Spaltungsflächen schwach perlmutterartig glänzend; wenig an den Kanten durchscheinend oder undurchsichtig; gelb, gelbbraun, in das Gelblichrothe; der Strich weiß. Vor dem Löthrohre Wasser ausgehend, und bei stärkerer Hitze zur emailweißen Perle schmelzend. Das Fossil hat sich an einer einzigen Stelle auf Åland gefunden.

Bernstein ist in ziemlicher Menge im Ingo-Kirchspiel mit Thon vorgekommen.

In einem Anhange sind einige von N. Nordenskiöld unterschiedene, aber noch nicht hinreichend genau untersuchte Fossilien aufgeführt, namentlich Termophyllit, Orthoid, Chromaugit, Chromtalk, Ainalit. H.

## S t u t t g a r t

Verlag von C. G. Riesching 1857. Ulfilas. Die heiligen Schriften alten und neuen Bundes in Gothischer Sprache; mit gegenüberstehendem griechischem und lateinischem Texte, Anmerkungen, Wörterbuch, Sprachlehre und ge-

schichtlicher Einleitung von H. F. Massmann. XCII u. 812 S. in Octav.

Noch nicht zwei volle Jahre sind verflossen, seitdem wir in diesen Blättern die Uppströmsche Ausgabe der Upsaler Silberhandschrift zur Anzeige brachten, ohne Zweifel die werthvollste Arbeit auf dem Gebiete des Gothischen seit dem Erscheinen der großen durch von der Gabelenz und Loebe besorgten Ausgabe des Ulfilaß. Nun sind durch Maßmann zum erstenmale wieder sämmtliche Reste der gothischen Bibelübersetzung vereinigt, begleitet von sämmtlichen kleineren gothischen Denkmälern und mehreren andern im Titel benannten Zugaben und das Alles zusammengedrängt in einen wohl ausgestatteten nicht allzustarken Octavband. Daß die Ausgabe im Vorwort eine Schulausgabe genannt wird und ihr anderer Zweck, den Theologen zu dienen, ist eine unnöthige Beschränkung, da sie Vieles enthält, was für die Schule gar nicht taugt und ebenso wenig besonders für Theologen berechnet erscheint. Jeder Freund des Gothischen wird sie dankbar empfangen, da sie, abgesehen von dem Wörterbuch und der grammatischen Uebersicht gradezu mehr enthält als die große vorhin genannte Ausgabe.

Das Werk beginnt mit einer sehr ausführlichen Einleitung, die sich auch über die allgemeine Geschichte der Gothen weiter verbreitet, als man in einer Ausgabe des Ulfilaß erwartet, und zwar oft mehr in lobrednerischer als wirklich historischer und ruhiger Weise. Dann wird genauer das Leben und Wirken des Ulfilaß beleuchtet, seine Bibelübersetzung und was sonst noch von gothischer Sprache in späterer Zeit gehört wird, zusammengestellt. Ueber die verschiedenen Handschriften folgen dann noch nähere Nachrichten, namentlich über

ihre Beschaffenheit im Einzelnen, es werden zahlreiche Beispiele von Verschreibungen aller Art aufgezählt, darunter aber auch mancherlei Ungehöriges aufgeführt, das einen viel tieferen Grund hat, als das rein Ueßerliche der Schrift, für die der Herausgeber überhaupt eine außerordentliche Vorliebe zeigt. Mancherlei Anderes heben wir hier nicht besonders hervor, wie die Besprechung der Art der Uebersetzung überhaupt und mancher Eigenthümlichkeiten des Gothischen. Darunter befindet sich auch ein besonders reiches Verzeichniß von Alliterationen, die aber zum größten Theil durchaus zufällig sind und ebenso gleichgültig, als ob wir etwa sagen schön schreiben oder Holz holen.

Was nun den gothischen Text selbst betrifft, so fällt sogleich im Ueßern manche Neuerung auf. Das längst eingebürgerte þ ist wieder durch th ersetzt, q durch kv und ebenso steht hv für das bekannte einfache gothische Zeichen, für das wir leider keine einfache Bezeichnung haben; im Uebrigen ist es gar kein Gewinn, wenn wir einfache gothische Zeichen durch mehrere Zeichen wiedergeben, da sich zusammentreffende gothische t und h, k und v, h und v mit jenen þ, q und dem einfachen hv nie berühren. Der Gebrauch des lateinischen l neben s ist nur störend. Die großen Buchstaben sind sehr reichlich angewandt, namentlich auch bei allen angeführten Worten, die außerdem auch durch Anführungszeichen eingeschlossen werden. Die e und o sind mit ihrem Längenzeichen versehen, die ai und au nach ihrem verschiedenen Werthe durchweg accentuirt; sehr oft falsch.

(Fortsetzung folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

161. 162. Stück.

Den 8. October 1857.

---

S t u t t g a r t

Fortsetzung der Anzeige: »Ulfilas. Die heiligen Schriften alten und neuen Bundes in Gothischer Sprache u. s. w. von H. F. Massmann.«

So muß es heißen Mt. 9, 47 háihamma (nicht ai); durchweg falsch accentuirt ist thlathau (statt thláihan); falsch Matthaiú in der Ueberschrift. Bèthlaháim (Luc. 2, 4) taugt nicht. Bei váila, daß nur so lauten kann, ist nur an wenigen Stellen (z. B. Joh. 13, 13) der Accent gewagt. Unrichtig ist Náúel (Luc. 17, 26. 27) für Nōε; steht doch Joh. 18, 33 richtig práitaúria für πραιτώριον. Andráias steht Joh. 12, 22 zweimal, also wohl nicht verdrukt; überall steht áihtrón statt ahtrón und Anderes, zahlreicher offener Druckfehler hier gar nicht zu gedenken. Eine besondere Verunzierung des Textes bilden die zahllosen Sternchen, die mehrfach auf völlig überflüssige Bemerkungen hinweisen und um so mehr hätten wegbleiben können, als nur die wenigsten Verse mit ihnen verschont sind und doch auch von diesen

manche in den Anmerkungen besprochen werden. Noch andere den Text beladende störende Zeichen sind die zahlreichen Häkchen und vielen Querstriche, wie in thái'h (Mk. 3, 11), that' ist (Mk. 7, 2) thamm'ei (Luc. 15, 6) skuld-u (Mk. 3, 4), atgaggandei-du (Luc. 8, 44) und vielen andern Stellen, die genau ebenso störend sind, als wollten wir im Lateinischen etwa schreiben ne'que, ne'c, agrum'que, agrum-ve, hi'c oder Aehnliches. Wem der gothische Text ohne jene Zugaben noch unverständlich bleibt, dem werden sie selbst auch noch wenig frommen. Vielfach fallen diese Zeichen aus, wohl nur aus Versehen des Schreibenden oder Druckenden.

Denn das ist ein vorzüglicher Mangel dieser neuen Ausgabe, daß die Menge ihrer Druckfehler, für die das lange zum Schluß gegebene Verzeichniß bei weitem nicht ausreicht, ganz außergewöhnlich groß ist. So steht Mk. 6, 54 ulkunnandans statt uf kunnandans und so noch häufig auch sonst statt f jenes l, das überhaupt hätte ganz unbenutzt bleiben sollen. Mk. 9, 33 izvòs statt izvis, 7, 14 andháitands statt atháitands; 9, 38 varidédun statt varidédum; 10, 42 Iésus statt is. Mth. 3, 10, welche Stelle indeß hätte ganz wegbleiben sollen, ist usmaitada zerrissen. Mth. 7, 14 traihans statt thraihans; 10, 28 jáh statt jah. Im folgenden Verse fiel nach attins aus izvaris. Ueber Hasleiius Luc. 1, 17 fehlen die hier angegebenen Zeichen. Luc. 7, 46 steht salbòdòs statt salbodès; 8, 45 treihand statt threihand; 15, 20 naúhthanu statt naúhthanuh. Zu Luc. 9. 42. 43 ist das Lateinische ganz verschoben; Aehnliches begegnet auch sonst. Zu Luc. 17, 29 Saúdaúmim, was Lesart der Handschrift ist, steht als letztere falsch angegeben Saudómim. Luc. 16, 4 steht ei than

getrennt, 16, 9 verbunden eithan; dergleichen Inconsequenzen sind sehr gewöhnlich. Luc. 17, 6 steht jus statt jah. Joh. 5, 38 fiel jus aus nach thammuh. Joh. 11, 45 steht Judaiéé statt Judaiei. Joh. 12, 46 steht Ik İk; 19, 12 steht andstandeith statt andstandith. Röm. 9, 18 fiel nu aus nach Thannu. Röm. 12, 17 steht im Griechischen μένον statt μόνον; Röm. 15, 4 ist jah von dem folgenden Worte abzulösen. In der Ueberschrift zum ersten Brief an die Korinther steht fkumei statt frumei und ganz ebenso beim ersten Briefe an die Thessalonicher. Kor. 1, 10, 21 steht jah biudis statt jab-biudis; 1, 11, 27 ist jahblôthis zu trennen. Kor. 1, 15, 34 steht unkunthith statt unkunthi. Kor. 2, 9, 4 ist Kôithájus zu trennen. Gal. 5, 7 steht latida statt galatida. Ephes. 4, 20 steht ganêmith statt ganêmuth. Kol. 1, 26 steht gafulgana statt gafulgina. Zu Kol. 2, 15 steht Seite 651 ein sinnloses leikíra. Thess. 1, 5, 26 steht gafriðónai statt gafrijónai. Tim. 1, 4, 13 steht gathlahtai statt gathláihtai. Tim. 1, 6, 13 steht wieder uf statt uf. 1, 6, 14 Rvuma statt Rvum, wie die Handschrift hat. Tit. 1, 1 steht sunjóns statt sunjós. Esra 2, 35 steht falsch T statt G. Im folgenden Verse und ebenso 2, 40 steht Rv statt U. Nehem. 6, 17 steht falsch managei statt managai. Mos 1, 5, 5 und 1, 5, 8 steht falsch T statt des ähnlichen Zeichens für 900. Seite 582 (Skeireins 4, 20) steht veitdôdida statt veitvôdida. Aus dem Wörterbuch erwähnen wir keian (statt dessen es kijan heißen muß) mit der Bedeutung „kümmern“ (statt dessen es „keimen“ heißen muß). Unter fastan steht als letzte Bedeutung falsch „fassen“; es muß „fasten“ heißen und ist deutlich von den vorausgehenden zu sondern.

Weit größeres Bedenken noch als die Menge der Druckfehler erregt ein anderes ihnen nah verwandtes, das sich nicht wohl Alles auf die Rechnung eines des Gothischen unkundigen Setzers wird schreiben lassen. Mk. 4, 2 ist in eingeklammert und nach der Anmerkung fehlt es in der Handschrift; vielmehr hat es die Handschrift, wie auch die früheren Ausgaben. Zu Mk. 10, 24 heißt es, Uppström habe huzjandam gelesen; vielmehr liest dieser mit Sicherheit hugjandam und erwähnt jene Form gar nicht. Zu Mk. 10, 46 heißt es, die Handschrift habe bartheimaiaus, was Loebe nicht anmerkt; vielmehr hat die Handschrift barteimaiaus und so, da zu ändern unnöthig war, hat auch Loebe mit vollem Recht im Text. Auch sonst wird noch öfters Loebe ganz mit Unrecht getadelt, dessen Text an vorsichtiger Behandlung und Sicherheit den neugegebenen bei weitem übertrifft. Matthäus 9, 20 ist das (Buchstaben-) Zahlzeichen der Handschrift aufgelöst, was nicht hätte geschehen dürfen, auch an vielen andern Stellen nicht geschehen ist. Joh. 6, 70 ist sogar aufgelöst mit einer Form, die sonst nirgend belegt ist. Joh. 12, 5 ist die Auflösung ganz mißrathen; es hätte statt thrins tiguns lauten müssen thrija hunda. Zu Matth. 11, 15 ff. heißt es, die Stelle sei in der Handschrift rechts sehr erloschen; vielmehr ist nach Uppström die Seite sehr deutlich, aber ein Stückchen abgerissen. Falsch heißt es zu Matth. 26, 65, hier beginne wieder die Silberhandschrift und mit B. 70 trete die Mailänder hinzu; es ist umgekehrt. Luc. 1, 79 hat die Handschrift dauthus, nicht dauthaus, wie die Anmerkung sagt. Luc. 3, 24 steht Laiveis statt Laivveis der Handschrift. Luc. 9, 40 hat die Handschrift mahtédun nicht mahtidédun, wie die

Anmerkungen sagen. Luc. 6, 3 hat die Handschrift *ussuggveid*, nicht *ussuggvad*. Zu Luc. 10, 20 findet sich ein unbegründeter Tadel *Uppströms*, dessen Worte offenbar mißverstanden sind. Luc. 14, 32 hat die Handschrift nicht *eithan*, sondern *eithau*. Luc. 16, 1 hat die Handschrift nicht *faurgagjan*, sondern *fauragagjan*. Luc. 19, 40 heißt's, die Handschrift habe *kvikoitha*; davon weiß weder *Loebe*, noch *Uppström*. Luc. 20, 10 hat die Handschrift *gebëna*, nicht *gebeina*, was *Uppström* besonders anmerkt. Joh. 6, 9 liest die Silberschrift das Zahlzeichen *.b.*; die *Skeireins* *tvans*, also umgekehrt als angegeben wird. Die Bemerkung zu Joh. 6, 61 stimmt mit *Uppströms* Angabe nicht überein. Ebenso falsch ist die Handschrift-Angabe zu Joh. 9, 7, wo durchaus nicht das angegebene *svumslf* gelesen wird, wohl aber *svumslf*, dessen letztes *f* übrigens ausgeschabt wurde. Joh. 12, 26 hat die Handschrift nach *Uppström* sehr deutlich *andbaitith*, was auch *Loebe* so aufnahm, und doch heißt's hier, die Handschrift habe *andbahteith*, nicht *Loebe's* *andbaitith*. Zu Joh. 12, 41 heißt's, die Handschrift lese *esaeiais*, das zweite *i* aber sei ausgekratzt; vielmehr hat die Handschrift *esaeias*, früher *eisaeias*. Joh. 15, 6 hat die Handschrift *usvairpada*, durch Uenderung aus *usvaurpada*; nicht ist das *u* in *a* verändert. Röm. 9, 29 ist *nih* aus dem handschriftlichen *niu* geändert, ohne daß es bemerkt wäre. Röm. 11, 17 liest *Loebe* *varst* statt *vast* in den Nachträgen, die hier überhaupt fast gar nicht beachtet scheinen. Kor. 1, 5, 7 liest die Handschrift nicht *ushrainait*, sondern *ushrainait* (*Loebes* Nachträge). Kor. 1, 7, 16 steht beidemal *kannt* in der Handschrift, was nicht bemerkt ist. Zu Kor. 1, 10, 4 wird bemerkt, *Loebe* habe *allai*, das bei



Cast. fehle; das ist falsch, es fehlt auch dort. Kor. 1, 13, 9 hat die Handschrift nicht kunnun, sondern kunnun. Kor. 1, 15, 34 soll die Handschrift fravaurkjaid lesen; davon sagt Loebe nichts. Auch das zu Kor. 1, 15, 53 Gegebene stimmt nicht mit Loebe überein. Zu Kor. 1, 16, 1 sind die Handschriften angegeben gerade umgekehrt als bei Loebe. Kor. 1, 16, 2 wird als Lesart angegeben taujau statt taujai. Daß Kor. 1, 16, 11 bis 22 in Handschrift A fehlt, hätte in den Anmerkungen gesagt sein müssen. Zur Unterschrift des ersten Korintherbriefs ist nicht bemerkt, daß sie in Handschrift B fehlt. Daß diese Handschrift übrigens erst mit Kor. 1, 15, 48 beginnt, ist anzugeben auch vergessen. Zu Kor. 2, 1, 8 fehlt, daß A jal liban liest. Die erste Bemerkung zu Kor. 2, 1, 16 ist ungenau, weil neben jah fehlt thairh. Kor. 2, 2, 3 fehlt B: fahêds. Kor. 2, 2, 14 hat nur B aviliud; Kor 2, 3, 3 hat nur B das Genannte, A das in den Text Genommene. Kor. 2, 8, 4 hat B usblötheinai, nicht usblotheina. Zu Kor. 2, 9, 5 hat Loebe nichts davon, daß die Handschrift manojana und nicht vielmehr manojan habe; auch diese Lesart deutet auch Maßmanns Text; im selben Verse liest Loebe wohl zuverlässiger aivlaugian statt aivlaugjan. Zu Kor. 2, 9, 11 steht die Bemerkung: gabignandans: warum Löbe's gabignandanê? obwohl Loebe diese verkehrte Vermuthung gar nicht hat. Zu Kor. 2, 11, 4 fehlt, daß B unrichtig aivaggéljô liest; zu 2, 11, 14 fehlt, daß B aggillau liest. Kor. 2, 12, 3 hat A nih, was nicht bemerkt ist; ohne Zweifel, wie auch in einem noch vorausgehenden Falle, weil die Angabe bei Loebe äußerlich nicht deutlich hervortritt. Kor. 2, 12, 8 hat Loebe thatei, nicht thata. Kor. 2, 12, 19

hat B, nicht A, thukeith. Die Angabe zu Kor. 2, 13, 4 ist wieder zu ungenau, aththan steht in beiden Handschriften. Kor. 2, 13, 7 weiß Loebe nichts von der Lesart sijaina. Gal. 2, 8 hat nur A die Randleseart. Gal. 2, 14 hat die Handschrift wirklich haideis (Loebe's Nachträge). Casfiglianes Bemerkung (bei Loebe) zu Gal. 4, 3, daß hier Augustinus und andre Kirchenväter unter den elementis mundi die Gestirne verstehen, ist zu der kurzen Anmerkung entstellt, Augustin brauche elementa mundi für astra. Gal. 4, 27 liest die Handschrift nicht authjós, wie angegeben wird. Gal. 5, 8 u. 9 werden Lesarten der Handschrift A angegeben, da doch beide Verse in ihr völlig fehlen. Zu Anfang fehlt die Angabe, daß Gal. 5, 17 bis 6 Ende in A sich findet. Zu Ephes. 2, 2 sind A und B vertauscht. Ephes. 3, 12 steht das angegebene jah nicht in der Handschrift; 3, 20 fehlt, daß A unsis hat für uns. Zu Ephes. 4, 13 wird eine Lesart der Handschrift B angegeben, obwohl in ihr die Stelle ganz fehlt; vielmehr hat A jene Lesart und am Rande (doch unsicher gelesen), was angeblich A im Text hat. Zu Ephes. 6, 18 ist nicht bemerkt, daß in allai in A fehlt. Ephes. 6, 22 hat die Handschrift nicht mik, sondern ugk. Zu Philipp. 3, 3 muß es heißen: A gatrauan, B gatrauam; 3, 13 hat A nicht ni thauh, sondern ni nauh. Zu 4, 2 muß es heißen syntykein statt syntikein, Kol. 1, 14 liest B fravaurté, und A ist unleserlich; es ist falsch angegeben und die Nachträge bringen eine neue Unrichtigkeit hinein. Kol. 1, 16 hat nur B himina, A aber himinam. Zu Kol. 1, 29 lauten Loebe's Nachträge anders, als hier gegeben ist. Zu Kol. 3, 4 ist Loebe's Bericht auch anders. Kol. 3, 16 ist saggvim, nicht saggvam

handschriftlich (Loebe's Nachträge). Auch Kol. 3, 25 ist nicht beachtet, daß Loebe's Nachträge nach Castiglione vielmehr skathula als handschriftliche Lesart geben. Zu Kol. 4, 13 ist nicht bemerkt, daß A mit sind schließt, und wird bald darauf eine Vermuthung noch als Lesart von A hingestellt. Thes. 1, 4, 2 ist ohne weitere Bemerkung eine Flexionsform in den Text gesetzt, die nirgend belegt ist. Zu Thess. 1, 4, 7 bieten Loebe's Nachträge ganz Anderes, als das hier ohne irgend welche Anmerkung Gegebene. Die Lesart der Ueberschrift zum ersten Briefe an Timotheus gibt Loebe anders. Zu Tim. 1, 1, 18 ist falsch als Lesart angegeben faura faurnivandans statt faura faurnivandam. Zu Tim. 1, 3, 7 bemerkt Loebe nichts von iddveit. Als Lesart zu Tim. 1, 3, 8 muß es heißen nih . . ni (statt nih) . . nih. Tim. 1, 4, 8 hat Loebe nichts von einer Lesart habandaiei. Zu Tim. 1, 5, 23 muß es lauten sukonis statt sugkonis. Tim. 1, 6, 4 hat nur B das angegebene haifteis. Tim. 1, 6, 9 hat nach Loebe A, nicht B, sagkvjand; Tim. 1, 6, 10 sagt Loebe nichts von jas sik. Zu Tim. 2, 2, 21 ist nicht bemerkt, daß hier erst A wieder eintritt, nachdem sie 2, 1, 18 ausging. Zu Tim. 2, 3, 8 ist nicht bemerkt, daß nur B Jannis, A dagegen Jannês hat; im Text steht willkürlich geändert Iannis. Tim. 2, 3, 10 hat A am Rande galaisidês, nicht galaistidês. Zu Tim. 2, 3, 13 ist irrig bemerkt, daß der lateinische Text nicht harmonire. Zu Titus 1, 2 wird unliagnjands als Lesart von A angegeben, obwohl hier die ganze Stelle einmal wieder fehlt (bis in Vers 9). Verkehrt ist auch die Angabe zu Tit. 1, 12: H muß lauten H.A; A hingegen C. Die Anmerkung zu Esra 2, 22 hat irrig 138 statt 146. Auch zu 2, 36 wird

die gothische Zahl falsch wiedergegeben (963 statt 973) und aus ihrer Uebereinstimmung mit dem griechischen und lateinischen Text gerissen. Zu 2, 42 ist die Bemerkung ausgelassen, daß das zweite sunjus (fälschlich ist das erste besternt) in der Handschrift sunaus lautet. Zu Skeir. 5, 3 antharanuh ist auch eine Bemerkung ausgefallen. Mag von dem Angegebenen auch vielleicht noch Einzelnes auf Rechnung des Setzers kommen, so ist doch im Allgemeinen die große Unzuverlässigkeit der Ausgabe an sich zur Genüge klar und wir würden für unsere gothischen Texte übel berathen sein, wenn wir nicht die vortreffliche Ausgabe der Altenburger zum Vergleich zur Seite hätten. Ihrer hätte bei jeder kleinen Verschiedenheit in den Anmerkungen gedacht werden müssen, da wir ohne dies doch nur auf sie werden bauen dürfen.

Bei dem anerkannt hohen Werth unserer gothischen Handschriften, namentlich der Upsaler Silberhandschrift, ist der Text viel zu willkürlich behandelt. Fast auf jeder Seite wollen runde Klammern Ungehöriges einschwärzen, eckige Unverwerfliches ausmerzen; mit jenen ist der Uebelstand verbunden, daß sie auch mehrfach angewandt sind, um untergeordnete, aus dem gewöhnlichen Satzgefüge gerissene Sätze zu bezeichnen, die nun wie willkürliche Zusätze des Herausgebers erscheinen. Aber auch ohne jene warnenden äußeren Zeichen sind viele Aenderungen des beglaubigten Textes vorgenommen. Mk. 5, 22 ist laeirus gesetzt für Jaeirus und doch ist an andern Stellen in Fremdwörtern das J nicht entfernt. Mk. 6, 19 ist das vermuthete vaisvôr in den Text gestellt, Mk. 9, 42 halsaggan für balsaggan, da doch beide Formen keinesweges über allem Zweifel stehen und sonst

in keiner deutschen Mundart diese Zusammensetzungen begegnen. Luc. 5, 4 ist das gemuthmaße *goandida* in den Text gestellt. Mk. 10, 25 ist das handschriftliche *azitizô* unnöthig in *azêtizô* verändert und Ähnliches mehrfach, da doch zum Beispiel Luc. 8, 17 *svikunth* und *svê kunthamma* noch neben einander nicht als störend befunden sind. Ganz ähnlich inconsequent ist Luc. 20, 18 das handschriftliche *krôtuda* nicht verändert, Mk. 9, 50 jedoch *supôda* für *supuda* gesetzt. Willkürlich geändert ist Joh. 8, 40 *izei* in *iwei*, Joh. 11, 34 *lagidêdun* in *lagidêduth*; Joh. 9, 28 *Mosês* in *Mosê*. Sehr schlecht ist die Ueänderung *sai sa manna* aus *sa ist sa manna* Joh. 19, 5. Röm. 10, 19 ist ein nur Vermuthetes in den Text gesetzt, das dann doch im Wörterbuch fehlt, wie Ähnliches mehreremale vorkommt (z. B. Kor. 1, 9, 21); auf der andern Seite stehn noch recht schlechte Formen im Wörterbuch, die längst beseitigt sind. Röm. 16, 24 ist für das handschriftliche *ahmin izvamma* ganz Anderes in den Text gestellt. Völlig unnöthig ist Kor. 1, 1, 24 *jah* zugefügt. Kor. 1, 10, 20 ist eine ganze Zeile ausgestoßen, weil sie Wiederholung sei, und doch auch schon noch vorher in eckige Klammern gestellt. Sehr schlecht ist Kor. 1, 13, 4 die Ueänderung *sêls* in *sêl*; der Zusatz *jah* Kor. 1, 13, 9. Kor. 1, 15, 58 ist durchaus ungehörig *ufarfalljandans* in *ufarfullnandans* geändert. Kor. 2, 11, 33 u. Thess. 1, 5, 3 ist das handschriftliche *untha thliuhan* verändert (an letzterer Stelle in ein völlig verfehltes *ungathliuhan*) und doch steht im Wörterbuch ohne weitere Bemerkung, obendrein falsch, *unta thliuhan*. Unnöthig Zugesehtes findet sich Ephes. 4, 23 und 24. Kol. 4, 10 wird ganz willkürlich *Barnabin* gesetzt statt *Barnabins*. Von

mehreren Vermuthungen ist Tim. 1, 2, 11 das aufgenommene *hauseinai* wegen des gleich folgenden *uf hauseinai* die schlechteste. Tim. 2, 3, 10 ist *muna sidau* unpassend in ein Wort geschrieben und falsch eingeklammert. Philemon. 22 ist eine sinnlose Vermuthung in den Text gestellt. Im Kalender steht *İairaupulai* nach willkürlicher Aenderung, im Wörterbuch und bei Loebe lautet die Form *dairupulai*. Viele der angedeuteten Aenderungen sind dem griechischen Text zu Gefallen vorgenommen, da doch auf der andern Seite dieser wieder oft nach dem Gothischen zugestutzt wird; es ist dadurch in das Ganze ein Schwanken gekommen, das zu nichts Gutem führen konnte. Mehr Beispiele solcher Willkürlichkeiten anzuführen bedarf es nicht, da in den meisten Fällen Klammern oder Sternchen zur Vorsicht mahnen. Die letzteren beziehen sich allerdings in sehr vielen Fällen nicht auf die Lesart, sondern weisen mehrfach auf beachtenswerthe Parallelstellen oder auch nützliche grammatische Zusammenstellungen, zum Theil jedoch auch ungegründete Vermuthungen (wie Mk. 6, 7) oder sonstige Bemerkungen, wie wenn Kor. 1, 8, 13 *mimz* (= skr. *mānsā*, n. Fleisch) für einen Genitiv erklärt wird.

In die Reihe der Willkürlichkeiten gehören dann auch die zahlreichen Ergänzungen des gothischen Textes, die man namentlich in Bezug auf den alten Bund nicht bloß als etwas Ueberflüssiges, sondern gradezu als etwas völlig Verkehrtes bezeichnen darf. Um fast dreißig Seiten ist dadurch die Ausgabe zu groß geworden. Röm. 9, 26, welche Stelle zum Theil dem Hosea (1, 10) entlehnt ist, übersetzt der Gothe nicht das griechische *ἐκεῖ*, das auch im griechischen Text des Hosea,

übrigens auch in einzelnen neutestamentlichen Texten, fehlt und darnach wird die undenkbbare Behauptung aufgestellt, der Gothe habe „offenbar unmittelbar (aus dem alten Testamente) übersezt.“ So finden wir sämmtliche Stellen, die im neuen Bunde aus dem alten citirt sind, bisweilen auch gar nicht citirt sind, sondern nur ähnlich klingen (wie Daniel 7, 13 und Mt. 13, 26), noch einmal als alttestamentlichen gothischen Text angesezt, was ebenso verkehrt ist, als wollte man etwa nach Tit. 1, 12, worin ein griechischer Vers steckt, „die gothische Uebersetzung griechischer Dichterwerke“ herausgeben. Desters ist die Verschiedenheit des gothischen Textes von dem wirklichen alttestamentlichen auffallend groß, so Mos. 3, 26, 11 und Kor. 2, 6, 16; Mos. 3, 19, 12 und Mth. 5, 33; Mos. 5, 24, 1 und Mth. 5, 31; Mos. 5, 32, 35 und Röm. 12, 19 ff. Oft sind nach ein und derselben Stelle verschiedene angesezt, so nach Luc. 1, 68 sowohl Ps. 41, 14 als 72, 18; nach Joh. 6, 31 sowohl Ps. 78, 24 als Neh. 9, 15, zu welcher letzteren Stelle die Quelle gar nicht angegeben ist. In vielen Fällen sind erst Aenderungen vorgenommen, um einigermaßen Harmonie herzustellen. Jes. 8, 14 und 28, 16 (nach Röm. 9, 33) ist nur ein unglückliches Flickwerk. Psalm 40, 7 sieht fast komisch aus. Die Ergänzungen im neuen Bunde sind ganz willkürlich, bald länger, bald kürzer, hie und da auch verkehrt wie Kor. 1, 15, 46:

Ein besonderer Vorzug dieser neuen Ausgabe besteht in der Zugabe des griechischen Textes. Ihr Werth aber ist wieder zweifelhaft dadurch, daß in sehr vielen Fällen bei verschiedener Lesart diejenige, die der Gothe offenbar vor sich hatte, gar nicht aufgenommen wurde, vielmehr in die An-

merkungen verwiesen, die indeß in dieser Beziehung auch nicht ganz vollständig sind. Sene Nichtübereinstimmung wird in dem Vorwort mit „anderweitigen Rücksichten“ entschuldigt, über die wir nichts Näheres erfahren, wie überhaupt über die Beschaffenheit des gegebenen griechischen Textes nichts Genaueres angegeben wird. Man darf jenes Verfahren wohl als einen Mißgriff bezeichnen. Im Einzelnen bemerken wir nur Weniges. Matth. 5, 47 laß der Gothe φίλους .. τελῶναι, nicht wie es hier lautet ἀδελφούς . . . ἔθνηκοί. Mth. 6, 1 ἐλεημοσύνην, nicht δικαιοσύνην. Mth. 27, 2 ist Ποντίῳ hinzuzufügen, was auch Handschriften haben, wie hier gar nicht bemerkt ist. Mk. 8, 22 laß der Gothe Βηθανίαν, nicht Βηθσαϊδάν; im folgenden Verse αὐτοῦ statt αὐτῶ; Luc. 2, 14 εὐδοκίας statt εὐδοκία; Luc. 2, 33 Ἰωσήφ statt πατὴρ αὐτοῦ und αὐτοῦ nach μήτηρ; Luc. 6, 10 ἐξέτεινεν statt ἐποίησεν οὕτως; Luc. 17, 15 ἐκαθαρίσθη statt ἰάθη; Luc. 20, 32 ἐσχάτη πάντων statt ὑστερον. Joh. 5, 37 muß lauten μαρτυρεῖ statt μεμαρτύρηκεν; Joh. 6, 26 muß καὶ τέρατα nach σημεῖα zugesetzt werden; Joh. 6, 69 am Ende τοῦ ζῶντος; Joh. 8, 29 ὁ πατήρ nach μόνον; v. 38 μου nach πατρὶ, ebenso Joh. 10, 30 μου nach πατήρ. Joh. 16, 6 übersetzte der Gothe πεπώρωκεν nicht πεπλήρωκεν. Die Verschiedenheit von ἔγνωκαν und ufkuontha Joh. 17, 7 ist gar nicht bemerkt. Kor. 1, 9, 2 ist nicht bemerkt, daß ἐν κυρίῳ im Gothischen fehlt. Kor. 1, 15, 26 ist der griechische Text falsch abgetheilt. Kor. 2, 5, 15 ist καὶ ὑπὲρ πάντων ἀπέθανεν ausgefallen. Philipp. 2, 7 ist das Griechische und auch Lateinische falsch eingerückt. Thess. 2, 3, 16 ist im Text nicht bemerklich gemacht, daß der Gothe nicht



τόπω, sondern τόπω laß, wie Tim. 1, 2, 8 im Texte steht; Tim. 1, 3, 10 sagt auch erst die Anmerkung, daß der Gothe καὶ οὕτω statt εἶτα laß. Noch viele andre Stellen hätten in gleicher Hinsicht bemerklich gemacht werden können.

Der zugegebene lateinische Text stimmt auch nicht genau mit dem gothischen überein und ist nach dem litterarischen Centralblatt nicht verschieden von dem älteren des Hieronymus (nach Tischendorf).

Sehr Vieles ließe sich noch an dem angehängten Wörterbuch, das auf etwa hundert Seiten zusammengedrängt ist, tadeln; zu loben ist daran die Absonderung der fremden Namen. Es ist ein unberechenbarer Vorzug des Wörterbuchs der Brüder Grimm, daß sie, die doch als anerkannte Meister der etymologischen Kunst dastehn, in ihrem Werke die einfache alphabetische Folge wählten und der Verwilderung sogenannter etymologischer Wörterbücher einen Damm setzten, wie wir sie leider auf dem Gebiete unserer Sprache ziemlich zahlreich haben, unter denen durch unzuweckmäßige Anordnung der Grassche althochdeutsche Sprachschatz vor Allen hervorragt. Bei allem Gewinn, den die strengere Etymologie der neuern Zeit gebracht hat, sind wir doch noch weit entfernt, einen ganzen Sprachschatz wirklich etymologisch anordnen zu können und jene sogenannten etymologischen Wörterbücher, ohne auf tiefer greifende Fragen sich einzulassen, ohne überall die Entwicklung und Uebergänge der Begriffe genügend zu erläutern, ohne wirklich etymologisch zu belehren, dienen doch im Grunde zu weiter nichts, als zu zeigen, wie wenig ihre Verfasser von wahrer Etymologie verstanden, und sind genau ebenso äußerliche Zusammenstellungen, als es die einfachste al-

phabetische Anordnung ist. Dieses neue gothische Wörterbuch will alphabetisch und etymologisch zugleich sein; das Erste hat durch die beständigen Wiederholungen zu übermäßiger Raumverschwendung geführt, das Zweite hat eine neue Menge etymologischer Verkehrtheiten gebracht, ohne irgend welche neue Belehrung zu bieten. Ein Hauptmangel aber des Wörterbuchs ist der, daß die wirklich belegten Wörter von den nur theoretisch angeführten oder nur gemuthmaßten gar nicht äußerlich unterschieden sind, zumal da sich unter den letzteren vielerlei Irriges vorfindet. Von falschen Etymologien heben wir einige hervor, wie die Verbindung von aljan, Wetteifer, mit alja, ander; von bidjan, bitten, mit beidan, erwarten; von atisk, Saatsfeld, das übrigens alphabetisch fehlt, mit itan essen. Durchaus unwahrscheinlich ist der Zusammenhang von bandva, Zeichen (zu gr. γων) mit bindan, binden, slabals, Schläger (Suffix a-la), ist wieder unpassend zu hals gestellt. Die Verbindung von ushaists, dürstig, arm, mit haitan, heißen, ist sinnlos; nicht minder theihvô, Donner, unter theihan, wachsen. Alphabetisch fehlen ~~athhan~~, aber; aiththau, oder; ferner anda vairthi, Werth, Preis, \*baira und baira-bagms, Maulbeerbaum, eig. Birnbaum; fradailjan fehlt unter dails, anathrafstjan unter thrafstjan; das Präfix id als solches. Unter liugan fehlt galiuga veitvôds, gaslavam unter slavam, afsneithan unter sneithan. Unter sabahthani wird auf sibahthani (beidemal steht das erste h falsch für k) hingewiesen, das fehlt, wie auch unter den fremden Namen die richtige Form fehlt. Ganz verkehrt ist die Verbindung von gabugds, Gedanke, mit andhruskan, forschen (S. 705); lists ist eingereiht unter leithan, allen

Lautgesetzen zuwider; es findet sich übrigens auch noch an vier andern Stellen. So findet sich auch *faihu-gairnei* an drei Stellen, ebenso *grundkvaddjus* und *usliſa*, auch *afgrunditha*, letzteres wunderbarlich genug einmal unter *usgrudja* (S. 699). S. 714 steht erst *unlédi*, dann *unlâds*, dann wieder *unlédi*. Die eng zusammenhängenden Formen *af*, *afar*, *afſa* ff. sind nicht etymologisch vereinigt. Mehrfach ist bei Verwandtschaften unrichtig das starke Zeitwort nicht vorangestellt, wie *bidjan*, *leisan*. Falsche Formen sind mehrfach nicht entfernt, so findet sich noch \*\*\**usatbairan* (und doch lautet *Mth.* 9, 2 jetzt anders), auch *iddalja* statt *ibdalja*, *hans* noch neben *hamſs*. *Skeir.* 6, 4 finden wir *ufarmau-dein* in ein Wort; im Wörterbuch fehlt's. Nicht *psalmô*, sondern *psalma*, lautet die Form, jenes beruht (*Luc.* 20, 42) nur auf Vermuthung. Zu *banſts* ist gegeben *Schnaur* statt *Scheuer*; neben *plats* (S. 727) muß es lauten *Flicken* statt *Flecken*. Ohne Sinn ist der Apostroph in *blo'str*, *baurg's* (S. 701), *lai'sts* (S. 715), *vairs'*, *veis'* und andern. Falsch angeſetzt ist S. 699 *graif* statt *graip*, und verkehrt wieder angegeben in *ga-grêſtai viſan*, vorhanden ſein. Seite 701 steht *hauhairts* statt *hauhhairts*. Selbſtändig steht *hausjôn* neben *hausjan* und doch ist *hahan* (Perf. *haihak*) mit *hahan* (Perf. *hahaida*) verbunden, was der Zusammenstellungen wegen nicht geſchehen durfte. *Tim.* 2, 3, 6 ist für das handschriftliche *afhlathana* in den Text geſetzt *ufhlathana*, doch fehlt dieß nun im Wörterbuch, ebenso fehlt das *Kor.* 2, 10, 15 nur gemuthmaſte *unmitath*.

(Schluß folgt).

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

163. Stück.

Den 10. October 1857.

---

S t u t t g a r t

Schluß der Anzeige: »Ulfilas. Die heiligen Schriften alten und neuen Bundes in gothischer Sprache u. s. w. von H. F. Massmann.«

Unrichtige Bedeutungsangaben finden sich bei hnutó; es ist nicht Peitsche, sondern Pfahl, Spießpfahl, σκόλοψ; insailjan ist nicht „an Seilen herablassen“, sondern nur „einscilen, in Seile binden“; gatarnjan heißt nicht „verhüllen“, sondern „zerstören“ oder ähnlich (zu skr. dar, zerstören); das althochdeutsche tarnen dürfte gothisch nur darnjan lauten. Neben bi-mampjan, verspotten (griech. μέμφομαι), findet sich noch das früher falsch gelesene bimamnjan und dafür S. 724 die ganz unpassende Vermuthung binamnjan. Für die Verbindung von liban, leben, mit bilaibjan, übrig lassen, spricht nichts; ebenso unpassend ist die von mals, Speise, mit mitan, essen; von nati, Stolz, mit nats naß; von nauh, noch, mit \*nauhan, genügen, wozu wieder unrichtig als Infini-

tiv nahan angefekt ist; völlig verkehrt ist die Zusammenstellung von garédan mit garéhsns, das dann auch unter rikan, sammeln, noch einmal aufgeführt ist. Die Verbindung des letzteren mit biréks, gefährdet, taugt auch gar nichts; ebenso wenig die von skufts, Haupthaar, und afskiuban, fortstoßen und ist die Vermuthung sköhsel, beschuhter (??) Geist. Ganz falsch und den einfachsten Bildungsgesetzen zuwiderlaufend sind die als Adjective angefekten beists, gesäuert (das außerdem nicht mit beitan verbunden werden kann), fairins, schuldig, frathjis, verständig, saivals, vaurds, Worte machend, viljis, willig, vammis, besleckt, unrein, ebenso falsch, als wollte man etwa in ein griechisches Wörterbuch ὄλενος, armig (doch λευκὸς/λενος), oder in ein lateinisches cors, herzig (doch misericors), aufnehmen. In dieselbe Reihe gehört auch das irrig als Adjectiv angefekte tils (neben gatils), es gibt nur ein (ohne Zweifel sächliches) Substantiv til (Luc. 6, 7), das unserm Ziel entspricht. Gegen die unmittelbare Verbindung von aviliud und liuthôn spricht das Lautverhältniß, ebensowenig darf man thairh und thairkô unmittelbar zu einander stellen. Die Zusammenstellung von magan, magus, magaths, mêgs, maiz hat ohne hinzugefügte Bedeutungs-entwicklung gar keinen Werth. Seite 720 unter mammóna steht faihuthraihns statt faihuthraihns; unter mitan steht bei usarmitôn Sfeir. 3, 1 statt 3, 17; bei gamarkô, wofür schlecht vermuthet wird gamarkôth (wird doch für garaznô Luc. 15, 9 nichts Aehnliches vermuthet), muß stehn Gal. 4 statt 6. Zu uftô ist noch angegeben Luc. 20, 13, wo längst aufstô gelesen wird; es muß heißen Mth. 27, 64. Unter sakan steht undandsakans

statt unandsakans; saun ist geblieben trotz Uppströms Versicherung; unter skeinan steht falsch skeina, statt skeima, Leuchte. Seite 737 unter stains steht st. ainam statt stainam; alasvêrei S. 740 ist eine unnöthige Vermuthung für allvêrei, wie Röm. 12, 8 gelesen wird. Unter svi wird gewiesen auf skunnan statt kunnan; auf derselben Seite steht svistar statt svistar; S. 758 veindrukha für veindrugka. Böllig entfernt bleiben mußte trudôn, auf das Luc. 8, 5 nichts mehr deutet; die Uppströmsche Säuberung des Textes ist aber dem Wörterbuch überhaupt noch wenig zu Gute gekommen; daher fehlt auch z. B., was jetzt Luc. 8, 1 gelesen wird, vailaopillôn, da es Liebe und Schulze nicht kennen. S. 739 unter sva fehlt svasvô. Irrig ist siglô als weibliches Wort angegeben; es ist sächlich. Das als Substantiv S. 733 angegebene andasêt ist einfach sächliche Form des Adjectivs. Unmittelbar auf das angeführte sliuthan weisen afslauthjan und afslauthnan (sonst müßte es afsluthnan lauten) nicht; entweder auf ein Nomen mit au oder etwa auch ein starkes Verb slauthan. Das angeführte snôrs ist als gothisches Wort gar nicht belegt; snôrjô, Korb, bedeutet wohl zunächst „Geslecht“. Etymologisch ganz verfehlt ist noch die Zusammenstellung von stôls, Stuhl, mit staua, Gericht; von vókr, Bucher (zu skr. vaksh, wachsen), mit vakan, wachen (skr. jâgar); von vunds, wund (zu skr. vranâ, m. n. Wunde, lat. vulnus), und vindan, winden, drehen (skr. vart, lat. vertere). Das verkehrte tivan, bereit sein, aus taujan, thun, falsch geschlossen, sollte nicht wiederholt werden. Die Verbindung von vairths, werth, würdig, mit vairthan, werden, gibt keinen Sinn.

Das einfache tundi (aus aihva tundi) fehlt alphabetisch, unter \*\*tindan, brennen, wirds eingereiht ohne weitere Erklärung. Die Behauptung, daß vaihts, Ding, ursprünglich Eigenschaftswort sei, hat gar keinen Grund. Völlig überflüssig ist die alphabetische Einreihung der Formen svullum, svummum, svuggum und anderer, die überhaupt gar nicht belegt sind. Ganz versehen ist S. 758 das Citat zu vigans Luc. 16, 4 statt 14, 31; S. 760 zu invandjan Gal. 5, 7 statt 1, 7; ebenda zu vunds Mth. 22, 4 statt 12, 4; S. 719 zu afmainds Gl. 7, 9 statt Gal. 6, 9. S. 759 steht unviss statt unvis, und viss, das aber gar nicht belegt ist, statt vis. Unrichtig ist zu unvêrjan, unwillig sein, und tuzvêrjan, zweifeln, ein Verb vêrjan, tragen, angelegt, da doch gothische Brebalzusammensetzungen mit un gar nicht vorkommen; vielmehr liegen Nomina zu Grunde mit den Grundformen unvêrja und tuzvêrja = ahd. zurwâri, argwöhnisch. Versehlt ist auch die Zusammenstellung von valvjan, wälzen, und vilvan rauben. Das Verb visan ist nach den Bedeutungen „bleiben“ und „sein“ bei Loebe viel besser gesondert, da auch die Flexion darnach verschieden ist. S. 690 findet sich die schlechte Zusammensetzung leika-frauja mit dem unpassenden Zusatz „dem Leibe nach“ und Anführung der Stelle Kol. 3, 22, wo wir die Wörter nicht verbunden finden. Unter hvas S. 706 fehlt hvathar; S. 690 ist unter fruma fruma baur einzurücken. Nur plapja, nicht auch plapjô, kann nach Mth. 6, 5 angelegt werden; daneben ist die Vermuthung platja als versehlt zu tilgen, da sich Uppström ausdrücklich dagegen ausspricht. Ohne Sinn ist die Zusammenstellung von vis, Meeresstille, mit visan, sein.

S. 756 mit vardja, Wächter, hat fravardjan, zu Grunde richten, nichts zu schaffen (auch Loebe hatte es dazu gestellt), vielmehr ist es einfache Causalbildung zu fra-vairthan, zu Grunde gehn, unter dem wir es S. 755 auch wiederfinden. Etymologisch eng zusammen gehören die S. 748 getrennten uf und ufar. Unrichtig ist Seite 750 die Erklärung von untê aus und-thê. Falsch angeführt ist mit der Bedeutung „dienen“ S. 745 ein starkes \*\*\*thivan, das mit \*thivan (Perfect. thivaida), dienstbar machen, nicht zusammengesüttet werden durfte, das letztere ist erst abgeleitet aus thius, Knecht, Grundform thiva, dessen Grundbedeutung skr. tu, wachsen, stark sein (skr. tavas, stark), vom Dienen noch nichts enthält. Solcher ungenauen Anordnung innerhalb der einzelnen Verwandtschaftsgruppen begegnet man noch mehrfach.

Den Schluß des Ganzen bildet eine gothische Sprachlehre, die aber nur in einer auf etwa 40 Seiten zusammengedrängten Uebersicht der gothischen Formen besteht. Die gegebenen Beispiele sind sehr zahlreich, machen aber durch die vielen zugefügten Sternchen und Fragezeichen, die sehr oft an ungehörigem Orte stehn, einen durchaus peinlichen Eindruck, da doch auf der andern Seite manche völlig unsichre und nur gemuthmaßte Formen, wie S. 786 halsagga ganz unbezeichnet geblieben sind. Auch im Uebrigen sind die Angaben durchaus nicht ganz zuverlässig und viel Irrthümliches ist mit eingedrungen. S. 781 ist die Behauptung ohne Grund, daß vair, stuur, fodar etc. ihren Genitiv durch bloßes s bilden, also vairs, stiurs, fadars; vielmehr sind anzusetzen vairis, stuuris, fadrs. S. 783 ist als Nominativ



kalkja jedenfalls falsch, gleich darauf steht auch ohne Fragezeichen kalki; ebensowohl konnte er nach der einzig belegten Form kalkjöm (Luc. 15, 30) indeß auch kalkjô 'lauten. S. 784 zu Anfang steht ahaks mit Fragezeichen, wenige Zeilen später noch einmal ohne dasselbe. Viele Formen und Wörter sind mit angegeben, die in unseren gothischen Denkmälern gar nicht vorkommen, so S. 788 Ende kalb, kalk. Sehr mangelhaft ist das Verzeichniß der Adjective S. 789 und 790. Alle Mängel im Einzelnen anzugeben, würde zu weit führen. Nur aus der Flexion der Verba hebe ich noch Einiges hervor. Die dritte Ablautsreihe ist nur ganz unwesentlich von der zweiten verschieden und die Ansetzung von ô für ihren Perfectplural beruht auf einer ganz falschen Muthmaßung, es konnte einfach lauten II a) i b) u a ê a) i b) u. S. 801 unten ist thlaihan falsch accentuirt, was schon oben bemerkt wurde; die reduplicirenden Verba haben sämmtlich langen Vocal mit einziger Ausnahme von haban und fahan, die aber erst aus hanhan und fanhan hervorgingen; thlaisha würde Präsens sein zu einem Perfect thlah. Das in der letzten Zeile gegebene bautan gehört zu denjenigen Formen, die in unsern gothischen Denkmälern nirgend belegt sind. Ebenso verhält es sich mit dem ersten der auf der folgenden Seite angeführten Präteritopräsentien: ionnan, ann. Unter IV darf als Particip nur angeführt werden viss, nicht die gemuthmaßten vis oder gar vits. In der folgenden Zeile ist schlecht angeführt laista statt lista. S. 804 stehn an falscher Stelle unter I, I gavardjan (ungothisches Wort), talzjan, bivandjan, lauhatjan, svôgatjan, kaupatjan, ufarassjan, gathvastjan,

audagjan, managjan, thlahsjan, gaaggvjan und außerdem die starken Verba skathjan und frathjan; statt hvathjan steht unrichtig hvatjan. Bald darauf unter II, 1 finden wir jene Verba dann an der richtigen Stelle, doch fehlen hier audagjan und managjan. Unter I, 3 steht hunjan, das durch Uppström doch völlig entfernt ist, dann unrichtig glitmunjan, ufartrusnjan, brukjan (warum nicht ebenso hrukjan?), das unnöthiger Weise gemuthmaßte lauhmunjan und das ganz und gar ungothische tundvjan; dagegen fehlen gaúrjan und kaúrjan, die irrig unter II, 3 eingereiht sind. Unter II, 1 steht unrichtig saggkjan für saggkvjan. Es ist noch die Ungenauigkeit hervorzuheben, daß viele Verba, die einfach vorkommen, wie kvistjan, thróthjan, hrainjan, laistjan, nur als Composita angeführt sind, dagegen viele, die nur mit Präfixen belegt sind, wie at-valvjan, ur-rannjan, ga-ibnjan, ga-hveiljan nur in einfacher Form gegeben werden. S. 806 unter 2 steht blifan irrthümlich als schwaches Verb, das doch erst S. 800 mit der nöthigen Belegstelle unter den starken genannt war; dann unter 5 auch hvópan als schwaches Verb, da doch erst S. 801 die richtige starke Flexion stand; daneben stehn hóban und vókan, die als Verba gar nicht belegt sind. Dieses Wenige mag genügen. Hier überall ausbessern zu wollen, wäre unnöthige Mühe, da wir das Bessere schon seit zehn Jahren in der vortrefflichen gothischen Grammatik der Altenburger in Händen haben.

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß diese neue Ausgabe der gothischen Denkmäler ihrer ganzen Anlage nach bei der gehörigen Sorgfalt und Strenge in der Behandlung eine ganz vortreffliche

und sehr brauchbare hätte werden können, daß sie aber in ihrer gegenwärtigen Gestalt bei der ungewöhnlich großen Menge von Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten nur mit größter Vorsicht zu gebrauchen ist und wir uns daher glücklich schätzen müssen, die Arbeit der Altenburger daneben zu besitzen, wie oft sich auch der Tadel gegen sie in dieser neuen Ausgabe regt.

Leo Meyer.

### A l b a n y

Sprague & Co. 1855. American Geology, containing a Statement of the Principles of the Science with full illustrations of the characteristic American Fossils. With an Atlas and a geological Map of the united States. By Ebenezer Emmons. Vol. I. XVI, 194 u. 251 S. in Octav. Mit zahlreichen, in den Text eingedruckten Holzschnitten und lithographischen Tafeln.

Das vorliegende Buch ist zufolge der Vorrede dazu bestimmt, eine Anleitung zur Kenntniß der Geologie von Amerika, und zwar zunächst der nordamerikanischen Freistaaten, zu geben. Der Verf. setzt dabei Unbekanntschaft mit der Geologie überhaupt voraus, und hat deshalb in dem ersten Theil des obigen Bandes zuvörderst eine kurze Uebersicht der wichtigsten geologischen Principe gegeben. Daß darüber Mitgetheilte dürfte indessen nicht geeignet sein, eine genügende Einleitung in das Studium der Geologie darzubieten. Auch ist die im Uebrigen befolgte Anordnung nicht wissenschaftlich, indem zuerst die Gebirgsarten, welche der Verf. pyrokrySTALLINISCHE und pyroplastISCHE nennt, charakterisirt werden, womit

die Angabe ihres Vorkommens in Nordamerika verbunden ist; daran Bemerkungen über Erzlagertstätten und Bergbau sich reihen; und dann im zweiten Theil eine Schilderung der älteren Systeme von Gebirgsgebilden folgt, welche der Verf. mit dem Namen der hydroplastischen bezeichnet, wobei nur das Verhalten derselben in den vereinigten Staaten berücksichtigt worden. Wir beschränken uns hier auf eine Anzeige der Theile des Inhaltes, welche die nordamerikanische Geologie betreffen, da alles Uebrige, für deutsche, in dieser Wissenschaft bewanderte Leser, von keinem besonderen Interesse sein kann.

Bei den pyrokrySTALLINISCHEN Gebirgsarten unterscheidet der Verf. massige und schiefrige. Unter den ersteren wird zuerst der Granit aufgeführt, der in den verschiedensten Theilen der vereinigten Staaten vorkommt. Als Abänderungen von der normalen Zusammensetzung finden sich ein Granit, in welchem der Glimmer mangelt, und andere, in welchen derselbe durch Talk, Hornblende oder Pyroxen vertreten ist. Es wird ein Granit von Gouverneur erwähnt, in welchem große krystallinische Massen von Albit, oft in vollkommenen hemitropischen Krystallen, in Verbindung mit kohlensaurem Kalk vorkommen. Im Besonderen ist von dem Granite im nördlichen Theil von New-York, in den Staaten von Neu-England, im Appalachischen Gebirge, in Oregon und Californien, am Lake Superior, die Rede. Auch Syenit findet sich in vielen Gegenden der vereinigten Staaten. Als besondere Abänderung wird ein Pyroxen-Syenit aufgeführt. Das Vorkommen von Hypersthenfels beschränkt sich meist auf den nördlichen Theil von New-York.

Der westliche Theil von Essex County besteht fast ganz aus dieser Gebirgsart. Sie bildet die unter dem Namen der Adirondacks bekannte Gruppe von Bergen. Ein von diesen abstammender Zug von Gesehieben streicht durch Amsterdam, dreißig Meilen westlich von Albany, und erstreckt sich bis in Orange County. Ein anderer Zug solcher Gesehiebe in St. Lawrence County in New-York, hat einen fernen nördlichen oder nordöstlichen Ursprung, indem er vermuthlich von Labrador abstammt. Magneteisenstein findet sich besonders häufig im Hypersthensfels. Prehnit, Chalzedon, Albit kommen zuweilen darin vor. Er enthält untergeordnete Lager von pyrokrystallinischem Kalkstein. Von besonderem Interesse sind die Bemerkungen über die letztere Gebirgsart, deren Vorkommen an manchen Punkten in den vereinigten Staaten viel Merkwürdiges zeigt, und in Beziehung auf den von dem Verf. behaupteten feurigen Ursprung derselben, Beachtung verdient. In der Gegend von Clintonville in New-York unterteuft Kalkstein den Granit, und erscheint in denselben eingedrungen. An anderen Stellen in New-York bildet der Kalkstein Gänge im Granit, welche es nach der Meinung des Verf. beweisen, daß jene Gebirgsart gleich diesem im geschmolzenen Zustande sich befand, und im solchen in Risse und Spalten des darüber liegenden Gesteins eindrang. Sehr ausgezeichnet ist auch an manchen Orten in den vereinigten Staaten das Vorkommen von mannichfaltigen, merkwürdigen, größtentheils krystallisirten Mineralkörpern in dem körnigen Kalkstein, worüber von dem Verf. lehrreiche Beobachtungen mitgetheilt werden. Daß die in dem Marmor eingeschlossenen Fossilien oft ein ge-

schmolzenes Ansehen, gerundete Kanten und Ecken haben, welches ganz auf ähnliche Weise sich auch in anderen Gegenden, z. B. in Schweden und Finnland zeigt, wird von ihm der Wirkung der Gluth zugeschrieben. Er bemerkt, daß die im Marmor eingewachsenen Krystalle oft bedeutende Partikeln des Muttergesteins eingeschlossen enthalten, welche niemals eckig, stets gerundet sind. Serpentin kommt nach dem Verf. in Nordamerika weder in schmalen Gängen, noch auf anderen Gebirgsarten ruhend vor, sondern scheint zwischen anderen Gebirgsmassen emporgestiegen zu sein, wie solches z. B. zu Middlefield der Fall sein dürfte, wo er an der einen Seite von Hornblendegestein, an der anderen von Glimmerschiefer begrenzt wird. Chromeisenstein und verschiedene Abänderungen von Chalzedon und Jaspis finden sich im Serpentin. Doch wird bemerkt, daß da, wo Kalkstein mit Serpentin innig verbunden ist, Chromeisenstein fehlt. Aus dem Vorkommen von Mineralkörpern, die dem Kieselsinter ähnlich sind, glaubt der Verf. auf vormalige heiße Quellen schließen zu dürfen. Obgleich der Ref. sich nicht geradezu dagegen erklären will, so scheint ihm doch auch die Annahme einer späteren Bildung durch einen Verwitterungs- und Auslaugungs-Proceß nicht unstatthaft zu sein. Daß auf solche Weise an manchen Orten aus dem Serpentin verschiedene Kieselfossilien hervorgegangen sind, ist ihm nach eigenen Beobachtungen sehr wahrscheinlich. Bei der großen Verbreitung, welche der Serpentin in Nordamerika hat, ist er doch so selten mit Gebirgsarten von sedimentärem Ursprunge verknüpft, daß es nicht möglich ist, sein relatives Alter mit Sicherheit zu bestimmen, wie solches

auch von dem dortigen Granite gilt. Gewisse Erscheinungen machen es indessen dem Verf. sehr wahrscheinlich, daß der Serpentin, gleich dem pyrokrySTALLINISCHEN Kalkstein, sich nach dem Anfange der Silurischen Periode erhoben hat; daß er aber, wie der Granit, in verschiedenen Perioden entstanden ist.

Mit dem von dem Fundorte entlehnten Namen KENSCLAERIT bezeichnet der Verf. ein Gestein, welches von dem verstorbenen Professor Beck für ein Gemenge von Talk und Pyroxen gehalten wurde, jenem aber als ein dem Serpentin verwandtes, einfaches Mineral gilt. Es ist krySTALLINISCHER als Serpentin, von graulichweißer Farbe, mit einem Stich in das Grüne, zuweilen aber auch schwarz. Die Härte = 3,5—4; das spezifische Gewicht = 2,874. Seine Bestandtheile: Kieselsäure 59,75 Talkerde 32,90 Kalkerde 1,00 Eisenorydul 3,40 Wasser 2,85. Man ersieht hieraus, daß dieses Gestein in der Mischung mit dem Talk übereinstimmt, aber durch die weit größere Härte sich von diesem unterscheidet.

Die Größe der Massen, in welchen in Nordamerika Magneteisenstein und Eisenglanz auftreten, haben den Verf. bestimmt, sie als besondere Gebirgsart (Octahedral and rhombohedral Iron Rock) aufzuführen. Die größten Massen von Magneteisenstein, welche wohl eine Mächtigkeit von 700 bis 800 Fuß erreichen, sind dem Hypersthenfels der Adirondack-Berge untergeordnet. In anderen Gegenden von New-York kommt er im Gneuse vor. Der Eisenglanz ist gewöhnlich mit Serpentin und körnigem Kalkstein verbunden. Alle im Osten der Appalachischen Ge-

birgskette gelegenen Theile von Nordamerika sind nach dem Verf. sehr reich an Magneteisenstein.

Ueber das Vorkommen und die Verbreitung der schiefrigen pyrokrySTALLINISCHEN Gebirgsarten in den vereinigten Staaten, sind die Mittheilungen unverhältnißmäßig kurz.

Es werden darauf die Gebirgsarten abgehandelt, welche der Verf. mit dem Namen der pyroplastischen bezeichnet. Zur ersten Abtheilung derselben, die er submarine pyroplastic Rocks nennt, zählt er Grünstein, Porphyr, Basalt und Trapp. Die petrographische Charakteristik dieser Gebirgsarten ist so unvollkommen, daß man bei dem was über ihr Vorkommen, namentlich über die große Verbreitung des Trappes in den vereinigten Staaten mitgetheilt worden, in Zweifel bleibt, auf welche Gesteine sich die Angaben beziehen. Die vulkanischen Gebirgsarten, welche der Verf. subaerial pyroplastic Rocks nennt, die in den vereinigten Staaten fehlen, werden nur ganz kurz berührt. —

In dem nun folgenden Abschnitte des ersten Theils wird von der Anwendung der geologischen Principe auf den Bergbau gehandelt. Zuerst Bemerkungen über verschiedene Eigenschaften der Erzlagerstätten überhaupt, welche der Verf. allgemein mit dem Namen »Veins« belegt; sodann Nachrichten von einzelnen Erzlagerstätten in den vereinigten Staaten und dem darauf geführten Bergbau, namentlich von dem Vorkommen von Magneteisenstein und Eisenglanz, von Hämatit und Limonit, von den Gold-Lagerstätten, von dem Kupfer-Bergbau am Oberen See, von den Bleierzlagerstätten, und insbesondere noch von dem Vorkommen von Blei und



Zink in New-York, Massachusetts und Connecticut. Darauf folgen Nachrichten über die Unkosten bei dem Bergbau, und den Werth des Grubenbesitzes in den vereinigten Staaten. —

Der zweite Theil des vorliegenden Bandes ist, wie bereits erwähnt worden, den älteren neptunischen Gebilden gewidmet. Bei diesen unterscheidet der Verf. ein System von Ablagerungen, welches nach ihm älter als das Silurische System ist und dasselbe von dem krystallinischen Grundgebirge trennt. Es wird von ihm nach einer in Massachusetts befindlichen Bergkette, mit dem Namen, *Taconisches System*, belegt. Als Gründe für die Unterscheidung desselben werden angeführt: daß die Reihenfolge der Gebirgsarten darin eine andere sei, als die in dem Silurischen Systeme; daß dieses in ungleichförmiger Lagerung an und auf jenem ruhe; und daß das Taconische System Petrefacten enthalte, welche mit den Silurischen nicht übereinstimmen. Die Gebirgsarten des Taconischen Systems finden sich im Allgemeinen in folgender Ordnung: 1. Conglomerate und Breccien, Sandsteine, und damit wechselnde talkige Schiefer; 2. Kalksteine; 3. Thonschiefer, der dem Systeme den Hauptcharakter ertheilt; 4. Schiefer, welche der Verf. *Taconische Schiefer* nennt, die gewöhnlich eine dunkle Farbe haben, Lager von Sandstein enthalten, zuweilen ganz kieselig, oder kalkig-kieselig sind, und untergeordnete Massen von späthigem Kalk führen. Der Verf. unterscheidet eine untere und obere Abtheilung des Taconischen Systems. Die Gebirgsarten der ersten Abtheilung würden von den schiefrigen pyrokrystallinischen Massen schwer zu unterscheiden sein, wenn nicht das Vorkom-

men von Conglomeraten eine sedimentäre Bildung anzeigte. In der zweiten Abtheilung und zwar in ihren oberen Lagen, finden sich die ersten Petrefacten, welche kurz charakterisirt worden. Nachdem der Verf. das Verhalten des Taconischen Systems in verschiedenen Gegenden der vereinigten Staaten geschildert hat, sucht er die Ansichten anderer Geologen, welche von seiner Meinung abweichen, zu widerlegen. Der Referent wagt den von dem Verf. angeführten Gründen zwar nicht zu widersprechen, muß doch aber gestehen, daß er weder durch seine Angaben über die Lagerungsverhältnisse, noch durch die zum Theil sehr undeutlichen Zeichnungen, welche zur Veranschaulichung derselben dienen sollen, vollkommen davon überzeugt worden, daß das Taconische System von dem Silurischen unterschieden werden müsse. Am wenigsten darf Referent sich ein Urtheil darüber erlauben, ob die in dem ersteren vorhandenen Petrefacten, Fucoiden, Graptoliten, Mollusken u. a. Lingula-Arten, und Trilobiten, wirklich, wie es der Verf. behauptet, von den Silurischen Arten wesentlich verschieden sind. Das Taconische System ist in den vereinigten Staaten zu beiden Seiten des Blue ridge verbreitet. Es findet sich in Massachusetts und Vermont, und ist in Michigan, am Oberen See, so wie an der nördlichen Küste des Huron-See's sehr entwickelt.

Das Silurische System ist in Nordamerika von großer Bedeutung, wie es scheint von noch größerer als in Europa. Es breitet sich von Canada im Norden bis Alabama im Süden aus. Dabei zeigt es im Ganzen eine große Regelmäßigkeit und einen Mangel von Störungen

durch eruptive Massen, welches auch auf die Regelmäßigkeit in der Vertheilung der Organismen, von welchen sich die Reste in den Silurischen Schichten finden, von Einfluß gewesen zu sein scheint. Es wird eine untere und obere Abtheilung unterschieden. In der ersteren, welche in dem vorliegenden Bande allein abgehandelt worden, führt der Verf. folgende Gebirgsarten auf: Potsdam sandstone, calciferous sandstone, Chazy limestone, Black river limestone, Trenton limestone, Utica slate, Lorraine shales and sandstones. Diese Gebirgsarten werden charakterisirt, und es wird bei einer jeden derselben die Verbreitung in den vereinigten Staaten angegeben. Den Beschluß macht eine systematische Aufzählung und kurze Beschreibung der für die unteren Silurischen Schichten Nordamerika's charakteristischen Petrefacten. 18 Steindrucktafeln enthalten ziemlich mittelmäßige Abbildungen von einem Theil der aufgeführten Versteinerungen. Außerdem sind viele Arten durch in den Text eingedruckte Holzschnitte dargestellt. Zahlreiche Holzschnitte, die sich ebenfalls in dem Texte dieses Bandes befinden, liefern Zeichnungen von geognostischen Profilen und verschiedenen anderen verwandten Gegenständen.

H.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

164. Stück.

Den 12. October 1857.

---

Frankfurt a. M.

Verlag von Heyder und Zimmer 1855. Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes im XVI. Jahrhundert. Von Philipp Wacker-  
nagel. X u. 718 S. in Octav.

Ein Werk des Meisters in der Hymnologie anzuzeigen, ist eine ebenso erfreuliche als schwierige Aufgabe: erfreulich, weil wiederum eine ergiebige Fundgrube reicher Belehrung und Aufhellung dunkler oder ungewisser Punkte mit der dem Hn Verf. eigenen Gründlichkeit und Akribie eröffnet ist und neue Schätze zu Tage treten; schwierig, weil es fast unmöglich ist, dem Verf. auf seinen mühsamen und vielfach sich kreuzenden Wegen, auf denen die Ausbeute gewonnen, zu folgen. Das vorliegende Buch ist dazu bestimmt, eine wesentliche und von den Freunden und Bearbeitern der Hymnologie schon oft schmerzlich empfundene Lücke in der hymnologischen Litteratur auszufüllen, und erfüllt diese Bestimmung auf eine höchst dankenswerthe Weise. Es enthält nämlich eine ge-

naue Aufzählung und Beschreibung der vom Jahre 1470 bis 1611 erschienenen in das Gebiet der Kirchenliederdichtung gehörenden Drucke in deutscher — sowohl hoch- als niederdeutscher — Sprache, nicht bloß ganzer Bücher, sondern auch sog. offener Blätter, welche mit einem oder einigen Liedern bedruckt, namentlich zur Reformationszeit in großer Menge ausgingen und bekanntlich zur Verbreitung lutherischer Lehre außerordentlich viel beitrugen. Eine Auslese der Vorreden der bedeutendsten Gesangbücher ist am Schlusse als eine überaus werthvolle und lehrreiche Gabe beigelegt. Ebenso finden wir hier sodann eine Description und Enumeration der aus der niederländischen hymnologischen Litteratur von 1540 bis 1591 irgendetwie bemerkenswerthen Erscheinungen überall mit den nöthigen Nachweisungen versehen. Wir werden nichts weiter thun können als eine etwas detaillirtere Inhaltsanzeige vorlegen, an die einige allgemeine Bemerkungen zu knüpfen erlaubt sein wird. Die wenigen Nachträge, die wir etwa liefern können, werden schnell abgemacht sein.

Zuerst werden von S. 1 bis 454 uns 1070 Liederdrucke in Büchern oder auf Blättern vorgeführt. Das erste ist ein wahrscheinlich (wenigstens der Sprache nach) aus Worms oder Speyer stammendes und muthmaßlich in das Jahr 1470 zu setzendes Gebetbuch, ohne eigentlichen Titel mit Gedichten, Liedern, Psalmen, der Litanei, Antiphonen und Sequenzen; das letzte ist „685 Geistliche | Psalmen, Hymnen | Lieder vnd Gebett welche | in den Christlichen Euan-gelischen Kirchen zc. (noch 17 Zeilen, dann: zu Nürnberg. | Durch Abraham Wagenmann Gedruckt | und Verlegt MDCXI. — Von S. 454 bis 492 folgen Nachträge und Verbesserungen,

darunter eine Beschreibung von 38 vorhin noch nicht aufgeführten Gesangbüchern, so daß die Gesamtzahl der verzeichneten deutschen Druckwerke, da ganz am Schlusse des Buches S. 712 noch eins hinzugefügt ist, sich auf 1109 beläuft. Von S. 493 bis 536 haben wir die Beschreibung der niederländischen hymnologischen Werke, von S. 539 bis 684 die Vorreden zu den deutschen Gesangbüchern des sechszehnten Jahrhunderts, 100 an der Zahl; von S. 685 bis 711 zehn Präfationen aus der niederländischen Hymnologie. Von jenen ist die erste ein Auszug aus Heinrich Knoblochzers Vorrede zu seinen deutschen Hymnen, Heidelberg 1494, die letzte die beiden Vorreden Cornelius Beckers und Polycarpus Leisers zu dem „Psalter Davids Gesangsweis, durch Cornelium Becker D. Leipzig 1602.“

Die allermeisten der hier beschriebenen Gesangbücher hat Wackernagel selbst in Händen gehabt und aus eigener Anschauung die Beschreibungen verfaßt; nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil ist nach den Angaben anderer Hymnologen geschildert. Wo Letzteres der Fall gewesen, sind vorwiegend die Beschreibungen älterer Gelehrten benützt, besonders Olearius und Serpilius; die Neueren sind weniger berücksichtigt, und wir können leider dem Hrn Verf. darüber keinen Vorwurf machen. Die wenigsten Leute haben mit der Gründlichkeit und Genauigkeit die Sachen durchforscht, daß man sich auf ihre Angaben verlassen könnte; es gehört mehr dazu, als es auf den ersten Anblick scheint. Mit Abschreiben von Büchertiteln u. dgl. ist es nicht gethan; die Beschaffenheit, ja die Ungenauigkeiten und Fehler des Druckes sind es, welche angesehen, geprüft und verglichen sein wollen, aus denen oft sich erst ein richtiges Urtheil über das Buch und

ein zutreffendes Bild des Buches herstellen läßt. Wie Viele gibt es, die zu so scheinbar geringfügiger Arbeit Lust, Geschick und Kenntniß besitzen? Es will diese Sache studirt sein, und wer meint etwas auszurichten, wenn er aus ein paar alten Drucken Lieder sammelt, wird wenig nützen. Neben wirklicher Liebe zu der Arbeit und Verständniß der Aufgabe sind geschichtliche und sprachliche Kenntnisse wesentliche Erfordernisse.

Sind nun auch Bücher wie das Bapstische Gesangbuch, die Gesangbücher der Böhmischn Brüder, die von Spangenberg, Selnecker und Fischart und viele andere durch besonders ausführliche, selbst die scheinbar unbedeutendsten Kleinigkeiten berücksichtigende Beschreibungen ausgezeichnet, sind ferner die wichtigen Wittenberger Gesangbücher, die Erfurter Enchiridien, die Straßburger Gesangbücher, die Rigischen Kirchenordnungen u. a. in ihren verschiedenen Ausgaben auf das Genaueste mit einander verglichen, so fehlen doch selbst bei den weniger bedeutenden Erscheinungen die Angaben des vollen Titels, die Aufzeichnungen über den Inhalt, die typographische Ausstattung in Druckeinrichtung, Schrift und Verzierung und die Bemerkung über den Ort nicht, wo sich das betreffende Buch befindet. Dazu ist überall Rücksicht genommen auf des Verf. früher erschienenen Werk: „Das deutsche Kirchenlied“, so daß bei dem Verzeichnisse der in einem Buche sich findenden Lieder stets den im „Deutschen Kirchenliede“ enthaltenen die Nr. beigelegt ist, unter der sie hier nachzuschlagen. Ist ein Lied mit Noten versehen, so ist dies durch einen Stern \* bemerklich gemacht. Wir können von der Genauigkeit, mit welcher der Hr Verf. diesen überaus reichen, oft mit unendlicher Mühe aus den verschiedensten öffentlichen

und — zum Theil unbekanntem oder schwer zugänglichen — Privatbibliotheken gesammelten Stoff bearbeitet hat, keine eingehenden Proben geben. Nur zur Veranschaulichung, mit welcher Sorgfalt verfahren, wollen wir anführen, daß wir sehr lange ungewiß waren, ob das sub Nr. 6 S. 463 verzeichnete „Etlich cristlich lider“ u. s. w. Wittenberg 1514 (Druckfehler statt 1524) mit dem auf der als Fundort nicht mit bemerkten Bibliothek zu Wolfenbüttel identisch wäre, weil ein in dem Wolfenbüttelschen Exemplare sich findender Druckfehler — der doch wohl in allen diesen Ausgaben wiederkehren wird — nicht mit angeführt war und ein solches Uebersehen bei Wackernagel uns unglaublich vorkam. Unter dem Liede: „Nun freut euch liebe Christengemein“ steht nämlich in der Jahrszahl 1523 die 3 verkehrt (g statt 3). Erst durch eigene Vergleichung mußten wir die Ueberzeugung von der Identität der angezeigten und dort befindlichen Edition gewinnen. — Bei den Liederbüchern ist nicht bloß die Bogen- und Blätterzahl, sondern auch die Bezifferung derselben durch Zahlen oder Buchstaben, ja die Verschiedenheit oder Ungenauigkeit in derselben auf das Gracteste angegeben und von S. 715 — 717 ein langes Verzeichniß von Stellen aufgeführt, die für Druckfehler könnten gehalten werden, aber absichtlich getreu aus dem jedesmaligen Originaldrucke herübergenommen sind.

Lassen wir die Angaben über die niederländische Hymnologie, deren Wichtigkeit wir in keiner Weise verkennen, in der wir aber leider gänzlich unwandert und deshalb zu einem competenten Urtheil unzuständig sind, bei Seite, und wenden wir uns zu den angehängten Vorreden der Gesangbücher, so müssen wir hier dem Hn Verf. gleichen



Dank sagen. Auf das Sorgfältigste sind diese Vorreden wiedergegeben, und wer es weiß, was dieselben namentlich zu den ersten Gesangbüchern der Reformationzeit zu bedeuten haben, wie sie auf ihre Zeitgenossen gewirkt und was sie bei dem späteren Geschlechte angeregt, wird mit Freuden sich in sie vertiefen und sowohl den gewaltigen und doch so linden Worten Luthers, den treuerzigen Erzählungen des Pastors in Joachimsthal und seines alten treuen Cantors, den an Verständnis so reichen und von den Ereignissen ihrer Zeit bewegten Darlegungen Spangenberg's und Selnecker's, Gehör geben, als in den Aussprüchen Wolders zu seinem Catechismus-Gesangbüchlein auch die Keime zu der 150 Jahr später anbrechenden Umgestaltung des GesangbuchsweSENS erblicken — überall aber die Mannichfaltigkeit der Gaben in der Einheit des Glaubens erkennen. Wir kommen auf diese Vorreden unten noch weiter zurück.

Es handelt sich in diesem Buche in der That um mehr als um eine trockene Aufzählung und Beschreibung von Titeln und Drucken oder einen bloßen Abdruck von Vorreden; wer es mit dem rechten Auge ansieht, findet das Leben, welches die Kirche selbst im sechszehnten Jahrhundert geführt hat, darin abespiegelt. So ist es denn in keiner Weise nur für Hymnologen, für die es aus Gründen, die wir nicht erst auseinanderzusetzen brauchen, gradezu unentbehrlich ist, berechnet, sondern jedem wahrhaften Gliede der Kirche, welches ein Verständnis ihrer Gründung und ein Herz für ihren inneren und äußeren Ausbau hat, dem gelehrten Kirchen- und Dogmenhistoriker, wie dem praktischen Geistlichen, der bei seinen kirchlichen Arbeiten für die Gemeinde in Herstellung des Cul-

tus und seiner einzelnen liturgischen Stücke mehr als ein bloßer Empiriker sein will, auf das Ungelegentlichste zu empfehlen. Es mag vergönnt sein, einige Beziehungen anzudeuten, ohne damit den Reichthum des Ganzen erschöpfen zu wollen. Betrachten wir die Zeit vor der Reformation, so weit sie hier berücksichtigt wird. Das sangeslustige und geschickte Volk hat allerdings schon seine Lieder, aber spärlich, vielfach dazu mit unlauteren Elementen verseht. Je näher die Zeit kommt, wo nach des Herrn Willen seine Rüstzeuge und vor Allem die „singende Nachtigall“ von Wittenberg ihre Stimme erheben soll, scheidet sich in den immer häufiger werdenden Liedern Reinheit und Unreinheit von einander. Während auf der einen Seite Töne schon angeschlagen werden, welchen wenig fehlt, um sie für evangelisch zu halten, steigert sich auf der andern die Verkehrung und Gottlosigkeit; wo das Sehnen nach Wahrheit und Licht immer höher steigt, enthüllt sich auch ein Blick in die Tiefen menschlicher Versunkenheit, und Beides läßt klar werden, wie das nun bald wieder auf den Leuchter gestellte Evangelium dem Einen zum Heil und dem Andern zum Gericht hat werden können und müssen. Man vergleiche, um eben ein paar nebeneinander stehende Zeugnisse aufzuführen, die Papierhandschrift Simprecht Kröll's, Augsburg 1516 S. 31 unseres Buches, in welcher alle mögliche Unsauferkeit zu finden ist, Mariendienst in seiner albernsten und gottlosesten Gestalt, dazu weltliche Lieder mit schmutzigen Späßen u. dgl. und daneben die „Passio Christi von Martino Myllio in Wangen zu Blm gaislichen Chorherren“ zc. 1517 in der allerdings auch ihre Zeit sich darstellt, aber zugleich auch in der schönsten Weise das Evange-

lium gepredigt wird, wie Beides aus einer Probe, die hieher zu setzen wir uns nicht enthalten können, erhellt. Das 22. Lied aus derselben lautet (nach Backernagels „deutsches Kirchenlied“ S. 117):

1. Grüest sehest du angeficht  
 Got vnser ers löfers  
 In dem glastet wunderbarlich  
 Die gstat gotlichs wesens  
 Truct in ain weiß tüchelin  
 das du woltest raichen  
 Der haillige Fronicken rain  
 zu der liebe zaichen
2. Grüest dich, aller welt ain zier,  
 spiegel, der behalten,  
 Dich sehend mit frölich gier  
 gaist, die hymels walten:  
 Wasch von vns der sünden quell  
 durch dein göttlich schöne,  
 vnnnd zun vsserwölten gsell  
 in des hymels throne.
3. Biß grüest, vnser glor vnd fröb  
 hie im herten leben,  
 Das do ist krank, schnöll vnd blöb,  
 do wüir all in streben.  
 Für vns in das vatterland,  
 Gottes figur ware,  
 das wüir göttlich allzehand  
 amblicß sehend klare.
4. Herr, biß vnser hilff vnd schirm  
 vnnnd ergöghlich füesse,  
 Das vnß nit die hellische wüirm  
 schaden noch beschlüesse;  
 Sunder gib vns sälligkait  
 Durch dein hailgen namen  
 immer vnd in ewigkait.  
 alle wölt sprech Amen.

(Fortsetzung folgt).

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

165. 166. Stück.

Den 15. October 1857.

---

Frankfurt a. M.

Fortsetzung der Anzeige: „Bibliographie; zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes im XVI. Jahrhundert. Von Philipp Wackernagel.“

Im Vorübergehen machen wir eben im Hinblick auf unsere Zeit und deren Vorgänge auf die Nr. 38 bis 46 (S. 18—20) aufmerksam, wo das Dogma der unbefleckten Empfängniß in Anlaß eines darüber 1509 in Bern entstandenen ärgerlichen Handels, aus welchem die Leugner derselben freilich durch eigene Schuld mit Schanden hervorgingen, besungen wird.

Gehen wir zur Reformationszeit über, die wir von dem Erscheinen des Michael Styselschen Liedes „Von der Christförmigen recht gegründeten leer Doctoris Martini Luthers“ (wahrscheinlich 1522 und in mehreren Ausgaben erschienen vgl. Nr. 113, 114, 116, S. 42 ff.) und der Murnerschen Gegenschriften (Nr. 117 ff. S. 43 ff.), bis zum Valentin Babst'schen Gesangbuche von 1545 als Luthers Vermächtnisse (Nr. 479 S. 199) da-

tiren wollen, so finden wir hier die bemerkenswerthesten Erscheinungen. Zuerst fassen wir den Kampf nach Außen in das Auge, wie er sich in den Liedern darstellt. Das Licht ist aufgegangen; anfangs ist seine Erscheinung Vielen unverständlich. Es wird von Etlichen mit der größten Heftigkeit angegriffen, vergl. die vorhin angeführten Murnerschen Schriften und den sub Nr. 239 S. 92 aufgeführten Gesang „der Luziferischen vnd Luttrischen Kirchen“ aus dem Jahre 1526, von anderer Seite her mit Bitterkeit und Ungestüm vertheidigt, vgl. „das Bonenlied wider den päbstlichen Ablass von Nicolaus Manuel“ aus dem Jahre 1522, Nr. 132 S. 45 und aus späterer Zeit (1526) „Die Deudsche | Vigilig der gotlosen | Papisten, Münch | vnd Pfarren.“ Nr. 333. S. 134. Aber das Eine wie das Andere wird zurückgedrängt; die Waffen der Feinde werden stumpf erfunden und die Unseren müssen lernen, daß die Waffen ihrer Ritterschaft nicht fleischlich sein dürfen. So groß ist die Macht des von den Römischen auf das Aeußerste angefochtenen Liedes, vor dem sie sich bekanntlich noch mehr als vor der Predigt fürchteten, daß sie am Ende, um Schaden zu verhüten, selbst zum Liede als zu der Waffe gegen die Lutherischen greifen. Das gewöhnlich unter Behe's Namen aufgeführte Gesangbuch, Leipzig bei Nickel Wollrab 1537, Nr. 359 und 360 S. 142 ff. zeigt, wie sich die Widersacher des Schazes unserer Kirche zu bemächtigen und ihn für den ihrigen auszugeben suchen, um die Leute, die nach demselben begierig sind, wieder wegzulocken oder festzuhalten. Es ist fast unglaublich, namentlich, wenn man die beschränkten Hülfsmittel damaliger Zeit in technischer Beziehung und beengten Communicationsmittel bedenkt,

wie viel Viederdrucke in diesen Jahren erschienen und wie rasch sie verbreitet sind. Aus den einzelnen Liedern auf losen Blättern, wie z. B. die Lieder „Nun freut euch, liebe Christen gmein“, „Es wolle Gott uns gnädig sein“, „Gelobet seist du, Jesus Christ“, „Jesus Christus unser Heiland“, „Erbarm dich mein, o Herre Gott“ zc, welche sämmtlich im Jahre 1524 erschienen (Nr. 128, 133, 134 S. 49, 50, 51), werden noch in demselben Jahre Bücher und Erfurt läßt das erste Enchiridion, gedruckt „yn der Permenter gassen zum Ferbefaß M. D. XX iijj“ (Nr. 157 S. 57), ausgehen, versehen mit der S. 542 abgedruckten Vorrede „Vndter vilen mißbreuchen“ zc. Diesem folgt noch in demselben Jahre eine zweite Auflage Nr. 158 S. 60 und unabhängig von ihr die gleichfalls zu Erfurt „ꝛcum Schwarzen Horen bey der Kremer Brucken“ 1524 gedruckten Enchiridien Nr. 159 und 160 S. 60 u. 61, während gleichzeitig zu Wittenberg Johann Walthers Gesangbüchlein mit der „Vorrhede Martini Luther“: „Das geystliche Lieder singen“ zc. erscheint. Es würde zu weit führen und wenig austragen, wollten wir die verschiedenen Ausgaben Lutherscher Lieder und Gesangbücher, die bald auch an den verschiedensten Orten, in Straßburg, Augsburg zc. erscheinen und an denen neben Luther schon in der frühesten Zeit Justus Jonas, Paul Speratus u. A. arbeiten, einzeln aufführen; nur im Vorübergehen soll hier auf das große Verdienst hingewiesen werden, welches Wackernagel sich erworben, indem er das Verhältniß, in welchem die einzelnen Enchiridien zu einander stehen, klar gemacht, und sowohl manche, die bisher für identisch gegolten, von einander gesondert als auch andere, die bisher als verschiedene angesehen sind, als identisch nachge-

wiesen hat. Die Krone der Lutherschen Gesangbücher ist jedenfalls das von Val. Babsz zu Leipzig in der Ritterstrassen gedruckte, für dessen genaue Beschreibung, die wenigstens einigermaßen, so weit es überhaupt möglich ist, die Autopsie ersetzt, dem Hrn Verf. der aufrichtigste Dank gebührt. Daß in Deutschland auch da, wo die Wittenberger hochdeutsche Mundart nicht verstanden wurde, dennoch das Lied, welches von Wittenberg ausging, gekannt und geliebt war, zeigen die niederdeutschen Gesangbücher Magdeburg 1534 (Nr. 325. S. 126 ff.); 1543 (Nr. 454. S. 182 ff.); Lübeck 1545 (Nr. 575. S. 192), über die wir uns aus Geffkens Werke über die Hamburger niedersächsischen Gesangbücher unten einen kleinen Nachtrag zu liefern erlauben werden. Aber neben diesem Wachsthum der Kirche geht auch der Ausbau derselben, den wir, in der Hoffnung nicht mißverstanden zu werden, den kirchlichen nennen wollen, schon einher. Die Kirche der reinen Lehre und des reinen Sacraments will auch eine Darstellung dieser ihrer Schätze und Gaben, und so folgt schon 1524 auf Luthers Ordnung der deutschen Messe, die nachher in einer Menge von Ausgaben wieder erschienene Straßburger „Ordnung vnd ynnhalt Teütscher Meß vnd Vesper“ (Nr. 161 u. 162 S. 63). Es ist von dem höchsten Interesse, zu sehen, wie dieses Streben, dem wiedererwachten Leben die gehörigen und passenden Formen zu geben und die Gewalt des Evangelii auch im Cultus auszuprägen, immer mehr hervortritt und wie dabei die Einigkeit im Geiste sich neben der evangelischen Freiheit so herrlich zeigt. Zu jenen Straßburger Gottesdienst-Ordnungen war schon, so viel wir wissen, 1530 die erste Auflage der Rigischen Kirchenordnung, die

auch durch die in ihr enthaltenen Lieder für den Hymnologen wichtig ist, gekommen, von welcher ersten Edition, wie unten weiter ausgeführt werden wird, leider noch kein Exemplar aufgefunden; 1537 folgt ihr die S. 144 Nr. 356 beschriebene zweite Edition, im Anfang der 1540er Jahre das zu Erfurt gedruckte „Deutsch Kirchenamt“ Nr. 390 S. 158, und die Galenberger Kirchenordnungen von 1542 und 1544 durch Anton Corvinus (Nr. 444 und 466 S. 178 und 189) jene in hoch-, diese in niederdeutscher Sprache auch mit etlichen Liedern. Auch Luthers Lieder zum Begräbniß, Wittenberg 1542 (Nr. 440 S. 177) mögen hieher gezogen werden und besonders Spangenberg's Bücher von 1545 Nr. 476 u. 477 S. 197. — Daß alle diese Erscheinungen auch nach außen hin da wirkten, wo man in gleichem Streite mit dem Papstthum stand, ist begreiflich. Hatte man das Evangelium aus der lutherischen Kirche empfangen oder sich durch die Gemeinschaft mit der lutherischen Kirche in demselben gestärkt, so wurde auch diese evangelisch-lutherische Gabe dort zum Gemeingute. Die Gesangbücher „der Christlichen Bruderschaft den Picarden, die bishero für vnchristlich vnd Keßer gehalten“ Ulm 1538, 1539 (2 Ausgaben) Nr. 375—377, S. 152 ff.; 1544, Nr. 473, S. 193; die sub Nr. 448—453, S. 180 ff. aufgeführten französischen hymnologischen und liturgischen Werke zeigen ihre Verbreitung. Freilich erhellt aber auch schon aus dem „New gesang psalter“ zc. 1538 wahrscheinlich zu Ulm gedruckt Nr. 366, S. 147, wie sich eine auch im Cultus hervortretende Differenz zwischen lutherischer und reformirter Kirche anbahnt oder befestigt. — Uebrigens verschwindet, da die Gabe des Liedes und der damit verwandten Liturgik



der lutherischen Kirche vorwiegend gegeben ist, die reformirte Kirche mit ihren hymnologischen oder in die Hymnologie einschlagenden liturgischen Productionen fast gänzlich, und im Jahre 1545 ist die lutherische Kirche Herrscherin auf diesem Gebiete.

Sind wir dem Herrn Verf. bis hieher gefolgt, so bleibt uns nun die Zeit von 1545—1611 noch zu betrachten übrig, in der die in der vorigen Periode gestreute Saat immer reicher aufgeht und sich nach allen Seiten hin entfaltet. Abgesehen von den Erscheinungen, welche eben ihrer ganzen Natur nach als einzig in ihrer Art dastehen und sich deshalb nicht wiederholen können, als z. B. die Thätigkeit Luthers selbst, finden wir hier die Nachwirkungen und Früchte jener ersten Periode. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Herr den Männern dieser Zeit nichts Eigenes gegeben hätte, oder daß ihre hymnologischen Leistungen nur Abklatsche der früheren wären — im Gegentheil: wir haben hier Originelles und Originalität genug, um die Mannichfaltigkeit der Gaben zu erkennen, aber weil diese Frucht von derselben Sonne gezeitigt und auf demselben Boden erwachsen ist, so hat sie doch den ihren Vorgängern gleichen Typus bei sonstiger Verschiedenheit in Form, Gestalt und Geschmack bewahrt. Es ist vielleicht bei der einen die eine Seite vollkommener, dagegen die andere weniger ausgebildet. Wir glauben deshalb uns hier auch kürzer fassen zu dürfen und wollen den vorliegenden Abschnitt, wie es nach Wackernagels Vorgange im deutschen Kirchenliede, wo mit Nic. Hermann und Ambrosius Blaurer abgeschlossen wird, zulässig wäre, nicht noch wieder in Perioden zerlegen. Thun wir einen Blick in diese vorhin angegebene Zeit. Die Kirche muß

noch streiten, der Feind ist noch auf dem Plane und der Krieg sowie das Interim bewegt die Herzen der Gläubigen, daß sie, so viel ihnen die Gabe des Gesanges gegeben ist, in die Saiten greifen, sich selbst und ihren bedrängten Glaubensbrüdern zu Trost, den Widersachern zur Warnung. Hier finden sich Lieder von und an Churfürst Johann Friedrich von Sachsen sowie an die Seinen und von den Seinen Nr. 536 ff., S. 219 ff.; Lieder für alle frommen Christen, um sie zur Standhaftigkeit in „jetz schwebenden auffrührischen geschwinden practicken vnd kriegsleüfften“ zu vermehren, Nr. 502 ff. S. 208 ff., Nr. 527 ff. S. 216 ff. und an vielen anderen Stellen; auch Lieder für die christlichen Kriegerleute Nr. 515 S. 212 und zum Theil sehr scharfe Lieder wider „das schöne heuchelische vnd gladtstreichende Reklein, genant Interim“ Nr. 551 S. 224. Nr. 555 ff. S. 226 ff. Die schon früher vorgekommene Weise, das Lied durch Lied zu bekämpfen, ist auch jetzt von den Gegnern noch nicht aufgegeben, wird aber erst wieder hervorgesucht, als die fleischlichen Waffen, mit denen sie besser zu kämpfen verstehen, nicht ausreichen oder ihnen entwunden sind. Zu Mainz erscheint 1567 ein Abdruck von Michael Behe's oben genanntem Gesangbuch Nr. 838 S. 341; in demselben Jahre das große Leisentritt'sche Gesangbuch zu Budissin, Nr. 892—894 S. 343 ff. und 1575 zu Dillingen der aus letzterem gefertigte Auszug Nr. 946 S. 386, in welchen bei übrigens katholischer Haltung und romanisirender Benützung lutherischer Lieder doch der Mangel an Marien- und Heiligenliedern auffallend ist. 1577 erscheint noch zu Tegernsee ein anderes katholisches Liederbuch. — Die lutherischen Gesangbücher haben sämmtlich Luthers Lieder als Grund-

stock, vermehrt mit den Liedern seiner Nachfolger und Schüler; das Berwaldtsche von 1553, Nr. 648 S. 255; das Babsttsche aus demselben Jahr Nr. 649 S. 256 u. u. führen uns die in Wackernagels deutschem Kirchenliede genannten Dichter, deren Namen wir hier nicht aufzuzählen brauchen, vor. Bismlich früh aber tritt an die Stelle von Wittenberg, Erfurt oder Leipzig als Druckort Nürnberg, und Gutfnecht und Newber liefern die meisten Bücher. Bei ihrer Einrichtung fängt man jetzt auch an, Geschmack und Bedürfnis der Leser und Sänger zu berücksichtigen; das sub Nr. 900 aufgeführte Straßburger Gesangbuch von 1569, die nun in rascher Folge herauskommenden fast zahllosen Nürnberger Gesangbücher in den verschiedensten Ausgaben zeugen davon, sowie auch der »Tenor, Christliche vnd Tröstliche Tischgesenge« . . . . durch Joachimum Magdeburgium, Gardelebensem 1572, Nr. 925 S. 373, die sub Nr. 930 und 931 S. 374 erwähnten »Christlichen gesenge, Lateinisch und deutsch« Nürnberg 1572 und die »wöchentliche Kinderübung« Erfurt 1598 Nr. 987 S. 417. Wie jetzt auch die musikalische Seite angebaut wird, zeigen die Sangbücher von Lucas Bossius, Reuchenthal, 1573 Nr. 934 S. 378; Eccard, 1589, Nr. 1009 u. 1020, S. 424 u. 489; J. a. Burck 1594, Nr. 1031, S. 431 u. ö. Sethus Calvisius, 1597, Nr. 1044 S. 437; Melodien-Gesangbuch, Hamburg 1604. Nr. 1063, S. 450. Man siehet, daß die Kirche so weit möglich zum Frieden nach außen kommt und dadurch innerlich erstarkt, wenn ja es an Ursache zum Klagen nimmer fehlt. Bemerkenswerth in letzterer Beziehung ist das sub Nr. 1019 S. 427 aufgeführte Lied vom Jahre 1592, ein »Traurliedt« über diejenigen, so an der Concordienformel »Mein-

endig worden“ „daraus sie ihre Gotteslesterung mögen erkennen, Busse thun vnd sich wieder zu der Wahren Religion wenden.“ So ist denn auch das Streben, der rechten Lehre den rechten Ausdruck zu geben, nicht nur ebenso stark als früher, sondern noch stärker, wie das ein Blick auf die in dieser Zeit erschienenen Kirchenordnungen darthut. Von den früher schon erschienenen treten neue Auflagen an das Licht und ganz neue kommen zu den alten hinzu, z. B. die »Wolgangs von Gottes Gnaden Pfalzgrauen bey Rhein“ 1557 Nr. 737, S. 282; die dem Bonnischen Gesangbuche von 1561 angeheftete, Nr. 823, S. 315; die „christliche Kirchen=Agende . . . im Erz=Herzogthum Desterreich vnter der Enns“ 1571 Nr. 926, S. 373 zc. Auch die Lehre wird in Liedern noch in besonderem Sinne behandelt. Petrus Pretorius erklärt in einer 1563 zu Wittenberg herausgegebenen Schrift (Nr. 850, S. 327) den Kathicismus, der so auch in einem 1564 zu Straßburg ohne Namen des Verf. heraus gekommenen Buche (Nr. 860, S. 331) und von Wolf Büttner 1572 (Nr. 927 S. 373) ausgelegt wird. Ja man beginnt auch schon die Lieder wieder anderweit zu bearbeiten und zu verwerthen. An Gehalt steht hier obenan Cyriacus Spangenberg's Cithara Lutheri von 1581 (Nr. 963, S. 397), in der Luthers und Anderer Lieder als Predigttexte gebraucht und ausgelegt werden. Endlich haben wir noch als ein Neues die jetzt zuerst auftretenden größeren Sammlungen einzelner Dichter wenigstens zu berühren. Die erste Originalsammlung, die uns aufgestoßen, ist die von Nicolaus Hermann. Seine „Sonntags=Euangelia“ erscheinen zuerst Wittenberg 1560 (Nr. 787, S. 303) und werden in den folgenden Jahren mehrfach

wieder aufgelegt; dann folgt dessen „Hauſtafel“ 1562 (Nr. 840, S. 322) und die Hiſtorien von der Sündflut in demſelben Jahre (Nr. 841 S. 323), von denen die weiteren Editionen ebentheils raſch nach einander herauskommen. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts mehren ſich dieſe Sammlungen. Im Jahre 1576 erſcheint das Fiſchartſche Geſangbuch (Nr. 947, S. 389), dann die Helmboldſchen Dichtungen vom heiligen Eheſtande 1583, Nr. 977; S. 405, der auch die anderen Helmboldſchen Lieder in Sammlungen folgen; die Selneckerſchen Pſalme zuerſt Leipzig 1586, Nr. 996; S. 415 und ſpäter oft aufgelegt, die wir hier ſehen, obgleich bekanntlich viele in dem Buche enthaltene Lieder nicht von Selnecker ſelbſt herrühren; B. Ringwaldts lautere Wahrheit 1588 Nr. 1003 u. 1004 S. 419, treuer Eckart 1588 Nr. 1005 S. 421 ebenfalls in einer Menge von Auflagen oft wieder herausgegeben. — Dagegen iſt es erklärlich, daß manche früher beobachtete Erſcheinungen jetzt zurücktreten. Von dem Stande der reformirten Hymnologie haben wir ſchon oben geredet; Neues bringt ſie außer Bearbeitungen des Pſalters Davids eben nicht an das Licht; gegen das Ende dieſer Zeit treten auch die Geſangbücher der „Brüder in Behemen vnd Merhern“ wenigſtens hiñſichtlich ihres Inhalts, welcher derſelbe geblieben iſt, in den Hintergrund, nachdem 1566 noch angeblich in Prag die Ausgabe des großen Brüdergeſangbuchs erſchienen iſt (Nr. 877 u. 878 S. 337). In der Kirche ſelbſt verſchwinden aus leicht begreiflichen Gründen die niederdeuſchen Geſangbücher oder liefern wenigſtens nur früher ſchon abgedruckte Lieder wieder. Das von Beſpaſius beſorgte zu Lübeck 1571 gedruckte, die Magdeburger von 1571 und 1576, das Lübecker

1575 und das Oldenstettiner 1576 sind wohl außer den noch späterhin plattdeutsch erschienenen Rigischen Kirchenordnungen die wichtigsten.

Die Vorreden, deren Grenzen (1494 u. 1602) wir schon oben angegeben, können wir einmal Allen, denen es um den richtigen Begriff eines Gesangbuchs zu thun ist und denen etwa selbst eine Betheiligung an der Herausgabe eines solchen obliegt, sodann auch denen, welche ein Verständnis jener Zeit in einem gedrängten Ueberblicke begehren, nicht genug empfehlen. Heinrich Knoblochzer weist hin auf den Segen geistlicher Lieder, die öffentlich und geheim gesungen werden und „andere schampare oder weltliche liden“ verdrängen sollen. Dieser Gedanke ist in der ersten Zeit unserer Gesangbücher vielfach vorherrschend; es tritt zu Anfang der Reformation dann noch der andere hinzu, daß das arme Volk auch in der Kirche seine Erbauung, die ihm durch die lateinischen Lieder nicht zu Theil werden konnte, haben, und daß die Lehre auch auf diese Weise weiter getragen werden sollte. So spricht sich, besonders die Vorrede zu den Erfurter Enchiridien 1524 S. 542 und Luthers Vorrede zu Walthers „gesangl. Buchleyn“ Wittenberg 1524 aus. Sind die ersten Vorreden, wir möchten sagen im Rapidarstile gehalten, und stellen sie nur in wenigen kurzen und körnigen Sätzen ihr Zeugniß hin, so gehen die späteren weiter, und wenn fast überall die Hinweisung auf das alte Testament, mit seinem Gebote, dem Herrn zu singen und zu spielen, sich findet, so auch die Ausführung, daß die Musik wie alle Künste in den Dienst des Evangelii gestellet werden sollen. Während die früheren Gesangbücher die Widersinnigkeit des lateinischen Gesanges und die Unerbaulichkeit des früheren Got-

tesdienstes als erkannt und empfunden hinstellen, und nur den Freudenruf über die Befreiung von diesem Joche austossen, sind die späteren ausführlicher, und um dem jüngeren Geschlechte zu zeigen, wie sehr es von Gott begnadigt ist, lassen sie es einen Blick thun in die Einrichtung der Kirchen und Schulen, da von der Lehre geschwiegen, die Predigt in Gaukelei und Possenspiel verunstaltet und der Gesang in unverständliches Lören und Lönen ausgeartet war, da auch an Unterweisung der Jugend im Katechismo nicht gedacht wurde, vielmehr sie zu allerlei sündlichen und frivolen Werken sich mißbrauchen lassen mußte, um „den alten Bachanten“ wie Nicolaus Hermann sie in seinen in dieser Beziehung besonders lehrreichen Vorreden (besonders die S. 614 abgedruckte) nennt, ihr Genüge zu verschaffen. So mehrten sich auch die Anweisungen zum Gebrauche der Gesangbücher. Als der Reichthum der lutherischen Kirche noch in wenigen Liedern bestand, die jedes Glied der Kirche auswendig wußte und die bei jeder Gelegenheit im Hause, im Felde und in der Kirche erklangen, als jedes neu hinzukommende mit Schnelligkeit sich verbreitete und mit Begier dem schon vorhandenen Schatze einverleibt wurde, war es nicht noth, viel zu ermahnen und zu erinnern, das was Gott gegeben fleißig und recht zu nützen. Als aber des Vorrathes mehr wurde und der Ueberfluß, wie es oft geschieht, zur Trägheit führte, zumal da auch die Zeiten sich änderten und bei Manchen wohl Schlaffheit sich zeigen mochte, da treten die Vorreden mit ausdrücklichen und nachdrücklichen Weisungen nicht bloß an die Pfartherren, sondern auch an die Hausväter auf, ihre Kinder und Gesinde zu lehren diese Lieder, in denen das reine Wort Gottes

deutlich und faßlich zu finden, zu gebrauchen. Johann Spangenberg S. 581 scharft diese Uebung ernstlich ein, indem er auch auf das Benedicte und Gratiast des Katechismus verweist, wo ebenfalls die Lieder, die Morgens und Abends gebraucht werden sollen, verzeichnet sind, und Selnekker (S. 637 u. 663) weiß es auszuführen, wie grade in der Form des Liedes die Lehre eine sonderliche Gewalt auf die Gemüther habe. Wichtig ist in dieser Hinsicht nicht nur das ganze Buch von Cyriacus Spangenberg: »Cithara Lutheri«, sondern auch die Vorrede (S. 653). — Interessant sind nicht minder die Vorreden zu den katholischen Gesangbüchern, Behe, S. 558 Wibel S. 591 und besonders Leisetritt S. 629. — Die Vorreden zu den Kirchenordnungen bedürfen weiter keiner Erwähnung; ihr Inhalt und ihre Bedeutung sind Jedem einleuchtend, der die Wichtigkeit und den Inhalt der Kirchenordnungen überhaupt kennt.

Wir können an dieser Stelle uns eines schmerzlichen Blickes auf unsere jetzigen Gesangbücher nicht erwehren. Warum fehlen in ihnen meistens die Vorreden? oder, wenn sie ja vorhanden sind, warum sind sie so abgefaßt, daß sie keinem Menschen zur Erbauung, wohl aber denen, die einen Unterschied zwischen Kirche und Staat, geistlichem und weltlichem Regiment kennen, zum Anstoß gereichen? Die in vieler Beziehung treffliche Vorrede zu unserem hannoverschen Gesangbuche (vom Jahre 1740) ist seit dem Jahre 1792 verschwunden, wo sie Platz machen mußte, um für — den Anhang Raum zu gewinnen. Anderwärts sind sie nicht minder bei Seite geschoben. Hätten wir vor unsern Gesangbüchern rechte Vorreden, Ansprachen des Kirchenregiments an die Gemeinden,



in wahrhaft apostolischer Weise gehalten, mit Unterweisung über Zweck und Nutzen des Buches und Anweisung zu rechtem und heilsamen Gebrauche, so wäre das fürwahr ein Segen. Es würde auch, wenn dieses den Leuten beständig vor Augen wäre, mancher Gesangbuchstreit vermieden, oder im Keime erstickt werden. Dem Unglauben, der sich an den glaubens- und bekenntnistreuen Liedern ärgert, kann freilich durch keine Vorrede gewehrt werden, wohl aber der Unwissenheit, und eine wie große und traurige Rolle diese in diesem Stücke spielt, ist bekannt genug. Wissen denn jetzt die Gemeinden, was ein Gesangbuch sein soll und wie es nach Form und Inhalt beschaffen sein muß, um seinen Zweck zu erreichen?

Daß nun bei der Menge von Druckfachen, die zu berücksichtigen waren, bei ihrer Zerstreutheit und bei dem Mangel an Vorarbeiten hie und da ein Buch vergessen oder neben dem ersten ein zweiter oder dritter Fundort nicht angeführt ist, kann in keiner Weise befremden oder den Werth des Buches herabsetzen. Der Herr Verf. spricht selbst in der Vorrede darüber und kommt allen krittelsüchtigen Recensenten mit dem Geständniß zuvor, daß mehrfaches Uebersehen vorgekommen sein möge. Nicht um ihn zu lehren, sondern um, wie es uns Pflicht erscheint, Alles zu thun, wodurch das treffliche Buch zum Nutzen derer, die es gebrauchen, an Vollständigkeit gewinnen kann, fügen wir nach, daß von Michael Behes Gesangbüchlein 1537 nach dem auf der königl. Bibliothek zu Hannover befindlichen Exemplare ein diplomatisch treuer Abdruck von Hoffmann (von Fallerleben) besorgt und 1853 bei Rümpler in Hannover erschienen ist; daß Johann Spangenberg's Kirchengesenge von 1545 sich auch auf der

Kirchenbibliothek zu St. Jacobi in Osterode befinden; die *Psalmodia nova* von Wolfgang Ammon 1583 auf der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel und der Hamburger Stadtbibliothek (Rambachsche Sammlung), das Melodien-Gesangbuch, Hamburg 1604 auf der königl. Bibliothek zu Hannover und neben einer (von Hoffmann in seinem „Bartholomäus-Ringwaldt und Benjamin-Schmold“ freilich als Nachdruck bezeichneten) von Wackernagel nicht benannten Edition des „Trewen Eckart“ Hamburg 1591 auch im Besitze des Unterzeichneten vorhanden ist. So finden sich die sub Nr. 5 u. 6 S. 462 u. 463 angezeigten Lutherschen Gesangbücher von 1524 auch auf der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel und möchten wir doch nach genauer Ansicht nicht ganz der Meinung des Hrn Verfs sein, daß diese beiden Ausgaben nur Abdrücke eines und desselben Satzes wären. In Nr. 6 fehlt freilich in dem Wolfenbütteler Exemplare der Bogen G. — Aus dem Jahre 1527 hat Geffken in seinem verdienstlichen Buche: „Die Hamburgischen Niederdeutschen Gesangbücher im 16. Jahrhundert“ zc. Hamburg 1857. S. 236 drei Drucke, Lieder von Paul Speratus enthaltend, sämmtlich in Königsberg erschienen und dort vorhanden aufgeführt. Es ist der 37. Psalm (ohne Jahr, aber höchst wahrscheinlich von 1527), ferner „Etlich newe zc. Christlich Hymnus und geseng“ und „Etlich geseng, dadurch Got yn der gebenedeieten muter Christi zc. gelobt wird.“ Zu den niedersächsischen Gesangbüchern und zu den verschiedenen Ausgaben der Rigischen Kirchenordnung hat ebenfalls Geffken in diesem Werke einige Nachträge geliefert. Er gibt S. XIII die Beschreibung eines von Wackernagel übersehenen Gesangbuches: „Neuwe Deutsche | vnd Lateini-

sche | Geistliche | Lieder und Psalmen, so auff eine Melodie mögen gesungen werden. | Hamburg | Gedruckt bei Jacob | Wolffs Erben. MDXCII" 19 kleine Bogen von 12 Blättern, signirt A bis Z, die Seiten mit roth gedruckten Randleisten eingefast, 58 Lieder, hochdeutsch und lateinisch; letztere nach der Uebersetzung von Wolfgang Ammon (s. o.). Ferner wäre hier nachzutragen das Gesangbuch Joachim Cluters, Rostock 1531 (von Geffcken a. a. D. S. 213 beschrieben), dessen Existenz Wackernagel nur vermuthet, während es sich auf der Stadtbibliothek zu Lüneburg vorfindet. Es führt den Titel: „Geystly=|ke leder vppet | nye gebetert tho | Wittēberch, dor|ch D. Martin | Luther | §. By Ludwich Dyeß | gedruckt. — Der näheren Beschreibung können wir überhoben sein, da das von Wackernagel S. 127 ff. beschriebene Gesangbuch: „Geystlike le=|der, vppet nye ge=|betert tho Wittem=|berch, dorch D. | Martin Luther u. ff. w. Gedrücket tho Magdeborch | by Hans Walthher. | M. D. XXXIII" sich als ein Nachdruck desselben herausstellt. Nur vier Lieder sind in demselben hinzugekommen, nämlich 1. Fred giff uns leue Here. Gyn schön nye ledt. Des Königes Frederick tho Dennemarken (bei Geffcken abgedruckt Nr. 117); 2. Frowt juw, frowt juw in desser tydt von Erasmus Alberus (hochdeutsch in Wackernagels „deutsches Kirchenlied“ Nr. 216, plattdeutsch bei Geffcken Nr. 114); 3. Gy framen frouwet juw des Heren, aus dem 33. Psalm, nach Angabe der Rigischen Kirchenordnung von Andreas Knöpcken; 4. Help uns in dynem namen. Ein Ander Psalm dorch Andream Knöpcken, Prediger in Ryge; so wie endlich „Ein gebet Martini Luthers in der Pestilentien.“

(Schluß folgt).

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

167. Stück.

Den 17. October 1857.

---

Frankfurt a. M.

Schluß der Anzeige: „Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes im XVI. Jahrhundert. Von Philipp Wackernagel.“

So führt Geffcken aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch vier niederdeutsche Gesangsbücher auf, sämmtlich zu Magdeburg gedruckt, 1585, 1584 (?), 1589 und 1596, die ersten drei bei Wolfgang Kirchner, das letzte bei Andreas Duncker, „in vorlegginge Ambrosii Kirchners“ gedruckt, das erste in 12o, die drei letzten, welche Seite für Seite übereinstimmen, während sie zusammen sich auch von dem ersten nur wenig unterscheiden, in 8o und sämmtlich in der Hamburger Stadtbibliothek, Rambachsche Sammlung. — Endlich ist hinsichtlich der Rigischen Kirchenordnungen noch durch Geffckens Buch eine Nachlese zu liefern. Wackernagel beschreibt vier Ausgaben, die von 1537, Rostock S. 144; die von 1549, Lübeck S. 480; die von 1574, Lübeck S. 383

und die von 1592 Riga S. 428. Geht nun, wie S. 145 bemerkt wird, aus der Beschaffenheit der Ausgabe von 1537 hervor, daß schon eine, wo nicht mehrere Editionen ihr vorangegangen sein müssen, so gibt Geffcken als diese erste eine, wie bereits oben erwähnt, bisher allerdings noch nicht aufgefundenen zu Rostock 1530 gedruckte an, welcher außer den von Wackernagel beschriebenen noch 5 andere, Lübeck 1561 und 1567 und Riga 1577 oder 1578, 1588 und 1611 folgten; von denen aber nur die von 1567 bis jetzt entdeckt ist. Ein von Geffcken S. 230 beschriebenes Exemplar ist mit Sicherheit nach Zeit und Ort des Druckes noch nicht festgestellt; der Zeit nach muß es später als 1543 sein, als Ort wird Riga vermuthet. — Aus den Jahren 1606 ff. dürften die *Centuriae tres precationum Rhythmicarum* durch *Martinum Bohemum* noch nachzutragen sein. Sie finden sich in den Bibliotheken zu Göttingen, Berlin, Gelle u. in den Originalausgaben. Später sind sie oft wieder nachgedruckt und ein solcher Nachdruck aus dem Jahre 1658 ist auch im Besitze des Referenten.

Daß S. 109 als Entstehungsjahr von „Ein feste Burg ist unser Gott“ das Jahr 1529 angegeben wird und S. 113 doch wieder das Jahr 1530 als solches erscheint, ist eine Unebenheit, die dem Hrn Verf. bei der Ordnung des weitschichtigen Materials entgangen sein wird. Nach Ansicht Anderer, namentlich Schneider's in Berlin soll es schon 1527 gedichtet sein und zwar am 1. Novbr. (vgl. D. Martin Luthers geistliche Lieder u. von Lic. K. F. Th. Schneider. Zweite Auflage. Berlin 1856. S. XXXIII ff.).

Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsche,

## Conf. Amant. of J. Gower ed. Pauli 1659

daß Gott dem verehrten Herrn Verf. Kraft und Muße schenken wolle, den versprochenen zweiten Theil seines Buches, die Lieder des sechszehnten Jahrhunderts enthaltend, recht bald folgen zu lassen.  
Sarnighausen.

### L o n d o n

Bell and Daldy 1857. *Confessio Amantis* of John Gower edited and collated with the best manuscripts by Dr. Reinhold Pauli. 3 Voll. In Octav.

Hr Dr R. Pauli, gegenwärtig Professor der Geschichte zu Rostock, hat dem Lande, dessen Geschichte er bereits eine Reihe kräftiger Jugendjahre widmete, außer der von ihm zu einer Lebensaufgabe auch fernerhin gestellten Geschichte Englands eine werthvolle Abschiedsgabe in schönster Gestalt hinterlassen. Es ist dieses eine Ausgabe der acht Bücher der *confessio amantis* des sehr ebenbürtigen Zeitgenossen des großen Chaucers, welche der um die englische schöne Litteratur wohlverdiente Buchdrucker C. Whittingham, die bekannten geschmackvollen Drucke englischer Dichter durch Wickersings Aldinenpresse in seiner Chiswickpresse anbietend, zweckmäßig veranlaßt und gelungen ausgeführt hat. Die ältern Ausgaben dieses Werkes durch Caxton 1483 und Berthelette 1532 u. 1534 sind so sehr selten und der einzige neuere Abdruck in Chalmers English poets, abgesehen von manchen Mängeln so wenig verbreitet, daß der vorliegende als durchaus zeitgemäß bewillkommt werden muß. Der Name des Herausgebers bürgt uns aber dafür, daß wir hier keinen Abdruck der ältern Ausgaben vor uns haben, von denen schon

die Berthelettes vom J. 1532 u. 1534 auffallend modernisirt ist, sondern den nach den ältesten uns erhaltenen Handschriften, welche aus der Zeit des Dichters noch vorhanden und zum Theil sogar aus seinen eignen Händen hervorgegangen sind, in seiner ursprünglichen Reinheit hergestellten Text. Die Ausgabe wird dadurch zugleich ein werthvolles Denkmal in der Geschichte der engl. Sprache, den bessern Ausgaben der Werke Chaucers sich würdig anschließend.

Der *Confessio amantis* geht eine Abhandlung des Herausgebers über das Leben des Dichters, sowie dessen sämtliche Werke voran, welche den Historiker vollkommen bewährt. Durch eine im Tower zu diesem Zwecke veranstaltete Nachforschung wurden von ihm unter den Urkunden aus den Zeiten der Könige Eduard III. und Richard II. mehrere Documente aufgefunden, welche die alt-hergebrachte Meinung, der Dichter sei aus Wales gebürtig, oder er stamme aus Yorkshires und sei dadurch mit dem Marquis von Stafford, jetzt Herzog von Sutherland, einst Lord Gower, welcher das Grab des Dichters, sowie mehrere Handschriften desselben der Nachwelt erhalten hat, verwandt — völlig beseitigen, und dagegen die Vermuthung des Sir Harris Nicolas bestätigen, daß Gower in den Grafschaften Norfolk, Essex und zuweilen in Kent, in welchen er begütert war, gewohnt habe. Gower hat nicht, wie Dante und Chaucer oder des Lektern und Gowers eigner Zeitgenosse Petrarca ein durch Staatsgeschäfte bewegtes und gehobenes Leben geführt. Doch in seinen glücklichen Verhältnissen wurde es ihm erleichtert, sich die Anerkennung seiner litterarischen und poetischen Gaben am englischen Hofe zu erwerben.

Eine politische Rolle hat er nicht gespielt, vielmehr wich er jeder Darlegung politischer sowie kirchenreformatorischer Gesinnungen ängstlich aus. Die Vorwürfe der Kriecherei gegen die Mächtigen und gewissenloser Doppelzüngigkeit, welche Pauli im Gegensatz zu dem edler gesinnten Chaucer, jenem in seiner Geschichte mit den übrigen englischen Geschichtsschreibern macht, sind in dem vorliegenden, ersichtlich später entworfenen biographischen Aufsatz berichtigt \*). Gower hatte gerade das vorliegende Gedicht auf eine vom Könige Richard II., als er demselben auf der Themse ruderdend begegnet war, gegebene Veranlassung gedichtet und demselben gewidmet schon ums Jahr 1386. Erst 1392 — 93 überreichte der Dichter dem Hrn Heinrich von Lancaster, derzeit Grafen von Derby, nachherigem Herzoge von Hereford und zuletzt Könige Heinrich IV. ein am Schlusse abgeändertes, mit einer Widmung an ihn versehenes Exemplar. Daß Gower seit dieser Zeit der lancasterschen Partei getreu blieb, ist jedenfalls von ihm in keiner besonders aner kennenswerthen Weise an den Tag gelegt, welche von dem alten Gelehrten und Dichter kaum erwartet wurde: doch ist durch die gegebene chronol. Berichtigung die Ehre des Dichters von jeder groben Verunglimpfung befreit. Hr Pauli hätte für seine Angabe noch anführen können, daß Chaucer, dessen Gower in dem Exemplare des Königs Richard II. als eines sehr bejahrten Mannes gedenkt, welcher mit

\*) Wir bemerken hier, daß Pauli in der Gesch. Englands Bd IV. S. 707 von seiner so eben (1855) erschienenen Ausgabe der *Confessio Amantis* spricht. Sie war damals vollendet, ist jedoch von den später, erst hinzuge tretenen Verlegern erst 1857 ausgegeben.



dem Testament of Love seine Schriftstellerlaufbahn abschließen sollte, 1388 schon 50jährig war und wirklich um diese Zeit das genannte in Prosa geschriebene Werk begonnen haben soll. Letzterer schrieb auch nicht, wie Thomas Wright in seiner Ausgabe der Canterbury Tales irrthümlich sagt, und was mit der gegebenen Erläuterung Paulis unvereinbar wäre, sein dem Chaucer gewidmetes Gedicht Troilus und Cressida 1392—93, sondern wie Tyrwhitt l. p. XXXII wahrscheinlich machte, schon vor 1367: eine Vermuthung, welcher unter den biographischen Nachrichten über Gower wohl Raum zu gönnen gewesen sein dürfte.

Wenn uns auch der englische Edelmann bei seiner zweideutigen oder neutralen Parteistellung hier weniger bedeutet, um so wichtiger bleibt er uns als einer der ersten Bildner der englischen Sprache und als Dichter. Er hat in früheren Jahren auch eine erhebliche Zahl Balladen und Romanzen in der französischen Sprache gedichtet, welche damals wie noch geraume Zeit später eine der Landessprachen und noch länger Sprache der Gerichtshöfe war. Eine Sammlung derselben hat der Roxburghe Club i. J. 1818 drucken lassen. Ein größeres Gedicht Gowers in derselben Sprache Speculum Meditantis oder Speculum Hominis betitelt, ist verloren gegangen. Von seinen lateinischen Gedichten indes sind viele vorhanden: das größere: Vox Clamantis ist durch H. D. Coxe 1850 ebenfalls für den genannten Bibliophilenclub gedruckt. Das Gedicht ist bald nach dem Aufstande der Gemeinen durch Wat Tyler i. J. 1381 geschrieben, jedoch vielmehr allegorisch und moralisch als historisch. Die englischen Gedichte gehören seinen spätern Lebensjahren an, oder mit

andern Worten der Zeit, in welcher Gowers Freund, Chaucer, mit einem mehr humoristischen und poetischen Gemüthe begabt als jener, die englische Sprache so sehr hob. Sein Gedicht enthält außer den altnormannischen schon sehr viele angelsächsische Wörter, welche aus der heutigen Sprache verschwunden sind. Ein Glossar trägt Sorge für deren Zusammenstellung. Manche ältere ungewöhnliche Formen, welche in den früheren Ausgaben modernisirt waren, hat der Herausgeber wiederhergestellt, z. B. hem, thenkend, touchend, praiend, sigh für them, thinking, touching, praying, saw.

Die Beichte des Liebenden selbst ist eine reiche Sammlung von, dem Beichtvater in den Mund gelegten, Erzählungen, deren Quelle außer der Bibel Ovids Metamorphosen, die Gesta Romanorum sind, sowie das Pantheon und das Speculum regum d. Gotfried v. Biterbo, die Chroniken des Isidorus und Cassiodorus, die mittelalterlichen Gedichte von der Belagerung Troja's, der Roman von Sir Launcelot, auch ein Leben des Papstes Bonifaz VIII. Die in seinem siebenten Buche enthaltene aristotelische Philosophie scheint dem Secretum Secretorum entnommen, sowie das sechste Buch seiner Naturgeschichte dem Almagest entlehnt. Ein besonderes Interesse hat für uns die sehr verbreitete von Gower dem Pantheon nachgebildete Erzählung von Apollonius von Tyrus, welche schon die Angelsachsen aus den Gesta Romanorum in ihre Sprache übertrugen, und welcher Gower seine Einführung in Shakespeares Drama Perikles verdankt. Von Shakespeare ist dieser so umgetauft, wie es scheint, nach den Worten in Gowers lateinischem Rubrum: »qui

propter amorum pericula passus est«. Die Abweichung vieler Namen, sowie mehrerer Züge der Erzählung scheinen jedoch darauf hinzudeuten, daß Shakespeare noch eine andere Quelle vor sich hatte.

Eine nähere Nachweisung der Quellen des Gower, als sie in der Vorrede summarisch gegeben ist, hätte der forschende Leser gern gesehen. Doch lag sie außer dem Zwecke dieser Ausgabe und wird in einer eignen freilich in manchen sehr entlegenen Winkel verschollenen Wissens und geschichtlicher Labyrinth ableitenden Bearbeitung passender gegeben werden können. Als einen kleinen Mangel, welchem leicht abzuhelfen gewesen wäre, müssen wir es bemerken, daß die Verszahlen nicht angegeben sind, wodurch denn auch Hr Daldy, welchem das Glossar verdankt wird, um so eher verleitet ist, zu den von ihm erläuterten Worten weder Band, noch Seitenzahl, noch Buch, noch Vers nachzuweisen. Nur in sehr wenigen Ausnahmen ist ein solcher Nachweis gegeben: doch nicht einmal stets in den Fällen, wo der Ausdruck dem Herausgeber dunkel war. Es ist hier nicht der Ort, auf Spracherläuterungen einzugehen, doch können wir nicht umhin, zu bemerken, daß im Register verzeichnet steht: *Riote company*. Dies Wort findet sich T. III. p. 303 in der Erzählung von Apollonius v. Tyrus zusammengestellt mit *harpe* und *citole*. Es ist hier die ältere britische *chrotta*, altfranz. *rote*: Veier. Ebds. S. 321 ist von einem Seeräuberschiffer gesagt: »*which hid was there on scomerfare*«... Dürfen wir dabei an den „Seeschäumer“ eines deutschen Seeräuberliedes denken? \*) T. II. p. 254

\*) Ztschr. d. Vereins f. Hamb. Gesch. IV. S. 214.

to ligh ist nicht to lie, sondern to laugh (wie sigh-saw) ags. hlichen. M. Lappenberg.

## B e r l i n

Verlag von August Hirschwald 1857. *Materia medica* der reinen chemischen Pflanzenstoffe. Nach den vorhandenen Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet von Wilh. Reil, Privatdocenten der Medicin an der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg. XVI und 367 S. in Octav.

Wenn ein jetzt lebender älterer Arzt, der in seiner Lernzeit die anerkanntesten Bücher über Arzneimittellehre benutzte, dann bei einer umfangreichen Thätigkeit und mit großer Umsicht die Mittel selbst am Krankenbette prüfte, diese *Materia medica* zur Hand nimmt, so wird er glauben, in eine andere Welt versetzt zu sein. Namen, wie Alunin, Apiol, Aporetin, Arctuin, Azadirin, Bicolorin, Birin, Brasilin, Cabaggin, Cail-Cedrin, Californin, Calluranthin, Caniramin, Caphopicrit, Carapin, Castin, Caulophyllin, Ceroxylin, Chelerythin, Chrysoletin, Colletin, Crystallin, Digitalyrcin, Digitasolin, Fustein, Gamberin, Gelsemin, Gillemin, Harmin, Helonin, Hydrastin, Impatiinid, Isosulin, Masopin, Mandarin, Pariglin, Philgrin, Phycit, Physodin, Pyrrarin, Pyrrhopin, Quillajin, Rhodeoretin, Scaptin, Sipeerin, Stictin, Synistrin, Zhangin zc. sind ihm in seiner Praxis, selbst in seinem Studienkreise nicht vorgekommen. Unwillkürlich wird er Rechenschaft von sich verlangen, wie es möglich wurde, daß so viele Bereicherungen der praktischen Medicin ihm unbekannt geblieben; er wird aber auch die Frage stellen,

ob diese Stoffe in Wahrheit alle als sicher ermittelte selbständige betrachtet werden dürfen, und wenn ja, ob die damit vorgenommenen Versuche und Beobachtungen durchaus zuverlässig sind, und ob sie weit mehr als die alten bekannten Mittel gebraucht zu werden verdienen. Bei der Mannichfaltigkeit und Leichtigkeit, mit der Jeder durch die periodische Litteratur von allem Neuen unterrichtet werden kann, ist es bei nur einigem Interesse für die Sache nicht wohl möglich, daß das Bedeutende unbeachtet bleibt; nur das Zweifelhafte, Halbwahre, Unwesentliche wird einem Fortstrebenden völlig unbekannt bleiben. Mag im Verkehr der Menschen ein Verdienst sich versteckt halten, in einer Kunst und Wissenschaft, die in das tägliche Leben hülfreich eingreift, wird das wirklich Gute und Nützliche mit Macht ans Licht gedrängt, der wiederholten Probe und öffentlichen Besprechung unterworfen. Die Schuld der Unbekanntheit liegt daher weniger an der Gleichgültigkeit und Apathie der Fachgenossen, als in der Art und Natur der Entdeckungen.

Die durch die Chemie dargestellten vegetabilischen Reinstoffe, die Basen, Säuren, Harze, Stearopteme, ätherischen Oele, sind, wenn unverfälscht in Gebrauch gezogen, in der Hand des vorsichtigen Arztes außerordentliche Heilmittel, da sie schon in kleiner Gabe energisch und gleichmäßig wirken und da die Gabe genau bestimmt werden kann. Morphin, Chinin, Piperin, Salicin, Cetrarin, Emetin, Santonin, Tannin, Caffein und Theein sind im Ganzen unbedenklich, während Strychnin, Veratrin, Aconitin, Atropin, Digitalin, Ergotin, Hyoscyamin, Coniin, Nicotin, Col-

chicin zu zufälligen und absichtlichen Vergiftungen Veranlassung geben.

Was nun die übrigen äußerst zahlreichen Substanzen betrifft, so kann im Allgemeinen davon behauptet werden: Viele sind berufen und nur Wenige außersehen.

Der Vf. hat sich der Mühe unterzogen, das bis jetzt bekannte hierher gehörige Material in alphabetischer Ordnung zusammenzustellen, und da er es mit Fleiß, Sorgfalt und Kenntniß that, so ist seine Arbeit eine dankenswerthe. Bei jedem Artikel werden zuerst die Synonyme angegeben, dann Name der Mutterpflanze und der Familie; zuweilen das Vorkommen; hierauf das Geschichtliche, die physikalischen und chemischen Eigenschaften, die physiologische Wirkung, die therapeutische Anwendung und öfters die Gabe. Obgleich die alphabetische Anordnung das Auffinden außerordentlich erleichtert, so ist zum Uebersuß noch ein genaues Register beigefügt. Indem wir somit die Brauchbarkeit und den Werth dieser Schrift gerne einräumen, können wir dennoch nicht umhin, Folgendes zu bemerken. In ein Repertorium der Pharmacie oder Chemie mögen alle Stoffe aufgenommen werden, welche die unermüdliche Thätigkeit der Analytiker nachweist; allein in eine *Materia medica* gehören nur die, welche erfahrungsgemäß als zuverlässige Arzneimittel empfohlen werden können. Auch ist wohl zu unterscheiden, für wen die Arzneimittel aufgezählt, in ihren Wirkungen und ihrer Anwendungsweise bestimmt werden, ob für den Physiologen oder für den praktischen Arzt. Es ist weder nothwendig noch gut, daß alle neu bekannten Stoffe sofort zur ärztlichen Anwendung gelangen; dafür ist

auch nicht hinreichend, daß damit einige Versuche an Thieren, an gesunden und kranken Menschen vorgenommen werden; vielmehr ist eine lange Reihe von Jahren erforderlich, um aus den Erfahrungen vieler Länder, die unter den mannichfachen Umständen gewonnen wurden, leitende Resultate und Regeln festzusetzen. Die in einer *Materia medica* aufgeführten Arzneimittel werden als in der *Officin* vorhanden vorausgesetzt; aber es kann billigerweise unmöglich verlangt werden, daß der Apotheker die Anzahl der zum Theil schwer darstellbaren und einer Veränderung unterworfenen Substanzen vorräthig halte.

Bei *Aconitin* (S. 23) werden die toxiologische pharmakodynamischen Studien von Praag erwähnt mit l. c., ohne daß jedoch das Citat sich findet. Dieses ist: *Birchow's Archiv für pathol. Anat.* B. 7. H. 3. 1855. S. 438. Beim *Cathartin* (S. 86) wird *Rhamnus catharticus* statt *cathartica* aufgeführt. — Beim *Cetrarin* (S. 90) vermißt man *Wöhler* in den *Göttingischen gelehrten Anzeigen*. 1845. No. 7. — In Beziehung auf *Cusoin* (S. 147) hätte vielleicht die Angabe von *Gastinel* Berücksichtigung verdient. Man vergl.: *Neue medic. chirurg. Zeitung* 1851. N. 3. — Sollte es wirklich „keinem Zweifel mehr unterworfen sein“ (S. 150), daß *Atropin* und *Daturin* ganz identisch sind? Warum bei dem von *Wiggers* entdeckten *Pelosin* (S. 241) ein französisches Journal citirt wird, ist nicht einzusehen.

Bücher, die mit für angehende Aerzte bestimmt sind, können in Beziehung auf Latinität und Kunstausdrücke nicht correct genug gedruckt sein. S. 11 steht zweimal *Sacharum*; S. 41

emenagogisch; S. 326 Halucination; S. 337 ex  
usi; S. 340 oben ol. Therebinthinae; S. 346  
ol. Zingiberii etc. Marx.

### L e i p z i g

A. Foerstnersche Buchhandlung 1857. Neue  
Beiträge zur practischen Chirurgie herausgegeben  
von Dr. C. Blasius. XXXVIII u. 270 S.  
in Octav. Mit 5 lithogr. Tafeln.

Dieses Buch ist, wie die Vorrede sagt, eine  
Fortsetzung der Beiträge zur praktischen Chirurgie,  
welche Bl. im Jahre 1848 herausgegeben hat. Es  
beginnt mit einem statistischen Bericht über die  
chirurgisch = augenärztliche Klinik, welche  
von Bl. jetzt nahe an 26 Jahre verwaltet worden  
ist. Im Uebrigen enthält diese Schrift Ergebnisse  
der Beobachtung, Erfahrung und des therapeutischen,  
hauptsächlich des operativen Handelns. „Schätze  
aus dem medicinischen Californien unserer Zeit  
zu bringen, bin ich nicht in der Lage; in meinem  
Alter und meinen Verhältnissen muß man sich  
mit der Makroskopie begnügen, und sie gewährt  
in der That noch eine reichliche und beachtenswerthe  
Ausbeute. Hier von auch meinerseits durch dieses  
Buch einen, wenn auch nur geringen Beweis zu  
liefern, ist mein Wunsch und meine Hoffnung. Die  
Wege, welche die jetzige Zeit zur Aufklärung der  
Pathologie der chirurgischen Krankheiten eingeschlagen  
hat, verdienen jedenfalls die größte Beachtung,  
es ist nur zu wünschen, daß ihnen gegenüber  
der klinischen Beobachtung und Erfahrung nicht  
diejenige Berechtigung versagt werde, welche  
ihr gleich jenen gebührt. Nur im ununterbro-



chenen und engsten Verbande mit der Klinik kann die pathologische, mikroskopische und makroskopische Anatomie, das Experiment und was man sonst für die chirurgische Pathologie jetzt zu verwerthen sucht, zu einem gesunden und gedeihlichen Verhältnisse führen und das Ueberheben der Einen über das Andere, das Hofmeistern der Eimen durch die Andere, führt nothwendig zu einem Zerwürfniß, welches die Erreichung des Zieles vereitelt, wie das eine noch nicht ganz vorübergegangene Periode in der Geschichte der Medicin lehrt. In diesem Sinne möge dasjenige, was ich hier vom klinischen Standpunkte her gebe, aufgenommen werden, zur Förderung der gemeinsamen Sache."

Die Reihe der Abhandlungen beginnt mit der Nekrose der Knochen (S. 1—148), nach Besprechung der allgemeinen Verhältnisse werden einzelne Arten speciell beschrieben, so die *Necrosis disseminata*: „Bisweilen trifft man einen Röhrenknochen seiner ganzen Länge nach aufgetrieben und verändert an, und dabei in ihm eine große Anzahl von nekrotischen Knochenstücken, die gleichsam über ihn hingefäet erscheinen. Dieser Zustand ist die Folge einer Entzündung des ganzen Knochens, welche diesen in seiner eignen Substanz und seiner ganzen Dicke nach ergriffen und zugleich so seiner Länge nach sich verbreitet hat, daß die Gelenkenden und die benachbarten Gelenke eines, selbst beide, in den Krankheitsproceß hineingezogen sind und dieser sich sogar auf angrenzende Knochen, so von der Tibia auf die Fußwurzelknochen, ausgedehnt hat.“ Dann geht der Verf. zur Darstellung der *Necrosis tubulata* oder cingens über, derjenigen Art, in welcher ein

röhrenförmiger Sequester eine Säule erhaltenen alten oder neugebildeten Knochen einschließt, im Gegensatz zu der gewöhnlichen *Necrosis cincta*, wo der Sequester von einer Röhre neugebildeter oder erhaltener Knochen umschlossen wird, diese von Bl. zuerst (Med. Zeitg des Vereins für Heilk. in Preußen 1854 Nr. 21) beschriebene Art wird durch eine Abbildung erläutert. Darauf werden besprochen: das Mitleiden der Gelenke bei Nekrose, die Kloaken und Sequesterladen und dann zur Operationslehre übergegangen. Unter den Uebeln, welche nach der Nekrose zurückbleiben, schenkt Bl. besonders den Knochenhöhlenfisteln, den Krümmungen und Pseudarthrosen seine Aufmerksamkeit, von welchen er interessante Fälle anführt. Dieser allgemeinen Darstellung folgen 22 Beobachtungen in ausführlicher Beschreibung.

Auf die Nekrose folgt die Hydrocele (S. 149—186), Verf. bespricht das Verhältniß der Entzündung der Scheidenhaut zu derselben und stellt die Grenzen desselben nach Beobachtungen fest; ferner folgen einige Beobachtungen über: das spontane Schwinden der Hydrocele, die Ruptur der Hydrocele mit Absackung des Contentums, den tödtlichen Ausgang der Radicaloperation der Hydrocele. Nach einem kurzen Abschnitte über die Operation der Schleimpolypen der Nase (S. 187—190), in welchem der Verf. das Abschneiden als die vorzüglichste Methode empfiehlt, folgt ein größerer über plastische Operationen: Bildung der Oberlippe, Operation der mit Wolfsrachen verbundenen Hasenscharte nebst Bemerkungen zur Morphologie dieser Mißbildung, Operation des Coloboma palpebrae. Ein fünfter Abschnitt bringt Fälle von Darmfisteln

und Aftersperre mit den nöthig gewordenen Operationen: Angeborene Kothfistel, Darmfistel durch Krebs der Bauchwand, Kothfistel durch tuberculöse Ulceration, Kothfistel durch einen inneren Bauchabsceß, Fistula ileo-ureterica, Atresia ani mit Kloakbildung und Duplicität des Uterus und der Vagina, Stricture ani congenita. Den Schluß bildet eine Abhandlung über das rein coralgische Becken, die Veränderungen, welche rein durch die Coralgie [d. h. chronische purulente Coxarthritiß) hervorgebracht worden sind: halbseitige Atrophie der kranken Beckenhälfte und eine der schräg ovalen ähnliche Verengerung eben derselben Seite. Alle anderen Veränderungen, die man etwa noch der Coralgie zugeschrieben hat, gehören nicht dieser, sondern Nebenumständen an. Von den 5 Tafeln gehört 1 der Nekrose, 3 den plastischen Operationen und 1 dem coralgischen Becken an.

Fr.

---

### Berichtigung.

S. 1561 3. 16 v. u. ließ Siberia st. Liberia.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

168. Stück.

Den 19. October 1857.

---

B e n e d i g

Pietro Narratovich Tipografo editore (Giorgio Franz in Monaco). . Storia documentata di Venezia di S. Romanin, socio del Veneto Ateneo e dell' i. r. Accademia di Padova. Vol. I. 1853. 404 Seiten. Vol. II. 1854. 468 Seiten in Octav.

Von diesem für die Erweiterung und Berichtigung unserer Kenntnisse der venetianischen Geschichte so wichtigen Werke, welches im 2. Bande bis zum Schlusse des 13. Jahrhunderts geführt ist, habe ich bereits in einer der frühern Nummern dieser Zeitschrift die damals erschienenen 3 ersten Hefte, welche bis zum Ducat von Petrus Urseolus II. (991 zc.) reichten, besonders angezeigt, weil sie die erste kritische Bearbeitung der sehr schwer zu entwirrenden venetianischen Urgeschichte enthielten, in welcher die neu aufgefundenen Quellen des Chron. Altinatum benützt waren. Die Wichtigkeit des dargestellten Stoffes nimmt natürlich in der Folge immer zu, je mehr Benedig

seine aristokratische Verfassung ausbildet und in die Verhältnisse Italiens und des griechischen Reichs thätig eingreift. Man muß dem Verf. das Zeugniß geben, daß er einen ausdauernden Fleiß verwandt hat, um statt der früheren Werke, welche sich größtentheils einander copirten, ein auf dem Studium der unmittelbarsten Quellen beruhendes Bild der jedesmaligen Zustände und politischen Beziehungen zu entwerfen; er hat deshalb nicht nur, was die früheren venetianischen Historiker meist unterlassen, auch die italiänischen Chronisten der Nachbarstädte, so wie die allgemeineren Chroniken des Mittelalters, zumal über die Kreuzzüge, herbeigezogen, sondern vor Allem auch die jetzt vollständig geöffneten Archive in Venedig, wie zum Theil auch das in Wien, so wie zahlreiche Ms. der ihm bereitwillig geöffneten Privatbibliotheken Venedigs, für seinen Zweck eifrig durchforscht. Es wäre sehr zu wünschen, daß dies Werk dasjenige von Daru, welches noch immer das gelesenste über die venetianische Geschichte zu sein scheint, verdrängen möchte, da dieses nach den neuen Mittheilungen des Verf. an Irrthümern überreich, und deshalb mehr zu schaden als zu nützen geeignet ist.

Es sei mir erlaubt, das Wichtigste aus dem neu gewonnenen Stoff hervorzuheben, und dabei für die frühere Geschichte einige Folgerungen aus den mitgetheilten Documenten zu ziehen, welche zum Theil von denjenigen des Verf. abweichen, wobei ich mich jedoch besserer Belehrung gern bescheide. — Als Nachtrag zu meiner früheren Anzeige möchte ich zunächst hier noch erwähnen, daß ich durch eine von mir indeß gefundene Inschrift mich bewogen finde, die Bedenken, welche ich dort gegen Flegler's Ableitung von Cassiodor's tribuni

Maritimorum aus der Zunft der Navicularii äußerte, zurückzunehmen. Bei Dionigi de Aldo et Nothingo, Veron. Ep. findet man S. 65 aus Adria die Inschrift von Vermächtnissen Collegio Naviculariorum MA., wobei ich die dortige Erklärung Maritimorum oder Maris Adriatici nur billigen muß. Es würde in jeder Beziehung passen, wenn man sie als Kern der nachherigen venetianischen Bevölkerung ansähe, zumal Adria schon ganz in den Lagunen lag und gerade in der Nähe die Salinen von Chioggia lagen, welche das meiste Salz lieferten, wovon Cassiodor spricht. Wenn Dionigi S. 64 ferner die Inschrift über ein Colleg N. V. A. C. Nautarum Veronae Arilicae (= Peschiera ibd. p. 48) consistent. liefert, so mochten dann, wie die veronesischen Schiffer am Gardasee ihre Station hatten, so gewiß auch Padua, Altinum, Dypstergium zc. solche auf den Laguneninseln wohnende Schifferzünfte haben, welche dann spätestens kurz vor dem cassiodorischen Briefe dem großen Colleg von Adria angeschlossen wurden, um eine sichere militärisch-commercielle Verbindung zwischen Ravenna und Istrien zu gewinnen, so daß nun die Vorsteher der einzelnen Collegien die von den Gothen bestimmten oder vielleicht auch nur bestätigten Behörden der Gesamtkorporation bildeten, welche nach diesem Tribunititel eine militärische Organisation erhalten hatten, wie sie Cass. VII.30 bei den tribuni provinciarum für die in der Provinz angesiedelten Gothen darstellt.

Der Verf. fährt fort, mit umsichtiger Klugheit das Sagenhafte, was auch noch die nächste Zeit nach Pet. Urseolus behalten hat, möglichst zu entwirren. Wenn nach ihm die berühmte Festlichkeit des sposalizio di mare am Himmelfahrts-

tage, wie schon sonst bemerkt, seit der Abfahrt dieses Herzogs zu seinem dalmatischen Zuge an diesem Tage, aber in der einfacheren Gestalt einer solennen Einsegnung des Meeres durch den Bischof in Gegenwart des Dogen Statt fand, womit seit dem Transport des Körpers von S. Nicolo nach dem lido eine Procession zu dessen Kirche verbunden war, so hätte er zu erwähnen nicht vergessen sollen, daß seine Beschreibung dieser Ceremonie einem alten Ceremonial bei Fl. Cornelio Eul. Ven. T. IX. p. 104 entnommen ist, wodurch sie erst recht die Gewißheit einer beglaubigten Thatsache gewinnt. — Richtig ist ferner, daß die durch jenen Zug erworbene Herrschaft über Dalmatien, da die Prioren erweislich dort fortbestanden, nur in Tributzahlung und dem Einschluß des Dogen ins Kirchengebet bestand, wobei ich jedoch die Annahme des Vf., welcher die von späteren venetianischen Chronisten als dorthin gesekt angeführten Statthalter als Factoren mit einer gewissen Oberaufsicht über den Staat zumal im Verhältniß zu Venedig gelten läßt, durchaus nicht billigen kann; sie sind gewiß erfunden. In den Namen entsprechen sich Mar. Sanuto p. 470 und der Cod. Ambros. des Dandulus (bekanntlich sind dessen Zusätze nach Sanuto gleichzeitig) durchaus nicht; an Namen sind aber diese Chronisten ungemein reich, weiß ja Navagero sogar die Namen der 12 Gesandten, welche den Pabst um Genehmigung der Wahl des ersten Dogen ersuchen sollten. — Was den Entschuß von Bari betrifft, so sah der Verf. ganz richtig ein, daß das Jahr 1004 dafür falsch sei, aber auch seine Besserung 1002 paßt nicht, sondern 1000; bei Lupus Protospata ist die Indiction vom vorhergehenden September Jahresanfang, auch das 10te Jahr a. 1001 von P. Urseolus

in der sagorninischen Chronik weist eben dahin. Bei Garruba Vesc. di Bari p. 596 fand ich noch die Notiz, daß Bari zum Dank 2 rothe Marmorlöwen errichtet habe. — In der Folge erlangten dann die Verhältnisse zu Dalmatien und Ungarn eine immer steigende Wichtigkeit. Es ist bisher, auch vom Verf. nicht, bemerkt worden, daß nach dem Tode des heiligen Stephan ein Mitglied der Familie der Urseoli selbst den ungarischen Thron bestieg. Der Verf. selbst notirt S. 293 richtig, daß der Doge Otto Urseolus mit einer Schwester Stephan's vermählt war. Simon Keza\*) nennt den König Peter ausdrücklich *filium ducis Venetiarum*; der Name Peter entspricht ganz demjenigen von Otto's Großvater. Es war eine Folge von Stephan's Politik, vermöge Benedigs und des dort und in Ravenna von Anfang an wurzelnden Camaldulenserordens sich ein Gegengewicht gegen die seine Unabhängigkeit bedrohenden Pläne der deutschen Kaiser und ihrer Missionen zu schaffen, zumal bei dem freundlichen Verhältniß Benedigs zum griechischen Reiche. Wenn Peter sich nachher selbst an Heinrich III. wandte, so geschah es, weil er bei der Empörung der Ungarn mächtigen Schutz bedurfte, während er früher (A. 1040 Ann. Saxo) den Böhmen gegen die Deutschen eine Hülfsschaar zugeschiekt hatte. S. Gerardo Sagedo im Camaldulenserkloster S. Giorgio von Benedig gebildet, war einer der vornehmsten Begründer der ungarischen Kirche gewesen; er hatte auch dort ein Kloster S. Georg errichtet und aufs Mannichfachste gewirkt, wie sein gleichzeitiger Biograph bei Endlicher darstellt, nach welchem (S. 270) sein Tod nicht, wie der Verf. sagt, durch die Diener des Königs Peter, dem er zu frei die

\*) Endlicher. Scriptores rer. Ungar. p. 109.



Wahrheit gesagt, sondern lange nachher erfolgte, als 1047 Andreas und Leventhe aus Polen heranzogen, um die deutsche Gewaltherrschaft zu vernichten, durch einen fanatischen heidnischen Haufen, dem das neue Christenthum überhaupt verhaßt war. Wie sehr die Venetianer auch an den süddalmatischen Verhältnissen Theil nahmen, sieht man daraus, daß sie den südslavischen Fürstenson Bodin, welcher die Bulgaren zum Abfall von Byzanz gebracht, dann aber von den Griechen geschlagen und in Antiochien gefangen gesetzt war (1071 nach Joh. Europalates), von dort befreiten und seinem Vater Michael wiederzuführen, weil es ihnen (ed. Bonn. p. 718) sicherer erschien, hier schwächere Nachbarn, als unmittelbar das mächtige griechische Reich am Eingang des Golfs und den Balkanpässen zu haben, ein Reich, dessen Souverainetät kurz zuvor (1061) auch der Fürst von Croatien und Dalmatien hatte anerkennen müssen; es war deshalb eine Hauptbedingung der Alexius geleisteten Hülfe, diese oberherrlichen Rechte daselbst, schon seit 1075 durch freiwillige Uebertragung der Bewohner in ihren Händen befindlich, sich förmlich abtreten zu lassen.

Wenn der Verf., um eine größere Betheiligung Venedig's am ersten Kreuzzuge zu erweisen T. II p. 11 auf die fruchtbeladenen Schiffe hinweist, welche nach Raimund von Ugiles, Venetianern und Griechen gehörig, bei der Belagerung von Arcus noch vor derjenigen von Jerusalem, den Kreuzfahrern Lebensmittel zuführten, so war dies gewiß nur von Kauffahrern geschehen, welche, wie aus jener Stelle des Europalates und dem Vertrage mit Alexius hervorgeht, diese Gewässer zahlreich besuchten, und welche gewiß bei dieser Lieferung gute Rechnung fanden. Die dann erfolgte

Ausrüstung der großen Flotte war nothwendig, weil man wußte, daß auch Pisa und Genua Flotten gerüstet; in diesen Gegenden, wo man die bisherige alleinige Rivalin Amalfi durch den Vertrag mit Alexius fast ganz niedergedrückt, durfte man keine neuen mächtigen Rivalen aufkommen lassen, daher auch sofort das Seetreffen mit den Pisanern. Eine sehr gute Speculation war der gelegenheitliche Raub des S. Nicolo, welcher gefunden werden mußte, obwohl die Barenser längst den echten Körper hinweggeholt; daß man nun auch den Kreuzfahrern bei Raypha half, war in der Ordnung; man ließ sich aber die Hülfe, welche man ihnen leistete, immer übermäßig theuer bezahlen, wie zumal die Beispiele von Tyrus und dem Zuge von 1203 beweisen. — Beim paduanischen Zwist von 1144 ist bemerkt, daß Venedig damals zuerst Miethstruppen gebraucht, Guido von Montagnone und Alberich Bragacurta an der Spitze; Dandulus nennt aber so die Führer der Paduaner. Dies ist gewiß richtig; Alberich heißt bei Orsato dei Maltraversi; bei Gennari Stor. di Padua I, 171 kommen in einer Urkunde von 1138 Guido Gerard und Alberich, Söhne von Ubert St. Maltraverso von Padua und Vicenza vor; Guido wird auch von Monticello in andrer Lesart genannt, welches den Conti von Vicenza gehörte. — Die zunächst folgende Zeit zeigt so recht deutlich das Egoistische der venetianischen Politik, während man freilich nachher gewaltig auf seine Anstrengungen zur Befreiung Italiens und der Kirche pochte. Der Vertrag mit Alexius hatte diesem die venetianischen Flotten gegen die Normannen nur zum Preise der ungeheuersten Han-

\*) S. 301; auch beim Chronisten Marco Arch. stor. Hal. VIII. 249.

delsbegünstigungen gegeben, welche den Finanzen des Reichs die empfindlichsten Wunden schlugen. Nachdem sich Calojohannes schon vergeblich davon loszumachen gesucht, hatten sie Emanuel abermals ihre Hülfe gegen die Normannen mit solchem wegwerfenden Uebermuth geliehen, daß dieser letzte der großen Restauratoren des griechischen Reichs dadurch aufs tieffte erbittert werden mußte. Dagegen waren die Venetianer selbst zu einer friedlichen Handelsverbindung mit dem sicilischen Reich zuletzt um so mehr geneigt worden, als Sicilien ungemein lebhaftere Handelsverbindungen mit der neuen Rivalin Genua angeknüpft hatte; Messina war ein Hauptstapelplatz geworden, von wo aus durch genuesische Schiffe (cf. Ebn Grobair geb 1146 durch Amari mitgetheilt in Arch. stor. Ital. append. T. IV. p. 25. 43) der Transport der arabischen Pilger von Valencia aus Aegypten nach Tunis und Spanien und wohl natürlich noch vielmehr der europäischen nach Palästina vermittelt wurde, und von wo die Venetianer durch ihre bisherigen Feinde, die Normannen, seit der Eroberung der Insel ausgeschlossen waren. Um an den Vortheilen des sicilischen Handels theilzunehmen, schloß deshalb Venedig einen Separatfrieden und weigerte entschieden Emanuels Plänen auf die Eroberung Apuliens seinen Bestand, während Emanuel, der bereits früher den südslavischen Fürsten Radoslav als seinen Vasall restituirt hatte, Venedigs dalmatische Unterthanen aufwiegelte. Es war nur das Werk einer gemeinsamen Nothwendigkeit, welches bei Friedrichs I. Uebergewicht dennoch beide gegen den deutschen Kaiser wieder in ein Bündniß brachte.

(Fortsetzung folgt).

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

169. 170. Stück.

Den 22. October 1857.

---

## B e n e d i g

Fortsetzung der Anzeige: »Storia documentata di Venezia di S. Romanin. Vol. I. II.«

Daß dieser wirklich Pläne auf den Besitz Venedigs hatte, geht aus den vom Verf. nach dem Chron. Altin. geschilderten, freilich sämmtlich gescheiterten Angriffen der Paduaner, Veronesen, Ferraresen auf Capo d'argine, der Trevisaner auf Caorle hervor, womit der unglückliche Versuch der Zerstörung von Grado durch Ulrich von Aquileja in Zusammenhang steht, welcher, wie der Verf. durch das Vertragsdocument beweist, wirklich die Lieferung von 12 Schweinen ausmachte, welche jährlich festlich niedergemezelt wurden, während die Ochsen dabei einen anderen Ursprung hatten. — Venedig mußte deshalb einstweilen die Verbindung mit Byzanz und dem durch die gemeinsame Gefahr damals mit diesem ausgesöhnten sicilischen Reich zugleich fortsetzen und beförderte 1164 und 1167 durch byzantinisches Geld den Lombardenbund. Bereits im letzteren Jahre hatte

jedoch Emanuel statt des stolzen, sehr egoistischen Venedig in dem unbedeutenderen, aber wohl gelegenen Ancona sich einen anderen Punkt für seine Einwirkung auf Italien ausersehen, das in der Hoffnung, Venedigs Handelsstellung im römischen Reich einzunehmen, eben den energischen Widerstand gegen die Deutschen während zwei Belagerungen leistete. War nun 1167 Friedrich's Macht durch die Pest in Rom gebrochen, so hielt nun Emanuel den Zeitpunkt für günstig, sich zunächst des im eignen Hause so drückenden Bundesgenossen ganz zu entledigen. 1167 hatte Emanuel in einem Kriege mit Ungarn Spalatro und das ganze ungarische Dalmatien genommen (s. den Beweis bei Farlati *Illyr. Sacr.* IV, 185); im Vertrauen auf ihn erfolgte der Abfall von Zara von Venedig, dem er eine ähnliche Stellung im D., wie Ancona im W. des adriatischen Meeres zuzuweisen denken mochte, und welches erst 1171 mit großer Mühe bewältigt werden konnte. Zugleich (cf. Pfister *deutsche Geschichte* II, 407) machte Emanuel noch einmal einen Versuch, Alexander III. (1170) zu bewegen, das weströmische Kaiserthum wegen Friedrich's Feindschaft gegen die Kirche ganz aufzuheben und dessen Rechte ihm zu übertragen, und knüpfte nach dessen Zurückweisung selbst mit Friedrich I. Verhandlungen an, um in Italien friedliche Cessionen zu erhalten, woneben er durch Begünstigung der Genuesen und Pisaner Venedig eine gefährliche Concurrnz in seinem Reiche schuf. Auf die neuen Verbindungen gestützt, hielt sich Emanuel nun für stark genug, die allgemeine Verhaftung aller venetianischen Kaufleute vorzunehmen, welche die große Expedition des Dogen Vital Michieli zur Folge hatte, welche bekanntlich so unglücklich endete. Natürlich gab jetzt Venedig

die griechische Allianz ganz auf und bot Friedrich bereitwilligst die Hand zur Bekämpfung von Ancona, das ja zunächst sein eigenster Feind war. Auf der andern Seite rieth das Handelsinteresse doch, sich mit den Lombarden und des Kaisers sicilischen Feinden möglichst neutral zu halten; mit den letzteren kam 1175 ein äußerst vortheilhafter Vertrag zu Stande, der zu einigem Ersatz des verlorenen sicilischen Monopols diente. Wie wenig Venedig in der letzten Zeit gegen Friedrich gethan, zeigt sehr deutlich die vom Verf. aus dem Chron. Altin. citirte Stelle, wonach sich mehrmal der Kaiser zur Annahme der schiedsrichterlichen Entscheidung des Dogen erboten. Beim Frieden von Venedig 1177 erscheint die Stadt durchaus als eine neutrale, als neutral von den Parteien gewählt, wobei aber nach dem Berichte Romuald's von Salerno das Volk aufs Eifrigste seine Parteilichkeit für den Kaiser manifestirte, so daß die sicilischen Gesandten sogar mit ihrer Abreise zu drohen gezwungen sind. Der Verf. hat nach den bekannten Documenten, wozu noch neuerdings die Actenstücke der Mon. Germ. T. IV und das Chron. Altin. kamen, die vielen Sagen, welche seit so langer Zeit den Aufenthalt Friedrichs I. und Alexanders III. umhüllten, aufgeklärt. Eine Hauptursache derselben mochte vielleicht darin liegen, weil Venedig nach der Stiftung des Lombardenbundes doch eigentlich so wenig für ihn geleistet; es lag aber später in seinem Interesse, sich den Anschein zu geben, als habe es zum Schutz der bedrohten Kirche ganz Außerordentliches gethan; deshalb eben die seitdem ausgebildeten Gründungssagen von Rialto bei derselben Kirche, wo Alexander sich verkleidet eingefunden, damals zum Schutz der orthodoxen Flüchtlinge

vor Arianern und heidnischen Barbaren, wie man jetzt dort den Repräsentant der bedrängten Kirche aufgenommen haben wollte. — Ganz ebenso hatte Venedig im 9. Jahrh. gegen die Saracenen in den sicilischen und apulischen Gewässern sehr wenig ausgerichtet, und dennoch findet sich bei Andrea Navagero eine ausführliche Erzählung der Versuche des Dogensohns, um den im heiligen Land gefangenen Carl M. zu befreien, welche auch mit der Flucht eines Papstes (Benedict III.) vor den Saracenen nach Venedig schließt. — Die Schlacht gegen des Kaisers Sohn, Otto, meint der Verf. retten zu können, zumal bei Dandulus die Namen aller *sopracomili* der venetianischen Galeeren bemerkt ständen; ich habe aber oben schon bemerkt, daß die Namen bei sehr vielen Begebenheiten der früheren Geschichte ganz beliebig erdichtet sind; hier nahm man allerdings mit Umsicht meist solche auf, die aus den Urkunden dieser Zeit bekannt sind. Der Verf. muß selbst den Zusatz fallen lassen, wonach der Papst den Ring zum *sposalizio del mar* eben zum Dank wegen dieses am Himmelfahrtstage ersochtenen Siegs überreicht habe; dann wird aber der Zusammenhang der ganzen Sache zerrissen; welche den Ring als Lohn dieses bewaffneten Schutzes zur See für das Oberhaupt der Kirche darstellt; überdem war Heinrich, des Kaisers ältester Sohn bei seiner Krönung 1170 erst 5 Jahr alt, der jüngere konnte 1175, wo der Verf. die Schlacht ansetzt, noch keine Flotte führen. Daß neben der venetianischen National-eitelkeit diejenige der Kirche an der Ausbildung der Sage gemeinsamen Antheil hatte, zumal Alexander's Benehmen gegen Friedrich betreffend, ist unleugbar. Mit Recht wird bemerkt, wie das vorgebliche Privileg zum Gebrauch der Bleibulle

falsch sei, da sich schon Petal Michieli einer solchen im Vertrage mit Urbe bedient; wie ombrello und ceri auf Ceremonien beruhten, welche in denen des byzantinischen Reichs ihren Grund fanden, von denen Venedig schon seit der Zeit des Erarchats sein Ceremonial entnehmen mußte; die Geldausstheilungen ans Volk, in Venedig nach der Dogenwahl, hatten ebenfalls schon in den letzten Zeiten des römischen Reichs bei Aufzügen der Consuln Statt (auch im byzantinischen wurden sie nach Theophanes ad a. 607 fortgesetzt) — sie werden deswegen gewiß irrig als ein Ersatz für das Volk wegen des durch die Aristokratie diesem entzogenen Wahlrechts angesehen. — Sehr wichtig ist im damaligen, im Auszug mitgetheilten Vertrage Friedrich's mit Venedig die Bestimmung, daß die Unterthanen des Reichs bis nach Venedig kommen, ihre Waaren aber nicht weiter führen dürfen. Der Vf. sieht hierin mit Recht den Anfang des venetianischen *dominio* über das adriatische Meer und möchte deswegen die damalige Form des *sposalazio del mar* zum Andenken an diese bedeutende kaiserliche Concession als durchaus motivirt erscheinen; nur die Verbindung mit der vermeintlichen Schlacht bei Pola und die päbstliche Verleihung gehört der Sage an. Der Vf. kommt späterhin allerdings nicht wieder darauf zurück, sondern zieht eine Erklärung aus dem factischen Schuß des Meeres vor. Daß das Privileg freilich factische Verhältnisse nur zu garantiren bestimmt war, ist gewiß; es war dies das venetianische Monopolgebiet, wie Genua in seinen ältesten Statuten schon ein solches von Nizza=Portovenere hatte, welches man durch kaiserliche Bestätigung zumal wohl gegen das rivalisirende Ancona zu sichern dachte. —



Auch in der älteren Verfassungsgeschichte ist fortwährend mancher sagenhafte Stoff zu finden, weil die ursprünglichen Institutionsedicten der Behörden vor der Mitte des 13ten Jahrhunderts fehlen, und dann zum Theil von den Chronisten beliebig frühere Daten dafür festgesetzt sind. Eins der wichtigsten Documente darüber ist die vom Verfasser zuerst mitgetheilte *promissio* (Handfeste) des Dogen Jacopo Tiepolo vom Jahre 1229. Ich muß mir nur die Bemerkung erlauben, daß das Referat aus derselben (II, 213) und das S. 430 mitgetheilte Document selbst, einander nicht genau entsprechen. So steht in der Urkunde nichts davon, daß die Anklagen beim Dogen von den *anziani alla pace*, den *capi* der *contrade* oder den bei der Unthat Anwesenden geschahen; man könnte hierdurch auf den Gedanken kommen, daß jene *anziani* schon damals bestanden, welche doch erst 1234 errichtet wurden. Ferner finde ich im Document nichts davon, daß der Doge verspricht, für die Ausführung der Sentenzen der *consoli dei mercanti* zu sorgen, woraus der Verf. hier die Existenz dieser Behörde schon in damaliger Zeit ableitet (was an sich sehr möglich, da im ältesten Document über sie 1244, bei Tentori T. IV sie schon als früher bestehende Behörde vorkommen, denen ein Maaß in Verurtheilungen zu Geldstrafen vorgezeichnet wird). Sehr wichtig ist die auch schon in der *Promissio* von Enrico Dandolo vorkommende Bestimmung, der Doge wolle keine *Notare* creiren (was stets als höchster Ausfluß des Souveränitätsrechts galt; kaiserliche *Notare* hatte man daneben, weil nur diese für die Gerichtsverhandlungen mit dem Festland gültig waren) *sine majore parte consilii et collauda-*

tione populi; der Zusatz aber: Nullius autem mansionem sine iudicio iudicum vel consensu majoris partis consilii publicabimus, ist vom Verf. irrig als Entfagung auf eigenmächtige Confiscation überhaupt verstanden, während das autem doch schon auf die Notare deutet, deren Station (wie dergleichen schon die Tabellionen zur römischen Zeit auf dem Markt hatten) nicht eigenmächtig mit der damit verknüpften Gerechtigkeit ihnen entzogen werden soll. — Die universae scholae laboratoriae, von welchen nur die gewohnten Dienste gefordert werden sollen, scheinen mir bei dem Zusatz terrae nostrae auf Ackerbauschulen hinzuweisen, wie sie bei Ravenna überall in Urkunden und Statuten (z. B. § 31. 112 der Statuten bei Fantuzzi T. IV) damals vorkommen, es sind die Einwohner von Poveglia, Loreo, Cittanuova &c. mit ihren Jagd- und Gondeldiensten &c. gemeint, während für die Zünfte (artes) unter ihren Gastalden der folgende § zu sorgen bestimmt ist. — Von einer Vertretung des abwesenden Dogen oder bei Vacanzen, durch die sechs Dogenrätthe steht endlich nichts in der Urkunde, sondern nur, daß sie de factis pertinentibus ad Ducatum (gewiß hier die Einkünfte des Dogen, zumal aus den Laguneninseln betreffend) so entscheiden sollen, daß sich der Herzog nach den Schlüssen von ihnen und der Mehrzahl des großen Raths richten soll.

Was nun die Verfassung Venedigs seit dem 10. Jahrh. überhaupt betrifft, so ist gewiß und auch vom Verf. bemerkt, daß die in den Urkunden als Judices vorkommenden Behörden ursprünglich die einzige Behörde neben dem Dogen bildeten, seitdem das Tribunat erloschen war, dessen Stelle herzogliche Gastalden zum Bezug der

Gebühren aus den Inseln und von den Zünften eingenommen hatten. Die *Judices* übten sowohl die Gerichte, wovon der Verf. I, 401 aus dem Jahr 1065 ein Beispiel gibt, als sie auch in der Verwaltung dem Herzog bei allen wichtigen Staats-handlungen, Verträgen, Schenkungen zur Seite standen; neben ihnen gleich dem Umstand in den deutschen Gerichten eine unbestimmte Anzahl von Angesehenen aus dem Volk, bei jenem Gericht *boni homines* nach Analogie des Festlands genannt, bei Staatsverträgen als *magna pars populi, majores mediocres minores* (I. 354) od. dgl., der Kern der späteren *Pregadi*. Jene werden oft nicht ausdrücklich *judices* genannt, sind dann aber immer doch als solche zu unterscheiden, wie z. B. die 4 Männer, welche im Privileg für S. Giorgio (*Mutinelli Annali urbani di Venez. p. 66*) gleich hinter dem Dogen noch vor den Bischöfen unterschreiben, für solche *judices* offenbar zu halten sind; es scheinen vier *judices* immer dagewesen zu sein, da auch im Privileg von 1074 für Grado (*Mur. Antq. I. 244* und von 1090 für S. Giorgio (*ibid. p. 900. 901*) 4 *judices* hinter dem Herzog unterzeichnen. Es soll nach der üblichen Annahme bei der Vertreibung des Dogen Domenico Flabainigo 1032 beschlossen sein, daß der Herzog bestimmt wieder 3 *consilarii* (nach Andern cf. *Teuton. III. 267 2 cons.*) um sich haben und stets sich nach ihnen richten solle. Dem Verf. fällt auf, daß sich bis zur Tödtung von Vital Michiel II. und den sich daran anknüpfenden Verfassungsänderungen nichts davon findet; es waren

\*) In einem Gericht von 934, wo als vorzüglich so-  
lenn der Doge den Vorsitz führte, was 1065 nicht der  
Fall war, werden sie ausdrücklich *circumstantes fideles*  
genannt.

aber offenbar diese stets bestehenden *Judices*, die dem Herzog auch in Staatshandlungen stets assistirten; ich halte die Nachricht über ihre Restitution 1032 für ganz apokryph; es ist reine Abstraction, welche der seitdem bestehenden Thatsache, daß kein Herzog mehr den Sohn zum Mitregenten annahm, ein Volksgesetz unterlegte und daran einige andere der ältesten Verfassungseinrichtungen anknüpfte. — Sehr merkwürdig ist nun das I. p. 389—391 mitgetheilte Diplom des Herzogs Otto Urseolus für *Heraclea* oder *Cittanuova*, wo keine *judices*, aber 2 *advocatores* unter den Unterschriften vorkommen. Ich halte sie mit jenen *judices* für ganz identisch; aber eben ihr Amt als Räte des Herzogs konnte ihnen diesen Titel verschaffen, welchen man, wie den *Gastaldentitel*, vom *Continent* entnahm, wo freilich damals nur *advocati* von Bischöfen und Klöstern existirten, aber doch immer mit dem wesentlichen Begriff, für weltlichen Schutz und Sicherheit derselben und ihrer Untergebenen zu wachen. Dieß sollen auch die *venetianischen advocatores* für die Bürger des Staats mit dem Herzog und im Fall von Uebergriffen zugleich gegen ihn, wie in späteren Zeiten die *advocatores communis*, die sich daraus entwickelten. Wenn es auffallen muß, daß nur zwei *advocat.* genannt sind, wo sonst vier *judices* vorkommen, so möchte, wie schon bemerkt, zu erwägen sein, daß nicht immer die unterschreibenden *Judices* ihren Titel beifügten; die andern 2 *advoc.* also vielleicht unter den andern Unterschriften verborgen sind. — Seit dem Jahre 1034 muß dann aber jedenfalls eine Veränderung vorgegangen sein, was die späteren Chronisten bemerkten, aber sehr unklar jetzt erst die Einsetzung der längst bestehenden *Judices de proprio* (= jenen *Judices*)

annahmen. T. II. p. 256 führt der Verf. aus Cod. Marc. DLI die wichtige Notiz an, daß a. 1253 zur Zeit des Dogen Rainer Zeno der Eid des Gehorsams auf 3 Jahre geleistet ward. Dieser nur auf eine bestimmte Zeit geleistete Eid ist zu sehr analog demjenigen, welchen die Commune von Genua, aus einer Schutzcompagnie hervorgegangen, von den Angehörigen auch nur auf eine bestimmte Zeit auf die Dauer der Compagnie verlangte\*), als daß die Analogie übersehen werden könnte. Mir scheint es gewiß, daß 1094 nach dem Muster der damals gerade in Italien sich erhebenden Communen, auch Venedig 1094 die ersten Schritte that, ihre Verfassung nach Analogie dieser Communen umzubilden, was freilich erst durch die Reformen von 1172 vollendet wurde. Vom Jahre 1093 sind die Consuln von Blandrate (Mon. h. Patr. I. Doc. 423) unbestritten\*\*), in Pisa erscheint in Heinrich's IV. Privileg von 1081 Mur. Antq. IV. 20 die Communalverfassung bis auf den Consulnamen der 12 Vorsteher des Gemeinwesens schon ganz ausgebildet; in Venedig mochte die specielle Veranlassung vorhanden sein, daß man mancherlei Unglücksfälle der letzten Zeit, wie das Volk immer zu thun pflegt, nach des Verfs Bemerkung dem schlechten Regiment des Dogen zuschrieb. — Das Diplom von 1107, wodurch Ordelafio Falier eine Schuld des Staats an das Kloster S. Giorgio durch Schenkung der Kirche von S. Archidamo in Constantinopel abtrug (Fl. Cornelio Eul. Ven. IV. 66) hat wieder 2 judices hinter dem Herzoge und daneben Giov. Badoer advoc.; im Trans-

\*) cf. Urfd. bei Cibrario Monarch. di Savoya I, 315.

\*\*) Desto bestrittener sind die vom Verf. angeführten Consuln von Genua von 1080.

lationsinstrument des Bisthums Malamocco nach Chiozza von 1110 (Ugh. Col. V, 1346) sind 2 *judices* zunächst hinter dem Herzoge, unter den Beistimmenden ist nachher noch ein *Dominicus da Canale judex*; welcher die Stelle des *Advocaten* hier offenbar vertritt. 1143 gab (Fl. Corn. l. c. VIII. 221) der Doge an S. Giorgio die Kirche S. Petr. von Rhodosto; das Privileg ist unterzeichnet von Joh. Nurius *Judex*, Basilius (offenbar ist *Judex* hier ausgelassen), *Dominicus Badoer Judex*; der Letztere ist der *advocator*. In dem berühmten Verpfändungsinstrument der *stationes* und *tabulae* am Markt von Rialto für die ersten *imprestiti* bei Sanuto, S. 457 erlassen von *Judices* und *Sapientes* mit *collaudatio populi* 1160, unterzeichnen zuerst Marin Michieli (gewiß *judex*, was als selbstverständlich weggelassen wurde) und Vitalis Dandulus *Judex*, *Dom. Morosini als Judex Communis*. 1168 (Fl. Cornel. Eul. Torcell. I, 127) macht der Doge *cum nostris Majoribus et praeordinatus a populo Venetiarum* den Nonnen von S. Joh. evang. von Torcello eine Bewilligung, unterzeichnet von *Dom. judex*; Marin Bembo und *Dom. Barocci judex*, wobei im Ersteren offenbar jener *Dom. Morosini Jud. Communis* wiederzuerkennen ist. Die Umänderung der Verfassung bestand also gewiß in einer Annäherung an die ältere Gestalt der Verfassung der italienischen Communen im 12. Jahrh., wie sie am deutlichsten die ältesten genuesischen Statuten zeigen; die Urkunde von 1160 hat selbst den Namen der *Commune*. Die dem Herzoge zur Seite stehenden *judices* entsprechen den *consules*, die anderen in unbestimmter Zahl neben ihm Auftretenden dem *consiglio*; ein jährlicher Wechsel (oder mehrjähriger,

auf so lange, wie jedesmal die Compagnie geschlossen war) geht aus den verschiedenen Namen bei jenen Urkunden jetzt hervor. Hatte der Herzog sie wahrscheinlich früher sich selbst gesetzt, so wurden sie jetzt vom Volk ihm beigegeben (praeordinati\*), wenn auch ein gewisser Einfluß des Herzogs auf ihre Wahl fortbestanden zu haben scheint, worauf die Stelle der promissio von Enrico Dandolo führt, daß er nicht ohne Zustimmung des Volks die Richter setzen wolle. Auch die concio oder das parlamentum (arengo) der genuesischen Statuten ist in der Urkunde von 1160 vom consiglio unterschieden, indem die Sapientes dem Herzog assistiren, die collaudatio populi aber erforderlich ist, daß in letzter Instanz die Souverainetät hat. Eigenthümlich ist allerdings die Stellung des advocator oder iudex communis (für einen solchen möchte ich bereits den Aurio major halten, welcher 1094 Vitals Faledro Privileg für Loreo, wo hinter dem Dogen 2 iudices vorausgingen, mit unterschreibt, da die Iudices in jenem Privileg von 1168 ausdrücklich als Majores bezeichnet werden). — Bei Fl. Corn. Tom. I. 21 ist eine Urkunde a. 1125, worin Aurio Dauro advocator, das Bisthum Torcello mit zuerkanntem Land investirt; es ist wesentlich eine richterliche Thätigkeit mit besonderer Rücksicht auf das Gemeinvermögen; gewiß hatten die andern Richter vorzüglich Privatsachen zu schlichten und entsprachen den consules de placitis in Genua, die

\*) Allerdings scheint in der Urkunde von 1168 das Majores die Iudices, die Praeordinati den consiglio zu bedeuten; aber auch die Majores konnten nach der im Text angeführten Stelle der promissio von Enr. Dandolo als praeordinati, ja gewissermaßen das Haupt dieser praeordinati gelten.

sich dort allerdings erst später von den *coss. di commune* trennten. — Mit dem Tode des Herzogs Vital Michiel II. organisirte sich dann Venedig, worauf auch schon Hegel in seiner Entwicklungsgeschichte der italiänischen Communen hinwies, ganz der jetzt weiter gebildeten Verfassung der italiänischen Communen gemäß, mit einem *consiglio speciale* (minus) der VI des Dogenraths, einem *consil. generale* (majus) und dem *arengo*. — Die 2 *judices*, welche den Dogenrath mit dem *advocator* früher gebildet, blieben jetzt auf ihre eigentliche richterliche Thätigkeit beschränkt und später vermehrt; neben ihnen sonderten sich für bestimmte Geschäftszweige die andern Richtercollegien, *del Forastier*, *di Petition* &c. schon bald ab, wie für Verwaltungszweige die *Visdomini alla Fernaria* &c. Aus dem Geschäftskreis des *judex communis* wurde der für mehrere *avocatori del comun.* und zugleich das Amt der jetzt erst vorkommenden *Procuratores S. Marco* ausgeschieden, welches Zener bei seiner Sorge für alles öffentliche Gut\*) ohne Zweifel mit versehen hatte; die Sorge für Waisen und Bedürftige hatte ohnedies schon im Namen des *advocator* gelegen und ging auf den *procurator di S. Marco* naturgemäß mit über. — Im Uebrigen bestand eine Reihe von immer erweiterten *consigl. di Pregadi* statt des früheren einfachen *consiglio* (*sapientes*). Aus dem auch vom Verf. erwähnten Bericht von Willehardouin über die Audienz der französischen Barone, welche Venedig um Schiffe

\*) Nach einer Karte von 1207 beim Verf. wurden auch die Gelder zur Zinszahlung für die *Imprestiti* und die Bücher darüber bei den *proc. di S. Marco* deponirt, ebenfalls in Nachfolge der Sorge des *avocator* für das öffentliche Gut.



für den Kreuzzug baten, geht hervor, daß der Doge nach einander erst 40, dann 100, dann 200, dann 1000 berief, welche sämmtlich billigten, was er ihnen vortrug; endlich wohl gegen 10000 in der Kirche von S. Marco, wo die Gesandten nochmals demüthig dem Volk ihre Bitten vortragen müssen und hierauf dieselben durch Acclamation und Aufheben der Hand bewilligt erhalten. In den letzteren haben wir offenbar den arengo, das souveraine Volk zu sehen, von dem die Bewilligung in letzter Instanz ausging, in den 1000 den großen Rath, der also nicht wie manche Neuere wollten, aber schon Teutori bedenklich fand, gleich 1172 in der festen Zahl von 480 bestand, sondern selbst nur die zahlreichste Klasse der *pregadi*, bildete, an Zahl wechselnd und durch Wähler immer theilweise ergänzt, so daß nach des Verfs eigener Angabe z. B. 1294: 350, 1295: 260, 1296: 313 Glieder durch Wahl in 5 verschiedenen Zeiträumen hervorgegangen waren. — Die andern 40, 100, 200 bildeten verschiedene *consigli* der *pregadi*, die 40, der erste und vornehmste offenbar die nachher so bestimmt und mächtig hervortretende *Quarantie*, deren Ursprung bisher so im Dunkel lag. — Wie früher die *judices* ihrem Namen nach hauptsächlich eine richterliche Thätigkeit entfaltet, unter ihnen der *jud. com.* aber ganz hervorragend die Communal-sachen entschieden, und dann daneben unter dem Dogen Politik und Verwaltung geleitet, aber immer mit wesentlicher Theilnahme des *consiglio* (der *sapientes*), so finden wir nun auch, daß die *Quarantie* anfangs neben ihrer hervorragenden richterlichen Thätigkeit lange den vorzüglichsten Ausschuß auch für Verwaltungssachen bildet, von dem erst mit der Zeit andere Ausschüsse sich tren-

nen (cf. Teutori IV. 17), aber unter 3 capi, in welchen, da sie unter diesem Namen erst später auftauchen, ich nur die *Judices Communis* wiederfinden kann, welche in der Urkunde von 1187 bei Sanudo S. 522 und der von Peter Ziani a. 1207 beim Verf. T. II. p. 429 auftauchen; sie sind Oberhäupter des neuen Ausschusses, wie die 3 *judices*, und vor Allem der *jud. communis* diejenigen des alten gewesen waren. Das spätere *consiglio* der *pregadi* ist nur ein 1230 bestimmt mit den Handelsfachen beauftragter und in seiner Zahl auf 60 fixirter Zweig dieser Stufenleiter von Ausschüssen, deren erste die Quarantie der letzte der große Rath war, und wovon die übrigen als unnütz bald aufgehoben und durch eine in jedem vorkommenden Fall, der besondere Behandlung erheischte, besonders creirte Commission von *savj* ersetzt wurden. — Was die Einsetzung der *capi di contrada* betrifft, so bin ich nicht im Stande, mich darüber genügend zu entscheiden. Sie finden sich zuerst authentisch a. 1227 nach einer Mittheilung des Verf. (II. 51) und dann 1229 in jener Promission von Jac. Tiepelo. Der Verf. will ihre Einsetzung um 1128 annehmen, weil eine alte Chronik bei Galliccioli angebe, man habe damals in den engen unsichern Straßen Kerzen vor Madonnenbildern aufgepflanzt, welche die ganze Nacht brennen sollten und so Devotion und Sorge für die Sicherheit verbunden, dies weise auf gleichzeitige Bestellung jener Sicherheitsbehörden. — In jener Promission nehmen sie einen ziemlich hohen Rang ein; der Doge schwört, seine Handfeste zu halten, »*nisi remanserit per majorem partem consilii minoris et majoris et capitum contratarum et per majorem partem de XL et per*

collaudationem populi Venetiarum.« — Man könnte deswegen geneigt sein, sie für einen Rest der alten Tribunatsverfassung, für Gastalden, zu halten. 1140 kommt bei Fl. Cornel. Eul. Ven. ein Vitalis Gauco als Gastald von Dorso duro vor. Bekanntlich waren die Gastalde auf den Inseln überall den Tribunen gefolgt; so hier gewiß dieser Gastald, der die herzoglichen Gebühren von den Zünften zc. (s. o. und das Document hinter der sagorninischen Chronik) einzunehmen hatte; die Gastalden vertraten aber vorzugsweise den großen Haufen, für den der vornehmste Gastald des Dogen den Huldigungsseid leistete. — Gleichwohl ist es bei solcher Ableitung auffallend, daß die capita contratarum denen der Seetiere über ein Jahrhundert vorausgehn, während bei jener Conjectur das Umgekehrte zu erwarten war (Dorso duro war eben ein solches Seetier) und möchten Jene deshalb eher den anziani del popolo entsprechen, wie wir sie kurz darauf z. B. in den ravennatischen Statuten von 1253 § 329 finden, und erst ganz vor kurzem eingesetzt gewesen sein. Für die von Better Sandi und Tentori bezweifelte Angabe, daß schon bei der Wahl des Dogen Seb. Ziani die 11 Wähler gewirkt, haben wir nun im Chron. Altin. das bestimmteste Zeugniß; sie entsprechen ganz den Consulwählern in den ältesten genuesischen Statuten. — Zu loben ist, daß für den folgenden Zeitraum die neu edirte Chronik von Marco da Canale erschöpfend benutzt und dadurch ein ganz anderes Bild der innern Zustände Venedig's gewonnen ist, als bei der bisherigen Beschaffenheit unserer Quellen möglich war.

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

171. Stück.

Den 24. October 1857.

---

V e n e d i g

Schluß der Anzeige: »Storia documentata di Venezia di S. Romanin.«

Für die Geschichte der serratura del consiglio, über welche in früherer Zeit zum Theil ganz irrige Ansichten herrschten, hatte allerdings schon Tentori durch Mittheilungen aus den venetianischen Archiven Bedeutendes geleistet. Die Darstellung in Leo's italiänischer Geschichte T. III. p. 53 u. geht im Allgemeinen tiefer auf die wesentlichen Motive der Factionen ein, als diejenige des Bsk, bei welchem Alles mehr als ein augenblicklicher Entschluß der gerade im Bsk der Gewalt befindlichen Partei erscheint, ohne die lange vorhergehenden und zumal in den Dogenwahlen sich abspiegelnden Kämpfe der Dandolo's als Vertreter des alten Adels, dem sich ein Theil der durch die romanischen Eroberungen und dortigen Lohn bereicherten Familien angeschlossen, mit den altbürgerlichen Tiepolo's und dem popularen Handelsstande, der durch die letzte großartige Entwicklung

des venetianischen Handels bereichert jenen gleichstrebte, hier anzuführen \*). Derselbe weiß mit Recht hervorzuheben, wie durch den Einfluß des Adels, welcher die Mehrheit im großen Rath bildete auf die Bestimmung der Wähler des großen Rathes selbst, wodurch also eigentlich eine Selbstergänzung desselben erfolgte, allmählich in diesem eine außerordentlich große Anzahl von Gliedern derselben Familien sich anhäufte, gegen welche factische Familienoligarchie nur durch tumultuarische Einschüchterung durch das Volk, 1266 dahin gewirkt werden konnte, daß bei der nächsten Dogenwahl viele Wähler aus popularen Familien eintraten, und Lorenzo Tiepolo, Haupt der Gegenfaction Doge ward. — Gewiß ist auch die Ansicht von Leo die richtige, welche in dem vom Verf. S. 344 berührten Vorschlag der *capituli* der XL a. 1286, daß die Wähler außer unter den frühern Mitgliedern des großen Rathes oder Nachkommen derselben ganz neue Mitglieder in denselben nur mit Consens des Dogen, Dogenrathes und der Mehrheit des großen Rathes wählen sollten, eine Art censorischer Behörde für die Wähler sah, welche aber der jetzt wieder dem Hause der Dandolo angehörige Doge und die seiner Faction angehörige Majorität natürlich zurückwies. Dafür, daß die vom aristokratischen Rath, in welchem 1293 sich, wie der Verf. selbst citirt, allein 18 Contarini, 11 Morosini, sich befanden, influenzirten Wähler zumal frühere Glieder des großen Rathes, oder Angehörige von deren Familien wählten, brauchte nicht gesorgt zu werden; wohl aber

\*) Gewiß muß man Leo beistimmen, wenn er die stets complicirtere Wahlmethode des Dogen schon von einem Streben dieser Parteien herleitet, den Intriguen der Gegenpartei möglichst vorzubeugen.

dafür, daß die neuen nicht gänzlich aus Klienten der Faction bestanden; die Ansicht, als habe dies Gesetz bereits eine Art von serratura del consiglio bezweckt, ist also dahin zu berichtigen. — Da nun aber die Faction 1289 nach anfänglichem popularen Widerstand die Dogenwahl von Pietro Gradenigo statt Jacopo Tiepolo durchgesetzt und sich im Besitz der Gewalt behauptet, wagte man 1296 endlich den letzten Schritt, nachdem man, wie jene Liste zeigt, gerade zuletzt, recht viele Glieder derselben Familien in den Rath gebracht und bei dem genuessischen Krieg zu fürchten war, daß, wie bei dem vorigen Kampf mit Genua, die persönliche Auszeichnung der Anhänger der Tiepolo die Partei zwingen könne, das Heft mit den Gegnern zu theilen. Sehr richtig ist es allerdings, wenn der Verf. gegen die Ansichten von Bodin und Laugier geltend macht, daß es irrig sei, als habe man damals beabsichtigt, das consiglio an Zahl einzuschränken, während eben die Zahl der Mitglieder durch die folgenden Wahlgesetze bedeutend zunahm und während 1295 nur 260, 1296 310 im Rath saßen, derselbe 1311 selbst 1017, 1340 1212, 1437 1300, 1490 1570 Mitglieder zählte. Er erklärte es selbst richtig für eine Depuration, welche die Regierung durchaus in die Hände einer bestimmten Faction bringen wollte und eben darum auf einmal Alle aufnahm, welche durch die letzten aristokrat. Wahlen in den letzten 4 Jahren im Rath gesessen, wobei die etwaigen popul. Mitglieder darunter durch die 11 Stimmen der Quarantie, welche erfordert wurden leicht herauszubringen waren, wie denn in den italiänischen Communen überall solche Factionen sich gebildet hatten; in Folge der Verschwörung des B. Tiepolo standen die Sieger als Ghi-

bellinen den Guelfen entgegen, sie siegten hier, wie sonst überall meist die Guelfen, im Grunde erst nach 100jährigem Kampf, der mit der Erwerbung der romanischen Lehne begonnen und diejenigen der continentalen zur Folge hatte, recht eigentlich die nobili über die Popolaren in einer Zeit, wo eben mit Palästina die großartigsten Aussichten für den orientalischen Handel verloren gingen und Alles auf Anlage des Capitals im continentalen Grundbesitz drängte, weshalb eben der erste Act der siegenden Partei der erbittert geführte ferraresische Krieg war.

In Betreff der im Anfang dieser Anzeige aufgestellten Ableitung der venetianischen Tribunen von den Vorstehern des Schiffercollegi von Adria könnte auffallend erscheinen, daß später nicht von Adria, sondern von Heraclea, dem Hafen von Spitergium aus, die Bildung des unabhängigen venetianischen Staats ausging. Dies erklärt sich, wie ich schon in der früheren Anzeige bemerkt, daraus, daß Spitergium sich am längsten von den dortigen Küstenstädten im venetianischen Besitze erhalten, und bei der Bildung der militärischen Provinzen unter Heraclius geeigneter zum Mittelpunkt einer solchen erscheinen mußte, als das so weit im S. liegende, überdies gewiß durch den großen Etschdurchbruch von 589 gewiß ganz entvölkerte und herabgekommene Adria, welches man (cf. die Inschrift bei Silv. Silvestri palud. Adriat. S. 154) geeigneter fand, als eine Praefectura unmittelbar mit dem Exarchat zu verbinden. — Im 2. Theil hat der Vf. ferner eine Reihe von Varianten zu den im ersten von ihm mitgetheilten Tractaten von Venedig mit dem Festland gegeben, welche ihm Heinrich Cornet, dem wir die Herausgabe wichti-

ger Depeschen über die venetianischen Türkenkriege verdanken, aus Wien zugeschickt hatte. Der Vf. scheint geneigt zu sein, seine Lesarten aus venetianischen Archiven für die richtigeren zu halten, diejenigen aus dem liber Blancus zu Wien sind aber durchgängig besser und geben in den meisten Fällen erst einen verständlichen Sinn. Eine sehr erhebliche Abweichung zeigt sich im Vertrage mit Carl dem Dicken, wo im liber Blancus der Zusatz befindlich ist, daß der Doge gebeten, es möge ein jeder Venetianer, wo er sich auch befinden möge, seiner Gewalt unterworfen bleiben, was dann so zugestanden wird, daß *nulla major minorve persona* ihn im ganzen Reiche Carls gegen den Dogen zu vertheidigen wage. Das Datum ist III Id. mai, während dort VI Id. stand. Es ist hier keine Fälschung zu finden; sondern, da nach Vollendung des ersten Instruments der Herzog nachträglich um diesen Punkt gebeten, ward er ihm 3 Tage später bewilligt, und das ganze Instrument mit diesem Zusatz nochmals abgeschrieben; es steht dies in engem Zusammenhang mit den auch schon im ersten Instrument verpönten Umtrieben der Venetianer gegen ihren Dogen.

Th. Wüstenfeld.

### M a d r i d

Imprenta, Fundicion y Libreria de D. Eusebio Aguado 1856. Memoria sobre las Minas de Rio-Tinto presentada al Gobierno de S. M. con un Atlas de diez Laminas por Don Antonio L. Anciola y Don Eloy de' Cossio, Ingenieros de Minas. Publicada de Real Orden. 166 S. in Octav. Der mit einem besondern Titel versehene Atlas enthält 10 Tafeln in Folio.



Die in dem östlichen Theile der Provinz von *Huelva* gelegenen Kupfergruben von *Rio-Tinto* gehören zu den ältesten und merkwürdigsten Bergwerken Spaniens. Wahrscheinlich sind sie schon von den Karthagern betrieben worden. Von dem dortigen Bergbaue der Römer haben sich viele Spuren erhalten, so wie auch die dort gefundenen römischen Münzen und andere Alterthümer für denselben zeugen. Der Bergbaubetrieb scheint zu *Rio-Tinto* in jenen alten Zeiten weit bedeutender als in neueren Zeiten gewesen zu sein, wie solches besonders aus den außerordentlich großen Schlackenhalden zu schließen ist, die sich in jener Gegend finden; aus welchen sich auch ergibt, daß man in alten Zeiten dort nicht bloß Kupfererze, sondern auch silberhaltige Bleierze zu Gute gemacht hat. In neueren Zeiten ist der Zustand des Berg- und Hüttenwesens zu *Rio-Tinto* ein sehr wechselnder gewesen. Bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde der Bergbau auf Rechnung des Staates betrieben. Im Jahre 1725 wurde er einer Gesellschaft überlassen, an deren Spitze zwei Schweden standen, welche ihn bis 1782 behielt. Von der Zeit an übernahm wieder der Staat den Betrieb, der anfangs schwunghaft war, aber zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges zum Erliegen kam, indem nur etwas Kupfer mittelst Cämentation gewonnen wurde, die i. J. 1788 durch *D. Francisco Angulo* eingerichtet worden. Gegen den Rath des um das spanische Bergwerkswesen hochverdienten Generaldirectors *D. Fausto de Elhuyar*, wurde der Bergbau von *Rio-Tinto* i. J. 1829 dem Hause *Remisa* auf 20 Jahre verpachtet. Von 1849 an hat ihn der Staat wieder übernommen. Neuerlich scheint ein Veräußerungsplan aufgetaucht,

doch aber wieder aufgegeben zu sein. Aus den vielen Auffäßen über Rio-Tinto in dem spanischen Bergwerks-Journale — welches von 1838 — 1846 in vier Octav-Bänden unter dem Titel, »Anales de Minas«, auf Befehl der Generaldirection der Bergwerke zu Madrid herausgegeben, seit 1850 aber durch einen Verein von Bergwerks-Ingenieuren unter dem Titel, »Revista minera«, heftweise fortgesetzt worden — ist zu ersehen, daß man in neuerer Zeit dem dortigen Bergbaue besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat, und bemühet gewesen ist, ihn zu verbessern, oder wenigstens auf die großen Mängel seines Betriebes aufmerksam zu machen. Diesen Zweck hat nun auch die vorliegende Schrift, welche manche schätzbare Nachrichten über die höchst merkwürdige Erzlagerstätte von Rio-Tinto, den darauf geführten Bergbau, und die dortige Kupfergewinnung enthält, doch aber keine vollständige Uebersicht dieser Gegenstände liefert, zu deren Ergänzung einzelne, in dem obigen Bergwerks-Journale enthaltene Mittheilungen dienen können, unter welchen von besonderem Werthe eine Abhandlung von D. Luis de la Escosura im 3ten Bande der Anales de Minas über die Verschmelzung der Kupfererze von Rio-Tinto, ein gegen die Veräußerung des dortigen Bergbaues gerichteter Aufsatz von Casiano de Prado in der 18ten Nummer der Revista minera, und Bemerkungen über den Bergbau von Rio-Tinto von R. Rúa Figueroa in der 28ten Nummer desselben Journals sind.

Ueber die sehr merkwürdigen geognostischen Verhältnisse der Erzlagerstätte von Rio-Tinto erhält man durch den Aufsatz von Casiano de Prado zuerst einigen Aufschluß. Ausführlicheres

darüber ist zwar in der vorliegenden Schrift zu finden; doch vermißt man auch hier eine in das Einzelne eingehende Darstellung, und besonders genauere petrographische Beschreibungen der Gebirgsarten. Die Provinz von Huelva ist in der Richtung von Osten nach Westen von einer bis nach Portugal hineinreichenden, über 36 Leguas weit sich erstreckenden Zone durchlängelt, in welcher an vielen Punkten Spuren von altem Bergbau und Schlackenhaldden sich finden. Diese ganze Zone besteht hauptsächlich aus grauem Thonschiefer, der stellenweise in Talk- und Glimmerschiefer übergeht. Petrefacten finden sich darin nicht, daher das Alter dieser Gebirgsformation zweifelhaft bleibt, die doch aber vermuthlich dem Silurischen Systeme angehört. Außerdem treten in jener Erstreckung Massen von verschiedenen Abänderungen von Porphyr auf, der nach der Angabe des Verf. hin und wieder in Diorit übergehen soll. An einer Stelle der Schrift wird dieser Porphyr, dessen Vorkommen in Beziehung auf die Erzlagerstätte von ganz besonderem Interesse ist, Curitporphyr genannt, und Casiano de Prado, der ihn zuerst erwähnt, bezeichnet ihn als quarzführenden Porphyr, welches jener Bestimmung entspricht. In der sehr oberflächlichen Nachricht von den geognostischen Verhältnissen von Rio-Tinto, welche D. Joaquin Ezquerra del Bayo im ersten Bande der Anales de Minas S. 350 gegeben hat, ist jenes Gestein gänzlich übergangen. In Begleitung des Porphyr's kommen die Erzmassen vor, welche stoßförmige Lager bilden, und nach den Verfassern aus einem kupferhaltigen Schwefelkies bestehen. Richtiger dürfte es sein, nach der Analogie anderer Erzlager, z. B.

## Anciola y Cossio, Minas de Rio-Tinto 1705

des Rammelsbergischen, das Erz von Rio-Tinto für ein inniges Gemenge von sehr vorwaltendem Schwefelkies mit variablen Quantitäten von Kupferkies anzusehen, worauf wir später noch einmal zurückkommen werden.

Die Schieferschichten haben ein Hauptstreichen von Osten nach Westen, und sind unter Winkeln von 60—90° aufgerichtet. Die gewöhnliche Neigung ist eine nördliche; an einigen Orten findet aber eine südliche Statt. Die Faltung, welche die Schieferschichten zeigen, wird, ohne Zweifel mit Recht, von einem Drucke eruptiver Massen abgeleitet. Im Allgemeinen haben die stockförmigen Porphyr- und Erzmassen gleiches Hauptstreichen mit den Schieferschichten; da indessen die äußeren Begrenzungen der ersteren äußerst unregelmäßig sind, so zeigen sie in diesen mannichfaltige Abweichungen von der Hauptrichtung. Die zweite Tafel in dem die vorliegende Schrift begleitenden Atlas gibt ein Bild von den Formen und dem Wechsel der verschiedenen Massen, wodurch man bei der großen Unregelmäßigkeit derselben, eine deutlichere Vorstellung von ihren gegenseitigen Verhältnissen in einem horizontalen Durchschnitte erhält, als eine Beschreibung zu geben vermag; wobei freilich über den Grad der Genauigkeit der Darstellung kein Urtheil gefällt werden kann. In dem Erzreviere von Rio-Tinto sind nach der Annahme der Verfasser, wie jene Charte zeigt, drei Haupt-Porphyrmassen, von welchen die mittlere die geringste Längenausdehnung hat, indem sie sich nach beiden Enden auskeilt. Die sehr abändernde Mächtigkeit beträgt höchstens 400 Meter, wogegen eine Mächtigkeit von etwa 100 Meter eine gewöhnliche ist. Drei Haupt-Erzmassen begleiten, nach der auf der Charte gegebenen Dar-

stellung, die Porphyrmassen auf solche Weise, daß das südliche Erzlager eine südliche Schiefer- und eine nördliche Porphyr-Begrenzung hat, wogegen die beiden anderen Erzlager zu beiden Seiten von Porphyr eingeschlossen sind, bis auf einen kleinen Schieferkeil, der sich zwischen dem mittleren Erzlager und der südlichen Porphyrmasse findet. Das mittlere und nördliche Erzlager vereinigen sich an den Enden, so daß die mittlere Porphyrmasse als ein langer Keil in der Erzmasse erscheint. Die mittlere Mächtigkeit der Erzlager beträgt etwa 100 Meter; höchstens erreichen sie eine Mächtigkeit von 200 Meter. An den Enden keilen sie sich allmählich aus. Neben der Charte befinden sich zwei Quersprofile, aus welchen zu ersehen, daß die Porphyr- und Erzmassen theils vertical, theils mit sehr geringer Neigung niedersetzen. Nicht überall gehen die Porphyrmassen ihrer ganzen Länge nach zu Tage aus, und dasselbe ist bei den sie begleitenden Erzmassen der Fall. In der Nähe der Erzlager kommt der Kiesel sowohl in dem Schiefer, als auch in dem Porphyr, nicht bloß eingesprengt, sondern auch in isolirten, gangförmigen Massen vor.

Wo der Porphyr mit dem Schiefer in Berührung ist, zeigt sich der letztere auffallend, aber auf verschiedene Weise verändert. Bald ist die ursprüngliche Farbe verschwunden, und eine weiße oder gelbrothe an die Stelle getreten, wobei die Masse einem schlüpfrigen Letten gleicht; bald ist dagegen das Gestein in verschiedenem Grade verhärtet, hin und wieder in einen Taspis, gewöhnlich von blutrother, zuweilen von aschgrauer Farbe umgewandelt; an anderen Stellen ist die Härte bedeutend vergrößert; Quarz bildet darin Gänge und auch Eisenoxyd ist in großer Menge einge-

drungen. Im Allgemeinen bemerkt man, daß wo der Porphyr von Erzmassen begleitet wird, die Umänderungen des Schiefers ungleich bedeutender sind, als da, wo solche fehlen. Auch nimmt man wahr, daß der Porphyr, wenn ihn keine Erzmassen berühren, sich im Ganzen gleichartig zeigt, wogegen er in der Nähe des Erzes mehr und weniger Eisenoryd zu enthalten pflegt. Bald kommt solches in einem innigen Gemenge mit dem Porphyr vor, indem es denselben färbt; bald ist es reiner, mannichmal als Eigenglanz, darin ausgesondert, wobei der Porphyr die ihm eigenthümliche weiße Farbe bewahrt. Zuweilen gewinnt das Eisenoryd in der Nähe des Erzes die Oberhand, wobei der Quarz sich in großen Partien ausgesondert zeigt, so daß das Gestein einem Kieselconglomerate mit einem aus Eisenoryd bestehenden Bindemittel ähnlich ist.

Die Verfasser halten den Porphyr für eine plutonische Masse, die sich erst nach der Bildung des Schiefers in demselben erhoben hat, und übertragen diese Ansicht auch auf die Erzlager, die in dem genauesten Zusammenhange mit jenem stehen. Dieselbe Meinung ist auch von Casiano de Prado geäußert, und der Referent nimmt keinen Anstand, dieselbe zu theilen. Die beschriebenen Contacterscheinungen, namentlich die begleitenden Kiesel- und Eisenorydbildungen, zeigen sich auch in anderen Gegenden im Gefolge eruptiver Massen, namentlich von Porphyrn und von Granit, wie sie der Referent u. a. am Harz nachgewiesen hat. Dagegen dürfte der genaue Zusammenhang zwischen dem Vorkommen von Porphyr- und Kieselmassen noch nicht an anderen Orten auf solche Weise beobachtet worden sein, wie ihn die Gegend von Rio-

Tinto zeigt, daher das darüber Mitgetheilte von ganz besonderem Interesse ist, und dazu beitragen möchte, auf die Bildung anderer ähnlicher Erzlagerstätten Licht zu werfen. Doch ist auch dieser Zusammenhang nicht ganz ohne Analogie in anderen Gegenden, wie z. B. die Bildung der Kupfererzgänge in der Gegend von Lauterberg am Harz in naher Beziehung zur Erhebung des dortigen Curitporphyrs zu stehen scheint.

In der Gegend von Rio-Tinto und an einigen anderen Punkten der Provinz von Huelva wird das ältere Gebirge von einem jüngeren eigenthümlichen Conglomerate mantelförmig bedeckt, welches eckige Stücke von Quarz und Schiefer enthält, die durch eine eisenreiche, aus Eisenoryd und basischem schwefelsauren Eisenoryd bestehende Masse verkittet sind. Diese Ablagerung, welche eine Mächtigkeit von 2 bis 3 Meter hat, kommt in verschiedenen Niveaus, an mehreren Bergrücken, namentlich am südlichen Abhange das Cerro Colorado, und auf einem jenem parallelen Rücken, der den Namen Mesa de los Pinos führt, aber auch in Thälern vor, z. B. da, wo die Grubenwasser aus dem Stollen San Dionisio zu Tage kommen. Dies Conglomerat hat zuweilen ein schlackiges Ansehen, wodurch ohne Zweifel die seltsame Meinung veranlaßt worden, daß es eine Lava sei, die sich über die Gebirgsmasse der dortigen Gegend ergossen habe. Diese Meinung ist, wie aus einer Mittheilung von Casiano de Prado zu ersehen, zuerst von dem verewigten Generalbergdirector d'Elhuyar in einem im J. 1822 verfaßten, den Bergbau von Rio-Tinto betreffenden Aufsatze geäußert, und später von D. Ezquerria del Bayo mit Beifall ergriffen worden, der nicht allein eine Beschreibung des

## Anciola y Cossio, Minas de Rio-Tinto 1709

Lavaergusses aus einem Krater auf der Mesa de los Pinos, sondern auch eine bildliche Darstellung desselben gegeben hat. (Anales de Minas. I. p. 352 ff. Lam. II). Schon von Casiano de Prado und nun auch in der vorliegenden Schrift ist die gewiß richtige Erklärung von der Bildung jenes Conglomerates gegeben, welcher gemäß das vitriolische und eisenoxydhaltige Bindemittel aus der Zersetzung und Auslaugung des Schwefelkieses hervorgegangen ist. Das Vorkommen in der Nähe des Mundloches vom Stollen San Dionisio gibt darüber besonders Aufschluß. Es ist eine ganz ähnliche Bildung wie die des sogenannten Utramentsteines in dem alten Manne des Rammelsberges, durch welchen ebenfalls mannichmal Schieferstücke zu einem Conglomerate verkitet werden.

Was den Theil der Erzlagerstätte von Rio-Tinto betrifft, der gegenwärtig abgebaut wird, so beträgt die Längenerstreckung desselben nach der Angabe der Verfasser in der Richtung von Osten nach Westen 450 Meter, die mittlere Mächtigkeit 70m,83 und die mittlere Tiefe unter Tage bis zum Niveau des Stollen San Roque 43m,447, wovon jedoch die Mächtigkeit der Bodendecke von 25m,93 abgeht. Im Allgemeinen nähert sich das Lager einer verticalen Stellung, und nur theilweise zeigt sich eine größere Abweichung von derselben. Im Ganzen ist die Erzmasse sehr rein, indem ihr nur etwa 5 Procent Kieselsubstanz innig beigemischt sind. Zuweilen kommen schmale Quarzgänge von einigen Centimetern Stärke darin vor. Der Kupfergehalt der Kiesmasse ist sehr abweichend. Die Verfasser haben eine große Anzahl von Gehaltsproben mitgetheilt, welche ergeben, daß der Kupfergehalt zwischen 0,30 und



14,87 Procent schwankt. Auch haben sie zahlreiche Untersuchungen über das specifische Gewicht des Erzes angestellt, nach welchen das mittlere specifische Gewicht 4,802625 beträgt, mithin etwas niedriger ist, als das geringste specifische Gewicht des Schwefelkieses = 4,9. Hierdurch wird nun die obige Annahme bestätigt, daß die Haupterzmasse zu Rio-Tinto für ein inniges Gemenge von sehr vorwaltendem Schwefelkies mit variablen Quantitäten von Kupferkies zu halten sei. Außerdem finden sich in dem Erzgemenge auch geringe Quantitäten von Bleiglanz, Zinkblende, Kupferglanz und Kupferfahlerz. Die bedeutende Menge von arseniger Säure, welche bei der Zugutemachung der Erze zum Vorschein kommt, spricht dafür, daß auch Arseniklies, oder irgend eine andere Arsenikverbindung in dem Erzgemenge vorhanden ist; in welcher Hinsicht die Erzmasse von Rio-Tinto ebenfalls Aehnlichkeit mit dem Erzgemenge des Rammelsberges bei Goslar hat.

Der Betrieb des Bergbaues zu Rio-Tinto ist im hohen Grade alterthümlich und unvollkommen, wie solches schon aus dem angeführten Aufsatze von R. Rúa Figueroa zu ersehen ist, und durch die vorliegende Schrift bestätigt wird. Man betreibt einen Stockwerksbau, wobei mit Dertern aufgefahnen wird, die einander mehr und weniger rechtwinkelig schneiden, und Erzpfeiler einschließen, die zur Unterstützung stehen bleiben. Gegenwärtig befinden sich sechs Stockwerke über einander, welche indessen weder in gleichen Entfernungen von einander liegen, noch vollkommen horizontal sind. Von dem ziemlich unregelmäßigen Abbaue auf denselben, geben sechs grundrißliche Zeichnungen in dem Atlas eine Vorstellung.

Die Erzförderung im Innern der Grube geschieht auf die unvortheilhafteste Weise in flachen Trögen, die auf dem Kopfe getragen werden; die Zutagesförderung durch einige Schächte vermittelst des Haspelzuges. Die mit vitriolischen Theilen stark angeschwängerten Grubenwasser, werden durch Stollen abgeführt. An die kurze Beschreibung des Bergbaubetriebes reihen sich in der vorliegenden Schrift ausführliche Vorschläge zur Verbesserung desselben, in welcher Beziehung auch schon der angeführte Aufsatz von R. Rúa Figueroa beachtungswerthe Bemerkungen enthält.

Was die Kupfergewinnung zu Rio-Tinto betrifft, welche jetzt jährlich etwa auf 7000 Centner sich beläuft, so zerfällt solche in die Verschmelzung der Erze, und in die Darstellung von Sämentkupfer aus den vitriolischen Grubenwassern. Die zu verschmelzenden Erze werden zuerst einer Röftung in freien Haufen unterworfen, wobei Holz als Brennmaterial dient. Vormals geschah das Röften theils in konischen, theils in abgestumpft-pyramidalen Haufen. Da die letzteren sich als vortheilhafter ausgewiesen haben, so hat man in neuerer Zeit die Röftung nur in pyramidalen Haufen betrieben. Es wird die merkwürdige Bildung von kupferreichen Kernen erwähnt, wie sie bekanntlich auch an mehreren anderen Orten bei der Kiebröftung erfolgt, und worüber in der Arbeit des Referenten „über die durch Molecularbewegungen in starren leblosen Körpern bewirkten Formveränderungen“ sich ein Mehreres findet. Vormals folgte auf eine dreimalige Röftung unmittelbar die Verschmelzung des Erzes in Krumnöfen zu Schwarzkupfer. In neuerer Zeit hat man angefangen, zuvor den gerösteten Kiez einer Auslaugung zu unterwerfen,

und aus der vitriolischen Lauge Sämentkupfer zu gewinnen. Das Schwarzkupfer wird zweimal in Reverberiröfen gahr gemacht. Die dabei fallenden Gahrslacken werden in Krummöfen verschmolzen; das durch die Sämentation erhaltene Kupfer, wird in kleinen Heerden gahr gemacht.

Auf die Nachrichten über die Kupfergewinnungs-Processe zu Rio-Tinto folgt eine kurze Uebersicht der im Mannsfeldischen, in England, Schweden, Norwegen, am Unterharz, zu Linz und zu Agordo üblichen Verfahrungsarten; und daran reihen sich Vorschläge für die Verbesserung der Processe von Rio-Tinto, welche sich zum Theil auf die im Auslande gesammelten Erfahrungen stützen. Unter diesen Vorschlägen dürfte wohl der ausführlich entwickelte Plan, die Erze von Rio-Tinto nach Asturien zu verschiffen, und hier vermittelst der dortigen Steinkohlen nach englischem Verfahren zu Gute zu machen, besondere Aufmerksamkeit verdienen. Der berechnete Vortheil würde dadurch bedeutend vergrößert werden, wenn der zugleich dargelegte Plan der Anlage einer Eisenbahn von Rio-Tinto nach Sevilla zur Ausführung kommen könnte.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

172. Stück.

Den 26. October 1857.

---

L e i p z i g

bei F. A. Brockhaus 1857. Die Religion Jesu und ihre erste Entwicklung nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. Von Dr. Gustav Volkmar, Capitelsdiacon und Docent der theologischen Facultät an der Universität, der Culturgeschichte an dem Eidgenössischen Polytechnicum zu Zürich, ordentlichem Mitglied der antiquarischen und der wissenschaftlichen Gesellschaft zu Zürich, der historisch theologischen Gesellschaft zu Leipzig. XVIII u. 563 S. in Octav.

Obwohl das vorliegende Werk aus einem Cyclus von Vorträgen, die der Verf. im Winter 1855—56 vor einem Kreise gebildeter Männer und Frauen in Zürich gehalten hat, entstanden, seiner Form nach nicht ein streng wissenschaftliches ist, so wird es doch kaum einer Entschuldigung bedürfen, wenn ihm in diesen Blättern eine Besprechung zu Theil wird. Denn die positive ohne wissenschaftlichen Apparat wie ohne Polemik gegebene Darstellung der Entwicklungsgeschichte des

Christenthums (oder wie der Verf. sagt der „Religion Jesu“) beruht doch wieder auf wissenschaftlichen Studien, von denen der Verf. ja eine große Reihe, die er in der Vorrede sorgfältig aufzuzählen nicht unterläßt, bereits veröffentlicht hat. Ja es hat gerade ein besonderes Interesse einen Vertreter der „absoluten Kritik“ diese Form wählen zu sehen, da diese ihn, was jene Richtung sonst nicht liebt, zwingt, statt negativer positive Resultate zu geben, und einmal statt wie sonst so oft zu sagen, wie die Geschichte des ältesten Christenthums nicht zu denken ist, den Verlauf selbst positiv darzustellen. Positive Resultate zu geben, das ist ganz bestimmt der oft ausgesprochene Plan des Vfs. Eine „rücksichtslos treue Darstellung des geschichtlichen Wesens der christlichen Religion“, gefordert einerseits von der „tiefern Macht der Kirche, die sich in den neuesten Zeiten, auch denen, die noch von den Negationen der früheren Kritik gebeugt sind, auf das vornehmlichste kund gemacht hat“, andererseits von „dem neuesten von Seiten der Naturforscher erhobenen Kirchensturm“, soll „die noch unter so vielen sonst so Gebildeten fortbestehende Kirchenscheu aufheben in eine entschiedene und freudige Theilnahme an dem protestantisch kirchlichen Leben“ (Vorrede S. IX und X).

Das sind schon so einige von den großen Verheißungen, die der Verf. zu Eingang gibt, die sich dann durch das ganze Buch hinziehen und auf die er zum Schluß als auf erfüllte zurückblicken zu dürfen glaubt. In der That sieht er mit viel Stolz auf seine Vorgänger herab, die so wenig geleistet, oft so klare Sachen nicht zu verstehen vermochten, so „krystallhelle“ völlig durchsichtige Compositionen der biblischen Bücher zu

schauen nicht im Stande waren. Für Hrn Dr Volkmar ist nicht bloß die alte Orthodoxie, die eigentlich durch die Naturforschung schon vernichtet ist, wie der alte Rationalismus, dessen Auffassung „zu geistlos und oberflächlich war, als daß sie in ihrer Totalität hätte Bestand haben können“, nicht bloß Strauß so gut wie seine Gegner, für ihn ist auch bereits die Tübinger Schule Baur und Schwegler so gut wie Ritschl und Hilgenfeld, der ja selbst so bestimmt behauptet, die Baur'sche ungenügende Anschauung überwunden zu haben, ein überwundener Standpunkt. Das Wesen der Baur'schen Kritik besteht nach des Wfs. Äußerungen (S. 549) darin, das Wahrscheinliche, gegen die traditionelle Ansicht zu suchen, wobei es trotz allen gut geschichtlichen Bestrebens doch nicht zu wahrer Gewißheit kommt. Man ist aus den lustigen Theorien und Phantasien der früheren Kritik durch Baur allerdings auf geschichtlichen Boden gesetzt, aber es ist wesentlich der Boden der geschichtlichen Hypothese, auf dem bloße Wahrscheinlichkeiten, also im Grund nur Möglichkeiten gesucht werden, so es aber bei einem unerträglichen Schwanken über fast Alles, zugleich über das geschichtlich und kirchlich Wichtigste, über den Hervorgang des Christenthums und über die Person Jesu selbst beim tiefsten Dunkel bleibt. Dabei bleibt es denn auch bei Hilgenfeld, „der im Grunde nur das Bestreben hat, über Baur hinauszugehen, ohne irgendwelche Erfüllung“, außer daß der Boden nur noch schwankender, die Unklarheit nur noch größer wird. Jetzt will nun Hr Volkmar die Schule über sich selbst hinausheben. „Durch rücksichtsloses Einhalten der historischen Tendenz soll ebenso vollkommen die ganze bisherige Kritik in ihrem positiven

Rechte anerkannt, als ihre negative und schwankende Haltung überwunden werden.“ Aber nicht bloß Baur und die Tübinger, „alle ältere Kritik“ will diese neueste Kritik vollführen. Hat der Vf. zuerst alle bisherige Kritik für überwunden erklärt, so umfaßt er sie (S. 554) nun alle. Das Beste bei Bruno Bauer und das Evidenteste bei Baur, auch das Wahrste bei Feuerbach wie in aller frühern Kritik, der Einfluß von Neander, Ullmann, Tholuck, noch mehr der der alten Reformatoren, besonders aber die Väter, namentlich Tertullian — das Alles ist hier nun zusammengefaßt und vollführt. „In dieser absoluten Durchführung der geschichtlichen Forschung führt die Kritik aber zur vollen Versöhnung mit der Kirche, die von der katholischen Menschensatzung frei, in Jesu Christo allein gebunden ist“ (S. 553).

Referent kann es den Lesern leider nicht ersparen, alle diese Verheißungen mitzutheilen, der Vf. hat sie einmal gegeben und damit den Maßstab, womit er sein Buch selbst gemessen haben wird und also auch wohl am liebsten von andern gemessen sehen will. Auf den letzten Satz müssen wir noch etwas genauer eingehen. „Kirchlich“ zu sein gehört nämlich zu den Ansprüchen, die das Werk von Anfang bis zu Ende macht, und das muß um so mehr auffallen, je weniger diese Kritik sich bisher um die Kirche gekümmert, geschweige denn ihr gedient hat, wenigstens mit Wissen und Willen gedient. Das will der Verf.; und zwar nicht bloß der Kirche überhaupt will er dienen, sondern speciell der Kirche der Reformation, deren sola fide er als „das Maßgebende für die ganze neuere Weltgeschichte, die Grundlage für alle die geistige Regung, Erleuchtung, Sättigung,

Befreiung, welche aus dem Boden der Reformation, der in Christo freien Christenheit emporgesproßt ist“, bezeichnet. Ja nichts Geringeres beansprucht diese Kritik als „praktisch erfüllend zu werden was sie theoretisch schon ist, die orthodoxe Theologie der evangelischen Kirche“ (S. 556). Die katholische Ansicht von den Evangelien wird zwar durchaus aufgehoben, aber gerade in dieser Absolutheit wird die Kritik auch die völlig positive und damit ebenso kirchengemäß (S. 553). In der That keine geringe Versprechungen! Sehen wir wie es mit ihrer Erfüllung steht, zu welcher Prüfung der Verf. ja selbst einladet, wenn er fortfährt: „Jeder wird dies nunmehr selbst beurtheilen können, nachdem hier das positive Resultat dieser unbefangenen Geschichtsforschungorgetreten ist.“

Doch etwas beschränken müssen wir nothgedrungen unsere Prüfung. Auf den Hauptinhalt des ganzen Werks, den ohne Zweifel die Evangelienfrage, genauer die evangelische Geschichte bildet. Diese ist aber für den Verf. nicht so sehr Geschichte Jesu, als vielmehr verkappte Geschichte der ersten Jahrhunderte, wir werden es deshalb nicht umgehen können, dem Verf. überhaupt auf dieses Gebiet zu folgen, jedoch so, daß wir immer die Evangelien und zwar speciell die Synoptiker im Auge behalten.

Der Verf. stellt uns gleich mitten in die Sache hinein. Er beginnt mit einer Schilderung der Neronischen Verfolgung und der Christenverfolgung überhaupt bis auf Marc Aurel. Gleich hier müßten wir freilich Einspruch erheben, wollten wir nichts passiren lassen, dem wir nicht beistimmen können. Die Schilderung ist unserer An-



sicht nach übertrieben, viel zu blutig, etwa so wie man sie gewohnt war, ehe Dodwell de paucitate martyrum geschrieben. Wenigstens für die Zeit, welche der Vf. allein schildert, kann von „schauerlicher Eintönigkeit mit der im ganzen römischen Reiche ein supplicium nach dem andern folgte“, nicht die Rede sein. Dagegen würde schon die bekannte Stelle des Origenes c. Cels. III. zeugen. Doch wir werden schon Vieles unwidersprochen passiren lassen müssen und um so eher mag das dann mit dieser Schilderung in ihren Einzelheiten geschehen, je mehr wir das was der Verf. damit beweisen will, daß das Christenthum, das so gefaßt wurde, etwas der alten Welt völlig Fremdes ist, etwas „wirklich völlig Neues“, „etwas ganz Anderes, als bisher dagewesen war“, gern und bestimmt anerkennen.

Dieses „Neue“ sieht nun der Verf. darin, daß vor Christo die Naturbefangenheit herrscht, durch das Christenthum ist der innere Mensch das Herrschende, Erfüllende und Befreiende. Der Mensch kommt im Christenthume zu sich, bestimmt sich von sich aus, wird mit dem Absoluten einig, erfafst Gott als den Geist und ist mit ihm versöhnt. Damit ist das Höchste gegeben, denn der Mensch kann es eben menschlicherseits nicht weiter bringen als dazu, reiner, wahrer Mensch zu werden. Wie ist nun dieses neue Wesen geschichtlich geworden? Die Antwort Br. Bauer's und Feuerbach's, das Christenthum sei das positive Resultat der Auflösung der alten Welt, der Mensch verinnerliche sich nun, Hellenenthum und Judenthum verschmelze in eins — verwirft der Verf. Wenn Amerika entdeckt ist, meint er, ist leicht nachzufahren. „Wol scheint uns jetzt der Weg aus dieser Unterwelt der Natur- und Nationali-

tätsbefangenheit zu dem hellen Tageslichte des wahren, reinen Menschseins so leicht zu finden, aber seine erste Entdeckung ist mit einem Kreuz bezeichnet.“ Auch das läßt sich nachher ideell construiren, aber „die Idealität ist hier die bitterste, schmerzlichste geschichtliche Realität gewesen.“ Solches abstracte Reden ist dem Verf. vag, „nichts-sagend und geschichtswidrig“ zugleich. „Gerade im ältesten Christenthum ist auch keine Spur von Hellenenthum, von Syncretismus zu finden. Nein, der Mutterschooß, aus dem das Christenthum hervorgegangen, ist der jungfräuliche Schooß des einen, in seinem tiefsten Leide rein gewordenen Volkes. Die Welt der Götter hat wohl mit ihnen zerfallen, aber den schöpferischen neuen Gedanken nicht hervorbringen können. Der Vater des Christenthums ist allein der eine, der lebendige Gott Israels“ (S. 52). Wir sind nicht blind gegen den großen Fortschritt, der in diesen Sätzen liegen würde — wenn nur wirklich Ernst damit gemacht wird.

Doch unterdrücken wir erst alle Zweifel. Der Verf. führt uns nun in das Leben Israels und sein Glend zur Zeit Christi. Pharisäer, die jüdischen Patrioten, deren punctueller Gesezesdienst zum Scheindienste wurde; klägliche Römlinge, auf den Genuß des Augenblicks ausgehende Sadducäer; feige, egoistische Sectirer (Essäer), das sind die Elemente dieses Lebens. Da tritt Johannes auf, ein echter Patriot mit der Forderung: Ganz müßt ihr rein werden, der ganze Mensch muß rein sein; aber sein Wirken hatte, je reiner und treuer es war, nur etwas um so Desperateres. Ganz muß der Mensch rein werden — aber wie war denn nun diese volle Reinheit zu finden? Sie war von Johannes gewollt mit allem Feuer

heiligen Eifers, aber sie war auch so nur eine gewollte, eine sein sollende. Machte man Ernst mit der Forderung, so führte das zur Einsicht in die Unmöglichkeit, zur tiefsten innern Verzweiflung. Nein, erwiedert der Verf., das führte zu Jesus Christus.

„In dem Täufer war der Mensch der alten Welt am tiefsten in sich gegangen, in Jesus ist er zu sich gekommen, zu der Tiefe durchgedrungen, in welcher sich der lebendige Gott des Geistes offenbart“ (S. 65). „Johannes hatte das Reich Gottes noch in der Ferne geschaut, weil er Gott selbst noch in der Ferne gesehen. In Jesus war das Reich Gottes herbeigekommen, weil der Gott des Geistes in ihm war; es war genant in dem gotteinigen Herzen, schon beginnend, um sich dann auch sonst zu verwirklichen.“ „Damit war das Princip gegeben, das eine Wiedergeburt der alten Welt herbeiführen sollte, wie vorher keine da war und so tief und gründlich keine mehr kommen kann.“ Der Grundgedanke ist der: „Nichts, nichts Aeußeres kann dich erlösen und deines Heils vor Gott sicher machen; nur Gott selbst, Gott der Geist, der in deinem Innern lebt und sich offenbart und das Alles regierende werden muß, das reine Herz allein ist es, worauf du bauen kannst, wodurch auch das Reich Gottes in Wahrheit beginnt, und Alles überwindend sich begründet.“ Die Grundlage der Gemeinde, der Felsengrund, auf dem sie ruhet — ist die Auferstehung. Getödtet von seinem Volk, ist der Herr auferstanden und seinen Jüngern erschienen in Herrlichkeit.

(Fortsetzung folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

173. 174. Stück.

Den 29. October 1857.

---

L e i p z i g

Fortsetzung der Anzeige: „Die Religion Jesu und ihre erste Entwicklung nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. Von Dr. Gustav Volkmar.“

„Es ist eine der sichersten Thatsachen der Weltgeschichte, daß Jesus der Gekreuzigte in Herrlichkeit seinen Jüngern erschienen ist, mögen wir nun diese Thatsache so oder anders oder gar nicht, oder doch nie vollkommen begreifen können“ — damit beginnt die Besprechung der Auferstehung. Sie ist keine Erweckung vom Scheintod, kein Gesicht der Nacht — aber sie ist „ideale Geschichte.“ Dahin kommen wir auf einem eigenthümlichen Wege. Der Verf. beanstandet nämlich zunächst im apostolischen Symbol nichts als das „begraben“. Jesus ist nach der Apokalypse, die das Schicksal Jesu nur verallgemeinert in den beiden Zeugen darstellt, nicht begraben, sondern unbegraben liegen geblieben, oder da Paulus doch vom Begräbniß redet, nur am Orte der Hinrichtung

verscharrt. Das Grab der Herrlichkeit hat ihm erst später die christliche Verehrung, zuerst der ursprüngliche Evangelist, Marcus, erbaut. „Schon damit tritt die ganze Evangelienerzählung über die Art der Wiedererscheinung Jesu in ihrer bestimmten Form unter den höheren Gesichtspunkt idealer Geschichte.“ Hat Jesus gar nicht im Grabe gelegen, so kann natürlich das Grab auch nicht leer gefunden sein, sondern das ist nur „ideal“ dahin zu fassen: „Tod und Grab ist vom Auferstandenen überwunden.“ Aber noch mehr tritt die Auferstehungsgeschichte dadurch in die Kategorie der „idealen Geschichte“, daß nun Auferstehung und Himmelfahrt identificirt werden, daß die Auferweckung und die Auffahrt zur Rechten Gottes in Eins zusammenfällt. Erst nachdem man die Ausgießung des h. Geistes „für die Anschauung und Feier“ auf einen bestimmten Tag fixirt hatte, fand es der Verf. der Apostelgeschichte „höchst passend“ die Jünger nicht die funfzig Tage, bis er zur Erfüllung mit dem Geiste komme, ohne allen Beistand, ohne Christus und selbst ohne den Geist aus der Höhe zu lassen. Deshalb läßt er Christus noch 40 Tage nach seiner Auferstehung bei ihnen, trennt die Himmelfahrt von der Auferstehung und legt sie an das Ende der 40 Tage. So ist denn die Thatsache der Auferstehung ohne Grab vorher, ohne Himmelfahrt nachher zur „idealen Geschichte“ geworden. Sie hat sich als „Thatsache des Geistes herausgestellt“ (S. 110), ein „Wunder des Geistes“.

Vielleicht kommt schon manchem unserer Leser der Gedanke, daß doch etwas seltsam neben die „bitterste, schmerzlichste geschichtliche Realität des Kreuzes“, auf die der Verf. oben provocirte, hier die Auferstehung als „ideale Geschichte“, als „That-

sache des Geistes“ tritt, und es kommt vielleicht auch Jemanden der Gedanke, es für eben so „vag und nichts sagend“ zu halten, als es der Verf. für „vag und nichts sagend“ hält, das Kreuz bloß als „Idealität“ zu fassen — doch eilen wir auf die Hauptsache, die Evangelien, zu kommen. Wie es mit der evangelischen Geschichte aussehen wird, läßt sich nun schon bestimmt vermuthen, wenn's der Verf. auch nicht sagte, es ist auch ideale Geschichte. „Alle unsere Evangelien stellen dar das auf Erden wirkende Leben des erhöhten Menschensohnes, unterscheiden dabei aber nicht sein individuelles und sein weltgeschichtliches Wirken überhaupt.“

Wir müssen noch das ganze apostolische Zeitalter überspringen, ehe wir an das erste Evangelium kommen, so leid es uns thut, unsern Lesern manche seltsame Dinge, Altes und Neues vorenthalten zu müssen, z. B. daß das Reden in Zungen ein Reden „in der heiligen Sprache der Psalmen und Propheten“, in althebräischer Sprache war (auch in den Korintherbriefen?); daß nicht, wie Paulus bezeugt, Christus selbst das h. Abendmahl eingesetzt hat, sondern die Gemeinde hat es, als das Passahfest wiederkehrte, gefeiert, man sieht nicht weshalb und woher; daß nicht Christus die 12 Apostel erwählt, sondern erst nach der Auferstehung sind die 12 ersehen. Daß es mit der Geschichte von Judas Verrath nichts ist als ein Tendenzmärchen, das die Pauliner aufgebracht, um die 12 zu schwächen und für ihren Paulus eine Stelle zu finden, werden wir hernach noch hören.

Auf der Grenze der apostolischen Zeit, aus der selbst wir nur 4 Briefe des Apostels Paulus besitzen, steht die Apokalypse, die präcis zwischen

August 68 bis Januar 69 geschrieben, die Darstellung der festesten Zuversicht ist, daß Christus bald nach Nero zum Gericht über die widerchristliche Weltmacht und zur vollen Errettung der Seinen kommen werde, die Antwort des über sein unschuldig vergossenes Blut empörten Christenherzens auf diese Gräuelthat heidnischer Gewalt. Sie ist nicht bloß durchaus unpaulinisch, sie ist antipaulinisch (S. 186). Unpaulinisch ist der „alte Judenthaß“, der „wüthende Rachedurst, der sie erfüllt. Paulus wird selbst von ihr verworfen, das freie Heidenchristenthum „verflucht und excommunicirt.“ Die Reaction gegen Paulus, die er im Leben immer siegreich zurückgeschlagen, die aber seit seinem Tode in desto größerem Wachsen begriffen war, kam hier zur höchsten Blüthe. Die Anhänger des Paulus wurden immer zaghafter. Um so höher stieg die Reaction, je mehr die Apokalypse wirklich von Gott eingegeben, so überraschend schnell sich zu bewähren schien. Aber bald zeigte sich, daß die Hoffnungen der Apokalypse nicht erfüllt werden sollten. Die Ereignisse unter Vespasian und Titus, die Zerstörung des Tempels, die Nichtbekehrung Israels — widersprachen der Apokalypse „Es mußte klar werden, in dieser angeblichen Offenbarung hatte Gott nicht gesprochen, also auch nicht seinen großen Apostel verworfen“ (S. 196). Jetzt war aber auch das Bedürfnis da, die Parusie Christi in gegenwärtiger Herrlichkeit zu schauen und die paulinische Wahrheit geltend zu machen. Das war die Geburtsstunde des ursprünglichen Evangeliums.

Ein Pauliner nämlich unternahm es jetzt (um 80 n. Chr.) ein „paulinisch-christliches Epos“ zu schreiben „von der schon in Wahrheit erschienenen, durch Paulus bewährten Herrlichkeit, die nun an-

geschaut ward in der ersten Erscheinung Jesu.“ Es ist das Evangelium, welches man nach Marcus genannt hat, und das uns „noch fast ganz rein“ bewahrt ist. Der Evangelist will gar keine „Biographie Jesu“ im profaischen Sinne geben, hat vielmehr durch Alles diesem Mißverständnisse abgewehrt. Es ist ein „Epos“. Die Form ist von der Apokalypse entlehnt, deren Gegensatz das Evangelium sein sollte, die Form des Sinnbildes. Die evangelischen Erzählungen also, welche bisher alle zu aller Zeit mit wenigen Ausnahmen für Geschichte gehalten, trotzdem daß der Evangelist Alles gethan, um diesem Mißverständnisse zu wehren, für Geschichte, mag es mit deren Wahrheit und Richtigkeit immer noch stehen wie es will, wenigstens für sein sollende Geschichte, gehalten sind, sind nur eine Reihe von Sinnbildern. Der Inhalt sodann ist nicht Jesu persönliches Wirken, es ist keine „Biographie“, sondern „die Elemente des epischen Gemäldes bestehen einfach in der gesammten christlichen Erfahrung von den ersten Zeiten an bis auf die Zeit des Verfassers, also aus wirklicher Ueberlieferung aus der Urzeit des Christenthums und aus alledem, was sich in der christlichen Gemeinde, im Besondern auch im Leben und Wirken des Apostels durch das Wirken des Auferstandenen Großen ereignet hat.“ Also nicht die Geschichte Jesu, sondern die älteste Kirchengeschichte und namentlich die Biographie Pauli ist hinter diesen fast 1800 Jahre lang unverstanden gebliebenen Sinnbildern versteckt. Erst der Verf. ist so glücklich gewesen, den Schlüssel zu finden, und er unterläßt nicht, das Evangelium nur darnach auszulegen.

Hören wir einige dieser Auslegungen. Die Speisungsgeschichte wird mit Rückbeziehung auf



Elisa's Geschichte so gedeutet: „Wie viel größer und wundervoller stillt nun Christus durch Paulus Wirken so Unzähligen drüben im Heidenlande in seinem Mahl am Abend (Abendmahl) den Hunger nach dem Brod des Himmels mit so wenigen nur sieben gesegneten Stücken, so daß dessen nur immer mehr wird, je Mehre davon genießen. Unzählige (eine halbe Myriade) sind es die Christus durch seine Apostel so wunderbar speist, und weit entfernt, daß Israel durch dies Abendmahl der Liebesgemeinschaft unter den Heiden verkürzt wird bleibt dafür noch genug übrig, im Bilde: für alle zwölf Stämme je ein Korb voll.“ Das Wandeln Christi auf dem Meere bedeutet nichts Anderes als — Pauli Missionsreisen! „Was sind für Christus in seinem Apostel der Heiden selbst Meere für ein Hinderniß gewesen! Ruhig und Gottes gewiß überschreitet er die empörten Wogen des Meeres (Marc. 6, 47 fg.).“

Hat die Apokalypse den Paulinismus bekämpft, so nun umgekehrt das Evangelium die „sinnliche Beschränktheit der Judenthümlichen Menge, die das Geheimniß des Reiches Gottes gar nicht zu verstehen im Stande ist.“ Die Geschichte vom Bekenntniß des Petrus, die sonst immer als eine Verherrlichung des Petrus und des Judenthums angesehen ist, gewinnt bei Volkmar umgekehrte Bedeutung. Sie zeigt, wie das Bekenntniß des Judenthums nicht genügt, es gehört dazu auch das höhere Erkennen, daß der wahre Messias ein leidender ist. „Das Judenthümlich kann sich darin nicht finden, und Paulus erst hat es in seiner ganzen Bedeutung gezeigt. Gegenüber dem Leiden, das ihm entgegentritt, denkt der Judenthümlich nicht was Gottes, sondern was des Fleisches ist. Er will keine Verfolgung auf

sich nehmen, wüthet und ergrimmt mit der Apokalypse über das Blut, das er vergießen soll."

Doch der Hauptinhalt des Evangeliums ist ein didaktischer zwar nicht in Redeform (alle Redebestandtheile der Evangelien, die früher als die ältesten, für die Tübinger Schule als die fast einzig echten galten, sind hier die jüngsten Producte der Evangelienbildung), sondern in erzählender. Das „Epos des Christenthums ist ein didactisches, eine Darstellung echt christlicher Lehre paulinischen Sinnes in erzählender Form nach einer durchgreifenden Sachdisposition.“ Von dieser Sachdisposition, auf die der Verf. großes Gewicht legt und die er mit vielen Abtheilungen und Unterabtheilungen aufs sorgfältigste darlegt, können wir nur eine Probe mittheilen. Das Ganze, wie es ja ein „Epos“ ist, beherrscht die Form der hebräischen Poesie, die Zweitheilung. Es zerfällt daher in zwei Theile: I) das Wirken des Christenthums in seiner Herrlichkeit (1—8, 26) und II) die Herrlichkeit des Christenthums in seinem Leiden. Beide erfüllen sich in je 4 Abtheilungen. Der I. Theil gruppirt sich dann so: das Ganze wird eingeleitet durch den Täufer und das Hervortreten Jesu als des Christus im Verborgenen, nämlich durch die ihn zum Messias weihende Taufe, bei der ihn Gottes Geist erst zum Messias ausrüstet, und die Bewährung des ihm dabei gegebenen Geistes in der Wüste, Mose gleich (Marc. 1, 1—13). Nun folgt das öffentliche Hervortreten Jesu Christi oder die Offenbarung des christlichen Wesens, zunächst in seinem Wirken, und zwar 1) dies Wesen des Christenthums im Allgemeinen (c. 1), 2) das überjüdische (c. 2—3), 3) das Alles überwindende (c. 3—5) und 4) das universalistische des Christenthums. Der II. Theil hat auch gleich dem

ersten 4 Abtheilungen. 1) Der Weg zum Leiden (9, 2 — 10, 45), 2. Der Kampf (10, 46 — 13), 3. Das Leiden selbst (14 u. 15) und 4) der Eingang zur Herrlichkeit durch das Leiden hin in den Triumph der Auferstehung. Jede der Unterabtheilungen zerlegt sich dann noch weiter, z. B. I, 3 das Christenthum überwindet Alles 1) die Stürme des Lebens (Marc. 4, 25—41), 2) das Götzenreich (die Erzählung von den Dämonischen bei den Gadarenern, in der der Darsteller die sinnigste und schönste Poesie entfaltet, indem er zeigt, daß mit dem Götzendienste eo ipso „die ganze Sauerei (sic!) oder Sauheerde des Heidenthums in den Grund stürzt“). 3. Die unheilbarsten, geheimsten Plagen (Marc. 5, 21 — 34 das blutflüssige Weib), 4) selbst den Tod (Tairi Tochter, wo schon der Name Tairus „er wird erwecken“ den Inhalt ausspricht).

Paulus selbst konnte natürlich, ob wohl seine Geschichte den Hauptinhalt bildet, in dem Evangelio nicht vorkommen, aber wenn er ihn auch nicht einführen konnte, so hat ihm der Evangelist doch Raum gemacht in dem Collegio der zwölf — durch die aus paulinischer Tendenz erwachsene Geschichte vom Verrath des Judas. Daß dieser Verrath nicht geschichtlich ist, schließt der Verf. aus mehreren Gründen. Ein solcher Verrath war unmöglich, „der Verräther ist nicht bloß eine satanische, er ist eine bestialische Figur“; er war unnöthig, denn „was war auch eigentlich nur zu verrathen“? Die älteste christliche Kunde weiß nichts von einem Verräther, die Apokalypse nicht, denn alle Zwölf sind und bleiben die helleuchtenden Grundsteine des neuen Jerusalem (Offenb. 21, 14 f.), Paulus nicht, denn der Herr erscheint allen Zwölfen (1 Cor. 15, 5) und 1 Cor. 11, 23

ist das »*παροδιδετο*« (der Verf. citirt, beiläufig gesagt, den Text falsch) allgemein zu fassen vom „zum Tode übergeben werden.“ Erst unser Paulinisches Evangelium ist es, welches ein halbes Jahrhundert nach Jesu Kreuzestod einen der zwölf Judenapostel für einen Verräther erklärt hat, um so den Bann, mit dem die Apokalypse durch die so feierlich betonte Zwölfzahl den Namen des Paulus belegt und ausgeschlossen, zu durchbrechen. Der Verrath, den die Juden an Jesu begingen, öffnet dem Paulus die Reihe in den geschlossenen Apostelkreis und er ist geworden, was die andern hätten sein sollen. Doch setzt der Verf. hinzu, diese Erklärung könne nicht „als so sicher“ hingestellt werden, „als die übrige Erklärung des ursprünglichen Evangeliums immer bleiben wird.“

Das ist das ursprüngliche Evangelium, die erste Formation der Evangelienbildung überhaupt. „Das poetische Evangelium konnte nicht verfehlen den tiefsten Eindruck in allen auch den judenchristlichen Kreisen zu machen.“ Das so gedrückte paulinische Herz athmete auf, auch der Judenchrist erbaute sich daran. Aber bald erhob sich eine neue Reaction von Seiten des Judenchristenthums, das nicht nur immer noch die Mehrzahl ausmachte, sondern auch standhaft genug war, die Gleichberechtigung der Heiden mit der heiligen Gemeinde trotz Allem noch nicht zuzugeben. Es entstanden judaistische Bearbeitungen des Evangeliums, namentlich suchte man durch eine Genealogie den Messias Jesus auf den Namen des David zurückzuführen, damit er so als Davids Sohn der Messias Israels sei und Israels Alleinberechtigung am Reiche Jesu dergestalt durchgeführt werde. Diese neue Erhebung des Judenthums gipfelte sich aber in einer judaistischen Ergänzung des hebräisch

gemachten Evangeliums, in der „Predigt Petri“, die wir noch aus ihren spätern Bearbeitungen einer paulinischen (unserer Apostelgeschichte) und einer antipaulinischen (den Clementinen) erkennen können. Hier würde die Urgemeinde Jerusalems als Ideal namentlich auch durch die Erzählung von der Gütergemeinschaft als essenisches Ideal gefeiert, Petrus mit dem ganzen Glanze umgeben, der in dem Evangelio Christum umstrahlte. Hier wird ferner der Apostelkreis, den das Evangelium für Paulus geöffnet, durch die Geschichte von der Wahl des Matthias wieder geschlossen, und Paulus, wenn auch verkappt, als Simon Magus wieder excommunicirt und verflucht. Denn Niemand anders ist jener Samaritaner als Paulus selbst, dessen Sorge für die Armen in Jerusalem durch Sammlung von Beisteuern in dem Versuche Simons versöhnt wird, mit Geld die Apostel zu gewinnen.

Soweit war die Reaction des Judenthums gegangen, da trat ein Pauliner mit aller Entschiedenheit in die Schranken, um von neuem die Gleichberechtigung der Heiden und die Gleichberechtigung des Heidenapostels durch ein neues entschiedener Paulinisches Evangelium und durch eine wahre Apostelgeschichte, die den Heidenapostel als ganz orthodox und annehmbar darstellen sollte, geltend zu machen. Es ist das Evangelium und die Apostelgeschichte Lucä.

Vor Allem mußte jetzt der innerste Nerv der neuen Reaction durchschnitten werden, die Betonung Josephs, als Vaters Jesu, um ihn so als Davids Sohn, als Israels Messias zu behaupten. Nein, setzt das neue Evangelium dem entgegen, nicht Josephs Sohn, sondern Gottes Sohn, geboren unmittelbar aus der Maria, der Jung-

frau. Dieser Fortschritt hatte nun aber eine Reihe von Aenderungen zur Folge. Für das Evangelium des fortgeschrittenen Pauliners gibt es jetzt einen tiefern Anfang als durch den Täufer. Die Vorgeschichte, das „lieblichste und sinnigste Idyll“ leitet jetzt das „Epos“ ein. Anstößig war jetzt namentlich das Verhalten der Mutter, wie es Marcus darstellt, wornach sie gar keine Ahnung von der höheren Bedeutung Jesu hat. Dieser Abschnitt (Marc. 3) mußte wegfallen, aber er wird reicher ersetzt durch die Bergrede, die hier zum erstenmal auftritt. Vieles zwar konnte der „fortgeschrittene Pauliner“ aus dem alten Evangelium aufnehmen, und so hat er's gethan, nur im Sinne des fortgeschrittenen Paulinismus Manches näher bestimmend, reicher ausführend; aber manche Schatten fand er auch vor, die nicht bleiben durften. „Marcus läßt aus allen möglichen Theilen Palästina's, Galiläa, Judäa, selbst von Idumäa her Nachfolger Jesu kommen, auch die Heiden von der phönicischen Grenze her Hülfe suchend nahen, aber — wie merkwürdig — gerade aus Samarien nicht.“ „Wie, den starren Judenhaß, die jüdische Verachtung gegen diese Heiden und halben Heiden sollte auch Jesus getheilt haben? Nein, denkt Lucas, auch ihrer hat er sich liebend angenommen, auch so ist er ein Vorbild des Apostels geworden“; und der Evangelist verwirklicht das, indem er Jesum geradezu durch Samarien seinen Leidensweg antreten läßt, ja dieser Wirksamkeit in Samarien einen ganz neuen Evangelientheil widmet. Ferner waren „für den gereizten Pauliner“ bei Marcus die Judenapostel noch zu viel anerkannt. „Christus muß nun selbst das Heidenapostolat neben den Zwölfen eingeseht haben.“ Lucas verwirklicht das

in der Geschichte von den 70 Jüngern. In diesen und andern Punkten, die wir hier nicht alle einzeln aufzuführen Raum haben, berichtigte Lucas das ursprüngliche Evangelienbuch, im Einzelnen und überall verbessernd und ausführend. „Seine Neubildungen sind zwar fast durchaus Nachbildungen der ihm schon vorliegenden epischen Darstellung. Er hat namentlich in der Gleichnißform ein reiches poetisches Talent gezeigt“ und so besitzen wir in seiner Schrift „eine unschätzbare Fülle der ansprechendsten, fruchtbarsten und anmuthigsten Belehrung im Sinne des wahren Christenthums“, obwohl die Composition seines Werks, wenn auch in Allem „völlig durchsichtig“, doch nicht so krystallhell ist, wie das ursprüngliche „Epos des Christenthums.“

Dem Evangelio reihte nun der Pauliner als zweiten Theil die Apostelgeschichte an. Es galt auch direct den kalten Grimm des Judenthums gegen den Apostel als das angeblich verworfene Haupt der Simonianer zu überwinden. Die judaistische Petrus-Geschichte war durch eine wirkliche Apostelgeschichte, eine Geschichte der, der beiden Apostelhäupter zu überflügeln, um dadurch den Einen ganz apostelgemäß erscheinen zu lassen, den Andern ganz einig mit ihm. So wurde denn jene alte judaistische Petrus-Geschichte im apologetischen Interesse umgearbeitet und ihr ein zweiter Theil, eine Petrus-Geschichte zugefügt. Freilich dem apologetischen Streben fällt auch die wahre Größe des Heiden-Apostels, seine ganze eigenthümliche Schärfe und Selbständigkeit zum Opfer. Paulus war gerechtfertigt, aber sein geschichtliches Wesen zur Hälfte aufgegeben. So winden mußte sich derselbe Pauliner.

Dennoch machte er kein Glück unter den Zeit-

genossen. Die factischen Meinungen des Evangeliums, welche zu offen im Interesse des zu vertheidigenden Heidenapostels waren, die Wirksamkeit Christi in Samarien, die Einsetzung des Heidenapostelamts in den siebenzig Jüngern neben den Zwölfen — sind nicht durchgegangen. Man merkte die Absicht und war verstimmt. Man wurde um so starrer, und sollte nicht das viele Schöne und Gute in dem neuen Evangelienwerke zu Grunde gehen, sollte die Evangelienform, überhaupt die für die Ausbreitung der Kirche immer nachtheiligere Engherzigkeit des JUDAISMUS selbst mit Erfolg überwunden werden, so mußte die Sache ganz anders angefaßt werden.

Dieses konnte nur von dem judenchristlichen Standpunkte selbst aus geschehen, der wenigstens so weit dem paulinischen Wesen sich zuneigte, um ohne Mäkeln die volle Gleichberechtigung der gläubigen Heiden in Christo als Gottes eigenen Willen zuzugeben. Ein schriftgelehrter Judenchrist dieses vermittelnden Standpunktes war es, der das Werk der Vermittelung übernahm. Er ging dabei wesentlich auf das ursprüngliche Evangelienbuch zurück, stattete dieses mit dem ansprechendsten aus dem neuen paulinischen Werke aus, nahm aber auch die Hauptschlagworte aus den JUDAISCHEN Evangelien herüber, um sie dann desto entschiedener zu überwinden. Dieses „vereinigende“ Evangelienwerk, das „Evangelium der Erfüllung“ ist das nach Matthäus genannte. Es ist zugleich die erste Evangelienharmonie, eine Composition und Combination der beiden vorausgegangenen Evangelien, mit durchweg vermittelnder Tendenz. Seine Kraft ist eine doctrinäre. Der Vf. hat Alles auf directes Lehren gerichtet und seine



Hauptthätigkeit besteht in der Ausarbeitung größerer Redeganzheiten. Er hat diese sogar unverkennbar ausgearbeitet und danach erst den erzählenden Theil gestaltet. Sein Ursprung fällt in die Zeit Trajan's, welche der Verf. mehrmal deutlich berücksichtigt findet.

Das Evangelium war nun gelungen, das drang durch. Es beseitigte die früheren judaistischen Evangelienformen völlig und ward als das judenchristlich-paulinische Evangelium der rechten Mitte fortan das von allen „erkorenste“. Es ist das erste geworden und geblieben; obwohl die höchste Höhe der Evangelienentwicklung noch nicht erreicht war.

Diese wird erst im Johannesevangelium erreicht, dem vollendetsten aller. Dazwischen liegt aber noch eine lange Entwicklung, das Auftreten der Gnosis, namentlich auch die Marcionitische Gnosis, der Ruf des Montanismus, die neue, im Kampfe mit der Gnosis auftretende judenchristliche Reaction und die steigende Macht der Hierarchie, die Ausbildung der Logoslehre (der erste Brief Johannis um 155), endlich als letzte unmittelbare Veranlassung des vierten Evangeliums der Passahstreit. Da (gegen 160) unternahm dieses Evangelium den absoluten Kampf gegen das die Gnosis ausschließende, das Licht hassende, das in seiner ganzen Heußerlichkeit knechtische und knechtende Judenthum, d. h. Judenchristenthum. Es ist das „Propheten-Evangelium der wahren Gnosis.“ Die Wahrheiten der Gnosis Marcions und Valentin's finden sich in ihm wieder; die judenchristliche Macht speciell in der Gestalt der montanistischen Gegenströmung wird in ihm aufgehoben; die sinnliche Parusie-Expectation in ein

geistiges Kommen Christi umgewandelt und damit zugleich die Lehre vom Paraklet herübergenommen; der überhand nehmende hierarchische Zug in der Gemeinde bekämpft, indem, um die Ueberhebung der Petrus=Auctorität zu brechen, diesem ein zweiter Apostel, ein Apostel des Geistes, als Hauptjünger zur Seite gestellt wird, auch der sonstige Apostelkreis sich erneuert; endlich wird auch der judaistische Sauerteig, der in der asiatischen Passahfeier zu Tage gekommen, ausgefegt, indem Christus als das wahrhaftige Passahlamm dargestellt wird. „So hat sich in diesem Evangelium alles Große und Schöne, was in den früheren Evangelien, wie in der ganzen weiteren Entwicklung des Christenthums und allen ihren Schriftdenkmälern lag, zu einer einigen strahlenden Gestalt zusammengefaßt, zu einem Spiegel christlicher Geistigkeit und Tiefe, welchen kein jüdischer Blick fortan mehr hat grade ertragen können.“

Der erste Eindruck, den man beim Lesen der Volkmar'schen Schrift und namentlich ihrer die Evangelien betreffenden Abschnitte, aus denen wir bisher referirt haben und an die wir uns deshalb auch jetzt besonders halten wollen, hat, ist ohne Zweifel der der Ueberraschung. Bewegt man sich einerseits im Allgemeinen in den gewohnten Anschauungen der Tübinger Schule, sind es dieselben Parteigegensätze, dasselbe Schema, in dem sich die Entwicklung der apostolischen Zeit von der größten Spannung bis zur Ausgleichung der Parteien bewegt, so ist doch innerhalb dieses Rahmens Vieles überraschend neu, oft geradezu auf den Kopf gestellt. Nicht, worauf Baur so großes Gewicht legt, die Redestücke machen den Anfang in der Evangelienbildung, sind das Sicherste, was

wir aus dem Leben Jesu besitzen, diese sind vielmehr nach Volkmar die jüngste Bildungsschicht; während die Geschichtserzählung den Anfang macht und in diese die Reden erst hineingewebt sind. Nicht das Matthäusevangelium ist das älteste, auch nicht ein Stück davon kann auf solchen Ruhm Anspruch machen („so lange man auch nur ein Stück davon in den Anfang der Evangelienentwicklung verlegt, ist ein geschichtliches Verständniß der Evangelien unmöglich S. 385); Marcus, der bisher als Compiler galt, ist zu dieser Ehre und zwar jetzt nicht mehr halb wie in verschiedener Weise bei Köstlin und Hilgenfeld, sondern ganz und entschieden gelangt, und dieser Marcus, der bisher immer die Firma „Neutralität“ trug, ist zum ausgeprägten Pauliner geworden. Lucas, der conciliatorische Apologet, hat dieses Amt zwar bezüglich der Apostelgeschichte behalten, ist dafür aber im Evangelio zum „fortgeschrittenen, gereizten Pauliner“ geworden. Sätze, wie die Seligpreisung der Armen, die bisher als ganz echte Stücke der Lehre Jesu galten und ihrer Construction zur Grundlage dienen mußten, sind jetzt essenischen Ursprungs (S. 281). Und nun erst der ganze Inhalt der evangelischen Erzählungen, dieser Bilderschrift zu der 1800 Jahre der Schlüssel gefehlt hat, bis Hr Volkmar von den „KrySTALLHellen“ Dichtungen den Schleier lüftet und das „Epos“ des Christenthums deutet.

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

175. Stück.

Den 31. October 1857.

---

L e i p z i g

Schluß der Anzeige: „Die Religion Jesu und ihre erste Entwicklung nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. Von Dr. G. Volkmar.“

Man ist schon überrascht, wenn der Verf. zeigt, wie erst die spätere Verehrung Christo, der wahrscheinlich unbegraben liegen blieb (trotz der einstimmigen Ueberlieferung seines Begräbnisses, trotz Deut. 21, 23, vgl. Josua 8, 29; Joseph. de B. J. 4, 5, 2), das Grab erbaut habe; aber was ist das gegen die Aufschlüsse, die man später erhält, wenn Volkmar nun das Siegel der lange verschlossenen Bücher löst und zeigt, wie Alles, was man bisher für Geschichte Christi gehalten, Nichts ist als verkappte verblühte Geschichte der Apostel, der Christengemeinde und ihrer Parteistreitigkeiten. Und welche Geschichte! Ein Gewebe der niedrigsten Parteilidenschaft, die auch die größten Lügen nicht scheut und mit „gemeinen“ (wir gebrauchen nur das Epitheton, welches der Verf. selbst

solchem Verfahren gibt, vgl. S. 343) Persifflagen zu verläumdern sucht; die einem der Jünger ein Verbrechen andichtet, welches dem Verf. zu schwer erscheint, zu „bestialisch“, um es für wirklich halten zu können, nur, um eine Lücke in den Apostelkreis zu brechen, in die dann Paulus eintreten kann, die, um ein gleich schändliches Stück der Gegenpartei daneben zu stellen, die Almosenspende des Paulus und seiner Gemeinden benuzt, um den Apostel zum Vater der Simonie zu stempeeln!

Hat man sich aber nur etwas von der ersten Ueberraschung erholt, so sieht man bald, daß selbst dieses Zerrbild von Evangelienkritik (anders können wir es nicht benennen) nicht einer bloßen Willkür und Laune seinen Ursprung verdankt, sondern allerdings in der bisherigen Entwicklung der Evangelienkritik seine Vorbereitung hat, in ihr eine bestimmte Stelle einnimmt; und nur dieses ist es, was überhaupt noch die Beschäftigung mit ihm der Mühe werth macht, sonst könnte man es sofort in die Raritätenkammer der Geschichte der Kritik verweisen, die leider reich genug schon gefüllt ist.

Strauß sowohl als die meisten der gegen ihn aufgetretenen Apologeten gehen in ihren Operationen von der s. g. Traditionshypothese aus, damals der unbestritten, wenn auch verschieden ausgebildet, herrschenden. Gegen die Traditionshypothese hat sich, abgesehen von der orthodoxen Ansicht, die wir hier unberücksichtigt lassen können, eine doppelte Opposition erhoben. Die eine ist die der Tendenzkritik Baur's und seiner Schule, die vom Evangelio Johannes ausgehend, den dogmatischen Tendenzcharakter der Evangelien

hervorhebend, die nebelhaften Mythen Strauß zu überwinden trachtet. Die andere geht vom Marcusevangelium aus und sucht, den litterarhistorischen Weg verfolgend, den einzelnen Schriftstellern in der evangelischen Litteratur ihre Bedeutung und ihr Recht, daß die Traditionshypothese wesentlich zu schmälern drohte, zu wahren. Diese Richtung vertritt nach der formalen Seite grundlegend Wilcke, in gemäßigter Weise nach der materiellen Seite fortbauend und daher Wilcke in nicht unwesentlichen Punkten corrigirend Weise, in excentrischer Weise Bruno Bauer. Es ist die durch die eben genannten Namen angedeutete Linie der Evangelienkritik, in der wir auch Volkmar zunächst zu suchen haben. Wilcke's Urevangelist bildet auch für ihn die Grundlage aller Operationen. Ihm stimmt er in der Frage nach dem formalen Verhältniß der Synoptiker völlig bei, auch die von Weise vorgetragene Modificationen der Wilcke'schen Ansicht verschmähend. Wie für Wilcke ist ihm Marcus der Urevangelist, diesen hat Lucas, beide abschließend Matthäus benutzt; und steht Volkmar schon hier in der formalen Frage Br. Bauer, der ebenfalls Wilcke's Hypothesen unbedingt acceptirt und zu Grunde legt, näher als Weise, so ist dasselbe auch in der Behandlung des geschichtlichen Stoffes der Evangelien der Fall.

Bei Weise sind zwar auch manche Theile der evangelischen Geschichte schriftstellerische Producte, allein sie sind doch auf irgend einer historischen Grundlage entstanden. Manche Wunder, so wie sie in den Evangelien erzählt werden, sind zwar nicht historisch, aber sie enthalten doch einen, wenn auch in ganz anderer Weise historischen Kern,

eine Parabel Jesu, die sich oft noch mit voller Sicherheit und rein aus der Umhüllung heraus-schälen läßt, und die nur durch Mißverständniß in einen äußeren Vorgang umgeseht wurde. Ueberall ist es bei Weiße mehr die Form, der er einen rein schriftstellerischen Ursprung zuschreibt während der Inhalt wenigstens zum großen Theile ein geschichtlich gegebener ist.

Darüber hinaus sucht nun Br. Bauer auch den Inhalt als rein schriftstellerisches Product aufzuweisen; auch dieser und nicht bloß die Form des Kunstwerks ist „freie Schöpfung des Selbstbewußtseins.“ Erst die Hypothese vom „schöpferischen Urevangelisten“, dessen Werk dann Lucas und Matthäus ebenfalls schöpferisch umbildeten, soll die Traditionshypothese gründlich verdrängen, erst durch sie die Vereinigung des Kritischen und Positiven völlig und für immer gelöst sein.

So sehr nun aber Br. Bauer auch rast und tobt, es ist ihm nicht gelungen, diese Auflösung zu bewerkstelligen. Mochte nämlich auch für die späteren Evangelien, Matthäus und Lucas, die Benutzung der früheren Evangelien, für Matthäus des Lucas und Marcus, für Lucas des Marcus allein eine nach Br. Bauer's Ansichten wenigstens ausreichende Grundlage darbieten, um aus dem in ihnen gebotenen Stoff vermittelst willkürlicher Operationen die neuern Evangelienbildungen entstehen zu lassen, so war die Sachlage beim Urevangelisten, bei Marcus ein ganz anderer. Der konnte doch die ganze Geschichte nicht rein erfunden haben! Das war, so sehr eigentlich Br. Bauer's Kritik auf dieses letzte Ziel lossteuert, doch zu unwahrscheinlich und selbst für die Willkür Br. Bauer's zu willkürlich. Hier mußte irgend eine historische

Grundlage gegeben sein. Daß hart angegriffene, bitter verfolgte Positive, dem nun endlich der Garauß gemacht werden sollte, kehrt Br. Bauer zum Troß dennoch wieder. Nur ist es jetzt nicht die Geschichte Jesu selbst, sondern die Geschichte seiner Gemeinde, welche die Grundlage des Evangeliums bilden soll. Von dieser Geschichte weiß nun aber Br. Bauer leider sehr wenig oder nichts, um die hat er sich gar nicht zu kümmern für nöthig gehalten. An ihre Stelle treten ein paar dürre Abstractionen und diese müssen die Grundlage für die Erzählung des Urevangelisten abgeben. So kommt, um nur an einige Beispiele zu erinnern, Br. Bauer in der Betrachtung der Versuchungsgeschichte zu dem Ergebnis, daß sie „die Unterordnung und das Eingehen der Gemeinde in die Vernunft der Natur und Geschichte“ darstellt. So ist die ideale Grundlage der Verklärungsgeschichte „das allmählig entwickelte Selbstbewußtsein der Gemeinde, daß in ihrem Princip die Mächte der Vergangenheit ihren verklärten Einheitspunkt gefunden haben.“ Weil nun aber solche abstracte Sätze nicht im mindesten zureichen, um irgend begreiflich zu machen, wie der schöpferische Urevangelist zu seinem Evangelium kam; weil Br. Bauer für den weiteren Verlauf der Evangelienbildung, für all' die zahlreichen und tief greifenden Umbildungen, welche Lucas mit dem Urevangelium, Matthäus mit beiden vorhergehenden vornahm, noch nicht einmal so weit reichende Motive, beizubringen weiß: so bekommt die ganze Evangelienbildung den Charakter toller Willkür, die ganze Ansicht Br. Bauer's diesen Charakter des „Phantasmagorischen“, wie Baur zarter, des „Trazenhaften“, wie der Verf. sich gröber ausdrückt.



Baur bittet in der Uebersicht, die er seinem Werke über die kanonischen Evangelien vorausgeschickt hat, fast um Entschuldigung, daß er auch von Br. Bauer berichtet, „da man beinahe Anstand nehmen sollte, in einer Geschichte der Kritik von dieser Phase der neuesten Kritik zu reden.“ Bedarf der Ref. vielleicht auch der Entschuldigung an diese nun längst begrabene Phase so ausführlich erinnert zu haben, so liegt die Entschuldigung vollgültig in der engen Verwandtschaft Volkmar's mit Br. Bauer. Volkmar's Ansicht von den Evangelien ist ganz die Br. Bauer's nur nach den Ergebnissen der neuern Geschichtsforschung der Tübinger Schule modificirt. Wie bei Br. Bauer ist auch bei ihm Marcus der „schöpferische Urevangelist“, der Dichter, der das große Epos des Evangeliums zuerst geschaffen hat; wie bei jenen hat dann auch bei dem Verf. zuerst Lucas dieses Epos umgedichtet, dann Matthäus auf Grundlage beider wieder eine neue Gestalt des Epos combinirt; wie dort, so wird auch hier nicht die Geschichte Jesu, sondern die Geschichte seiner Gemeinde als der eigentliche Inhalt der Evangelien angesehen. Doch hier tritt nun eine wesentliche Modification ein; die von Br. Bauer entlehnte Form wird mit einem neuen reichern Inhalte angefüllt. Während jener nämlich als Geschichte der Gemeinde nur einige abstracte Redensarten kennt, die dann Grundlage und Motiv der ganzen Evangelienbildung werden, kennt Volkmar vielmehr eine reich gegliederte Geschichte der Gemeinde in ihren mannichfaltigen verwickelten Parteikämpfen und diese Geschichte, diese Parteibewegungen in der ältesten Kirche und deren Entwicklung in ihnen bilden nun den Inhalt des

Evangelien-Epos, sind die Triebfedern, aus denen die mit dem Namen Lucas, Matthäus, Johannes bezeichneten Umbildungen des Ur-Epos hervorgingen. Diese Geschichte der ältesten Kirche ist aber bei allen Abweichungen im Einzelnen im Wesentlichen die, welche als Ergebnis der Tübinger Schule bekannt ist. Hat Br. Bauer die Form, so hat Baur den Inhalt geliefert; und das ist also die Stellung, welche man der Volkmar'schen Evangelienkritik anweisen muß und die er ihr selbst anweist, sie ist eine Verbindung von Br. Bauer und Baur.

Eine solche Verbindung scheint vielleicht auf den ersten Augenblick etwas unnatürlich. Erinert man sich, wie heftig die Tübinger Schule gegen Br. Bauer aufgetreten ist, dessen Werk Schwegler „eine Belleitüt“ nannte, „die mehr eine preussische als allgemein geschichtliche Bedeutung habe“, während Baur selbst, wie oben angeführt, nicht minder hart urtheilte, so scheint es höchst auffallend, daß nun doch die Baur'sche Geschichtsanschauung mit jener verachteten Evangelienkritik eine so enge Verbindung einzugehen genöthigt wird. Dennoch aber lassen sich bestimmt genug innerhalb der Tübinger Schule selbst die Mittelglieder erkennen, welche von der Baur'schen Tendenzkritik zu Volkmar's „Epos“ hinüberleiten. So wunderbar auf den ersten Blick der Versuch Volkmar's ausieht, eine längst verschollene Phase der Evangelienkritik zurückzurufen, und das Gespenst des Br. Bauer'schen schöpferischen Urevangelisten wieder zu citiren, um ihm mittelst Baur'scher Geschichtsanschauung neues Fleisch und Blut zu geben, so liegt doch in den Arbeiten der jüngeren Tübinger Schule klar ge-

nug der Zug dahin vor, um wenigstens die Ueberraschung etwas zu mildern. Wir brauchen nur die Namen K. K. Köstlin und Hilgenfeld zu nennen, um anzudeuten, welche Linie in der neuesten Entwicklung der Evangelienkritik wir meinen.

K. K. Köstlin und Hilgenfeld, so weit sie sonst im Einzelnen in ihren Ergebnissen abweichen, haben doch ein gemeinsames Streben, die Tendenzkritik Baur's zur litterarhistorischen Kritik fortzubilden. Die Resultate der Tendenzkritik genügen ihnen nicht mehr. Es genügt ihnen nicht, daß Baur zwar wohl auf Grund der erforschten dogmatischen Tendenz der einzelnen Evangelien die Kreise im Allgemeinen bestimmt, aus denen sie hervorgegangen sein müssen, aber über ihre Entstehung selbst nichts Genaueres zu sagen weiß, die Fragen nach der Zeit ihres Ursprungs, ihren Quellen, ihrem Verhältniß zu einander noch im Dunkeln läßt. Diese Fragen genauer zu beantworten und so einen Einblick zu gewinnen in die Production der Evangelienlitteratur, so einen stetigen Fortschritt der Evangelienbildung darzuthun, das ist Köstlin's und Hilgenfeld's Streben; und so verschiedene Wege sie sonst gegangen sind, so verschieden deshalb auch die Resultate im Einzelnen, zu denen sie auf den verschiedenen Wegen gelangen, in einem Punkte und einem sehr wesentlichen kommen sie abweichend von Baur zusammen, darin, daß bezüglich des Evangeliums Marci die Epitomationshypothese aufgegeben, und Marcus wenigstens einem Theil der übrigen Evangelien gegenüber als original gefaßt wird.

Diesen Weg hat nun Volkmar consequent verfolgt. Seine Kritik ist eine consequent litterar-

historische, denn sie macht die Evangelien ganz zu literarischen Producten der einzelnen Evangelisten, zu Dichtungen eines einzelnen Individuums. Was Kößlin und Hilgenfeld an Baur vermissen und selbst nur theilweise zu leisten im Stande sind, das findet man bei Volkmar angeblich ganz erfüllt. Die Zeit der Abfassung ist aufs Jahr genau bestimmt, das Verhältniß der Evangelien zu einander mit vollster Gewißheit aufgewiesen; und weiß Volkmar auch die Namen der Dichter nicht anzugeben, welche die Kirche durch die Namen der Evangelisten verdrängt hat, so weiß er doch ihre Personen zu charakterisiren, wobei dann auf den Namen am Ende nichts ankommt. Was namentlich Hilgenfeld als die Hauptaufgabe bezeichnet hat, den stetigen Fortschritt der Evangelienbildung darzuthun, das findet man bei Volkmar consequent gelöst, viel consequenter als bei Hilgenfeld selbst. Es läßt sich nämlich nicht verkennen, daß so sehr der Letztere jene Aufgabe betont, und mit Recht betont, sehen wir hinzu, so hat er sie selbst nur ungenügend lösen können. Wie sich Hilgenfeld auch abmüht, seiner Forderung genug zu thun, es liegt zwischen den Synoptikern und dem vierten Evangelio eine nicht zu verdeckende Kluft, die um so mehr hervortritt, je mehr gerade Hilgenfeld selbst das Evangelium Johannis als ein gnostisches Product, als bloß ideale Geschichte enthaltend geltend gemacht hat. In dem Sinne enthalten die Synoptiker bei ihm nicht ideale Geschichte, dazu liegt ihnen ein viel zu großer echt historischer Kern zu Grunde. Dagegen ist bei Volkmar kein Unterschied zwischen Johannes und den Synoptikern; diese enthalten ebenso gut nur ideale Geschichte, wie jener und

dieser ganz gleiche Charakter aller vier Evangelien bildet nun die Grundlage, auf der erst die Nachweisung eines stetigen Fortschrittes der Evangelienbildung möglich ist. So wird es uns nicht wundern, auch in der formalen Grundfrage bei Volkmar nur die consequente Verfolgung des Weges zu finden, den Köstlin und Hilgenfeld eingeschlagen. Haben diese die Epitomahypothese zwar aufgegeben, aber Marcus doch nur erst eine vermittelnde Stellung angewiesen, Köstlin, indem er einen Ur-Marcus von unserm jetzigen Marcus unterschied, Hilgenfeld, indem er Marcus zwischen Matthäus und Lucas einreicht, so geht Volkmar consequent bis zum vollsten Gegensatze zur Epitomahypothese fort, indem er den Unterschied eines Ur-Marcus und jetzigen Marcus aufgebend Marcus auch vor Matthäus stellt, ihn statt als Epitomator vielmehr als Grundlage der beiden andern faßt, als Urevangelisten.

Wir glauben, man wird nicht verkennen können, daß so fern eine derartige Combination von Br. Bauer und Baur auch zu liegen scheint, die Annäherungslinien längst gezogen waren. Volkmar hat sie nun consequent verfolgt, und ist so zu dieser Combination gekommen.

Volkmar's Evangelienkritik bildet eine genaue Parallele zu der Br. Bauer's. Wie dieser zu Strauß, so verhält sich Volkmar zu Baur und der Tübinger Schule. Br. Bauer führt einen beständigen Krieg gegen die „mysteriöse Substantialität“, in welcher Strauß die Sache gehalten hat, indem die evangelischen Geschichten ihm Producte der Tradition sind. Die Tradition hat nicht Hände zu schreiben, sagt Br. Bauer I, 71, nicht Geschmack, um zu componiren, nicht Urtheils-

Kraft, um das Zusammengehörige zu einigen und das Fremde abzuscheiden. Das Subject, das Selbstbewußtsein besitzt allein diese Güter und wenn sie auch dem Allgemeinen gewidmet sind und dessen Dienste sich hingeben, so geht der Entschluß zur Arbeit und die Ausarbeitung doch von dem Einzelnen aus und das Werk wird mehr oder weniger vollendet und damit mehr oder weniger fähig, in's Allgemeine überzugehen, je nachdem der Geist des Urhebers intensiv war. Das künstlerische Selbstbewußtsein ist also der Urheber, hat Form und Inhalt geschaffen. Ganz ähnlich steht Volkmar zu Baur; man braucht nur in den obigen Sätzen statt „Tradition“ „Partei“ zu setzen. Baur begnügt sich damit, die Parteilstellung der Evangelien aufzuweisen, aus welcher Richtung, aus welchem Kreise der sich bekämpfenden Parteien sie hervorgegangen sind. Das genügt nicht — würde Volkmar sagen — die Partei hat nicht Hände zu schreiben, nicht Geschmack zu componiren. Das einzelne Parteiglied, das Selbstbewußtsein des Einzelnen hat die Evangelien geschaffen. Sie sind Parteidichtungen, Partei=Oden.

Damit glauben wir unsere Aufgabe erfüllt und Volkmar seinen Platz in der Geschichte der Evangelienkritik angewiesen zu haben. In's Einzelne einzugehen, die Willkür, die sich in allen Combinationen zeigt und noch dazu als geschichtliche Anschauung spreizt, die Hypothesen, die so fest und sicher, losgelöst von aller historischen Ueberlieferung, doch mit der Präntension an die Stelle der bisherigen „Theorien“ und „Phantasien“ Geschichte zu setzen auftreten, im Einzelnen zu widerlegen, ist damit unnöthig geworden. Der Vf.

sieht freilich, wie wir schon andeuteten, stolz auf Br. Bauer und Baur herab. Am schlimmsten ergeht es Br. Bauer, über den er nicht nur dem oben citirten Urtheil Schwegler's beistimmt, sondern dessen Darstellung er „eine Frage“ nennt. Zwar meint er dann, jeder werde erkennen, daß Br. Bauer's Darstellung zu der von ihm gegebenen sich wesentlich verhalte wie eine Frage zu einem menschlichen Gesicht, wie Verstören zum Leben = Suchen und Erhalten, wie ein Aufwühlen und Verzerrern zu einem Aufbauen und Erbauen“ (S. 554). Wir fürchten aber, daß sich damit Volkmar nur selbst sein Urtheil gesprochen hat.

Es ist in der That ein seltsames Schauspiel, wenn man sieht, wie die verschiedenen Phasen dieser Evangelienkritik auf einander folgen, wie jede ihre Vorgängerin der Ungeschichtlichkeit zieht, jede für sich selbst allein den wahrhaft geschichtlichen Charakter vindicirt. Für Br. Bauer sind Strauß und Weisse „Apologeten“, ihre Anschauung „mysteriös“, ihre Kritik „apologetisch beschränkt“ erst mit Br. Bauer selbst tritt die consequente Entwicklung der Kritik auf. „Br. Bauer“ urtheilt wieder Baur, „hat Alles gethan, seiner Kritik alle Beziehungen eines geschichtlich begründeten Zusammenhangs abzuschneiden und sie als eine bloße philosophische Prätension aufzustellen“; seine eigne Kritik bringt Baur aber unter die Ueberschrift „die geschichtliche Auffassung“. Die Baur'sche Auffassung genügt nicht, so geht nun seinerseits Hilgenfeld über Baur hinaus, von der tendenzkritischen muß zur litterarhistorischen fortgeschritten werden. Aber auch das ist für Volkmar endlich schon ein überwundener Stand-

punkt. Die negative und schwankende Haltung der bisherigen Kritik muß „durch rücksichtsloses Innehalten der historischen Tendenz“ überwunden werden — und Volkmar's Werk ist nun „die absolute Durchführung der historischen Forschung.“

Noch seltsamer freilich ist das Andere, daß diese Kritik jetzt als „völlig positive“ auch „kirchenge-mäß“, ja „die orthodoxe Theologie der evangelischen Kirche“ sein will. Doch auch das ist nicht ganz neu. „Am Ende wird sich zeigen“, sagte schon Br. Bauer, „daß erst die verzehrendste Kritik der Welt die schöpferische Kraft Jesu und seines Princips lehren wird“ — und „Hilgenfeld behauptet auch, „daß er die durch die Baur'sche Kritik dem kirchlichen Glauben geschlagenen Wunden zum Theil geheilt habe.“ Auch hier müssen wir dem Verf. nach seinen eigenen Worten richten. Er beschuldigt Feuerbach und Br. Bauer eines „vagen und nichtsagenden abstracten Redens“, wenn sie das Kreuz Christi hinterher ideal construiren und macht dann doch hinterher die ganze evangelische Geschichte, macht namentlich die Auferstehung zur „idealen Geschichte.“ Neben der „schmerzlichen Realität des Kreuzes“ eine ideale Auferstehung — darauf erbaut sich keine Kirche, am wenigsten die, welche »sola fide« als ihr Bekenntniß führt.

Hannover.

G. Uhlhorn D.

### Pa r i s

à l'imprimerie impériale, 1857. Conseils de Nabi Efendi à son fils Aboul Khair, publiés en turc avec la traduction française et des



notes par M. Pavet de Courteille, chargé du cours de turc au collège impérial de France. IV 100 u. 68 S. in Octav.

Der Verf. des hier zugleich mit einer Uebersetzung und wenigen Anmerkungen veröffentlichten Werkes, Nabi Jusuf Efendi, war zu Rohâ oder dem alten Odeffa in Mesopotamien um 1632 geboren, bekleidete einige angesehene Aemter und starb 1712: das vorliegende Werk, gute Rathschläge für seinen damals noch sehr jungen Sohn, schrieb er im J. 1694 während einer Zeit, wo er amtlos zu Haleb lebte, und benannte es vom Namen seines Sohnes Khairije. Es ist nach Art des persischen Pendiame in Versen verfaßt, und wird hier als ein Buch, woraus man die türkische Dichtung leicht erkennen und erlernen könne, durch den Druck für die westlichen Länder verbreitet. Allein das Werk stellt sowohl dichterisch als sittlich nur die unaufhaltsame Entartung und das tiefe Verderben dar, in welches der Islâm seinen Grundlagen nach nothwendig versinken mußte und bis heute noch immer tiefer versunken ist. Welcher Abstand zwischen jenem Pendiame und dieser Chairija! aber als jenes persische Spruchbuch entstand, hielt sich der Islâm von fremdem Gute genährt noch etwas auf einer gewissen Höhe des Lebens; in diesem türkischen Lehrbuche aber sehen wir ihn schon, nachdem er das geraubte Fremde, weil er es doch nicht recht sich aneignen konnte, wieder von sich gestoßen, in jenem tief gesunkenen unverbesserlichen Zustande äußeren Hochmuthes und innerer Schwäche, in welchem ihn nur unsre heutigen christlichen Staatsmänner in Wien wie in London und Paris noch immer nicht erkennen wollen. Wird man ihn jetzt endlich

richtig erkennen nach dem entsetzlichen Frevel in Indien, dessen bei weitem stärkste Schuld (wie die einsichtigeren Männer unter uns voraussagten und wie sich nun immer deutlicher zeigt) allein auf ihn fällt?

Um von dieser Khairije ein etwas näheres Bild zu geben, reicht es hin, zu bemerken, daß Nabi seinem Sohne nicht nur über die allgemeinen Pflichten eines Muslim, sondern auch über die ganze weltliche Lage der Dinge, in welche er einst eintreten könne, ja auch über häusliche Fragen allerlei gute Rathschläge geben wollte, wie sie ihm aus seiner eignen Lebenserfahrung entgegenkamen. Als Beamter hatte er aber das schwere sittliche Verderben, welches in allen Ländern türkischer Herrschaft von oben herab gerade die gelehrten und verwaltenden Stände durchdrungen hatte, vollkommen genug kennen gelernt. So ist denn sein Gedicht voll der lebendigsten und gewiß nur zu wahren Schilderungen der allen Glauben übersteigenden Greuelherrschaft der Pascha's, der Furchtsamkeit und Käuflichkeit der Richter und Erbtheiler, der Tollheiten der Dervische, der Unbedeutendheit der Gelehrten, der nur noch dem Verderben dienstbaren Soldaten. Man kann seine dichterischen Bilder als die wahrsten Schilderungen seiner Zeit betrachten, und das um so sicherer, da wir dieses sein Zeitalter ja auch aus andern vorzüglich christlichen Nachrichten ganz ebenso kennen. Scheint es nun aber auf den ersten Blick tröstlich, daß ein türkischer Beamter, damals als er dieses Werk veröffentlichte in Ruhestande lebend, aber bald darauf bis zu seinem Tode wiederum amtlich beschäftigt, eine solche wahre Schilderung der Laster seiner Mit-

unterthauen (denn bis an die Sultane reicht sein Wort nicht hinaus) entwerfen kann: so verschwindet dieser Trost sogleich wieder, wenn man sieht, wie er doch auch nicht den mindesten Rath weiß, wie hier gründlich zu bessern sei. Vielmehr bleibt er mitten in den Irrthümern und Verkehrtheiten des Islâm's, denselben, welche von Anfang an zu einem solchen Verderben führen mußten; ja er rühmt diese Verkehrtheiten und gibt seinem Sohne ihnen gemäße Rathschläge. Was ist in diesem Sodom noch das Beste, um geehrt und sicher leben zu können? Der weise Mann weiß für seinen Sohn keinen Rath, als den, nicht Pascha, nicht Richter, nicht Lehrer oder Krieger, wohl aber, wenn er könne, in Stambul Divansmitglied zu werden; dazu gibt er ihm noch den andern guten Rath, sich nie zu verheirathen, sondern nur Sklavinnen, am besten aus Georgien zu kaufen. Und bedenkt man, daß gerade dieses dichterische Lehrbuch dort bis heute am meisten beliebt geworden ist, so hat man damit genug das ganze türkische Leben, wie es heute ist, richtig sich vorzustellen. — Uebrigens scheint uns das Buch eben dieses seines Inhaltes wegen weniger gut geeignet, bei uns zum Unterrichte zu dienen: es gibt ältere und verhältnißmäßig bessere türkische Bücher, welche theilweise auch schon gedruckt vorliegen. Die französische Uebersetzung ist etwas frei.

H. C.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

176. Stück.

Den 2. November 1857.

---

## S t o c k h o l m

Geologisk Karta öfver Fyris-Åns Dalbäcken  
upprättad År 1856. 1 Folio-Blatt. In Be-  
gleitung der Karte: Några Ord till belysning af  
den geologiska Karten öfver Fyris-Åns Dal-  
bäcken 1857. 48 S. in Octav.

Der ungenannte Urheber dieser ausgezeichneten  
geologischen Karte und ihrer lehrreichen Erläute-  
rung ist Hr Axel Erdmann, der bekanntlich  
schon mannichfaltige, zum Theil auch in diesen  
Blättern rühmlich erwähnte Beiträge zur geogno-  
stischen und mineralogischen Kunde seines Vater-  
landes geliefert hat. Die Karte stellt die vom  
Fyris-An bewässerte Gegend von Upsala in ei-  
ner Längenerstreckung von  $3\frac{3}{4}$  und einer Breite  
von beinahe  $1\frac{1}{2}$  schwed. Meilen dar, und ist der  
erste in Schweden nach größerem Maßstabe un-  
ternommene Versuch einer, besonders auch die lo-  
sen Erdrindemassen berücksichtigenden geognostischen  
Detail-Aufnahme. Es wurde eine Gegend für  
diese Arbeit ausgewählt, deren vorzügliche Frucht-

barkeit zur Untersuchung des Einflusses der Bodenverhältnisse auf dieselbe besonders auffordert, und welche außerdem durch die an dieselbe sich knüpfenden, großen historischen Erinnerungen, so wie durch den Besitz der ältesten Hochschule des Reichs, ausgezeichnet ist.

Die Gegend von Upsala zeigt in der Zusammensetzung des Grundgebirges eine nicht unbedeutende Mannichfaltigkeit; aber von noch weit höherem Interesse sind die Verhältnisse der daselbe bedeckenden Ablagerungen lockerer Massen. Hr Erdmann hat sich durch ihre sehr genaue Untersuchung ein großes Verdienst erworben, welches um so mehr Anerkennung verdient, da sie bisher verhältnißmäßig sehr wenig berücksichtigt worden. Durch die in der Erklärung der Karte mitgetheilten Beobachtungen ist der erste Schritt zur genaueren Bestimmung und Unterscheidung der jüngsten, die Oberfläche Schwedens bedeckenden Lagermassen geschehen, deren Kunde nicht allein erwünschte geologische Aufschlüsse über die letzten mit dem Lande vorgegangenen Katastrophen darbietet, sondern besonders auch in agronomischer Hinsicht von großer Bedeutung ist.

Hr Erdmann gibt in der die Karte begleitenden Schrift zuerst eine allgemeine geologische Uebersicht der dargestellten Gegend, aus welcher als ein besonders wichtiges Resultat hervorgehoben zu werden verdient, daß die fast überall in Schweden verbreitete Thonablagerung, in welcher zum Theil wohl erhaltene Reste von Meerwasser-Conchylien sich finden, einen unwidersprechlichen Beweis liefert, daß das schwedische Land vormals gleichmäßig vom Meere bedeckt war, in dessen Grunde der Thon auf der Unterlage und in der Umgebung von festem Gestein, und von locker

## Geologisk Karta öfver Fyris-Ans Dalb. 1755

aufgehäuften Geröll- und Schuttmassen, die als Klippen und Inseln aus der Oberfläche des Meeres hervorragten, sich abgesetzt hat. Nach dem Verf. beträgt die größte Höhe über dem jetzigen Meere, welche diese Thonablagerung erreicht, 600—800 Fuß. Es dürfte Beachtung verdienen, daß nach den Untersuchungen des Referenten, die größte Höhe, bis zu welcher sich die aus Schweden stammenden Geschiebblöcke und Gerölle im nordwestlichen Deutschland finden, ebenfalls 800 Fuß über dem Meere beträgt.

In dem speciellen Theil der Erläuterung der Karte, wird zuerst das krystallinische Grundgebirge nebst den Plutonischen Massen abgehandelt. Gneus, der bekanntlich in Schweden unter den Grundgebirgsarten die größte Verbreitung hat, ist auch in der Gegend von Upsala vorherrschend. Der feldspathartige Gemengtheil hat am gewöhnlichsten eine graue oder graulichweiße Farbe und nur hie und da erscheinen einzelne Lager von rothem Gneus. Das Hauptstreichen ist mit wenigen Ausnahmen von NW nach SE, wobei die Schichten steil aufgerichtet sind, indem die häufigste Abweichung von der lothrechten Stellung nur 15—25° beträgt, in der Regel mit nordöstlicher Neigung. Zu den bedeutendsten Einlagerungen im Gneuse gehört das in Schweden mit dem Namen Hällesflinta belegte Gestein, welches auf das innigste mit jener Gebirgsart verbunden ist, und allmählich in dieselbe verläuft. Glimmerschiefer kommt nur in zwei unbedeutenden Massen vor. Körniger Kalkstein (Marmor) findet sich auch nur an einigen Stellen, zum Theil in Verbindung mit Glimmerschiefer. Granit tritt an mehreren Punkten auf, ist von mittlerem Korn, von rother oder röthlicher Farbe, und zeichnet sich

im Aeußeren durch seine sanft gerundeten Bergformen aus. Verschieden von dem in größeren Massen erscheinenden Granit ist der Ganggranit, den der Verf. Pegmatitgranit nennt. Er unterscheidet sich von jenem durch sein größeres Korn und seinen weißen Glimmer; und bildet nur an einer Stelle einen mehrere hundert Fuß im Syenit aufsteigenden, einige Ellen mächtigen Gang. Syenit ist in der verhältnißmäßig hohen Erstreckung südlich von Upsala verbreitet, und erhebt sich in zahlreichen größeren und kleineren Bergen und Hügeln aus der losen Thon- und Sanddecke. Die Farbe des Feldspathes ist gewöhnlich grau oder graulichweiß, selten roth oder röthlich; und überall findet sich darin blaulichgrauer Quarz. Quarzit (Quarzfels) kommt nur in lagerartiger Aussonderung, besonders im Gneuse und Glimmerschiefer, zuweilen auch im Granit vor. Diorit ist nur an einer einzigen Stelle bemerkt worden. Auch ein von dem Verf. mit dem Namen Uralitporphyr belegtes Gestein, kommt nur in sehr untergeordneten Massen vor. An Erzlagerstätten ist die Gegend von Upsala arm. Nur auf einigen, theils im Gneuse, theils in Hälleslinta befindlichen Lagern von Magneteisenstein wird Bergbau getrieben.

Unter den Diluvial-Gebilden werden zuvörderst die für Schweden sehr charakteristischen sogenannten Sandåsar betrachtet, welche gewöhnlich in die Länge, und zwar in der Hauptrichtung von Norden nach Süden erstreckte Hügelzüge bilden, die oft eine nicht unbedeutende, wohl an 150 Fuß betragende Höhe erreichen, einen sanft gerundeten Rücken zu haben pflegen, und deren Seiten selten steiler als unter 20—25°

abfallen. Sie bestehen in der Regel aus abwechselnden Lagen von Geröllen, Grus und Sand. Zu unterst befindet sich stets ein Geröll=Lager, über welches die Grus= und Sandmassen mantelförmig sich verbreiten, wiewohl das erstere zuweilen auch unbedeckt ist. Eine besondere Eigenthümlichkeit besteht in dem Antheil, den der Thon an der Bildung der Sandåsar nimmt. Wenn gleich die Thonlager gewöhnlich nur bis zu ihrem Fuß sich verbreiten, so dringen sie doch zuweilen auch in verschiedener Höhe an den Seiten zwischen ihre Grus= und Sandlagen ein; aus welcher Erscheinung mit Sicherheit zu schließen ist, daß die Ablagerung des Thons weit früher begonnen hat, als die Bildung der Sandåsar endete. Außerdem verdient auch das Vorkommen von Muschelschaalen in denselben eine Erwähnung, welche zu denselben Conchylien=Arten gehören, welche noch jetzt in der Ostsee sich finden. Was die petrographische Beschaffenheit der Gerölle betrifft, so bestehen sie hauptsächlich aus solchen Gebirgsarten, welche in der Nähe anstehen, und nur zum kleineren Theil aus Gesteinen, die eine entlegenere Abkunft andeuten. Der Refer. erlaubt sich bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß die schwedischen Sandåsar nach ihren äußeren und inneren Beschaffenheiten wesentlich verschieden sind von den Sanddünen der norddeutschen Niederungen, welche in Sachsen durch Herrn Obersten von Gutbier so gründlich studirt worden.

Ganz abweichend von der Bildung der Sandåsar ist nach den Untersuchungen des Verfs die Entstehung der Ablagerungen von Schuttmasen (Krosssten, Krossstens-grus, och krossstenssand), welche keine Spur von Schichtung zeigen, indem in ihnen ohne alle Ordnung gröberer und



feinerer Gruf und Sand, mit kleineren und größeren, theils mehr und weniger scharfkantigen, theils wenig abgeriebenen Steintrümmern vermengt sind. Die aus solchen Schuttmassen bestehenden Anhäufungen haben eine ganz unregelmäßige Gestalt und Ausdehnung. Wo sie mit einiger Selbständigkeit auftreten, bilden sie mehr und weniger ausgedehnte, ebene oder sanft wellenförmige Flächen, dann und wann mit zufällig mehr hervorragenden Unebenheiten. Wenn es nicht wohl bezweifelt werden kann, daß die Sandäsar unter dem Einflusse des Meeres sich gebildet haben, so hält dagegen der Verf. es für wahrscheinlich, daß die Schuttanhäufungen unter der Mitwirkung von vormaligen Glätschern entstanden sind.

Es wird eine bald an den Seiten der Sandäsar sich fortziehende, bald mehr zu wahren Heidesflächen sich ausdehnende und mit Kiefernwaldung bedeckte Sandablagerung (Tallmösand) unterschieden, welche eine Mächtigkeit von 3—4 Ellen und wohl noch darüber besitzt, und aus abwechselnden gelben oder gelbbraunen und grauen oder graulichweißen Lagen besteht. Wo sie mit der Thonablagerung in Berührung ist, wird diese stets von jener bedeckt.

In großem Zusammenhange, theils auf den Stein- und Grufmassen der Geröll- und Schuttablagerungen, theils unmittelbar auf festem Felsen ruhend, und die übrigen Thonablagerungen unterteufend, kommt nach den Untersuchungen des Vfs ein geschichteter Thon (Hvarfvig Lera) oder Mergel vor, der aus abwechselnden, gewöhnlich sehr dünnen, dunkleren und lichterem Lagen besteht, deren Farbe im trocknen Zustande gelblich- oder graulichweiß, seltener bräunlichgelb

zu sein pflegt. Diesem Thon ist ein Gehalt von kohlensaurem Kalk in der Form eines mehr und weniger feinen Pulvers beigemenget, welches bald durch die ganze Masse gleichförmig vertheilt, bald in einzelnen, heller gefärbten Schichten mehr angehäuft ist. In der Gegend von Upsala und überhaupt in der Provinz Upland, ist der Kalkgehalt des geschichteten Thons bedeutender, als in anderen Gegenden von Schweden, indem er im Mittel zwischen 20 und 30 Procent zu betragen pflegt. Es finden sich in dieser Ablagerung, deren Mächtigkeit sehr verschieden ist, aber wohl 10—12 Ellen beträgt, hin und wieder Stücke eines Silurischen Kalksteins, von welchem der Kalkgehalt derselben abzuleiten sein dürfte. Aus den Mittheilungen des Berfs geht hervor, daß diese Diluvial-Masse mit dem Lehmmergel der norddeutschen Niederungen Ähnlichkeit hat, dessen Kalkgehalt aus zermalmter Kreide besteht. In Ansehung des Vorkommens findet freilich eine große Verschiedenheit Statt, indem der Lehmmergel der norddeutschen Niederungen keine weit verbreitete, zusammenhängende Ablagerungen, sondern nur einzelne untergeordnete Massen im Diluvial-Sande bildet. Wie nun aber der norddeutsche Lehmmergel durch die Anwendung zur Verbesserung der Aecker von großer landwirthschaftlicher Bedeutung ist, so hat er in Upland dadurch, daß er die Unterlage des Ackerbodens bildet, den größten Einfluß auf die besondere Fruchtbarkeit desselben.

Unter dem Namen *Fucus thon* (*Fucuslora*) wird eine zwischen dem geschichteten Thon und den jüngeren Diluvial-Thonen abgelagerte Masse aufgeführt, welche weit weniger verbreitet als jene ist, indem sie nur in einigen, niedrig gelegenen Strichen angetroffen wird. Dieser Thon hat auf

seiner Lagerstätte eine schwarze oder schwarzblaue Farbe, welche aber durch Austrocknen an der Luft erblaßt. Er verbreitet, zumal wenn er mit Säure begossen wird, einen mehr und weniger starken Geruch von Schwefelwasserstoff. Die dunkle Farbe rührt nach dem Verf. vermuthlich von vermoderten Fucusarten oder anderen Seegewächsen her. In gewissen Lagern finden sich Schalen von *Tellina balthica* und *Mytilus edulis*.

Als jüngste Diluvial-Masse wird ein unterer und ein oberer Thon (Oefverler och Underler) aufgeführt, welche sich über die älteren Thonablagerungen verbreiten, und entweder an der Tagesoberfläche sich finden, oder von jüngeren Alluvial-Gebilden bedeckt sind. Die untere Thonlage unterscheidet sich im Allgemeinen von der oberen durch eine dunklere Farbe. Gewöhnlich finden sich beide Lagen beisammen; zuweilen fehlt indessen die obere. Ihre Mächtigkeit ist im Vergleich zu den älteren Thonablagerungen gering, indem sie 3—4 Ellen selten übersteigt. Weder deutliche Schichtung, noch ein Gehalt an kohlensaurem Kalk oder an Conchylien-Resten ist diesen Thonmassen eigen.

Die in den Thon- und Sandmassen der Diluvialperiode sich findenden Ablagerungen von Muschelschalen, enthalten nur Reste von Meerwasser-Conchylien, unter welchen am häufigsten *Mytilus edulis*, *Cardium edule*, *Tellina balthica*, *Littorina littorea*, *Paludina balthica* vorkommen.

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

177. 178. Stück.

Den 5. November 1857.

---

S t o c k h o l m

Schluß der Anzeige: »Geologisk Karta öfver Fyris-Åns Dalbäcken, upprättad År 1856 etc.«

Unter den Alluvial-Gebilden wird zuerst Alluvial-Lhon aufgeführt, der in größerer Verbreitung allein in dem Striche zwischen Upsala und Ultuna, übrigens nur hie und da streifenweise vorkommt. In seinen oberen Lagen hat er eine dunkelgraue oder bräunlichgraue Farbe, und ist durch seine ganze Masse von mehr und weniger zersehten Pflanzenresten erfüllt. Auch finden sich darin hin und wieder Schaaalen von Süßwasser-Conchylien, die gegenwärtig in den benachbarten Flüssen und Seen zu Hause sind. Lager von Moder (Gyttja), deren Mächtigkeit von einigen Zollen bis zu einigen Fußsen abändert, und die gewöhnlich auf Diluvial-Lhon, oder auch wohl auf Sand ruhen, bilden die Unterlage von Torfmören. Auch finden sich selbständige Ablagerungen von Muschelschaaalen hin und wieder unter dem Torfe, die u. a. Reste von Ar-

ten der Gattungen *Paludina*, *Cyclas*, *Planorbis*, *Anodonta* enthalten. Den Beschluß machen Bemerkungen über die Torflager, über das Vorkommen von Eisenoxyd, über die am südöstlichen und südlichen Ende des Wisjön im Grunde des Sees befindlichen Reste eines Fichtenwaldes, und über die Quellen. —

Was die in Steindruck ausgeführte Karte betrifft, so ist sie nach der Skala von  $\frac{1}{100000}$  der natürlichen Größe entworfen. Für die zu beiden Seiten der Karte befindlichen sechs Profile, ist die Längenskala doppelt so groß, und die Höhengskala zehnmal so groß als die Längenskala. Die Karte ist zwar ohne Terrain-Schraffirung, übrigens aber mit großer Sauberkeit ausgeführt, und läßt durch gut gewählte Farben und Zeichen die Verbreitung und die Grenzen von 24 verschiedenen Massen bestimmt und deutlich erkennen.

§.

### P a r i s

Imprimé par autorisation de l'Empereur à l'Imprimerie impériale 1857. Mémoires sur les contrées occidentales, traduits du Sanscrit en Chinois, en l'an 648, par Hiouen-Thsang et du Chinois en Français par M. Stanislas Julien, membre de l'Institut, Professeur de langue et de littérature chinoise etc. etc. Tome Premier, contenant les livres I à VIII et une carte de l'Asie centrale. LXXVIII u. 493 S. in Octav.

Es ist dieß der erste Band des lange sehnlich erwarteten Werks, zu dessen würdiger Bearbeitung Herr Stan. Julien sich durch die umfassendsten Vorarbeiten seit langer Zeit vorbereitet hat. Er ist zugleich auf dem sogenannten Schmutztitel als 2ter Band der *Voyages des Pèlerins bouddhi-*

stes bezeichnet, deren ersten Band die früher erschienene und von uns (1855 St. 1—4) angezeigte *Histoire de la vie de Hiouen-Thsang et de ses Voyages dans l'Inde* bildet. Der 3te Band wird durch den 2ten Band dieser *Mémoires* gebildet werden. Diese selbst sind von den chinesischen Herausgebern als Uebersetzungen aus dem Sanskrit bezeichnet, weil sie zum größten Theil mit Hülfe von Documenten, welche Hiouen-Thsang aus dem Sanskrit übersezt hatte, von einem ausgezeichneten chinesischen Schriftsteller Pien-ki redigirt sind; ein nicht geringer Theil beruht aber augenscheinlich auf Reisenotizen, welche Hiouen-Thsang mündlicher Erkundigung oder unmittelbarer Anschauung verdankte. Die Uebersetzungen aus dem Sanskrit scheinen mit einer wörtlichen Genauigkeit gemacht zu sein; denn nicht selten ist selbst noch durch die französische Uebersetzung hindurch der sanskritische Ausdruck zu erkennen; so ist z. B. S. 245, 10 in der Stelle: *alors, montrant du doigt la Ville des fleurs (Kou soumapura), il voulut aller saluer le roi et lui demander (une de ses filles) in den Worten montrant du doigt das sanskritische uddiçya zu erkennen, welches wörtlich „aufgezeigt habend nach“* heißt, dann aber überhaupt die Richtung bezeichnet, so daß der wahre Sinn der sanskritischen Stelle im Gegensatz zu der mitgetheilten etymologisch treuen Uebersetzung bloß war „darauf wollte er nach Kusumapura gehn, um den König zu begrüßen u.“

Der vorliegende erste Band umfaßt die auf der Reise nach Indien durchwanderten Länder Centralasiens, und den größten Theil Indiens im Norden vom Dekhan. Obgleich aus dem Inhalt dieser Partien schon Manches früher

mitgetheilt ist (im *Foe koue ki* und in der *histoire de la vie*), so tritt uns dennoch die wahre Fülle und der Werth dieser Mittheilungen erst hier recht entgegen und auch das schon Bekannte gewinnt durch den Zusammenhang, in welchem es nun erscheint, neues Licht. Wir haben hier die einzige Schilderung dieser Länder, welche aus dieser Zeit auf uns gekommen ist und eine augenscheinlich mit großer Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt vorbereitete. Leider — obgleich sich dies aus dem ursprünglichen Zweck dieser eigentlich nur buddhistischen Pilgerfahrt erklärt und entschuldigt — ist das religiöse Interesse insbesondrer für heilige Orte und sich daran knüpfende Legenden zu überwiegend gewesen und dessen Befriedigung nimmt einen Raum ein, welchen wir lieber zu Gunsten ausführlicherer geographischer, historischer und ähnlicher Mittheilungen verringert sehen möchten; doch sind auch diese in reicher Fülle vorhanden. — Auf das Einzelne, insbesondrer auf den damals schon sehr verödeten Zustand Indiens hier näher einzugehn, würde zu weit führen; ich will nur einiges Allgemeine hervorheben. Von dem Einfluß, welchen damals indische Cultur auf die Länder Centralasiens übte, gibt der Umstand einen Begriff, daß unter dem 42° n. Br. im Reiche O-ki-ni indische Bücher zum Unterricht der Geistlichen dienten und die daselbst gebrauchte Schrift die indische war (S. 2). Interessant ist die allgemeine Schilderung von Indien aus der Mitte des 7ten Jahrh. (S. 57 ff.). Sie behandelt zuerst die Namen Indiens, dessen Lage und Ausdehnung, Klima und Boden, Längenmaße, Zeitmaße, Städte und Dörfer; öffentliche Gebäude, Klöster, Wohnhäuser. Bemerket wird z. B., daß die Straßen krumm sind; Metzger, Fischer,

Komödianten, Henker und die, welche Unreinigkeiten wegschaffen, müssen außerhalb der Stadt wohnen; die Häuser sind größtentheils von Ziegelsteinen gebaut und theils mit Buchen, theils mit trocknen Kräutern, theils mit Ziegeln und Holz gedeckt. Die Klöster sind mit außerordentlicher Kunst aufgeführt. Die Wohnungen der Privatleute sind von innen elegant, von außen einfach. Die Thüren sind an der Ostseite — Dann folgt: Sitze und Betten, Thron, Kleidungsstücke, Haarschmuck, Toilette. „Die Kleidungsstücke sind nicht geschnitten, noch verarbeitet. Die Männer umhüllen sich die Achseln und Lenden, setzen ihre Mützen in die Quere und werfen die Enden ihres Gewands auf die rechte Seite. Die Frauen tragen ein langes, bis zur Erde herabhängendes Kleid; ihre Schultern sind ganz bedeckt; einen Theil ihres Haars tragen sie als Schopf auf dem Scheitel, die anderen lassen sie frei hängen. Manche Männer schneiden sich den Schnurbart ab, schmücken ihr Haupt mit Blumenkränzen und ihren Hals mit reichen Ketten.“ Die Kleider der Keher (d. h. hier der den verschiednen Formen des Brahmahum zugethanen) sind sehr verschieden. Einige tragen eine Feder aus einem Pfauenschweif, Andre schmücken sich mit Kränzen von Schädelknochen (die kapäladhârin), Einige gehen ganz nackt (nirgrantha), Einige bedecken ihren Körper mit Stücken von geflochtenen Gräsern.“ „Die Gramanas (buddhistische Asketen) haben nur drei Gewänder, deren Schnitt und Form nach den Schulen (zu denen sie sich bekennen) variiren.“ „Die Könige und ihre Minister schmücken ihren Kopf mit Blumenguirlanden und mit Mützen, welche mit Edelsteinen bedeckt sind, und tragen Arm- und Halsbänder.“ „Im Allgemeinen ge-



hen die Inder baarfuß.“ „Ihre Zähne färben sie roth und schwarz.“ „Sie haben lange Nasen und große Augen.“ Beides mußte natürlich dem Chinesen am meisten auffallen. „Die Inder sind sehr reinlich, waschen sich stets vor dem Essen die Hände und berühren die Reste des Essens nie zum zweitenmale.“ „Ein irdenes oder hölzernes Tafelgeschirr muß, sobald es einmal gebraucht ist, weggeworfen werden; metallne müssen nach jedem Essen abgerieben und gepußt werden. Wenn die Inder gegessen haben, reinigen sie sich Zähne, Mund und Hände.“

„In Mittelindien ist die Sprache edel und harmonisch und tönt wie die der Götter. Die Aussprache ist klar und rein und sie gilt allen als Muster.“ „Besondere Beamte sind beauftragt, merkwürdige Reden (die Edicte?) aufzuschreiben, andre alles was sich begeben hat.“ Die Sammlung der Annalen und königlichen Edicte heißt *Nllapita* (das blaue Buch).“

Der erste Unterricht der Kinder beginnt mit einer Fabel. Sobald sie sieben Jahr alt sind, werden sie nach und nach mit den fünf Wissenschaften bekannt gemacht: Grammatik, Technologie, Medicin („handelt von magischen Formeln und geheimen Wissenschaften zc.“), Aetiologie („darin prüft und scheidet man Wahrheit und Irrthum; und sucht sorgfältig die Natur des Wahren und Falschen zu ergründen“), esoterische Philosophie („darin ergründet man den Charakter der fünf Wagen der Erkenntniß und die Principien der Ursachen und Wirkungen“; es ist die buddhistische Religionsphilosophie gemeint). Die Brahmanen studiren die vier *Veda's*. Der erste ist der *Ayur-Veda*, handelt von den Mitteln das Leben zu erhalten und das Naturell des Menschen zu ver-

bessern. Der zweite ist der Yadschur-Beda, handelt von Opfern und Gebeten. Der dritte ist der Sâma-Beda, handelt von Gebräuchen und Ceremonien, von der Wahrsagekunst, Kriegskunst und den verschiedenen Heereestheilen. Der vierte ist der Atharva-Beda, handelt von besondern Künsten, wie z. B. Zauberformeln und Medicin.“ Sonderbarer Weise ist in dieser Aufzählung der Yjur-Beda an die Stelle des Rig-Beda getreten und eine höchst auffallende Charakterisirung des Sâma-Beda. „Wenn fähige und talentvolle Schüler daran denken zu fliehen, um sich ihren Pflichten zu entziehen, werden sie angebunden und eingeschlossen.“ Wenn ihre Erziehung vollendet ist und sie das dreißigste Lebensjahr erreicht haben, ist ihr Charakter ausgebildet und ihr Wissen gereift.“ „Einige ziehen sich in die Einsamkeit zurück, leben außerhalb der Welt und erheben sich über weltliche Dinge.“ Sie sind weder für Ruhm noch Schande empfindlich.“ „König und Volk ehren sie.“ „Sie widmen sich den Wissenschaften, der Menschheit, suchen sich zu unterrichten, wobei es ihnen auf eine Reise von 1000 Li nicht ankommt; bettelnd schweifen sie umher.“ „Die philosophischen Schulen sind in steten Kämpfen und das Geräusch ihrer leidenschaftlichen Discussionen erhebt sich wie die Wogen des Meers.“ „Es gibt 18 Schulen, deren jede die erste Stelle beansprucht. Die Anhänger des großen und des kleinen Wagens bilden zwei besondre Klassen. Die einen denken in der Stille und, gehend oder ruhend, halten sie ihren Geist unbeelegt und nehmen keinen Antheil an der Welt; die andern sind von ihnen ganz und gar verschieden durch ihre stürmischen Disputationen.“ „Wer eine der zwölf Sammlungen des buddhistischen

Kanon vollständig erklären kann, wird von den Pflichten der Mönche dispensirt und wird Klosterverwalter. Wer zwei erklären kann, empfängt die Emolumente eines Oberen; für drei erhält er Dienstleute, die ihm mit Ehrfurcht gehorchen; für vier gibt man ihm reine Männer (Brahmanen), um ihn zu bedienen; für fünf reist er auf einem von einem Elephanten gezogenen Wagen; für sechs bekommt er ein zahlreiches Gefolge.“ „Wenn ein Geistlicher einen abstracten Gegenstand zu behandeln weiß und seine Principien zu entwickeln, wenn er sich durch eine edle, reiche und elegante Sprache auszeichnet und in gründlichen Discussionen einen lebhaften und durchdringenden Geist zeigt, so setzt man ihn auf einen Elephanten, bedeckt mit kostbarem Schmuck und eine ungeheure Menschenmenge bildet seine Begleitung. Bei seiner Ankunft zieht er unter Triumphbogen einher. Wenn dagegen ein Geistlicher die Spitze seinen Worten abbrechen läßt, wenn seine Beweisgründe schwach sind und seine Rede geschwählig, oder wenn er gar gegen die Logik fehlt, wenn auch noch so fließend redend, dann beschmiert man ihm das Gesicht mit Roth und Weiß, bedeckt seinen Körper mit Erde und Staub und jagt ihn in eine verlassne Ebne oder wirft ihn in einen Canal.“

„Eine Frau darf nicht zum zweitenmal heirathen.“

„Die Könige bestehen nur aus Kshatriya's, welche sich ursprünglich durch Usurpation oder Ermordung des Gebieters zur Macht emporgeschwungen haben. Obgleich sie von fremden Familien entsprungen sind (d. h. eigentlich keine Kshatriya's sind), so wird ihr Name dennoch mit Ehrfurcht genannt. Die Soldaten werden aus den Muthigsten gewählt und da die Kinder den Stand ihrer Eltern ebenfalls annehmen, eignen sie

sich bald die Kriegskenntnisse an. Im Frieden versehen sie den Wachtdienst im Schloß.“

Bezüglich des Charakters und der Sitten der Snder hebe ich folgende Bemerkungen hervor. „Obgleich die Snder leichten Sinns sind, so zeichnen sie sich durch Gradheit und Ehrlichkeit aus. „Sie fürchten die Strafen in dem zukünftigen Leben.“ „Gradheit ist der herrschende Zug der Verwaltung. Ihre Sitten sind sanft und gefällig. Böse und widerspenstige Menschen, die die Gesetze des Reichs übertreten oder sich gegen den König verschworen haben, werden, sobald ihre Verbrechen bewiesen sind, auf immer in Gefängnisse gesperrt, aber nicht mit körperlicher Strafe belegt. Man läßt sie leben oder sterben, zählt sie aber nicht mehr unter die Lebenden. Wenn einer die Gebräuche oder das Recht verlezt, wenn er sich gegen die Treue oder die kindliche Liebe versündigt, schneidet man ihm Nase und Ohren oder Hände und Füße ab. Bisweilen vertreibt man ihn aus dem Land, oder zu den Barbaren an den Grenzen. Bei andren Vergehen kann man seine Strafe mit Geld abkaufen. Bei einem Criminalverbrechen wendet man, um Geständnisse zu erhalten, weder Ruthen noch Stock an, sondern (wenn sich die Sache nicht anders herausbringen lassen kann) die Feuer-, Wasser-, Gift- und Gewicht=Probe“ (die Art und Weise dieser Gottesurtheile ist bekannt). Ziemlich ausführlich behandelt der Chinese das Begrüßungszeremoniell. Bezüglich der Krankheiten bemerkt er Folgendes: „Wenn Jemand erkrankt, enthält er sich sieben Tage lang der Nahrung. In diesem Zwischenraum werden Viele wieder gesund. Ist das nicht der Fall, so fangen sie nun an Heilmittel zu gebrauchen.“ „Bestimmte Trauerkleider oder eine bestimmte

Trauerzeit kennen sie nicht.“ Die Leichenbestattung findet auf dreierlei Weisen Statt, durch Verbrennen, ins Wasser Werfen und Aussetzen in einem Wald. Alte, des Lebens Ueberdrüssige nehmen — einer unter zehn — ein Abschiedsmal mit ihren Verwandten und Freunden zusammen ein, besteigen unter Musik einen Nachen und stürzen sich von da in die heilige Ganga, indem sie hoffen, unmittelbar als Deva's wiedergeboren zu werden.“ Weiterhin wird mitgetheilt, daß sich am Zusammenfluß der Yamuna und des Ganga täglich 200 Menschen ertränken (S. 281).

„Da alle Anordnungen der Verwaltung Wohlwollen athmen, so sind die Staatsgeschäfte wenig verwickelt. Die Familien sind in keine Civilregister eingetragen und die Männer keinen Frohnden unterworfen. Die Revenüen der Kronlande werden in vier Theile getheilt; der erste dient die Kosten der Regierung und der Opfer zu bestreiten, der zweite Lehne für die Minister und Staatsräthe zu bilden, der dritte Männer, die sich den Wissenschaften widmen, zu belohnen, der vierte gute Werke zu vollziehen, Almosen zu geben. Darum sind die Steuern leicht.“ „An Brücken und Barrieren zahlt man einen geringen Zoll. Wenn der König einen Bau unternimmt, zahlt er einen der Arbeit angemessenen Lohn.“ „Gewöhnliche Nahrung sind Kuchen von gerösteten Körnern. Man ißt Fische, Hammel- und Rehfleisch; Rinder dagegen, Esel und Elephanten, Pferde, Schweine, Hunde, Füchse, Wölfe, Löwen und Affen zu essen ist verboten. Die dennoch solche Thiere essen sind ein Gegenstand des Abscheues und der Verachtung, leben außer den Städten und lassen sich nur selten unter den Menschen sehen.“

Dies sind einige Momente aus der allgemeinen Schilderung, sie sind uns fast ohne Ausnahme aus der indischen Litteratur bekannt, aber es ist unverkennbar wichtig, diese Zustände hier für eine bestimmte Zeit chronologisch fixirt zu sehen. Die religiösen Zustände, insbesondre die buddhistischen, finden bei den einzelnen Ländern eine überaus große Berücksichtigung; die hieher gehörigen Mittheilungen sind im Allgemeinen aber schon hinlänglich bekannt. Historische Einzelheiten, die noch nicht benutzt und merkwürdig genug wären, um hier hervorgehoben zu werden, bietet dieser Band in Bezug auf Indien eben nicht. Doch erlaube ich mir auf zwei Mittheilungen aufmerksam zu machen. Wenn die Uebersetzung: „in der Mitte der 1000 Jahre, welche des Buddha Nirvâna folgten“ (S. 115, 13) richtig ist (Hr Julien bemerkt noch zwei andre, die möglich seien), dann würde Vikramâditya schon von unserm Autor in dieselbe Zeit gesetzt, wohin ihn noch jetzt die indischen Angaben verlegen. Was er über ihn beibringt, trägt schon den märchenhaften Charakter, in welchem dieser König in den indischen Schriften erscheint. Sein buddhistischer Nachfolger wird zwar nicht genannt, aber es ist wohl kein Andern, als Çalivâhana gemeint, der auch sonst von den Buddhisten in Anspruch genommen wird. — S. 251 beginnen die interessantesten Mittheilungen über den buddhistischen König Çilâditya; insbesondre verdient dasjenige Beachtung, was über die brahmanische Verschwörung gegen den König berichtet wird (S. 261). — S. 417 berichtet Hr St. Julien in der Note eine Uebersetzung in Burnouf's Introduction S. 360; Burnouf übersetzt nämlich eine Stelle »Açoka établitra quatre-vingt-quatre mille édits de la

loi«, während es heißen müßte Açoka fera bâ-tir quatre-vingt-quatre mille Stoupas. Ich kann nicht umhin, dazu zu bemerken, daß die Zahl 84000 nicht wörtlich zu nehmen ist; sie ist eine der buddhistischen Lieblingszahlen und kehrt oft wieder, um eine große Zahl überhaupt auszudrücken.

Unter der Fülle von Mittheilungen nehmen eine sehr bedeutende Stelle die buddhistischen Legenden schon an und für sich ein, dann aber auch dadurch, daß eine Menge Sagen, Fabeln, die wir andersher kennen, uns hier als heilige Legenden entgentreten, zu deren Gedächtniß gewöhnlich ein heiliger Bau, ein Stupa aufgeführt ist. Ich erlaube mir auf einige der Art hier die Aufmerksamkeit zu lenken. So kennen wir aus Upham Sacred and historical books of Ceylon III, 292 eine Erzählung, die wir einfach als eine höchst interessante Thierfabel betrachtet haben würden, natürlich, da sie in einem Dschataka (so heißen die Erzählungen von Gautama Buddha's frühern Existenzen) vorkommt, voraussetzend, daß eines der darin vorkommenden Thiere Gautama Buddha in einer seiner früheren Existenzen repräsentirt. Hier (S. 360) erfahren wir nun, welches der Thiere Buddha repräsentirt und daß zum Andenken dieser heiligen Legende im Gebiet von Benares ein Stupa errichtet war. Da die Fabel oder Legende sonst noch nirgends beachtet ist, erlaube ich mir, sie hier mitzutheilen. Bei Upham lautet sie ungefähr so: „Ein Elephant, ein Affe und ein Rebhuhn lebten in Freundschaft bei einem wilden Feigenbaum. Auf einmal gerathen sie in Streit darüber, wer von ihnen der älteste und demnach ehrwürdigste sei. Der Elephant sagt, als er jung war, konnte der Baum noch zwischen seinen Bor-

der- und Hinterbeinen stehen; der Affe sagt, er habe Knospen vom Baum gegessen, als er sich eben aus der Erde gehoben hatte; das Rebhuhn aber, daß der Baum aus einem Samenkorn gewachsen sei, das es selbst gegessen und dann ausgeleert habe. Alle erkennen seine Ansprüche als die gültigsten.“ In Hiouen Thsang's Memoiren heißt es: „Nicht weit von dem Ort, wo . . . , ist ein Stupa. In den Zeiten, wo der Tathâgata (Bezeichnung des Stifters des Buddhismus) das Leben eines Bodhisatva führte, von Mitleid bewegt, da er sah, daß die Menschen dieses Jahrhunderts die Gebräuche nicht beobachteten, nahm er die Form eines Vogels an und indem er sich einem Affen und einem weißen Elephanten näherte, fragte er sie grade an dieser Stelle „Wer unter euch hat zuerst diesen heiligen Feigenbaum gesehen?“ Nachdem jeder von ihnen seine Antwort gegeben (ohne Zweifel im Wesentlichen die oben mitgetheilten), setzten sie sich sogleich nach dem Rang ihres Alters. Die guten Wirkungen dieser Aufführung verbreiteten sich nach und nach allen Seiten; die Menschen lernten die Oberen von den Niederen zu unterscheiden und die Geistlichen und Laien folgten ihrem Beispiel.“ — In dieser Fabel liegen zwei Momente, einmal der durchblickende Glaube an ein hohes Alter der Thiere (worüber ich an einem andern Orte sprechen werde; vgl. Grimm Reinhart Fuchs IV), dann die hyperbolische Art dasselbe zu bezeichnen. In beiden Beziehungen vergleicht sich ein Märchen aus Wales, welches Julius Rodenberg in dem trefflichen Aufsatz im Ausland 1857 Nr. 17. S. 398 mitgetheilt hat. Auch dessen Inhalt erlaube ich mir in der Kürze der Vergleichung wegen auszuziehen: Der Adler will



die Gule heirathen, aber erst ihr Alter wissen, weil er fürchtet, daß sie für ihn zu jung sei. Er erkundigt sich zuerst beim Hirsch. Dieser hat die jetzt morsche Eiche noch als Eichel gekannt, die Gule aber stets so gesehen, wie jetzt; er weist ihn an den Lachs; dieser hat so viele Jahre als Schuppen und Laichkörnchen, aber ebenfalls die Gule stets so gesehen, wie jetzt; er weist ihn an die Amsel; diese hat einen jetzt ganz kleinen Stein gesehen, als er noch so schwer war, daß hundert Ochsen an ihm zu schleppen hatten; nur einmal hat sie jeden Abend ihren Schnabel an ihm gewekt und jeden Morgen ihre Flügel daran gestrichen; davon ist dieser jetzt so klein, die Gule aber erinnert sie sich stets so gesehen zu haben wie jetzt; sie weist ihn an den Frosch; alle umliegenden Hügel sind nur dessen Excremente, so alt ist er, aber auch er erinnert sich, die Gule nicht anders gesehen zu haben, wie jetzt. Kurz alle haben die Gule nur als altes Scheusal gekannt. — Was die hyperbolische Bestimmung der Zeit betrifft, so ist sie grade ein charakteristisches Merkmal buddhistischer Producte. So wird z. B. die Dauer eines Mahākālpa (einer großen Weltperiode) von Buddha auf folgende augenscheinlich mit der Altersbestimmung der Amsel nahe verwandte Weise zur Anschauung gebracht. „Es gibt eine Art baumwollenen Zeugs, welches in Benares gearbeitet wird. Sein Werth, ehe es gebraucht ist, ist unaussprechlich; nachdem es gebraucht ist, ist es 30,000 nilakarshas (20 — 30 Silbermünzen) werth, und selbst wenn es alt ist noch 12000. Wenn nun ein Mann ein Stück von diesem allerfeinsten Gewebe nähme und auf die allerzarteste Weise alle hundert Jahr einmal einen von Erde freien harten Felsen, der sechzig Meilen hoch und ebenso

viel breit ist, berührte, so würde die Zeit kommen, wo er durch diese unmerkliche Reibung zu der Größe eines mung- oder undu-Samenkorns zusammengeschwunden sein würde. Diese Periode würde in ihrer Dauer unermesslich sein; aber Buddha hat erklärt, daß sie einem mahākālpa nicht gleich sein würde.“

Eine höchst interessante Legende bietet ferner S. 370. Sie ist ebenfalls durch einen Stupa verherrlicht und bietet einerseits eine Analogie zu der Einleitung zu der Vetālapancaviṅcati („die 25 Erzählungen des Leichengespensts“), andererseits eine der in kurzer Zeit vorgegangenen langen Visionen, als deren Prototyp man bis jetzt nur „Scheich Schahabeddin und den Sultan von Aegypten“ (in „Die Vierzig Beziere übertragen von Behrnauer S. 16) kannte. Ein Mann, welcher bei dem in ihr vorkommenden Zauberer die Stelle vertritt, welche in der Einleitung zur Vetālapancaviṅcati Bikramādītja einnimmt, verpflichtet sich zum Dank für Wohlthaten, die er von ihm empfangen, bei seinem Zauberwerk eine ganze Nacht hindurch kein Wort zu sprechen. „Beim Heranziehen der Nacht“, heißt es dann S. 372, „entledigte sich jeder seiner besonderen Pflicht. Der Einsiedler murmelte magische Bitten und der brave Kämpfer hielt seinen scharfen Degen in der Hand. Aber plötzlich, kurze Zeit vor der Morgendämmerung, stieß er plötzlich durchdringende Töne aus. In demselben Augenblick stürzte eine Feuermasse vom Himmel herab und Feuer- und Rauchwirbel erhoben sich wie Wolken. Der Einsiedler führte den Mann rasch weg und ließ ihn in den Teich steigen, damit er dem Tod entginge; nachher fragte er ihn „ich hatte dir empfohlen Stillschweigen zu beobachten; warum hast

du Töne des Schreckens ausgestoßen?“ Der Kämpfer antwortete: „Nachdem ich eure Befehle erhalten hatte und Mitternacht geworden war, verwirrte sich mein Geist, wie in einem Traum, und überraschende Wunder zeigten sich hinter einander vor meinen Augen. Ich sah meinen alten Herrn (d. h. eben den Einsiedler), der wohlwollende Worte an mich richtete. Obgleich ich eine lebhaftere Erkenntlichkeit für seine Wohlthaten bewahrt hatte, hielt ich mich doch zurück und gab kein Wort Antwort. Der Mann gerieth in Zorn; ich wurde sogleich getödtet und blieb einige Zeit in diesem traurigen Zustand. Als ich meinen eignen Leichnam erblickte, stieß ich tiefe Seufzer aus und nahm mir nochmals fest vor, Jahrhunderte lang nicht zu sprechen, um mich gegen eure Wohlthaten erkenntlich zu zeigen. Bald nachher wurde mir zu Theil in dem Hause eines Brahmanen des südlichen Indiens wiedergeboren zu werden. Als mich meine neue Mutter empfing und zur Welt brachte, erduldeten ich alle Arten von Qualen und Leiden. Stets von euren Wohlthaten durchdrungen, brachte ich nie ein Wort hervor. Nachdem ich meine Studien vollendet, die männliche Hauptbedeckung genommen und mich verheirathet hatte, verlor ich Vater und Mutter und meine Frau schenkte mir einen Sohn. Indem ich mich jeden Tag an eure Wohlthaten erinnerte, hielt ich mich noch immer ein und leistete Bezicht darauf zu sprechen. Alle meine nahen und entfernteren Verwandten waren über mein Schweigen erstaunt. Als ich 65 Jahr alt war, sagte meine Frau zu mir „Du sollst endlich sprechen; wenn Du hartnäckig darauf beharrst, nicht zu sprechen, werde ich deinen Sohn umbringen.“

(Schluß folgt).

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 179. Stück.

Den 7. November 1857.

---

### P a r i s

Schluß der Anzeige: »Mémoires sur les contrées occidentales, traduits du Sanscrit en Chinois, en l'an 648, par Hiouen-Thsang et du Chinois en Français par M. Stan. Julien.«

Da sagte ich zu mir selbst: „Ich bin in hohem Alter und durch die Jahre schon hinfällig; dies Kind ist das einzige, was ich besitze.“ Wenn ich Töne ausgestoßen habe, so war es einzig, um meine Frau zu entwaffnen und zu verhindern ihn umzubringen.“

Der Einsiedler entgegnete „es ist meine Schuld. Diese ganze Verwirrung war nur das Werk des Māra.“

Obgleich sowohl die Veranlassung als das Ende der Vision in den XL Bezieren verschieden sind, so sind sich doch beide Visionen sehr ähnlich, insbesondere auch dadurch, daß an beiden Orten der Visionär die Erinnerung seines früheren Zustands behält. Schon deshalb mögen wir einen historischen Zusammenhang vermuthen dürfen. Allein

wir haben auch eine indische Erzählung, wo die Veranlassung der Vision völlig dieselbe ist, wie in den XL Bezieren, nämlich die 13te in der tamilischen Bearbeitung der *Vetälapançavingati*. Hier tritt die Vision grade wie bei dem König von Aegypten beim Untertauchen ein; an einem andern Orte aber werde ich unzweifelhaft nachweisen, daß die älteste erreichbare Redaction der *Vetälapançavingati* buddhistisch war, so daß beide hier mitgetheilte Visionen wenigstens einem und demselben religiösen Kreis angehören. — Die trefflichste Nachahmung der mohammedanischen Behandlung (vgl. 1001 Nacht Weil I, 98 und Hagen zu 1001 Tag X, 194) hat bekanntlich Don Manuel im *Conde Lucanor XIII* gegeben, wodurch sie in den Occident eingeführt ward (vergl. Liebrecht zu Dunlop Geschichte der Prosadichtungen 501b und in Pfeiffer's *Germania* II, 2, 241). — Das Gegenstück zu diesen Visionen bilden die Sagen, in denen unvermerkt lange Zeiträume verflossen sind; auch hier steht eine indische Sage an der Spitze, welche u. aa. Polier *Myth. d. Ind.* II, 593 mittheilt. Ein König glaubt im ersten Weltalter (dem *Satyayuga*) wenige Augenblicke bei Brahman zugebracht zu haben, während dessen ist aber der Rest des ersten, das ganze zweite und ein Theil des dritten (im Ganzen viele Millionen von Jahren) verlaufen. Er hatte um einen Gemahl für seine Tochter gebeten; dieser wird ihm zugesagt und als er nun nach den vermeintlichen Augenblicken zurückkehrt, ihr in dem *Balabhadra* zu Theil. Dieser hat aber alle Eigenschaften eines Geschöpfes des dritten Weltalters, während die Tochter, wie der Vater, noch die des ersten hat. Dadurch entstehen unangenehme Mißverhältnisse, welche durch die Verwandlung der Tochter

gehoben werden. In diesen Kreis gehören — jedoch ohne historischen Zusammenhang, die Siebenschläfer (1001 Tag VIII, 212; Fken zu Loutinameh S. 288; Dunlop Gesch. der Prosadichtungen S. 305), Grimm Kinder-M. 39, wo das Mädchen drei Tage geblieben zu sein meint und 7 Jahre verflossen sind; ebd. Nr. 193, wo 3 Tage = 3 Jahre u. aa. — Die hier mitgetheilte Vision spielt auch in die Schweiggelübde und Schweigwetten hinüber, die insbesondre zu komischer Behandlung Veranlassung gaben, wie in der schönen südindischen Erzählung bei Dubois *Le Pantchatantra ou les cinq ruses* 362; vgl. damit historisch zusammenhängend 1001 Tag XI, 27; XL Bezire S. 175; Straparola VIII, 1 (Dunlop 284b), worüber an einem andern Ort.

Von den vielen übrigen Legenden, welche Beachtung verdienen, hebe ich nur noch eine hervor, nämlich eine von der in Somadeva's Märchen-sammlung erzählte ganz abweichende Sage über die Entstehung von Pataliputra (Palibothra), welche auch dadurch interessant ist, daß ein modernes indisches Märchen, welches im *Asiatic Journal* 1833. T. XI. p. 206 — 214 mitgetheilt ist, stark an sie anklingt; letzteres unterscheidet sich jedoch dadurch, daß das Element der verzauberten Geschöpfe hier lebendig waltet, während es in der Darstellung bei Hiouen-Thsang nur den dunkeln Hintergrund bildet. Die Sage lautet hier etwa folgendermaßen (S. 411): „Ein Brahmane hat mehrere Tausende von Schülern. Als diese einst zusammen ausgingen, war einer unter ihnen, der unruhig und niedergeschlagen schien. Seine Gefährten fragten nach der Ursache seines Kammers. Er antwortete: „Ich bin jetzt in der Kraft meines Alters. Viele Monate und Jahre

sind verfloßen, seitdem ich ganz allein zu meinem Unterricht reise und dennoch habe ich meine Studien noch nicht vollendet. Dieser einzige Gedanke vermehrt nur meinen Schmerz.“ Darauf antworteten die Gefährten scherzend, „noch heute wollen wir dir eine Gattin suchen und euch verheirathen.“ Hier stellten dann zwei Männer und zwei Frauen als Eltern des Brautpaars vor, man setzte sich unter einen Natali-Baum (*Bignonia suaveolens*), pflückte Früchte, trank Wasser und verrichtete alle Verlobungsgebräuche und bat dann die angeblichen Eltern der Braut, die Zeit der Hochzeit zu bestimmen. Darauf pflückte der vorgebliche Vater der Braut einen blühenden Zweig, gab ihn dem Studenten und sagte: „Hier ist deine vortreffliche Braut; ich bitte dich, sie nicht zu verschmähen.“ Der Student war außer sich vor Freuden. Nachdem die Sonne untergegangen war, wollte man zurückkehren, aber der Jüngling, voll von Liebe, verweigerte hartnäckig mitzugehen. Man stellte ihm vor, Alles sei nur Scherz gewesen, der Wald, in dem sie sich befänden, sei voll wilder Thiere; aber Alles war umsonst; der Jüngling verließ den Baum nicht und seine Gefährten mußten sich entschließen, ihn seinem Schicksal zu überlassen. Als die Sonne untergegangen war, ward die Ebne von einem außergewöhnlichen Licht erleuchtet; Flöten und Sithern ließen edle und reine Musik erschallen und der Boden bedeckte sich mit prächtigen Teppichen. Plötzlich erblickte der Jüngling einen Greis, welcher auf einen Stab gestützt, sich näherte, um ihn mit Wohlwollen anzureden. Dann erschien eine bejahrte Frau, welche ein junges Mädchen führte. Sie waren von einem zahlreichen Gefolge begleitet, welches die Straße bedeckte und in Festklei-

dern unter schöner Musik heranschritt. Darauf zeigte der Greis auf das Mädchen und sagte: „Hier, o Fürst, ist deine junge Gattin!“ Sieben Tage lang nahm der Jüngling unter Gesang und Musik an den Festen Antheil. Da fingen seine früheren Genossen an zu fürchten, daß er von wilden Thieren zerrissen sein möchte und kehrten wieder um, ihn zu suchen. Sie fanden ihn ganz allein im Schatten des Baumes sitzend als ob er sich einem erhabnen Gast gegenüber befände. Sie baten ihn, mit ihnen zurückzukehren; er verweigerte es aber. Einige Zeit nachher kam er in die Stadt, um seine Eltern und Bekannte zu besuchen, und erzählte alle Einzelheiten seines Abenteuers, worüber sie sehr erstaunt waren. Darauf begab er sich mit seinen Freunden in den Wald. Da sahen sie, daß sich der blühende Baum in ein majestätisches Gebäude (dies steht jedoch nicht in Harmonie mit der weiteren Entwicklung) verwandelt hatte; Sklaven und Diener gingen und kamen von allen Seiten. Der Greis empfing sie wohlwollend und ließ unter bezaubernder Musik ausgewählte Speisen vorsehen. Nach dieser glänzenden Aufnahme erzählten seine Freunde in der Stadt Alles was sie gesehen hatten. Nach Verlauf eines Jahres hatte der junge Mann einen Sohn. Darauf sagte er zu seiner Frau: „Jetzt möchte ich zurückkehren; ich kann mich aber nicht entschließen, mich von dir zu trennen. Wenn ich aber noch bleibe, so werde ich allen Unannehmlichkeiten der Witterung ausgesetzt sein.“ Als die junge Frau dieses hörte, sagte sie es ihrem Vater. Dieser läßt ihm darauf ein Haus (ob eine Stadt?) bauen. Darauf verließ der König von Kusumapura seine frühere Residenz und verlegte seinen Hof hierher. Da die Geister diese Stadt zu Gunsten des Sohnes gebaut hatten, so



wurde sie die Stadt des Sohnes des Pātali-Baums genannt (Pātaliputrapura).«

Bezüglich der früher so überaus schwierigen Identificirung der chinesischen Nomenclatur mit den entsprechenden indischen Worten und Namen hat Hr Julien bekanntlich so umfassende und mit so außerordentlichem Erfolg gekrönte Untersuchungen gemacht, daß man nicht leicht mehr wagen kann, eine von seinen Resultaten abweichende Meinung vorzubringen. Dennoch erlaube ich mir die Vermuthung auszusprechen, daß S. 46 Si-p'ie-to-fa-la-sse wohl nicht Sphitavaras ist, welches übrigens Hr Julien selbst mit einem Fragezeichen versehen hat, sondern eher Sphitavarsha. — S. 115 kann Mandrhita nicht aus sskrit. manas und hita entstanden sein; dieß hätte nur manohita werden können; sollte die chinesische Transcription mo-nou-ho-li-ta und die Uebersetzung Jou-i »qui est conforme au sentimens« nicht eher sanskritisch manohrit im Sinn von manohara „sinnraubend, sinnenerfreuend“ sein? — Die Mutter der Dämonen, welche S. 120 n. Ho-li-ti genannt wird, hätte Ho-li-ni heißen müssen; ihr sanskritischer Name ist Harinti; die hier mitgetheilte Legende erzählt auch Schiefner in „Eine tibetanische Lebensbeschreibung des Cākya-muni in den Mémoires de l'Acad. de St. Pétersbourg par div. savans 1851. VI, 297. — S. 170 ist Ki-li-to, übersetzt mai-to „gekauft“, doch wohl nur sanskritisch krita (nicht kritiya). — Sollte S. 215 kiu-min-tch'a, welches Herr Julien zweifelnd durch Gominda wiedergibt, nicht Govinda sein können? Ebenso möchte S. 285 kiu-chi-lo, welches zweifelnd Gōchira wiedergegeben ist, wohl Gōçilla sein.

Daß wir mit Erwartung dem 2ten Bande entgegen sehen, haben wir kaum nöthig zu bemerken.

Lh. Benfey.

## M a r b u r g

Elwert'sche Universitäts = Buchhandlung 1856.  
Die Irrlehrer der Pastoralbriefe. Eine Studie  
von Wilhelm Mangold, Licentiaten und Pri-  
vatdocenten der Theologie, erstem Repetenten an  
der Stipendiatenanstalt zu Marburg. VI u. 134  
S. in Octav.

Die eifrigen Untersuchungen, welche neuerdings  
über das Judenthum in der ältesten Kirche  
und seine verschiedenen Verzweigungen angestellt  
sind, haben auch den jüdischen Parteien und Sec-  
ten zur Zeit des Anfangs der christlichen Aera  
wieder eine erneute Aufmerksamkeit zugewandt.  
Beide Erscheinungen hängen ohne Zweifel eng zu-  
sammen und ein tieferer Einblick in die Gestal-  
tung und Entwicklung des Judenthums,  
für die richtige Auffassung der ältesten Geschichte  
der christlichen Kirche von so hoher Bedeutung,  
wird nur auf Grund eines tieferen Einblicks in  
das Wesen der jüdischen Secten, in denen die  
verschiedenen Abzweigungen des Judenthums  
ohne Zweifel ihre Wurzeln haben, möglich  
sein, während umgekehrt auch eine genauere Er-  
forschung des Judenthums für unsere auf  
Grund mangelhafter Quellen leider immer noch  
sehr mangelhafte Kenntniß des Judenthums und  
seiner Secten zur Zeit Christi noch Vieles aus-  
tragen kann und wird. Namentlich ist es die  
Secte der Essener, der eine Reihe Arbeiten von  
Ewald, Ritschl, Zeller, Lutterbeck u. aa.  
gewidmet ist, Arbeiten, die in ihren Resultaten  
freilich noch sehr weit auseinander gehen, wie das  
denn auch von den ersten Versuchen tiefer in das  
Wesen jener räthselhaften Erscheinung einzudrin-  
gen nicht Wunder nehmen kann.

Es ließ sich erwarten, daß von hier aus auch die viel verhandelte Frage nach den Häretikern des N. T's, namentlich der Pastoralbriefe wieder aufgenommen werden würde, wie sie denn namentlich Ritschl bereits im Zusammenhange mit seinen Untersuchungen über die Essener und Therapeuten wenn auch nur mehr vorübergehend berührt hat. Ausführlich nimmt sie der Verf. des vorliegenden Werkes von der angedeuteten Seite her wieder auf, denn das ist, um es gleich voranzustellen, das Ergebnis seiner Untersuchungen: die Häretiker der Pastoralbriefe sind keine Gnostiker, sondern Essener, welche gegen die geringe Concession der Anerkennung der Messianität Jesu das Christenthum in Essenismus verkehren wollten.

Den Beweis für diese Behauptung sucht er im dritten Theile seiner Schrift, nachdem er im ersten den Stand der Untersuchung dargelegt, im zweiten die Vorfragen namentlich nach dem Wesen des Essenismus und seiner Verbreitung in Ephesus und Kreta erledigt hat, dadurch zu führen, daß er es unternimmt, die einzelnen Züge im Bilde der Häretiker, wie die Pastoralbriefe dasselbe zeichnen, auf den Essenismus zurückzuführen. Sehen wir, wie ihm das gelingt wenigstens an den Hauptzügen.

Er beginnt mit der schwierigen aber entscheidenden Frage, was bedeuten die 1 Tim. 1, 4; Tit. 3, 9 erwähnten *γενεαλογίαι* im System der Häretiker? Die Ansichten, es seien Engelgenealogien, oder die Geschlechtsregister Christi oder jüdische Geschlechtsregister, werden nur kurz widerlegt, ausführlicher richtet sich der Verf. gegen die heute verbreitetste Auslegung, wornach an die Neoreihe der Gnostiker zu denken ist, indem er die sämtlichen Nachrichten von den gnostischen

Systemen durchlaufend nachzuweisen sucht, daß die Gnostiker *γενεαλογία* niemals als technisches Wort zur Bezeichnung einer Aeonenreihe gebraucht habe. Dagegen meint er für jenes Wort einen technisch = religiösen Sinn in dem System und Sprachgebrauch des Philo nachweisen zu können. Die *γενεαλογίαι*, in engerer Bedeutung als Stammbäume oder in weiterer Bedeutung als geschichtliche Partien des Pentateuch überhaupt gefaßt, sind das biblische Substrat, an das Philo seine Lehre von den verschiedenen *τρόποι τῆς ψυχῆς* und sein ganzes dualistisch ethisches System mit Hülfe der Allegorie anknüpft; sie sind Register nicht bloß einer Reihe menschlicher Generationen, sondern hauptsächlich einer Reihe von *τρόποι τῆς ψυχῆς*, welche nach den Gesetzen der ethischen Entwicklung zusammengestellt und historisch eingekleidet sind. Dafür aber, daß diese Beschäftigung mit allegorisirenden Genealogien nicht bloß eine Eigenthümlichkeit Philo's, sondern auch bei den Essenern geübt sei, beruft sich der Verf. auf die Schilderung, welche Philo von den Essenern gibt und aus der hervorgeht, daß sie die Ethik besonders pflegten und zwar mit Anknüpfung ihrer philosophischen Sittenlehre an das mosaische Gesetz, ferner, daß sie den *νόμος* allegorisch auslegten. Die gegebene Deutung soll aber nicht bloß eine mögliche, sondern nach dem Zusammenhange von 1 Tim. 1, 4 die einzig mögliche sein. Nur in Verbindung mit ihr ist das Prädicat *ἀπέραντοι* verständlich, weil jene auf *τρόπους τῆς ψυχῆς* umgedeuteten Genealogien allerdings „unbegrenzt“ waren, indem jedes objective Kriterium für die Richtigkeit einer allegorischen Deutung fehlte; nur so sind die *μῦθοι* neben den Genealogien zu verstehen, es sind die

mancherlei sagenhaften und márchenhaften Zusáze darunter zu verstehen, welche die Irrlehrer aus der Tradition in das historische Material des Pentateuchs, das ihren Allegorien zu Grunde lag, verwoben zu haben scheinen. So findet ferner die Bemerkung ihre rechte Deutung, daß aus der Bescháftigung mit jenen Genealogien *ζητήσεις* erwachsen, es sind die Untersuchungen über den allegorischen Geheimfínn des νόμος, deren leidenschaftliche Pflege allerdings mit der Werthscházung der γενεαλογίαι in der Gemeinde überhand nehmen mußte. Nur so endlich ist es zu begreifen, daß die Bescháftigung mit den Geschlechtsregistern nur die leichte Rüge erfáhrt „*αἰτινες ζητήσεις παρέχουσι μάλλον ἢ οἰκονομίαν θεοῦ ἐν πίστει*“, wáhrend man gewiß erwarten dürfté, der Apostel wúrdé gegen gnostische Irrthümer ganz anders polemisiert haben.

Man sieht, der Verf. weiß seine Ansicht scharfsínnig zu begründen und mit Benutzung alles ihm dargebotenen Materials durchzuführen. Doch ihre Abrundung erhált die von ihm versuchte Auslegung der Genealogien erst in der Besprechung des zweiten Punktes, in der Charakteristik der Irrlehrer, ihrer Gesezeslehre. Wáhrend nämlich jede andere Auslegung der Genealogien annehmen muß, daß der Brieffschreiber B. 5 — 11 zu etwas ganz Neuem übergehe, so gewáhrt dem Vf. seine Auslegung die Möglichkeit einen ganz genauen und engen Zusammenhang zwischen B. 4 und B. 5 — 11 festhalten zu können. Nach ihm ist ja die Bescháftigung mit den Genealogien auch schon eine verkehrte Anwendung des νόμος, und der Apostel geht also mit B. 5 gar nicht, wie man gemeint hat, zu etwas Neuem über, sondern entwickelt hier nur, was sich von christlichem, ná-

her paulinischen Standpunkte gegen jene Beschäftigung mit den Genealogien geltend machen ließ; einmal nämlich, daß die christliche Sittenlehre ein viel höheres Ziel vor Augen habe, als die *γενεαλογίαι* und die daran geknüpften unpraktischen *ζητήσεις*, ein Ziel, in welchem allein der *νόμος* dem Geiste nach seine wesentliche Erfüllung finde, die Liebe (B. 5); dann, daß die Irrlehrer den *νόμος* selbst falsch behandeln, indem sie ihn ungehöriger Weise als die Grundlage für ihre Allegorien benutzen (B. 6. 7); endlich, daß der *νόμος* überhaupt für den Christen keinerlei Geltung mehr habe, sondern daß er in seinem eigentlich legalen Theile, auf den es in ethischen Fragen ankomme, nur gegen grobe Sünder gerichtet sei (B. 8—11) S. 103. Der Abschnitt B. 5—11 muß also der Auslegung der Genealogien und damit überhaupt der Ansicht zur Bestätigung dienen, daß die Häretiker Essener sind.

Damit hat der Verf. das Schwerste überwunden, alle andern Charakterzüge, welche uns an den Irrlehrern der Pastoralbriefe entgegentreten, fügen sich leichter in das uns vom Essenismus Bekannte ein und so bedarf es denn keiner so ausführlicheren Erörterungen, um auch die „*ψευδώνυμος γνώσις*“ und die „*ἀντιθέσεις*“, die Askese und die Auferstehungslehre der Häretiker, so wie ihre christologischen Anschauungen auf Essenismus zu deuten. Allein in diesen Punkten kann auch die Entscheidung nicht liegen. Diese sind so unbestimmt und vieldeutig, daß ihre Deutung jedesmal der Hauptentscheidung folgen wird, der sie höchstens zu einer noch nachträglichen Bestätigung dienen können. Die Entscheidung liegt immer in der Auffassung der *γενεαλογίαι* und da hat uns, wie wir bekennen müssen, des Verfs

Erklärung nicht befriedigt. Indem wir ihm aber an diesem entscheidenden Punkte nicht folgen können, vermögen wir auch kein Ergebnis, daß die Häretiker Essener seien, uns überhaupt nicht anzueignen.

Die viel besprochenen Genealogien bilden ohne Zweifel das hervorstechendste Kennzeichen der Häretiker. Damit beginnen aber schon unsere Bedenken, denn wollten wir dem Verf. zunächst auch einmal zugeben, daß ein solcher allegorischer Gebrauch der Genealogien sich überhaupt bei den Essenern finde, ein so hervorstechendes Charakteristicum ist er jedenfalls nicht, was genugsam durch die große Mühe bewiesen wird, die es dem Verf. kostet, überhaupt den Nachweis zu führen, daß jene Genealogienauslegung sich bei ihnen vorfindet. Offenbar sind es ganz andere Charakterzüge, welche an den Essenern zunächst in die Augen fallen, von denen sich aber mit bestimmten und klaren Worten in unsern Briefen nichts findet, wenn man vielleicht auch einmal von dem Gedanken ausgehend, es sind Essener, Anspielungen und einzelne dunkle Bezüge darauf finden zu können glauben mag. Eine nahe liegende Gegeninstanz aber, nämlich die, es sei in Ephesus und Areta und mehr noch durch die Annahme des Christenthums der Charakter der Essener selbst ein anderer geworden, hat der Verf. selbst abgeschnitten, wenn er seine Ansicht bestimmter dahin formulirt, die Häretiker seien „Essener, welche gegen die geringe Concession der Anerkennung der Messianität Jesu das Christenthum in Essenismus verkehren wollten“, also weitere Concessionen an das Christenthum nicht annimmt.

Ist überhaupt die fragliche Auslegung der γενεαλογίαι, die Dähne zuerst angedeutet und der

Verf. nach ihm genauer zu begründen sucht, schon als eine ungemein künstliche verdächtig, so müssen wir von dieser künstlichen Beweisführung zunächst entschieden den Schlussstein in Anspruch nehmen, wir meinen den von dem Verf. behaupteten Zusammenhang von B. 4 mit B. 5 — 11. Der nachgewiesene Zusammenhang ist nämlich nur ein scheinbarer. Allerdings handelt bei des Verf. Auffassung der *γενεαλογίαι* B. 4 vom νόμος und B. 5 — 11 ebenfalls. Allein ein wirklicher Zusammenhang ist doch nicht da, weil auch so B. 4 von etwas ganz Anderem, von einem ganz andern Theile des νόμος handelt als B. 5 — 11. Die letzten Verse (namentlich B. 8) handeln entschieden von dem legislativen Theile des νόμος, dagegen wäre ja auch nach dem Verf. B. 4 nur von einer Beschäftigung mit dem genealogischen oder doch nur dem historischen Theile desselben die Rede. Die Polemik B. 5 — 11 würde also den B. 4 angezogenen Irrthum gar nicht treffen, wie denn der Verf. in jener oben citirten Stelle S. 103 den Zusammenhang auch nur dadurch herstellen kann, daß er den Zwischengedanken einschleibt, es „komme in ethischen Fragen auf den eigentlich legalen Theil an“, ein Zwischengedanke, von dem im Texte keine Spur zu finden ist, der aber hochnöthig war, wenn die ganze Polemik treffen sollte, ja dessen Nachweis alle weitere Polemik ersetzen konnte und überflüssig gemacht haben würde.

Den Beweis nun, auf den am Ende die ganze Frage hinausläuft, daß die Essener eine solche Beschäftigung mit allegorisirenden Genealogien geübt haben, sucht der Verf. zwiefach zu führen. Zunächst weist er diese Anwendung der Genealogien bei Philo nach und macht von da her einen



Schluß auf die Essener mit der Behauptung, „daß man fast alle philonischen Ideen bei den Essenern wieder finde, die ja nur einen Versuch machen, die alexandrinisch-jüdische Philosophie practisch durchzuführen“ (S. 94). Sodann sei aus der Schilderung Philo's bekannt, daß die Essener die Ethik besonders pflegten mit Anknüpfung ihrer philosophischen Sittenlehre an das mosaische Gesetz; ebenso daß sie den νόμος allegorisch auslegten und durch die Allegorie ihre ethische Erkenntniß aus demselben gewannen. Nun könnten die Essener allerdings ihre Sittenlehre an den Dekalog und die eigentlich legislativen Stellen des Pentateuchs angeknüpft haben; aber abgesehen davon, daß dann nicht gut von einer φιλοσοφία der Essener gesprochen werden könnte, würde auch die Anwendung der Allegorie von Seiten der Essener zur Vermittelung ethischer Erkenntniß nicht wohl begreiflich sein. Allein diese letztere Schlußfolge möchte wohl etwas zu rasch sein. Weßhalb sollte denn nicht auch eine Ethik, die sich an die legislativen Stellen des Gesetzes anknüpft, zur φιλοσοφία werden können, zumal wenn man bedenkt, daß die Berichterstatter, welche von der Philosophie der Essener reden, daß sie die Logik und Physik, nicht wohl aber die Ethik bearbeiteten, hier offenbar nur in fremden, von den Griechen entlehnten terminis reden. Und weiter, weßhalb soll eine Anwendung der Allegorie auf den legislativen Theil des Pentateuchs nicht denkbar sein, da eine solche ja auch sonst vorkommt? Wenn aber der Verf. auf diese letzte Frage wieder mit einer Hinweisung auf Philo antwortet, der bei der Auslegung der mosaischen Gesetze, Vorschriften und Gebräuche immer die wörtliche Auslegung, nie-

maß die Allegorie brauche, dessen Praxis aber „für alle jüdische Allegoristen unzweifelhaft mustergültig gewesen sei“, so kommt damit, abgesehen davon, daß mit dem „alle“ doch wohl etwas zu viel behauptet sein möchte, dieser Beweis auf den ersten zurück, und in den Satz concentrirt sich somit die ganze Beweisführung: Bei Philo findet sich die allegorische Anwendung der Genealogien, also muß sie sich auch bei den Essenern finden, denn diese machen nur den Versuch, die alexandrinisch jüdische Philosophie praktisch durchzuführen.

In der That haben wir an diesem Satze den Nerv der ganzen Auffassung des Verf., die mit diesem Satze steht und fällt. Ihre Grundlage bilden die Voraussetzungen, welche der Verf. im II. Abschnitt darlegt, daß der Essenismus aus der Vermischung des heidnischen Theorems des Dualismus von Geist und Materie entstanden, daß er nichts ist als ein Versuch eifriger Anhänger der jüdischalexandrinischen Philosophie, welche ihr ganzes Leben von ihrer religiösen Erkenntniß bestimmen lassen wollten, die dualistischen Grundsätze des jüdischen Alexandrinismus praktisch durchzuführen; daß, wie der Verf. ganz folgerichtig behauptet, Therapeuten und Essener für eine Secte zu halten sind (S. 50. Anm. 39), indem sich beide Fractionen nur dadurch unterscheiden, daß die Therapeuten den Begriff der asketischen Erhaltung bis dahin überspannt haben, daß sie absolut jede Beschäftigung mit Dingen dieser Welt untersagten und nur noch die *θεωρία*, die Contemplation, das philosophische Brüten, die mystische Ekstase, durch die der Mensch wenigstens geistig ganz den Banden der Materie entrückt wird als ihrer würdig ansahen (S. 58). Diese Einheit von Therapeuten und Essenern kann Kf. nicht anerkennen, deshalb auch nicht diesen engen Zusammenhang der Essener mit der jüdischalexandri-

ſchen Philoſophie und die unmittelbare Uebertragung philoniſcher Sätze auf die Eſſener, auf der das ganze Beweisverfahren des Verf., wie nachgewieſen iſt, beruht.

Doch hier könnte man uns nun vielleicht erwiedern, es laſſe ſich die ganze Hypotheſe des Verfs mit einer leichten Wendung ſo modificiren, daß alle unſere Inſtanzen beſeitigt würden und der Beweis des Verfs wieder in volle Kraft träte. Man brauchte nämlich nur ſtatt Eſſener Therapeuten zu ſetzen, und wie von Niſchl wirklich geſchehen iſt, die Häretiker der Paſtoralbriefe als Therapeuten anzufehen. Bei dieſen iſt ein ganz enger Zuſammenhang mit der jüdiſchalexandrinischen Philoſophie ganz unzweifelhaft, und es würde alſo keine Schwierigkeit haben, Philoniſche Sätze, ſpeciell den allegoriſirenden Gebrauch der Genealogien auf ſie zu übertragen. Allein da treten neue Schwierigkeiten ein. Iſt es ſchon mißlich, ſich Eſſener in Ephesus und Kreta vorzuſtellen, ſo möchte es noch viel ſchwieriger werden, Therapeuten in jenen Gegenden vorauszuſetzen, deren ganzes Weſen, wie der Verf. ſelbſt S. 59 richtig ausführt, ſo ſpecificiſch ägyptiſch iſt, daß eine Verpflanzung und Ausbreitung der Secte nach Kleinaſien und Kreta kaum angenommen werden kann. Doch das wäre noch die geringere Schwierigkeit. Die Hauptsache iſt die, daß dann das Bild der Häretiker noch viel weniger als zu den Eſſenern paſſen würde, indem nicht nur die hervorſtehendſten Züge im Weſen der Therapeuten ganz fehlen, ſondern auch ausdrückliche Züge vorkommen, welche zu den Therapeuten gar nicht paſſen, wie denn der Verf. z. B. auf die 2 Tim. 3, 6 erwähnte Vielgeſchäftigkeit hinweiſt, die mit der Contemplation der Therapeuten in grellem Widerſpruche ſteht.

Iſt ſomit auch dieſer Ausweg verſchloſſen, ſo glauben wir wird man es ganz aufgeben müſſen, auf dieſem Wege überhaupt das Räthſel, welcher Art die Häretiker der Paſtoralbriefe geweſen ſind, zu löſen. Können wir aber auch den Ergebniffen, die der Verf. gewonnen, nicht beſtimmen, ſo mögen wir doch von ſeiner Schrift nicht ſcheiden, ohne es auszusprechen, was ſchon gelegentlich bemerkt wurde, daß der Verf. überall mit großem Scharffinn und Klarheit die Fragen behandelt; und ſollte, wie wir faſt fürchten, ſeine Anſicht auch keinen großen Beifall finden, ſo wird man ihm doch danken müſſen, daß er die Frage nach den Paſtoralbriefen in ſolcher Weiſe wieder angeregt hat. Es iſt das immer noch eine offene Frage, die ihrer endlichen Löſung noch harret.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

180. Stück.

Den 9. November 1857.

---

P a r i s

bei Friedrich Klincksieck, 1857. Nouvelle analyse de l'inscription Phénicienne de Marseille, par A.-C. Judas. 35 S. in gr. Quart.

Ebenda: Nouvelles études sur une série d'inscriptions Numidico-Puniques dont plusieurs sont inédites, spécialement au point de vue de l'emploi de l'Aleph, comme adformante de la première personne du singulier du prétérit; par M. A.-C. Judas. 56 S. in Quart mit 6 Bilderblättern.

Es ist kaum zu sagen, nach wie vielen Seiten hin die Vertilgung des höhern christlichen Lebens, in welcher die französischen Könige seit Franz I. ihr Heil suchten und welche auch die große Volksmenge dort sich immer williger gefallen ließ, auch dem wissenschaftlichen Leben und Streben der Franzosen geschadet habe und noch fortwährend schade. Die Bartholomäusnacht und der Tag, an welchem der immer leichtsinniger werdende vierte Heinrich den Scheinglanz einer Krone der

Stimme seines Gewissens vorzog, sind die beiden tief finstern Augenblicke, welche trotz alles zu Zeiten scheinbar so hellen Glanzes, der sich über jene Länder ergoß, eine immer stärkere Verfinsterung dort verbreiteten und, eine Wendung herbeiführten, an deren Verderben alles geistige Leben in Frankreich noch heute siecht. Die Dämpfung und Vernichtung des echten Christenthumes brach dort allmählich im Laufe der Jahrhunderte alle Freiheit und Kühnheit, alle Geradheit und Aufrichtigkeit des die Geschichte und die ewigen Bedingungen menschlichen Heiles erforschenden Geistes, verheerte viele wissenschaftliche Gebiete völlig, und brachte in alle Wissenschaften je wie sie näher oder entfernter mit der Religion zusammenhängen, eine Oberflächlichkeit, die sich vergebens hinter äußerem Glanze zu verbergen sucht. Wenn aber gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, als Papst und Jesuiten dort wie überall nichts mehr galten, hier eine wirkliche Aenderung zum Bessern eintrat, so ist auch diese Zeit nun dort wieder vorübergegangen, ohne daß einzelne Wissenschaften auch nur einen ernstlichen Anstoß zu einer gründlichen Besserung empfangen hätten und wenigstens von jetzt an einer heilsameren Zukunft entgegensehen könnten. Wir wissen wohl, wie unangenehm dieses hier ausgesprochene allgemeine Urtheil heute vielen Deutschen in die Ohren klingt: allein je schädlicher der Einfluß ist, welchen Frankreich wegen der selbstverschuldeten Schwäche der benachbarten Länder noch immer auf diese ausübt, desto nothwendiger scheint es uns, besonders heute die Wahrheit hier nicht zu verschweigen; und die oben erwähnten zwei neuen Werke, deren Werth hier beurtheilt werden soll, führt uns von selbst auf eine solche etwas weiter greifende Betrachtung.

Denn zu den Wissenschaften, welche in Frankreich auch durch alle die Umwälzungen des letzten Jahrhunderts noch immer nicht wieder zu einer hoffnungsvollen Blüthe emporkommen wollen, gehören wie alle philologischen so auch die morgenländischen, unter diesen aber wiederum am meisten die, welche mit Bibel und Religion am engsten zusammenhängen, die semitischen. Wo sind die Zeiten, da ein Jos. Scaliger, der freilich bald auswanderte, ein Casaubonus und Sam. Bochart der Ruhm Frankreichs und die Ehre der Wissenschaft waren? Sie sind mit der Vertilgung des nichtpäpstlichen Christenthumes in jenem Lande längst dahin: und alle königliche Gunst und Pracht, alle die erst nach ihrer Zeit gegründeten kostspieligen Anstalten und glänzenden Schulen, aller Waffenruhm und alle Beutesucht des Landes haben keine ihnen ebenbürtige Nachfolger hervorbringen können. Man berufe sich nicht auf solche einzelne Männer der neuern Zeit wie de Sacy und Burnouf: die Jugend jenes fiel ebenso wie die Champollion's in die Tage, wo Papst und Jesuiten, wie wir oben sagten, weder in Frankreich noch sonst wo etwas galten, und er folgte dazu als Jansenist einer Richtung, welche, so grundlos sie zum evangelischen Christenthume nicht übergehen mag (denn nur darin war Pascal minder scharfsenkend und weniger folgerichtig), doch diesem so nahe als möglich steht; dieser aber beschränkte sich auf die sehr gefahrlosen Gebiete des östlicheren Asiens, und war dazu von vorne an mehr deutsch als französisch gebildet. Das Werk Ernest Renan's habe ich selbst zuerst in Deutschland vermittelt dieser gel. Anz. gewürdigt, und wir wollen gerne von diesem noch jüngern Gelehrten weiter das Beste erwarten: aber die Lobhu-

deleien, womit ein bekannter Pariser Herr Eckstein in Cottaischen Blättern es überschüttet, sowie anderweitige ähnliche Urtheile in Deutschland beweisen nur, wie sehr das lesende und schreibende deutsche Volk gerade in der neuesten Zeit wiederum sich zu einem Slaven des Pariser herabwürdigt.

Wir müssen also den Satz aufrecht halten, welchen wir oben aufstellten: und die Uebersicht der genannten Arbeiten des Hrn Judas und anderer verwandter über phönikische Denkmäler dient nur zu einer neuen Bestätigung derselben Wahrheit. Es ist bekannt, daß die Franzosen innerhalb der letzten zwanzig Jahre theils durch glücklichen Zufall, theils in Folge ihrer Waffensiege, Eroberungen und Bodenerforschungen in Afrika in den Besitz vieler Denkmäler gekommen sind, welche mit alt- und neuphönikischen Inschriften bedeckt für uns jetzt die wichtigsten Zeugnisse des ganzen phönikischen Alterthumes sind. Auch müssen wir die Sorgfalt rühmend anerkennen, womit sowohl die französische Verwaltung als so viele einzelne Franzosen namentlich auch vom Kriegerstande in Afrika sich die Sammlung und Erhaltung solcher Denkmäler haben angelegen sein lassen. Allein die Versuche einer Entzifferung und eines sichern Verständnisses dieser Denkmäler blieben weit hinter ihrem Ziele zurück. Es war vorzüglich Herr Judas, welcher sich in vielerlei Schriften um eine solche Erklärung bemühte und 1847 sogar eine größere *Etude démonstrative de la langue Phénicienne* veröffentlichte: er hat sich in jenen früheren Zeiten viele Verdienste um die Sammlung und Herausgabe solcher Denkmäler erworben, auch durch fleißige Vergleichung von gewissen äußeren Erscheinungen manches Einzelne richtig wiederge-

funden, einen irgend festeren Grund aber zum Verständnisse der Denkmäler nicht erreicht, vorzüglich weil es ihm an einer genügenden Sprachwissenschaft fehlte und er, was noch schlimmer ist, diesen Mangel selbst nicht recht fühlte, aber doch Alles erklären wollte. Nicht viel besser waren die vielerlei Versuche de Saulcy's: am ärgsten aber offenbarte sich der schwere Mangel an aller wissenschaftlichen Sicherheit und Haltung in dem 1852 erschienenen großen Werke des Abbé Bourgade unter dem seltsamen Namen *Toison d'or de la langue Phénicienne*, ein Werk, dessen Fehler in dem alsbald folgenden kleinern des Abbé Barges, Professors an der Sorbonne, nur wenig verbessert wurden. So mußten denn bei diesem Zustande der Dinge meine Abhandlungen 1848—49 „über die neu entdeckte phönikische Inschrift von Marseille“, 1852 „Entzifferung der Neupunischen Inschriften“ und 1856 „Erklärung der großen Phönikischen Inschrift von Sidon“ \*) den ersten Grund zu einem sichern Verständnisse dieser aus vielen zusammentreffenden Ursachen allerdings sehr schwer verständlichen Denkmäler legen.

Nun aber nimmt Hr Judas in diesem Jahre 1857 seine Arbeiten auf diesem Gebiete mit neuem Eifer auf, nachdem er schon im November der *Revue archéologique* des vorigen Jahres sich auch an der neuentdeckten sidonischen Inschrift versucht hatte. Er berücksichtigt die inzwischen erschienenen Schriften Anderer, gibt manche seiner früheren Ansichten auf, vertheidigt andre von diesen, und stellt neue auf. Allein ist einmal über irgend einen schwierigeren Gegenstand der Er-

\*) Womit man aber nützlich die Nachträge vergleicht, welche ich in einigen spätern Aufsätzen, namentlich innerhalb der gel. Anz. gegeben habe.



Kenntniß wenigstens der Grund zu einem richtigen Verständnisse gelegt, so erhebt sich für alle die späteren Arbeiten, welche dieses weiter zu fördern sich bemühen, als erste Bedingung die Forderung das schon richtiger Erkannte auch vollkommen zu verstehen und entsprechend zu würdigen. Es sind dann sehr wohl noch weitere Fortschritte im Verständnisse eines anfangs so gänzlich dunkeln Gegenstandes möglich, sowie die vielerlei zerstreuten phönizischen Denkmäler aller Zeiten und aller Orte für uns ein so neuer und zugleich so schwieriger Gegenstand der Erkenntniß sind, daß es unmöglich wird, alles Einzelne in ihnen sofort mit gleicher Gewißheit vollkommen sicher wiederzufinden, und daß jede noch schärfer wiederholte Vergleichung, noch mehr aber jedes neu entdeckte Denkmal eine mächtige Hülfe für weitere sichere Fortschritte werden kann. Immer aber bleibt es unentbehrlich, das schon sicher Erkannte zuvor sicher sich anzueignen, um nicht vielleicht ganz umsonst neue Mühen anzuwenden, um alte Irthümer zu vermeiden und nicht gar in viele neue zu verfallen. Der Prüfstein jeder neuen Arbeit ist nothwendig die Art und die Stufe, in welcher sie die bereits gewonnenen Stoffe sicherer Erkenntniß sich angeeignet hat: und man sollte denken, wo irgend reiner Eifer für Wissenschaft rege sei und ein tiefes Verlangen, die Lücken der menschlichen Erkenntniß auszufüllen, alle Selbstsucht zurückgedrängt habe, da müsse sich diese erste Bedingung von selbst verstehen. Denn wie Vieles ist noch weiter zu erforschen; und nützt es denn etwas, das vor den Füßen Liegende und Unumgängliche dennoch nicht sehen zu wollen?

Hr Judas aber hat die nach 1847 errungenen Stücke sicherer Erkenntniß auf diesem weiten öden

Felde sich nicht angeeignet, und sich nicht auf den Standort erhoben, auf welchem diese ganze schwere Arbeit menschlicher Wissenschaft heute wirklich steht. Er ist mit seiner ganzen sprachwissenschaftlichen Fähigkeit eben da stehen geblieben, wo er 1847 stand, und hat noch immer keinen rechten Begriff weder von menschlicher Sprache überhaupt, noch insbesondere von semitischer, oder auch nur von den auf öffentlichen Denkmälern zu erwartenden Gedanken; auch das einzelne sichere Wissen geht ihm nach dieser Seite hin trotz aller Mühe, die er sich sonst sichtbar gegeben hat, noch immer sehr fühlbar ab. Schon hieraus erklärt sich hinreichend, wie er die Erkenntnisse der neuern Wissenschaft sich anzueignen kaum fähig war. Er beschäftigt sich meist mit dem Besprechen und Widerlegen der Ansichten Bourgade's, Bargés', de Saulcy's und anderer solcher Gelehrten, deren frühere Versuche auf diesem Felde heute kaum noch so viele besondere Rücksicht verdienen: während er die richtigeren Erkenntnisse kaum recht berührt und nirgends seinen Lesern auch nur eine klare Einsicht in ihr Wesen und ihren Zusammenhang gibt. Das Betrübende dabei ist, daß der Verf. das Ungenügende und Gitle, welches in seinem ganzen Verfahren liegt, nicht einmal zu merken scheint. Wir können dieses in der That nur als ein Zeichen auffassen, woraus man den Zustand dieser Wissenschaft im heutigen Frankreich erkenne, wollen indessen hier einige Einzelheiten bestimmter berühren, um unsern Lesern einen näheren Begriff von dem Inhalte und Werthe dieser neuesten Beiträge zu einer so eben in neuester Zeit sich von ihren ersten Anfängen herausbildenden Wissenschaft zu geben.

Der Verf. beginnt sein neues Werkchen über

die massilische Inschrift damit, daß eine wiederholte Betrachtung dieser heute um so einträglicher sei, je mehr die neuestens entdeckte sidonische Inschrift ein neues Licht auf sie werfe. Dieses ist allerdings wahr: allein welches neue Licht die sidonische auf die massilische werfe, ist schon hinreichend bemerkt; während der Verf. weder dieses Licht klar genug erkennt, noch überhaupt in seinen neuen Erklärungen irgend etwas die Sicherheit unsres Verständnisses der massilischen Forderndes hier beibringt. Die sidonische Inschrift hat z. B. vollends bewiesen, was ich 1848 schon bei der massilischen als nothwendig erkannte, daß das Phönikische sehr abweichend vom Hebräischen das Thatwort כרך wie das Arabische sein ك for den Begriff des einfachen seyn gebrauche: unser Verf. aber will nach S. 13 dennoch das Perf. כך und das Imperf. ירך, als entsprächen sie dem hebräischen יהיך und יריך, als stellen fassen und übersetzt die in der massilischen Inschrift so häufige Redensart 'רכך הערת' et l'on disposera la peau et les . . . pour le maitre de la victime. Dabei übersieht der Verf. also das Einfache, und drängt statt dessen etwas viel Künstlicheres ein, was scheinbar sicherer sein soll, weil dann das Phönikische dem Hebräischen ganz ähnlich ausieht, und dennoch sogar nach dem Hebräischen selbst unrichtig sein würde, während es auch an sich unmöglich ist; denn יהיך stellen kann keineswegs sofort das französische disposer . . . pour ausdrücken. —

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

181. 182. Stück.

Den 12. November 1857.

---

## P a r i s

Schluß der Anzeigen: »Nouvelle analyse de l'inscription Phénicienne de Marseille par A. C. Judas.« Und: »Nouvelles études sur une série d'inscriptions Numidico-Puniques etc. par M. A. C. Judas.«

Die Worte bei der Beschreibung des opferbaren Kalbes 3. 5 אש קרנילם במחסר באט ומטא übersezt Hr Judas »un veau qui a des cornes, frappe du pied le sol, n'a point trituré ni porté le joug«. Frägt man nun zunächst, wie ein solcher Sinn in diesen wenigen Worten liegen sollte, so vernimmt man zuerst, daß der Verf. die Buchstaben ילם von קרן trennt, dieses also etwa קרן im Sinne von מקרין Ps. 69, 32 aussprechen muß, und ילם als einerlei mit הלם faßt, weil ja ebenso eine Wurzel ילך mit הלך gehen wechsle. Schon hier aber zeigen sich eine Menge Schwierigkeiten, an welche der Verf. gar nicht gedacht zu haben scheint. Wenn קרן als Mittelwort Hörner tragend zu lesen ist, so

erscheint das bezügliche **וּ** welcher vorher als überflüssig, würde wenigstens nach dieser ganzen Deutung der Worte weit besser vor **במהסר** seinen Stand haben. Ferner wechselt eine Wurzel **לם** keineswegs so leicht hin mit **הלם**, daß man eine solche Möglichkeit sogleich überall ohne Weiteres annehmen könnte: aber könnte auch jenes mit diesem wechseln, so würde doch **הלם** schlagen an sich noch keineswegs „mit dem Fuße den Boden schlagen“ bedeuten, noch weniger würde man begreifen, was denn eine solche Beschreibung hier solle, da, daß ein Kalb sich bewegen und gehen könne, doch selbstverständlich ist. Bei den folgenden Worten **במהסר באט ומטא** ist es aber dem Verf. verhängnißvoll geworden, daß er meint, weil **הסר** im Hebräischen **מנגל** bedeute, so müsse **מהסר** auch im Phönikischen dasselbe bedeuten: eine Annahme von der Art, wie man sie noch immer ganz gewöhnlich macht, obgleich alle Annahmen dieser Art ganz grundlos sind. So übersetzte er denn beim Mangel von **ניד** der schlagen und **סח**, als ob **באט** einerlei sei mit dem hebräischen **בעט** „niedertreten“ und **מטא** mit dem hebräischen **מטא** Stange, ferner als ob niedertreten so viel als dreschen bedeutete und alle diese Worte ein Kalb beschreiben könnten, welches weder gedroschen noch gepflügt habe. Allein wollte man auch dieses Alles zugeben, obgleich jedes Einzelne davon schon grundlos genug ist (denn auch das **מטא** und niedriger oder darunter wird jetzt durch das **מַחֵ** in der sidonischen Inschrift 3. 11 vollständig geschützt), so würde ja doch hier das Dreschen gar keinen Gegensatz haben, da das **סח** vom Rinde eben bei jeder Arbeit getragen wird. Und wozu endlich diese ganze weitläufige Beschreibung,

da nach dem klaren Zusammenhange aller Sätze der Inschrift ein Kalb ganz einfach nur nach seinem Alter beschrieben werden soll? Diese ganze Erklärung der Worte ist auf jeder Stelle gekünstelt, gezwungen und wie von Angstschweisse fließend, und gibt dennoch auch nicht einmal einen scheinbar passenden Sinn. Und so sind alle die dem Verf. eigenthümlichen Erklärungen ebenso gezwungen und unmöglich der Sprache als unpassend dem Sinne nach.

Uebrigens steht die richtige Erklärung der großen massilischen Inschrift schon viel zu fest als daß Hr Judas hier in den entscheidenden Hauptsachen etwas zu ändern wagte: er sucht mehr im Einzelnen abweichende Ansichten auf, die aber, wie gesagt, fast alle ohne Grund sind. Doch wollen wir hier bemerken, daß er das scheinbar etwas dunkle Wort צרב 3. 9, welches, wie ich zeigte, ein junges Thier bedeuten muß, mit dem (auch im Syrischen vorkommenden) talmudischen פורפא Lam m vergleicht, während man dann wegen der größern Allgemeinheit des Sinnes noch besser das arabische حروف vergleichen kann. Der Wechsel der Laute, welcher sich in diesen Wörtern alsdann zeigt, ist zwar etwas stark, jedoch kein unmöglicher: was in solchen Fällen genügen kann.

Noch weit unbefriedigender aber als dieses ist das zweite Werkchen des Hrn Judas, wo er die neupunischen Inschriften fast noch ganz ebenso unrichtig auffaßt wie im 3. 1847. Es kommt bei diesen Inschriften theils auf das richtige Verständniß der eigentlichen Gedanken, theils auf die Entzifferung vieler sehr dunkler Eigennamen, besonders auch von Städten an: und so wichtig letzteres ist, so begreift man doch leicht, um wie

viel noch weit wichtiger jenes erste sei. Aber gerade darin genügt der Verf. noch immer nicht auch den bescheidensten Ansprüchen, welche man an einen Entzifferer dieser allerdings aus vielen Ursachen ganz besonders schwierigen Inschriften stellen muß. Wir wollen hier nur das Eine hervorheben, welches der Verf. für so wichtig hält, daß er es sogar auf der äußern Aufschrift seines Buches, wie um alle Welt zum Zeugen anzurufen, laut und ausdrücklich genug bemerkt. Es betrifft dies das richtige Verständniß der Redensart, welche auf den Dankinschriften so oft wiederkehrt:  $\text{ברכא קלא כשמע}$  oder  $\text{וברכא}$ , womit auf andern  $\text{ברכא קלא}$  wechselt; bisweilen liest man auch noch das Wörtchen  $\text{אא}$  vor  $\text{קלא}$ . Ich sah nun 1852 ein, daß diese Redensart bedeuten müsse: (der das Denkmal Segende dankt seinem Gotte) weil er der Gott (Baal oder sonst wer) auf seine Stimme hörte ihn segnend, sein Gelübde erfüllend; und ich hielt es, nachdem das Richtige gefunden war, kaum noch für der Mühe werth, darüber viel zu reden. Allein der Verf. kann sich in dieses Einfache noch immer nicht finden; auch schwebt ihm als zu verführerisch vor den Augen, daß wenn  $\text{ברך}$  segnen bedeute, doch wohl das ihm immer so nahe stehende  $\text{קלא}$  auf  $\text{קלא}$  fluchen führen müsse. Diesen und andern Vorspiegelungen folgend, meint er denn, daß  $\text{א}$  am Ende müsse das Zeichen der ersten Person der Einzahl des Perf. sein, daß  $\text{א}$  das der dritten der Mehrzahl; und übersetzt solche stets wiederkehrende Redensarten wörtlich so: *Votum hoc vovens, auscultavi, maledixi-benedixi*, oder in dem andern Falle: *Hoc vovens, quia auditum, maledicentes-benedicentes* (i. e. *maledixerunt benedixerunt*). Daß diese Re-

denarten, wenn sie nach dem Punischen oder Phönikischen so lauteten, gar keinen Sinn geben und zuletzt höchstens alle Phöniken als sonderbar dumme Leute darstellen würden, bekümmert ihn wenig: er hat sich einmal fest überzeugt, daß die Worte keinen andern Sinn geben. Allein die Annahme, daß ein א- die erste Person der Einzahl des Perf. in der Wirklichkeit als Laut bilden und in der Schrift bezeichnen könne, ist ja selbst völlig grundlos; ganz ebenso die andre, daß ׀- die Endung der Mehrzahl eines Mittelwortes sein und dieses dann geradezu für das Perf. stehen könne. Der Verf. fehlt also hier gegen die allerersten Sprachgesetze im Semitischen, aber auch zugleich gegen allen Sinn menschlicher Rede. Allein er bleibt sich in alle dem so sehr gleich, daß er sogar, wenn das bekannte Accusativzeichen ׀ vor אק steht, dieses nicht anerkennen will und wie zum Troste gegen den gesunden Sinn menschlicher Rede auf Inschriften übersetzt: *auscultavi, signum maledixi-benedixi*. Nach bekannten Gesetzen des Sakbaues im Semitischen kann der Nebensatz dem Hauptsatze in derselben Zeit durch das einfache ׀ und angefügt werden, ׀ שמע אז קלם וברכם; oder das zweite Thatwort kann dem ersten auch ohne dieses ׀ angefügt werden, wie in den meisten neupunischen Inschriften geschieht; oder endlich die Nebenhandlung kann durch das Imperf. als den Zustand bezeichnend angeschlossen werden, wie in dem ׀ יברכם ... שמע der Melit. 1 geschieht. Für alles dieses hat der Verf. keinen Sinn: ja er will in der Melit. 1 vielmehr ׀ הברכם lesen und die dertige Redensart übersetzen *prout auditum, maledixerunt vel benedixerunt*, als ob das ׀- in irgend einer semitischen Sprache oder bedeuten



könne! Was er aber S. 47. 53 gegen die richtige Ansicht sagt, hat gar keine Bedeutung, weil, sollte wirklich auf einer Inschrift שרמ für שרמ oder vielmehr (nach der neupunischen Verwechslung) שרמ stehen, dieses nur ein selbstverständliches sehr geringes Schreibversehen wäre und gegen alle die vielen übrigen vollkommen deutlichen Fälle nichts beweisen würde.

Hiermit ist wohl über dieses Alles genug gesagt. Was die Eigennamen der Städte und Dörter betrifft, welche auf den Inschriften genannt werden, so hat der Verf. auch diesen für die Geschichte so wichtigen Gegenstand um nichts Bedeutendes gefördert. Die Stadt Maktaram oder Maktari, welche ich 1852 auf den Inschriften wiederfand, bestätigt jetzt Hr. Judas durch noch weitere Bemerkungen S. 41. Auf einer Menge von Inschriften, die man bei der Stadt Gelma gefunden hat, zeigen sich die Buchstaben במלכה: der Verf. möchte nun in diesen selbst den Namen der alten Römerstadt Calama erkennen, nimmt also an, daß der Name Malaca von Griechen und Römern mit umgekehrter Sylbenreihe Calama ausgesprochen sei. Eine solche Annahme ist sehr bedenklich: wir haben indessen gegen diese bloße Möglichkeit nichts einzuwenden, wenn sie sich als eine Wahrheit weiter bewähren sollte. Doch ist dann bestimmter zu erwägen, daß auf einer dieser Inschriften (s. die Entzifferung der neupunischen Inschriften S. 28) von בעלא קלמה בנאר „Bürgern Kalama's am Flusse“ die Rede ist, der Name der Stadt hier also ganz wie sonst in römischer Sprache lautet. Der Verf. will hier zwar פּעל אקלמן בן אר „es weihte Akelman Sohn Dr's“ lesen, als hätten wir hier den Eigennamen eines Mannes: allein ein Thatwort פּעל kommt nirgends auf allen die-

sen vielen Inschriften in einem solchen Sinne vor. Im übrigen aber billigen und loben wir es sehr, daß der Verf. auf die richtige Erkenntniß des Fundortes jeder einzelnen Inschrift viel hält und sie sorgfältig zu bemerken sucht. Gerade in dem sichern Wiederfinden der alten Ortsnamen auf diesen Inschriften wird künftig noch Vieles zu thun sein; und besonders davon werden die echten weitem Fortschritte in ihrer Entzifferung ausgehen müssen.

Wenn übrigens der Verf. diese Inschriften in der Aufschrift seines neuen Werkes und in diesem selbst wiederum numidisch = punische nennt, so erneuert er damit nur einen untreffenden Namen. Diese Inschriften sind weder ihrer Sprache, noch ihrer Schrift nach numidische oder ein Gemisch von numidischen und punischen. Ihre Sprache, wie gesunken auch, ist kein Gemisch zweier Sprachen und hat keinen wesentlichen Zusatz vom numidischen empfangen: denn daß manche numidische Eigennamen in ihren Kreis eingedrungen sind, hat ihre wesentlichen Bestandtheile nicht geändert. Ihre Schrift, wie verschieden auch von der alten phönikischen, ist doch nur aus dieser erwachsen, und von der, welche man als die echt afrikanische die numidische nennen könnte, gänzlich verschieden. Es liegt also kein Grund vor den Namen numidisch = punisch hier einzuführen; und der einzig für sie zutreffende Name ist neupunisch. Allerdings ist die alte phönikische oder punische Sprache und Schrift nur auf diesem Boden Afrika's so entartet: allein auch dieser Sinn kann in dem Namen des Neupunischen deutlich genug liegen.

Zu bemerken ist noch, daß der Verf. auf den beigelegten sechs Bilderblättern fünf neue Inschriften dieser Art mittheilt, und zwar in sehr

schönen Abdrücken. Unter diesen hier zum erstenmale erscheinenden sind drei sehr gut erhaltene: sie sind indessen, nachdem die Entzifferung der früher veröffentlichten gelungen ist, alle leicht zu entziffern, und bestätigen die früheren Entdeckungen auf diesem Gebiete nur noch weiter. Es sei daher hier nur das Eine angemerkt, daß das erste Wort auf der Inschrift Bl. IV, 2, obwohl es etwas undeutlich zu lesen ist, doch nicht, wie der Verf. will נַעֲרָר, sondern נַעֲרָר zu lesen ist. Wäre jene Lesart richtig, so würde das Wort als Echwort geloben bedeuten, während es nach dem Zusammenhange der Rede hier Gelübde bedeuten muß: so verhält sich die Sache wenigstens nach unsern bisherigen Erkenntnissen, und es liegt keine Ursache vor, sie hier anders zu betrachten.— Auch ersieht man aus diesem Werkchen, daß der *Toison d'or de la langue Phénicienne* vom Abbé Bourgade jetzt in einer zweiten theilweise vermehrten und verbesserten Ausgabe erschienen ist: diese neue Ausgabe ist uns noch nicht gekommen, wir wünschen nur, sie sei wirklich vom Grunde aus verbessert. Wenn es aber manchen unsrer Leser scheinen könnte, als hätten wir über diese zwei Werkchen des Hrn Judas schon zu viel geredet, so mögen sie bedenken einmal, daß hier ein ganz neues wissenschaftliches Gebiet sich erhebt, welches, wie jedes andre der Art, am nützlichsten gerade mitten in seinem ersten Werden am meisten zu überwachen ist, damit es unsrer gesammten Wissenschaft selbst so viel Nutzen als möglich bringe; und zweitens, daß wir heute in Deutschland auch wissenschaftlich genau zuzusehen haben was uns Frankreich bringe und was nicht. Der Verf. steht aber keineswegs unter seinen Landsleuten so einzeln da, daß wir bei ihm von

allen solchen volksthümlichen Seiten absehen könnten: er kann uns vielmehr den ganzen Zustand veranschaulichen, in welchem sich jetzt manche Wissenschaften dort befinden. Denn wohl wissen wir zwar, wie wenig der Zustand solcher Wissenschaften auch in Deutschland heute genügend, geschweige denn sehr erfreulich sei: aber eine solche Reihe von Schriften wie sie Hr. Judas der Welt vorgelegt hat, würde nach der allgemeinen Lage dieser Wissenschaften in Deutschland doch kaum möglich sein.

H. G.

### B ü r i c h

Druck und Verlag von Friedrich Schulthes 1857. Die Feldherrnkunst des neunzehnten Jahrhunderts. Zum Selbststudium und für den Unterricht an höheren Militärschulen. Von W. Rüstow. Zwei Abtheilungen in gr. Octav. (1ste Abtheilung III und S 1 — 452 mit 2 Steintafeln).

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, einen Ueberblick über die Entwicklungsgeschichte der Feldherrnkunst seit der französischen Revolution zu geben und glaubt dadurch zugleich ein Handbuch der neuesten Kriegsgeschichte zu liefern, welches nach seiner Ansicht sowohl bei dem Selbststudium der Kriegswissenschaft, als bei dem Unterrichte in derselben an Militärschulen einigen Nutzen gewähren dürfte.

Zur Lösung seiner Aufgabe hat der Verf. den Weg gewählt, neben Erzählung der kriegerischen Ereignisse abwechselnd die Theorien gleichzeitiger Autoren darzulegen und so dem Leser, in beständigem Wechsel von Theorie zur Anwendung und von der Anwendung zur Theorie übergehend, ei-

nen klaren Einblick in die Art und Weise zu geben, wie beide einander gefördert haben.

In der uns vorliegenden ersten Abtheilung des Werkes werden im 1sten Abschnitte als allgemeine Einleitung Betrachtungen über Feldherrnkunst und Geschichte der Feldherrnkunst in folgenden Abhandlungen gegeben: Gegenstand der Feldherrnkunst — Unveränderlichkeit der Grundsätze der Feldherrnkunst — Veränderlichkeit der Formen, in welchen die Grundsätze der Feldherrnkunst zur Anwendung kommen — die Kunst, die Künstler und ihre Zeit (hier Feldherr und Staat, Feldherr und Heer, der Feldherr und seine Bildung).

Der Verf. bezeichnet uns die Kriegsführung als den Gegenstand der Feldherrnkunst und deren Grundsätze als unveränderlich, dagegen die Formen, in welchen jene Grundsätze zur Anwendung kommen, ihm als veränderlich erscheinen. Er setzt uns sodann auseinander, daß in Ansehung der Stellung des Feldherrn zum Staate, die demokratische Republik die günstigste Staatsform für den Feldherrn sei, weil er nur bei dieser gegen jede Intrigue gesichert, nur hier zu einem Streben nach glänzenden Erfolgen geführt und zu Wagnissen ermuthigt werde, so wie denn auch hier eine geheime Politik unmöglich sei, welche auf den Feldherrn störend einzuwirken vermöge. Wir fragen hierauf nur: ob es in den Republiken nicht auch eine Regierung gibt, von der der Feldherr abhängig und der er verantwortlich ist, gleichviel, wie das Volk über ihn urtheilen möge; — ob es in Republiken keine Leidenschaften gibt, die dem Feldherrn entgegentreten können, — und ob eine demokratisch republikanische Regierung in einem Kriege aller geheimen Politik, wie sie der Verf. bei monarchischen Regierungen als be-

stimmt vorhanden annimmt, jedenfalls entbehren kann? —

In der Abhandlung über den Feldherrn und seine Bildung, wird uns gesagt, daß erst die neueste Zeit seit dem 18ten Jahrhundert eine wahre Theorie über die Feldherrnkunst geschaffen habe, denn die Griechen wie die Römer und die Schriftsteller der neueren Zeit bis ins 18te Jahrhundert hätten nur einzelne Theile der Kriegskunst: Taktik, Fortification, Artillerie, Organisation wissenschaftlich behandelt, seien aber hinsichtlich der Theorie der Feldherrnkunst nicht über den Standpunkt des Polybios hinausgekommen; erst die neuere Zeit habe in der That versucht, aus den Bedingungen der Kriegsführung allgemeine Grundsätze der Kriegskunst als nothwendige, von den Thatsachen der Geschichte unabhängige Ergebnisse herzuleiten und sie als Richtschnur für die Handlungsweise der Feldherrn hinzustellen, also eine Feldherrnwissenschaft zu gründen.

Erst da, wo der Verf. sich dahin ausspricht: daß noch nie Jemand mit der Feldherrnwissenschaft die Feldherrnkunst habe umfassen wollen, es vielmehr anerkannt sei, daß der Menichengeist und die Leidenschaft unmeßbar seien; daß jede Kunst auf bestimmten Gesetzen ruhe, aber auch in jeder Kunst ein unfaßbares Etwas liege, welches nur die angeborne Anlage, das Genie sich dienstbar machen könne; so wie, daß jeder Künstler mit einer Anzahl unbekannter Größen rechne und damit auf das Gebiet der Wahrscheinlichkeiten komme, daß er indessen beim Rechnen nicht stehen bleiben dürfe, sondern schaffen müsse und daß die entstehende Schöpfung selbst in jedem Augenblicke die Bedingungen ihrer weiteren Fortbildung ändere — daß dies Alles unter den allerschwierig-

sten Umständen bei Ausübung der Kriegskunst Statt finde; — erst da wird es ziemlich klar, was der Verf. sich unter Feldherrnkunst denkt. Haben wir den Verf. recht verstanden, so ist ihm die Feldherrnkunst das, was nur der schaffende Geist des Feldherrn nach der ihm eigenthümlichen Art, nach den gerade ihm gegebenen Anlagen und besonderen Eigenschaften producirt. Ist dem so, so sehen wir nicht ein, wie es möglich ist, eine Theorie dieser Kunst geben zu können, die ja ihren Merkmalen nach weder zu lehren noch zu lernen ist. Ebenso wenig sehen wir ein, wie diese Kunst in ihrer Entwicklung dargestellt, wie Perioden dieser Entwicklung angegeben werden können, was der Verf. zu seiner Aufgabe gemacht hat. Denn können wir auch beschreiben, was die Kriegskunst zu irgend einer Zeit geschaffen hat, können wir auch bis auf ein gewisses Maaß nachrechnen, was dem Kriegskünstler von der Theorie und der Geschichte des Krieges bekannt sein mochte, da er auf das Feld seiner Thaten trat: die eigenen Erfahrungen, mit denen er gerüstet, die Schlüsse und Combinationen, die sich in ihm vollzogen, sind für uns unmeßbare und unwägbare Größen; sie machen das Geheimniß aus, das in dem schaffenden Künstlergeiste verborgen liegt.

Aber auch der Annahme, daß es eine Feldherrnwissenschaft gebe, von der uns der Vf. zwar nicht sagt, worin sie bestehe, müssen wir entgegen treten. Wird man zugeben müssen, daß es Lehren gibt, welche uns mit dem Wesen dessen, was zur Vorbereitung und Führung des Krieges nöthig ist, bekannt machen, und, daß diese Lehren nach logischen Gesetzen zu einem systematischen Ganzen verknüpft, die Kriegswissenschaft ausmachen; so kann die Feldherrnwissenschaft unseres

Verf. nur ein für den Feldherrn abgefordertes Wissen (eine Wissenschaft in der Wissenschaft) sein. Es ist aber für alle Krieger, die als Führer von Truppen agiren sollen, das Wissen von dem Ganzen der Kriegswissenschaft erforderlich, wenn auch nicht alle in gleichem Grade und Umfange davon Gebrauch zu machen haben. Allerdings hat man versucht, die Kriegskunst in Portionen an Feldherrn, Stabsofficiere u. zu vertheilen, wobei man den Feldherren die Strategie und höhere Taktik zuwies, doch mußte man bald einsehen, daß es unmöglich sei, bestimmen zu wollen, wie viel der Befehlende in den unendlich verschiedenen Lagen des Krieges, an Wissen bedürfe. Eine besondere Feldherrnwissenschaft kann es demnach nicht geben. Nachdem wir somit dem Verf. gegenüber glauben dargeithan zu haben, daß die Annahme einer Feldherrnwissenschaft und Feldherrnkunst, wie sie der Verf. einzuführen bemüht ist, wieder zu neuer Verwirrung der Begriffe führen müsse, kehren wir zu dem weiteren Inhalte des Werkes zurück.

Der 2te Abschnitt schildert die sogenannte Feldherrnkunst des 18ten Jahrhunderts. Der Verf. geht hiebei von den politischen und socialen Verhältnissen aus und gibt dann in gedrängter Kürze das Wesentlichste über Beschaffenheit der Truppen, über die Organisation und Taktik der einzelnen Waffen, über Stärke und Zusammensetzung der Heere, Schlachtordnung und Schlacht, Operationen und Verhältniß des Feldherrn; geht sodann zu der allgemeinen Annahme der preussischen Taktik, der Opposition gegen sie und Kritik derselben über, welche letztere durch das Werk von Lloyd: „Abhandlung über die allgemeinen Grundsätze der Kriegskunst“ (a. d. Englischen. Münster 1783) geübt ist.



Weshalb der Verf. grade das Werk von Lloyd gewählt hat, um namentlich die preußische Taktik in ihrer Schattenseite darzustellen, wissen wir nicht, wohl aber, daß es schon vor und nach Lloyd militairische Schriftsteller gab, welche die preußische Taktik gründlich beleuchteten und Verbesserungsvorschläge machten.

Um indeß den Standpunkt der Kriegswissenschaft, wie sie in den Kriegsperioden des 18ten Jahrhunderts vorlag, mit den kriegerischen Ereignissen vergleichen zu können, um zu sehen, welche Anwendung von ihr gemacht wurde, hätte namentlich für die Zeit nach dem 7jährigen Kriege auf die Werke über die Kriegswissenschaft hingewiesen werden sollen, welche jenen Standpunkt zu erkennen geben.

Nach Darlegung des wesentlichen Inhalts des Werkes von Lloyd, für dessen Grundsätze einige Beispiele aus dem ersten Feldzuge des französischen Revolutionskrieges als Beleg entnommen werden, geht der Verf. im 3ten Abschnitte zu den Revolutionskriegen von 1792 bis 1795 über, wobei sich derselbe in der Erzählung der Begebenheiten jedoch nur auf die Operationen im Großen beschränkt. Da, wo uns der Verf. die Begebenheiten von 1793 vorführt, kommt derselbe auch auf den großen Organisator Carnot, auf das Aufgebot in Masse und auf die neuen Elemente der Kriegführung — und findet, daß von den Beschlüssen des französischen National-Convents hinsichtlich der allgemeinen Landesbewaffnung, der großen Ausdehnung der Requisitionen für die Kriegsbedürfnisse, eine neue Aera der Kriegskunst und Feldherrnkunst datirt. — Allerdings waren mit der Ausführung jener Beschlüsse dem Feldherrn neue Mittel der Kriegführung ge-

geben und das mußte den Franzosen, so lange ihre Gegner nicht die gleichen Mittel anwandten, ein thatsächliches Uebergewicht geben.

Eine Folge jener Beschlüsse war es, daß die großen Massen, welche unter die Waffen gestellt wurden, in ihren Bedürfnissen auf ein Kleinstes beschränkt wurden (daher Abschaffung der Zelte, der Reitpferde für die Officiere, Verminderung der Transportmittel überhaupt) und daß man, da die Requisitionen im eigenen Lande sehr drückend waren, mittelst des der französischen Natur ohnehin sehr zusagenden Offensivkrieges möglichst schnell in ein feindliches Gebiet einzudringen suchte. Dies war aber um so schwieriger, je größer die Massen, daher die Erhaltung des Heeres eine Theilung desselben erforderte, die man in der Formation von selbständigen Armee=Divisionen und Armeen mit Unterabtheilungen in Halbbrigaden fand, welche zugleich den Vortheil ergab, daß die Heerestheile beweglicher, zu den verschiedenen Aufgaben brauchbarer wurden und, was besonders wichtig erscheint, daß die Qualification der Führer leichter erkannt und benutzt werden konnte. Der Nachtheil der Theilung, bei welcher der Feldherr die Heereskörper nicht immer mehr mit eigenen Augen überblicken und selbst leiten konnte, wurde meist dadurch aufgehoben, daß die Kraft zum selbständigen Handeln in deren Führer vermehrt wurde. Um aber die Massen in kürzester Zeit für den Felddienst brauchbar zu machen, mußte man sich auf die allereinfachsten und unentbehrlichsten taktischen Formen beschränken, wobei man für die geschlossenen Bataillone die Colonne als normale Gefechtsform wählte — und als Ersatz für die dadurch herbeigeführte beschränkte Anwendung des Feuers, das Tirailleursystem einführte, zu dessen

schneller Ausbildung die natürlichen Anlagen des französischen Volkes wesentlich beizutragen. Diese für das französische Heer eingetretenen Veränderungen, deren Einfluß noch dadurch erhöht wurde, daß die Einheit aller Kriegsoperationen von einer Oberleitung (Carnot's) ausging — und daß bei jeder Armee sich Volksrepräsentanten befanden, welche die politischen Interessen der Republik überwachen, dann aber auch die Generale zu größter Thätigkeit antreiben sollten, sowie noch besonders dadurch, daß diese neue Kriegsführung nicht an Magazin=Verpflegung gebunden war, mußten den gegen Frankreich verbundenen Feinden, die das alte Kriegssystem beibehielten, trotz der größeren Disciplin ihrer Heere, jedenfalls sehr nachtheilig werden. Dabei kann allerdings nicht geleugnet werden, daß es den Franzosen anfangs noch sehr an Führern fehlte, welche die den Divisionen und Armeen gegebene größere Selbständigkeit richtig zu benutzen wußten; denn erst in der folgenden Periode sehen wir durch den General Napoleon Bonaparte größere Intelligenz hervortreten und wirksam werden. Auch bei diesen neuen Erscheinungen sehen wir wieder, wie spät oft von Erfahrungen und gegebenen Kriegslehren ein nützlicher Gebrauch gemacht wird. So z. B. hier hinsichtlich der Colonne und der zerstreuten Fechtart der Infanterie.

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

183. Stück.

Den 14. November 1857.

---

## Z ü r i c h

Schluß der Anzeige: „Die Feldherrnkunst des neunzehnten Jahrhunderts. Von W. Rüstow.“

Abgesehen von den Lehren der alten Kriegsvölker, finden wir schon Mitte des 18ten Jahrhunderts Männer, welche nicht nur den Werth der Gefechtscolonnen richtig zu würdigen wußten, sondern auch die in der Natur der Sache liegende Wichtigkeit guter leichter Infanterie erkannten. Unter Andern gab schon der Marschall M. v. Sachsen in einem seiner Werke eine zweckmäßige Organisation und Anwendung der Infanterie zum zerstreuten Gefecht, wobei er  $\frac{1}{3}$  des ganzen Fußvolks hiezu ausgesucht wissen wollte; doch man nahm keine Notiz davon. Erst die Franzosen sind mit dem Gefecht en debandade in dem korsikanischen und nordamerikanischen Freiheitskriege bekannt geworden; sie wurden bei der Deorganisation ihres Heeres und der Nothwendigkeit, ihre Massen möglichst schnell benutzen zu können, zur Anwendung desselben getrieben, wobei ihnen

allerdings auch ihre besondere Geschicklichkeit für diese auf Selbstthätigkeit gerichtete Fachtart, dann der leichte Sinn und die durch den Schwindelgeist der Zeit erregte höchste Exaltation dieses Volkes zu Statten kam.

In dem 4ten Abschnitte, welcher die französischen Revolutionskriege von 1796 bis 1800 enthält, sehen wir nach und nach unter Leitung eines Directoriums das neue französische Kriegssystem sich allseitiger entwickeln, die planmäßig angeordneten Operationen durch befähigt befundene Generale, unter denen Bonaparte als ein glänzendes Meteor hervorleuchtet, mit Energie und Umsicht ausführen, während die Gegner mehr oder weniger ihrer alten Kriegführung folgten und zum Theil abgelebte oder unfähige Männer als Führer hatten.

Der 5te Abschnitt legt das Wesentlichste der Theorie der beiden Kriegsschriftsteller Berenhorst und Bülow dar. Der Verf. will daran zeigen, was man über die im vorigen Abschnitte gegebenen Kriegereignisse und über die Kunst der Kriegführung, welche in ihnen die Hauptrolle spielte, damals dachte. Wenn der Verf. lediglich diese beiden Autoren als Repräsentanten der Denker über die damalige Kriegführung betrachtet hat, so sind wir dagegen der Ansicht, daß die Werke, welche den Standpunkt der Kriegswissenschaft bis zum Schluß des 18ten Jahrhunderts darlegten, zugleich mit in Betracht zu ziehen gewesen sein würden.

Wollten wir auch davon absehen, was uns von den Ansichten der Griechen und Römer über das Wesen der Kriegführung bekannt geworden ist — und es hat dies grade das zum Gegenstand, was der Verf. vielleicht als Feldherrnwis-

senschaft angesehen wissen will; so waren doch auch gegen Ende des 18ten Jahrhunderts schon alle Zweige der Kriegswissenschaft vielseitig bearbeitet und übten — je nachdem ihre Lehren mehr oder weniger zur Anwendung kamen — einen bestimmten Einfluß auf die Kriegführung aus, so wie denn die aus den Kriegsbegebenheiten hervorgehenden Erfahrungen — leider nur zu oft aus zufälligen Erfolgen abgeleitet — wieder auf die Kriegsklehren zurückwirkten.

Wie viel Gründliches die Militair-Litteratur aber schon vor Berenhorst's und Bülow's Auftreten geliefert hatte, sodann aber von 1796 1800 namentlich auch über die neue Kriegführung in Vergleich mit dem alten System und insbesondere der preussischen Taktik geschrieben war, wird dem Verf. nicht unbekannt geblieben sein. Berenhorst beendigte übrigens sein Werk: „Betrachtungen über die Kriegskunst, deren Fortschritte u.“ schon im Jahre 1796 und konnte mithin noch nicht über die Ereignisse nachdenken, welche von da bis 1800 Statt fanden; was er über die früheren Ereignisse sagt, wird, wenn es auch zum Theil nur Sarkasmen zum Inhalte hat, für jeden denkenden Krieger beachtungswerth bleiben.

Wenn übrigens Berenhorst aus den 1794 erschienenen Denkwürdigkeiten des Generals Dumouriez ersehen hat, wie Generale der französischen Armeen ohne weitere wissenschaftliche Vorbereitung zur Kriegführung als Sieger über ihre Gegner auftreten — und hieraus nachzuweisen sucht, daß es keine Grundsätze und Regeln der Kriegführung und der Feldherrnkunst gebe, so müssen wir ihm darin beistimmen, daß es hier nichts Zuverlässiges, von Glück und Zufall Unabhängiges geben könne und zwar darum, weil die

eigentliche Kriegskunst nach unserer früheren Bezeichnung ein selbständiges, unmittelbares geistiges Schaffen ist, dessen Wesen sich nicht bemessen und berechnen läßt — und dessen Factoren erst hervortreten, wenn das Kunstproduct zu Tage liegt. Dagegen gibt die Kriegswissenschaft allerdings Grundsätze und Regeln, deren Anwendung jedoch nach den unendlich verschiedenen Verhältnissen des Krieges auch verschieden sein wird — und daher noch immer von dem Maaße an Einsicht und Befähigung des Einzelnen abhängig bleibt.

Wenden wir uns jetzt zu dem 1798 erschienenen Werke Bülow's: „Geist des neueren Kriegssystems ic.“, von welchem der Verf. eine kurze Analyse zu geben sucht.

Hatte Berenhorst die Absicht, in seinem Werke das Unzweckmäßige und Mangelhafte des Kriegswesens seiner Zeit aufzudecken und auf diesem Wege zum Besseren hinzuführen — aber auch zugleich der sogenannten alten Kriegskunst jede Zuverlässigkeit abzuspochen, so tritt dagegen Bülow mit dem Bestreben hervor, ein neues Kriegssystem zu begründen, oder vielmehr die Strategie und Taktik nach seiner Ansicht zu formen. Wer Bülow aus seinen Werken kennt, wird zugestehen, daß er ein genialer, aber auch sehr exaltirter Kopf war. Auch er hatte die Uebelstände des Kriegswesens damaliger Zeit mit Scharfsinn aufgefaßt, hatte zugleich über das siegreiche Auftreten der Neufranken nachgedacht, und hoffte durch seine Schriften zu geben, was ihm hiernach als Bedürfniß erschien. Wie weit er dabei die über Kriegswissenschaft bereits vorhandene reiche Litteratur benutzte, ist nirgends angegeben. Was ihm in seinem Werke indeß besonders zum Vorwurf zu machen sein dürfte, besteht zunächst darin, daß

er seine Theorie zum Theil auf die neuen Erfolge im französischen Revolutionskriege stützt und hiebei oft das, was Glück und Zufall gab, als Regel aufstellt und deren Richtigkeit aus der Kriegsgeschichte zu belegen sucht; sodann, daß er das, was in einzelnen Fällen zweckmäßig erscheinen kann — aber nur lediglich durch die Intelligenz des Anwendenden nach Zeit und Umständen zu bestimmen ist — als feste Norm gelten lassen will. Ist Bülow auch von einigen seiner Gegner mißverstanden, so ist ihm doch auch die Unhaltbarkeit mehrerer seiner Lehrsätze gründlich nachgewiesen, wie z. B. durch die Beleuchtung von Gaugreben 2c.

In den Bemerkungen, welche der Verf. über Bülow's Lehren macht, stellt er diesem nicht immer allgemein gültige Grundsätze entgegen. Dies bemerken wir z. B. in Betreff der Eigenschaften einer Basis und der Operationenlinien; denn wenn es zweifellos vortheilhaft ist, eine breitere, mehr umfassende Basis und mehrere convergirende Operationenlinien, als der Feind, zu haben; so kommt es doch sowohl bei der Defensiv und dem Rückzuge, als bei der Offensiv noch sehr auf die Beschaffenheit derselben an. Es wird diese Berücksichtigung auch bei dem Requisitionssysteme nicht aufgehoben, einem Systeme, dessen Anwendung ohnehin weder unter allen Kriegsverhältnissen, noch bei jeder Größe der Heere, zulässig erscheint. Wenn die Operationenlinie für die Offensiv aber auch nur als Nachschublinie betrachtet werden sollte, welchen Fall der Verf. erwähnt, so wird sie für den Angreifenden doch immer dem Waffenverhältniß entsprechende Schlachtpunkte und die Basis der für die Offensiv gesicherten Aufbewahrungsplätze, für den Rückzug aber feste Aufnahm-



punkte darbieten müssen. Ueberhaupt finden wir den Unterschied einer reinen Operationsbasis von einer reinen Verpflegungsbasis hier ebenso wenig, als den der provisorischen von der stetigen Basis berührt, obgleich die Beachtung dieses Unterschiedes hinsichtlich des speciellen Kriegszweckes nicht gleichgültig sein kann. Den ewigen Streit in der Definition von Strategie und Taktik lassen wir auch hier auf sich beruhen, da jeder Kriegskundige von selbst herausfühlt, welche Thätigkeit dem einen oder anderen dieser Zweige der Kriegswissenschaft angehört.

Die Beispiele, welche schließlich der Verf. in seinen Bemerkungen aus dem französischen Revolutionskriege angibt, um zu zeigen, wie Bülow's Urtheile über die Begebenheiten jenes Krieges nicht immer mit seinen aufgestellten Lehrsätzen übereinstimmen, sind ebenso schlagend, als interessant. Alles, was derselbe hiebei noch über die Dekonomie der Kräfte sagt, ist höchst beachtungswerth.

Mit dem 6ten Abschnitte kommen wir zu den Kriegen Napoleons gegen Osten von 1805 bis 1809. Nachdem der Verf. als Vorbereitung zu dieser Periode die großen politischen Veränderungen von 1800 bis 1805 erwähnt hat, gibt er uns eine Einsicht in die neue Heerorganisation, welche Napoleon als französischer Kaiser in der Art eintreten läßt, wie er sie für seine beabsichtigte Kriegführung nöthig erachtete und wie sie eine einheitliche Leitung erforderte. Der Vf. zeigt uns sodann an einem Beispiele, wie die neu formirten Armee-Corps in der Offensive innerhalb eines gewissen Flächenraums zu leiten seien, damit man die Proviantirung möglichst leicht beschaffen, den Feind aber möglichst lange in Unge-

wißheit erhalten und nach gefaßtem Entschluß oder nach eintretenden Umständen die nöthige theilweise oder gänzliche Vereinigung möglichst schnell vornehmen könne. — Wenn hier angenommen wird, daß der Flächenraum, welchen die Marschlinien einschließen und auf dem die verschiedenen Armee-Corps ziemlich parallel in entsprechenden Abständen zu nur einem Object vorrücken, die eigentliche Operationslinie bilde, aber auch die Straße, auf welcher die mittelste Colonne marschiere, dafür genommen werden könne; so glauben wir, daß es angemessener sein dürfte, allemal diejenige Marschlinie, welche auf das zu erreichende Object am directesten gerichtet ist, als die eigentliche Operationslinie anzusehen.

Als Vorbereitung zu den weiteren Kriegsbereignissen betrachtet der Verf. noch zuletzt die Verpflegungsmittel in der Offensive bis zur Schlacht und die Art und Weise, wie Napoleon — mehr Stratege als Taktiker — seine Massen zum Gefecht ordnete und verwandte und durch die eigenthümliche und zweckentsprechende Organisation eines Generalstabes sich ein Organ seiner geistigen Verbindung mit dem Heere zu schaffen wußte.

Im 7ten Abschnitte berichtet der Verf. über den wesentlichen Inhalt des Werkes von Jomini: „Grundriß der Kriegskunst 2c.“ (welches in letzter französischer Ausgabe 1837 erschien und 1839 ins Deutsche übertragen wurde. Eine frühere Ausgabe von 1830 wollte Jomini als Einleitung zu seinem 1803 herausgegebenen Werke über große militairische Operationen 2c. angesehen wissen).

Der Verf., welcher als Eingang zu seinem Berichte die wichtigsten Lebensverhältnisse Jominis vorausschickt, bezeichnet auch dessen Kriegssystem schon vorläufig als ein auf die Lehren der Erfah-

rung basirtes, obgleich dasselbe nach unserer Ansicht mit Recht vielen Widerspruch gefunden hat. Die Klage, daß neuerdings Werke der Meister von Nachbetern gewissermaßen mit einem Brei umgeben wurden, angeblich, um sie verständlicher zu machen — dessen sich der Verf. auch hier enthalten will — dürfte doch wohl durch solche Meister selbst veranlaßt sein, die gern mit neuen Worten für alte Sachen spielen und sich in gesuchten Ausdrücken einer sich selbst nicht verstehenden philosophischen Schule, gefallen; doch scheint uns dieses weit weniger bedauerlich, als daß es so viel Compilatoren gibt, welche den fremden Gedanken in andere Worte gehüllt in ein sogenanntes System hineinkneten und sich dann einbilden, daß sie dadurch ihr geistiges Eigenthum geworden sind. Wer sich die Mühe geben will, die besseren militairischen Werke der älteren und neueren Litteratur, welche vor Jomini's Auftreten in derselben erschienen sind, zu lesen, wird die Abstammung der haltbaren Ansichten Jomini's bald auffinden und sich überzeugen, daß er Vordenker gehabt, aber nicht immer richtig benützt hat. Seine vielen sogenannten Kunstwörter und seine neuen Begriffsbestimmungen, sind mehr verwirrend als aufklärend — und wenn er seine Ansichten durch Beispiele aus der Kriegsgeschichte zu belegen sucht, so vergißt er, daß man nicht selten ebenso viel Belege für die entgegengesetzte Ansicht zu geben im Stande ist. Um indeß zu zeigen, wie unklar Jomini sein Werk beginnt, bemerken wir nur noch, daß er seine Wissenschaft der Kriegskunst in sechs Theile, nämlich in die Kriegspolitik, die Strategie, die höhere Taktik, die Logistik, die Ingenieurkunst und in die elementare Taktik zerlegt. Wenn man Mitte des 18ten Jahrhunderts

die sogenannte Kriegskunst noch als einen Zweig der angewandten Mathematik gelten ließ, so war dies allerdings sehr seltsam, aber unbegreiflich muß es dem erscheinen, der mit der deutschen Militair-Litteratur nicht ganz unbekannt geblieben ist, daß noch im Jahre 1837 solche Begriffe von der Wissenschaft des Krieges existiren konnten. Es liegt nicht in unserer Aufgabe, die Theorie Jomini's speciell zu beurtheilen, wie auch unser Verf. sich dessen fast ganz enthält, unbezweifelt, weil es schon an anderen Orten hinlänglich geschehen ist; aber ganz natürlich erscheint uns dagegen am Schlusse der Besprechung über die bisher vorggeführten Autoren die Frage: ob die Feldherrn bei ihren kriegerischen Unternehmungen sich an die gleichzeitig vorhanden gewesene Kriegstheorie gebunden haben, und ob es überhaupt möglich sei, aus der von den vier Autoren gegebenen Theorie eine vollständige Entwicklung der sogenannten Feldherrnkunst ableiten zu können. Wir müssen Beides bezweifeln.

Der 8te Abschnitt gibt nun die Befreiungskriege, wohin der spanische Krieg von 1808 bis 1812, der russische Krieg von 1812, der deutsche Krieg von 1813 mit den gleichzeitigen Ereignissen in Spanien, der Feldzug von 1814 und 1815, gerechnet wird.

In den Vorbemerkungen zu den Befreiungskriegen werden als Hauptursache des sich allmählich herstellenden Gleichgewichts und endlich eines entschiedenen Uebergewichts der Feinde Napoleons die zweckmäßig organisirte Volkskraft und die daraus herfließende Annahme des durch die französische Revolution hervorgerufenen Kriegssystems bezeichnet.

Aus welchen Quellen der Verf. bei allen sei-

nen geschichtlichen Erzählungen geschöpft hat, finden wir zwar nirgends angegeben, doch glauben wir, daß die Auswahl derselben eine sehr entsprechende gewesen ist, so wie denn auch das richtige Maaß der Mittheilung für den ausgesprochenen Zweck beachtet sein dürfte.

Sollen wir schließlich über den Werth der mühevollen Arbeit des auf dem Felde der Militair-Litteratur so thätigen Verfs unsere Ansicht aussprechen, so erkennen wir gern an, daß es für die, welche mit den Werken Lloyd's, Berenhorst's, Bülow's und Tomini's nicht bekannt sind, ein Gewinn an Zeit und Geduld ist, hier die Quintessenz ihrer Theorie zu finden. Besonders werthvoll ist sie aber gewiß für Jeden, der die großen, meist strategischen Operationen in den Kriegen von 1792 bis incl. 1815 — welchen in der zweiten Abtheilung dieses Werkes, die bis 1858 folgen sollen — studiren will. Schon wegen dieses geschichtlichen Inhalts allein verdient dieses Werk der Beachtung empfohlen zu werden. E—k.

### S a a r l e m

bij de Erven Loosjes 1856. Natuurkundige Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen te Haarlem. Tweede Verzameling. Twaalfde Deel.

Die Entwicklungsgeschichte von Petromyzon Planeri von Dr Max. Sigmund Schultze. Eine von der Holländischen Societät der Wissenschaften zu Haarlem im Jahre 1850 gekrönte Preisschrift 50 S. in Quart und 8 Tafeln.

Das frische Ei von Petromyzon zeigt innerhalb einer Laichhülle ein fein punktirtes, vielleicht poröses Chorion, an welchem Verf. eine Mikropyle nicht hat bemerken können. Als unmittel-

barer Ueberzug des Dotters finde sich eine sehr zarte, nur durch Anwendung der von Remak vorgeschlagenen Mischung darstellbare Haut, welche nach der Befruchtung deutlicher sei als vorher. Sie entspricht der von Remak sog. Sizzellenhaut des Froscheies, soll aber nach unserm Verf. eher den Namen der Dotterhaut verdienen. Wir können hiemit nicht übereinstimmen. Nehmen wir die Existenz einer Haut hier auch wirklich an, so möchten wir dem Hrn Verf. doch kaum zugestehen, daß man zweckmäßig als einzig entscheidendes Merkmal für eine Dotterhaut den Umstand hinstellen dürfe, daß es die den Dotter zu aller nächst berührende Haut sei. Sollte nicht auf die Entstehungsweise, auf die genetische Beziehung der Haut zum Dotter vor Allem Gewicht zu legen sein? Schulke's Dotterhaut ist eine Schicht an der Oberfläche des Dotters und wenn sie als Haut von demselben unterschieden werden kann, so ist dies Folge einer oberflächlichen Verdichtung oder Differenzirung im Dotter. Sollte nun ein solcher Proceß nicht bei allen Arten reifer Eier hinreichend vorgeschritten sein, um zu einer Hautbildung zu führen, so würde man, nach Schulke's Postulat, eine andere Haut, weil sie dem Dotter die nächste, mit dem Namen der Dotterhaut belegen müssen. Den historisch begründetsten Anspruch auf den Namen der Dotterhaut hat unzweifelhaft die des Vogeleies, und es dürfte, wenn man den Namen übertragen will, unerläßlich sein zu untersuchen, ob die anderweiten Candidaten sich ihrer Abkunft nach für den Platz qualificiren. Wir möchten also um so mehr den Namen der Remak'schen Zellenhaut festhalten, als wir dem Urheber ebenso die Ehre wie die Verantwortlichkeit der Darstellung dieser Haut zu reserviren

wünschen. Wir vermögen nicht den Beweis für das Vorhandensein einer Membran als sicher gestellt anzuerkennen, wenn nach vielstündiger Einwirkung eines Gemenges von Kupfervitriol mit Alkohol und Holzessig sich ein Häutchen von der Oberfläche eines Dotters abheben läßt. Dieses Häutchen fand Verfasser noch stark mit Dotterkörnern beklebt, was immerhin nicht für einen bestimmten Gegensatz zwischen dieser Haut und der die Dotterkörner unter sich verklebenden Masse spricht. Wenn diese, während der ersten Spaltungsvorgänge des Dotters bekanntlich an Consistenz zunehmende Bindesubstanz des Dotters durch das Kemakische Reagens fester wird, so mag sich wohl eine oberflächliche Schicht derselben ablösen lassen; daß diese Schicht aber schon früher die Consistenz einer Haut hatte, will daraus gewiß Niemand folgern, und daß sie chemisch different von dem übrigen Dotter wäre, geht auch nicht daraus hervor. — Wir können es hiernach nur anerkennen, wenn unser Hr Verf., wiewohl er glaubt an dem Frosch- und Neunaugendotter eine Membran nachzuweisen, auf diesen Nachweis nur geringes Gewicht legt, namentlich den Charakter einer Zelle, welchen er dem Dotter und den spätern Furchungskugeln mit Recht zuschreibt, durchaus nicht davon abhängig machen will, ob eine solche Membran sich stets finde. — Die ersten Vorgänge am befruchteten Eie haben viel Aehnliches mit denen des Froscheies. Die bekanntlich totale Furchung führt zur Bildung einer ähnlichen Höhle im Dotter und dann tritt auch die Aftersöffnung als erster kenntlicher Embryonaltheil auf. Von ihr aus bildet sich, mit Schwinden der Furchungshöhle, die Darmhöhle. — Die Verfolgung der Entwicklung ist bis sechs Wochen nach dem

Ausschlüpfen aus dem Eie gelungen, vielfach erschwert einerseits durch die Kleinheit des Objectes, welche dem Unfertigen planmäßiger Durchschnitte sich widerseht, andererseits durch Undurchsichtigkeit. Für den Zustand des Thierchens am Schlusse dieses Zeitraumes ist es besonders interessant, daß die Riemenpalten, welche sich auf ganz gewöhnliche Weise als Communicationen zwischen Außenfläche und Schlund bilden sollen, noch in eben diesem Verhältnisse verharren: daß Verf. eine Abtrennung der den Neunaugen eigenthümlichen Kiemenröhre von dem Schlunde durchaus nicht erwähnt. So entschuldbar vielleicht ein Irrthum in dieser Hinsicht sein möchte, so wird man doch lieber annehmen, daß die Beobachtungen des Wfs hier den gleichzeitig erschienenen des Dr Aug. Müller die Hand reichen. Mögen wir hoffen, daß Lehterer, in seiner noch in Aussicht stehenden Arbeit die Metamorphose des Kiemenapparates, welche nach ihm allerdings sehr spät erfolgen muß, aufkläre. — Aus den zahlreichen Beobachtungen des Wfs wollen wir nur versuchen, noch einiges besonders Interessante auszuheben. Die Muskelmassen zeigen sich als Gruppen gestreckter Zellen, deren Längserstreckung der des Körpers selbst parallel läuft. Diese Massen sind in Wirbelabtheilungen gesondert. Die Zellen theilen sich dann in äußerst feine gekörnte Faserchen, deren Körner die Querstreifung herstellen. Später tritt eine Aufhellung des Gewebes ein und dann erkennt man, daß die Fasern in Primitivbündel angeordnet sind.

Das Herz wurde pulsirend gefunden, während in seiner Zusammensetzung noch nichts als Zellen erkannt wurden. Das Gehirn, nach dem Ausschlüpfen aus dem Eie erkannt, läßt dann keinerlei Sonderung in Lappen wahrnehmen; erst gegen



Ende des beobachteten Zeitraums unterscheidet man die Hemisphären. Sobald das Gehirn erkannt wurde, ragte es über die Chorda hinaus. Als Auge tritt ein schwarzer Pigmentfleck auf. Das Pigment, zuerst nekartig angeordnet, scheint auf der Oberfläche eines halbkugligen durchsichtigen Körpers zu liegen. Das Gehörorgan wurde zuerst in Form eines zartwandigen Bläschens mit einigen Stolithen gesehen, das Geruchsorgan als ein Grübchen der Haut, zu welchem später der Nerv hinwächst.

Faserung in den Centraltheilen des Nervensystems konnte Verf. nicht erkennen, erwähnt jedoch beiläufig den Zusammenhang von Ganglienkörpern des Rückenmarkes mit Nervenfäsern beim ausgebildeten Thiere. — Nächst der Entstehung des Munddarmes — durch eine besondrer Einstülpung — und der Leber — durch eine Abschnürung aus dem Dotterkerne, anfänglich als solide Zellenmasse, in welcher eine Höhlung mit grüner Galle entstand, und anscheinend bis zuletzt geschlossen blieb — finden sich noch Beobachtungen über die Knorpel, namentlich die des Kiemenkorbes und zwei Knorpelchen als erste Anlage des Kopfskelettes.

Ein räthselhaftes Organ fand sich zwischen Haut und Schlund unterhalb der ersten bis vierten Kiemenpalte, später vom Kiemenkorbe umfaßt. Es ist ein ovaler, an seiner Oberfläche wimpernder Körper, von einer Membran locker eingehüllt. Verf. findet es seiner Lage, aber nicht seinem Baue nach der gl. thyreoidea anderer Fische vergleichbar. Doch scheint sie nicht durch Abschnürung aus dem Darne zu entstehen und Vf. denkt hiernach an einen Vergleich mit der Thymusdrüse. Dieser würde jedoch der Lage nach eher ein anderes Organ entsprechen, welches Verf. unter der

Chorda über dem Herzen fand. Verf. meint, es möge Niere oder Urniere sein. Man fand aus einer stark pigmentirten Masse drei Zapfen herabreichen, welche an ihrer Oberfläche eine wimpernde Rinne besitzen. Später tritt noch dahinter ein gewundener Canal auf. — Die saubern Abbildungen sind eine werthvolle Beigabe der interessanten Schrift.

Bgm.

### S t u t t g a r t

J. G. Cotta'scher Verlag 1857. Additamentum secundum ad Regesta imperii . . . . zweites Ergänzungsheft zu den Regesten des Kaiserreiches von 1246 bis 1313. Mit Beigabe der Regesten Otakars Königs von Böhmen, sodann der Grafen von Habsburg und der habsburgischen Herzoge Oesterreichs bis ins vierzehnte Jahrhundert, Von Joh. Friedr. Böhmer. 17 Bogen in Quart.

Das erste Ergänzungsheft zu dem 1844 erschienenen Bande der zweiten Bearbeitung der Kaiserregesten von 1246 — 1313, enthaltend die Vorrede bis S. XXI (XXII leer) und den Text S. 381 — 403 (4), war 1849 erschienen, und wurde bereits hier besprochen (1850 St. 39), zugleich mit der 2ten Abtheil. des Bandes der Regesten von 1198 — 1254 in der 2ten Bearbeitung. In dem vorliegenden zweiten Ergänzungshefte erhalten wir Vorrede S. XXIII — XL und Text S. 405 — 520. In der Vorrede erwähnt zunächst der Vf., daß seine Kaiserregesten von 752 — 1347 einschließlich der Wittelsbachischen Regesten 22035 Urkunden und Briefe geordnet verzeichnen und Auszüge davon liefern, jedoch sind 2521 derselben doppelt aufgeführt (in doppelter Bearbeitung). Für eine so umfassende und mühsame, zugleich höchst nützliche Arbeit ist denn auch die Zuerkennung des Bedekindschen Geschichtspreises durch die Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen eine wohlverdiente Auszeichnung.

Noch mehr als durch die in der zweiten Bearbeitung dieser Kaiserregesten erfolgte Aufnahme der „Reichsachen“ und der „Päbste“ ist der Bf. in diesem zweiten Ergänzungshefte „über den Rahmen der ersten Anlage hinausgegangen“ durch Aufnahme des Böhmenkönigs Otakar und der Grafen von Habsburg nebst den habsburgischen Herzögen Oesterreichs, wodurch diese Sammlung mit den Wittelsbachischen Regesten (1854) „gleichsam einen Körper bildet“, noch zu ergänzen durch Regesten des Herzogs Meinhard von Kärnten und seiner Söhne, und besonders durch Regesten der Erzbischöfe von Salzburg. — Dankbar nennt Hr B. die Männer und die Gesellschaften, deren Schriften und Mittheilungen sein Werk förderten. Freilich sind noch viele Schätze zu heben, die zum Theil nur aus Trägheit und Unlust oder Eigensinn, wenn nicht aus Unkenntniß oder gar aus Mißgunst der Bewahrer derselben verborgen liegen. Nicht allein Hr B. hat in solchen Dingen schlimme Erfahrungen gemacht; auch der Berichterstatter wüßte davon zu sagen. Freuen wir uns der reichen Ernte, die dennoch eingebracht ist.

S. XXVIII f. empfangen wir eine kurze chronologische Uebersicht der wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Otakars von Böhmen von seiner Geburt um 1230 bis zu seinem Tode 1278 und Bericht über das, was für die bessere Begründung seiner Geschichte bereits geleistet und was dafür noch zu leisten ist, namentlich durch Urkunden. S. XXIX ff. werden darauf von den Grafen von Habsburg und den habsburgischen Herzogen Oesterreichs die wichtigsten Andeutungen und Nachweisungen gegeben, und S. XXXIV bis XXXVIII Ergänzungen (Kaiserregesten — Päbste — Reichsachen — Otakar K. von B. — Grafen v. Habsburg — Herzoge von Oestreich), S. XXXIX Verbesserungen und S. XL eine Stammtafel zur Erläuterung des Zusammenhanges zwischen den Häusern Zäringen, Riburg und Habsburg. — Der Inhalt des folgenden Regestentextes S. 405—520 ist: Kaiserregesten J. 1246—1313 (211 Urkunden), Päbste (16 U.), Reichsachen (75 U.); Otakar K. von Böhmen 1247—1278 (312 U.), Grafen von Habsburg 1114—1284 (183 U., dabei 81 von dem nachmaligen Könige Rudolf I.), Herzoge von Oesterreich aus dem Hause Habsburg 1270—1313 (541 U.); Anhang: Hartmann Graf von Habsb. K. Rudolfs zweiter Sohn 1276—81 (3 U.), Johannes Parricida Herz. v. Oest. 1292—1313 (2 U.). — Schon diese Inhaltsangabe wird genügen, um die Bedeutung des in diesem Hefte Enthaltene zu bezeichnen, namentlich die Wichtigkeit desselben für Hochdeutschland (die Schweiz) und für Oesterreich.

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

184. Stück.

Den 16. November 1857.

---

## B e n e d i g

Pietro Narratovich. — G. Franz in München 1855. 1856. Storia documentata di Venezia di S. Romanin, socio del Veneto Ateneo. Vol. 3 u. 4. 408 u. 560 S. in Octav.

Die obigen Bände dieses Werkes, von welchem ich denjenigen Theil, welcher die Periode bis zum Schlusse des 13ten Jahrhunderts umfaßt, bereits früher angezeigt habe, zeichnen sich ganz besonders durch einen großen Reichthum an neuen Actenstücken aus, welche sehr geeignet sind, langjährige Vorurtheile, welche meistens zum Schaden der Venetianer, über einzelne wichtige Vorfälle herrschten, zu zerstreuen, die Geschichte Benedig's von romantischen Entstellungen gründlich zu reinigen, und auch auf die inneren Zustände ein ganz anderes Licht zu werfen, als es aus den bisherigen Quellen möglich war. In Rücksicht der letzteren hebe ich besonders das sehr gründliche Kapitel des 3ten Bandes über Verfassung und Verfahren des Rathes der X hervor. Die Geschichte besteht be-

sonders zumal seit dem Ende des 14ten Jahr-  
 hundert durchaus aus einer Zusammenstellung der po-  
 litischen Papiere, welche zumal das Archiv des  
 Rathes der X und die andern Bücher der vene-  
 tianischen Kanzlei darboten. Eine kurze Zusam-  
 menstellung der Hauptergebnisse möchte deswegen  
 vielleicht nicht unangemessen erscheinen.

In der Auffassung der Verschwörung des Ba-  
 jamonte Tiepolo muß ich dem Verf. durchaus bei-  
 stimmen. Die ungemeyne Begabtheit des Mannes  
 ist nicht zu leugnen, wenn er auch kein Mittel  
 scheute, um zu seinem Zweck zu kommen; der  
 Vf. führt Cod. 788 cl. 7 alla Marciana und Cron.  
 Zancaruola dafür an, daß er was sehr glaublich  
 ist, das Gut der Commune und alle ihr unter-  
 worfenen Ortschaften unter seine Anhänger ver-  
 theilen wollte. Er scheute sich durchaus nicht, sich  
 in Treviso mit allen usciti von Padua und mit  
 Rizzard da Camino zu verbinden, um mit Gewalt  
 einen neuen Versuch zu machen, Venedig seiner  
 Faction zu unterwerfen; alle Zeitgenossen sind  
 darin einverstanden, ihn als Verräther seines Va-  
 terlandes zu schildern, welcher die bedrängte Lage  
 desselben benutzte, um, wie so viele andere Sig-  
 noren der Nachbarstädte, sich die Tyrannei durch  
 gewaltsame Niedermehelung seiner Feinde und Auf-  
 hebung des Pöbels zu verschaffen. Interessant  
 sind die Nachrichten über seine ferneren Schicksale  
 in Dalmatien, wo er noch nach 1318 lebte. Die  
 Zaratiner wählten ihn wohl eben aus Troß ge-  
 gen die stets so gehaßte Herrin Venedig zum  
 Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten mit den be-  
 nachbarten Servenfürsten, was die Venetianer ih-  
 nen wiederholt ausdrücklich untersagen mußten, und  
 deshalb beschlossen, man solle jedenfalls seiner habhaft  
 zu werden suchen. Dieser vogelfreie Zustand hin-

derte nicht, daß das demokratische Bologna ihm 1325 durch seine solenne Gesandtschaft das *capitanato di guerra* anbieten ließ, als er wieder in Zara sich gezeigt hatte, was die Regierung von Venedig sehr übel nahm und den Zaratiniern scharfe Verweise ertheilte, daß sie ihn zu beherbergen gewagt. Er hatte von dort aus noch 1328 eine Verschwörung in Venedig angestiftet, und selbst fremde Truppen dafür geworben; sie ward durch einen Francesco Bogato entdeckt und an mehreren der Theilnehmer aus den Familien Cataldi und Barocci mit dem Tode bestraft. In Folge hiervon bekam endlich Federigo Dandolo vom Rath der X die ausgedehnteste Vollmacht, Bajamonte lebend oder todt in die Hände der X zu schaffen, was Erfolg gehabt haben muß, da man seitdem Nichts von ihm hört.

Die vielen neuen Nachrichten über die Kriege des 14ten und 15ten Jahrh. sehe ich wegen der Kürze des Raums mich zu übergehen gezwungen, obwohl ich sie dem Historiker dieser Zeitabschnitte dringend zum Studium empfehlen muß. Für die Geschichte des Handels finden sich reichhaltige Materialien in den neu mitgetheilten Documenten. Für den occidentalischen ist zumal die Instruction interessant a. 1319, wonach der nach Flandern bestimmte Consul auf gute Behandlung der Venetianer, Freiheit von ungebührlichen Lasten, keine Anwendung von Haft bei Stellung von Bürgschaft und gleiches Gewicht für Venezianer und Flandrer dringen sollte; widrigenfalls sei der Stapel von Brügge nach Antwerpen zu verlegen, wohin 1320 der Herzog von Brabant einlud, was dann Brügge 1322 nöthigte, den Venetianern im Vertrage das Verlangte zugestehen. Dennoch erfolgte schon 1332 eine neue Instruction für die

nach Flandern gehende Gesandtschaft, daß wenn nicht freier Verkauf an Jedweden und eigenes venetianisches Gewicht bewilligt werde, der Stapel von neuem nach Brabant verlegt werden solle. Von diesem Jahre sind die Acten über eine Versteigerung der Galeeren nach Flandern gegeben, welche die Einzelnen (zusammen 10 Gal.) für 724 lire Grossorum à 10 Zechinen erstanden und ihre eigenen und daneben auch für bedungene Fracht fremde Waaren darauf luden. Von 1333 ist die Instruction für die (8) flandrischen Galeeren selbst mitgetheilt, wobei ihre Ladung genau bestimmt wird; bei der Rückfahrt werden 80000 Pfund Eisen, Blei, Zinn und andere Metalle für jede Galeere zugestanden, welche nachher nach dem Orient geführt wurden. Von 1409 ist die Instruction für den Gesandten nach England Antonio Bembo, wonach dort, wie überall ein Viceconsul und Consilium der venetianischen Kaufleute bestand. Nicht ohne Interesse ist auch ein Document von 1420 (IV. 520), wonach ein Nicolo Garbo als Gesandter von der Stadt Stralsund geschickt wird, um Frieden und Freundschaft zwischen beiden Städten auszumachen, zumal die Unterstützung der nach Rom reisenden Stralsunder in ihren dortigen Angelegenheiten, was man bereitwillig zugestand. Der Handel nach dem äußersten Norden scheint im 14ten Jahrh. besonders durch preussische Kaufleute vermittelt zu sein, welche nach einigen Notizen in Voigt's preussischer Geschichte (IV, 580. 382) in der Mitte dieses Jahrh. in Piacenza und Ravenna, und wohl auch an andern Orten Italiens, zunächst wohl des Bernsteins handels wegen herumzogen, und in Venedig wohl hauptsächlich im deutschen Ordenshaus ihr Quartier haben mochten, daß nach einem bei Voigt

mitgetheilten Document noch 3. Aug. 1451 dem Orden angehörte. — Ein Zolltarif (II. 37) vom Jahre 1265 zeigt eine außerordentlich große Menge von Sorten französischer und niederländischer Tücher, wodurch man veranlaßt werden könnte, eine schon jetzt bestehende Seeverbindung mit Flandern anzunehmen, wären nicht erst von 1304 bestimmte Zeugnisse über Privilegien vorhanden, welche den Venetianern zum Handel nach Frankreich und England ertheilt wurden. Man wird deswegen gewiß jene Tücher damals über Deutschland bezogen haben, mit welchem der Handel eben in dieser Zeit ungewöhnlich lebhaft geworden war, wie die Einsetzung des visdomino am fondaco dei Tedeschi zeigt, nachdem der Handelsweg über das schwarze Meer, wodurch Regensburg und Wien am Ende des 12ten Jahrh. so bedeutend geworden, für das westliche Europa durch die Festsetzung der Mongolen von Kapttschack an den Mündungen von Don und Wolga zeitweise gesperrt war; der Verf. citirt S. 372 7 Privilegien, welche Venedig am Anfang des 14ten Jahrh. von verschiedenen deutschen Fürsten für seine Waaren erhielt. Ein besonderer Zweig dieses Handels war der candiotische Weißwein, von welchem 1292 Venedig 10000 Flaschen durch ganz Europa ausführte und zur Belebung des Handelszweigs den Zoll in Venedig davon von 10 auf 5 P. herabsetzte. — 1327 ward ein deutscher Ingenieur zur Erbauung von Windmühlen berufen und von Böhmen warb man Minirer für den candiotischen Krieg von 1364. — Für den orientalischen Handel ist ganz besonders beachtungswerth die Angabe (III. 335. 340) über ein Consulat in Siam aus d. Lib. Misti p. 131, wonach Nicolo Brendani die geforderte Erlaubniß ertheilt wird, inß



Waterland zurückzukehren, nachdem er jedoch einen Viceconsul für die laufenden Geschäfte ernannt, wobei Pardessus T. III. p. 28 dafür citirt wird, daß man von dorthier vorzüglich Aloe oder Galembec als eine im Orient sehr beliebte Parfumerie bezogen habe. Diese Gegenden des ferneren Hinterindiens waren allerdings seit dem Zeitalter von Marco Polo nicht mehr ganz unbekannt; gleichwohl ist bis jetzt von einer geregelten Ansiedlung der Europäer in den innerasiatischen Gewässern vor Vasco de Gama nie das Geringste bekannt geworden, und wäre es seltsam, daß sich im nähern Borderindien oder Persien kein venetianisches Consulat nachweisen läßt. Bei der üblichen Verstümmelung der Ortsnamen möchte etwa Samos, oder Sibien, wohin am schwarzen Meer ein bedeutender Waarenzug ging, auch etwa Sinope, wo nach Figliati Veneti primi e secondi VI. 229 im 14ten Jahrh. ein venetianischer Consul und consiglio der XII bestand, gemeint sein \*). — S. 341 gibt der Verf. ausführliche Mittheilungen über den ausnehmend ausgedehnten Handel des Hauses der Brüder Alban und Marco Morosini in Aleppo, welche von dort aus die eingetauschten Waaren an ihre Factoreien in Damask, Beirut, Famagosta und Nicosia sandten, wobei die bloßen venetianischen Kaufleute, welche mit diesem Hause Handel trieben und patricischer Abkunft waren, sich auf 50 beliefen, außer den bür-

\*) Man könnte auch sehr wohl an Zoan in Aegypten denken, griechisch *Tavic*, worüber bei Fallmerayer in der Abhandlung über das todte Meer (Abhandlg. der Münchner Akad. d. Wissensch. 1855 S. 49 die Stellen gesammelt sind. Am östlichen Nilarm nach der Wüste zu bildete es gewiß einen bedeutenden Stapel für den indisch-ägyptischen Handel, der damals fast ganz in den Händen der Venetianer war.

gerlichen und fremden; die Brüder hielten in Aleppo ihre Factoren, 2 Diener, Mäkler, Turkmannen; ein Verzeichniß der ein- und ausgeführten Waaren ist beigefügt. Sehr wichtig sind die mannichfachen zerstreuten Angaben über die venetianischen Finanzen, von denen das Instrument über die Errichtung der ältesten auf den *imprestiti* fußenden Banken schon länger bekannt war, — 1207 verpfändet dann der Doge Pet. Ziani alle Einkünfte der Stationen auf dem Forum von Rialto, das  $\frac{1}{40}$  und  $\frac{1}{80}$  zur Zahlung der Zinsen für die *prestiti* derjenigen, deren Namen in *catasticis de communi* aufgeschrieben sind, welche die Procuratoren von S. Marco bei sich hatten, um zur vierteljährigen Ziehung für diese Zahlung zu kommen. Da zu diesen *imprestiti* Jeder nach seinem Vermögen beizutragen hatte, so haben wir darin bereits wirkliche Kataster zu sehen, deren erste Erfindung bisher Giov. de Medici im 15ten Jahrh. zugeschrieben war. Aus dem neuen Kataster, 1367 unter Andr. Contarini gefertigt, welcher den Werth der Possessionen in jedem einzelnen Pfarrbezirk angibt, ergab sich der gewiß sehr bedeutende Gesamtwertb von 2,882,818 Ducaten. Die Camera degli *imprestiti* zahlte gegen Ende des 14ten Jahrh. 5 Pct. und sie galt, nachdem sich Venedig von den Schlägen des genuessischen Kriegs von 1379 zc. erholt, eins der sichersten Institute; die von diesem ausgezahlten Zinsen hatten sich von 1386 — 1398 nach einigen Schwankungen endlich doch von 249,690 Ducaten auf 195,500 gemindert, während allerdings später die großen continentalen Kriege, welche so enorme Massen von schwer zu befriedigenden Söldnerheeren nothwendig machten, seit Francesco Foscaris's Regierungsantritt die

Schuld immer mehr häuften. — Nach einer Zusammenstellung T. IV. p. 300 war mit der türkischen Eroberung von Konstantinopel ein Verlust von 300000 Duc. verbunden, der Handel öfter unterbrochen gewesen, die Schiffbrüche hatten sich gehäuft; daher viele Fallimente, unter welchen das von Andrea Priuli mit 24000 Ducaten. Der Taxationswerth der Häuser, welcher 1425 auf 372,224 Duc. gestiegen war, sank 1445 auf 358,895 Duc. herab. Der Krieg mit Mailand hatte von 1428 — 1438 7 Mill. Duc. gekostet, und 1429 hatte die Kammer schon 9 Mill. Schulden, weshalb der Cours der Bankscheine immer tiefer, 1440 schon auf  $18\frac{1}{2}$  Proc. sank. Schon 1430 war eine besondere Commission gewählt, um die immer tiefer sinkenden arti möglichst zum Wiederaufblühn zu bringen. — Einzelne Häuser hatten sich gleichwohl sehr bereichert, die Foscarini besaßen 1423 150000 Duc., was für ein mäßiges Vermögen galt, die Vendramini 160000, die Grimani am Schluß des Jahrh. 100000, und beherrschten den Staat, dessen Operationen durch ihre Laune und Unentschlossenheit, in den großen Kämpfen, zumal mit den Türken, Viel auß Spiel zu sehen, den empfindlichsten Schaden erlitten, während man trotz der enormen Kosten und Verluste des Türkenkriegs 1463 — 1479 Geld genug übrig hatte, um 1482 den armen Herzog von Ferrara zu berauben, dessen reiche früher schon einmal von ihm cedirte, später aber zurückgegebene polesinische Besitzungen sehr gelegen waren, um dort die Capitalien sicher vor den türkischen Kanonen anzulegen.

(Fortsetzung folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

185. 186. Stück.

Den 19. November 1857.

---

## B e n e d i g

Fortsetzung der Anzeige: »Storia documentata di Venezia di S. Romanin. Vol. 3. 4.«

Zu diesem Kriege hatte man dann auf einmal Geld, was man zur Rettung des bedrängten Scutari hätte verwenden sollen. Man scheute sich jetzt nicht, nach der Kriegserklärung 4 Decime auf die Einkünfte, 2 als Geschenk, 2 als gezwungenes Anlehen aufzulegen, 240000 Duc. vom Deposito zu nehmen, welches Barth. Coleoni, der Condottier, Venedig für Nothfälle vermacht hatte, ein Monte nuovo von 500000 Duc. ward zu 5 Proc. Zins errichtet. Gleichwohl wurden bald wieder 100,000 Duc. von der Summe genommen, welche zu 1 Pc. den Monte nuovo tilgen sollte, alle Auflagen um  $\frac{1}{3}$  erhöht, das Silber der Privaten eingeschmolzen und mit 6 Ducaten die Mark bezahlt; es war eine bei ihren Zwecken nach Nichts fragende Partei, welche vor keinem göttlichen und menschlichen Gesetz mehr Scheu hatte, und den Machiavellismus im weitesten Sinn

lange vor Macchiavelli übte, wovon die vielen vom Verf. mitgetheilten Depeschen am deutlichsten Zeugniß geben.

In Betreff der Verschwörung des Marin Falier sind einige, die gewöhnlichen Ansichten berichtigende Aufschlüsse gegeben. Die zweite Frau von ihm war nicht Tommaja Contarini, sondern Luigia Gradenigo. Die Tradition von deren Beschimpfung durch Michele Steno, über dessen geringe Bestrafung der Doge erbost die Verschwörung angesponnen haben soll, stützt sich durchaus nicht auf gleichzeitige Berichte; der etwa 50 Jahr nach dem Ereigniß lebende Lorenzo de Monacis spricht, gewiß schon aus allgemeinen Gerüchten, nur von Worten, welche einige zügellose *adolentes nobiles* in die innern Winkel des Dogenpallastes geschrieben, was sehr wohl möglich ist, da der Verf. zeigt, wie diese hochmüthigen Jünglinge der Aristokratie ein sehr freies Leben führten und nach einem Edict von 1372 Sclavinnen und anderen Frauen selbst in der Kirche von S. Marco am Himmelfahrtstage Nachstellungen bereiteten. Daß Michele Steno, welcher erst 1400 Doge ward, keinenfalls schon Capo der XL sein konnte, ist gewiß; daß er mit den andern Jünglingen den Dogen gehöhnt, sehr möglich. Dieser war allerdings von einer der ältesten Familien, die schon im 11ten Jahrh. einen Dogen aus ihrer Mitte zählte; gegen diese ältesten Häuser bildeten aber eben die jüngeren, welche durch die feudi der Romagna bereichert, oder durch Clientelen bei der *serratura* (wie in der späteren Zeit durch die Anleihen beim chiozzotischen Kriege) mit in den großen Rath aufgenommen waren, eine auf ihr Vermögen übermüthige Opposition; sie besetzten zumal alle Aemter und hatten

im letzten genuessischen Kriege zum Theil Unfähigen die Admiralität verschafft, welchen die Matrosen bei harter Behandlung mit Gefahr des eignen Lebens bei schlechter Leitung hatten Folge leisten müssen. Der Verf. hebt mit Recht hervor, wie die meisten Theilnehmer der Verschwörung aus Seeleuten bestanden; dann ist namentlich zu bemerken, wie eine Unzahl von Verurtheilungen wegen *turpia und inhonesta verba* gegen die herrschende Regierung, selbst in Candia erfolgte, wie dergl. besonders beim gemeinen, zum Raisonnement mehr, als zu Thaten geneigten Volk üblich ist. Wie egoistische Motive hier zum Theil wirkten, zeigt, daß später in Candia Jemand sagte, wenn ihm Mt. Falier seine Grasschaft Bal di Marina geboten, würde auch er zu jedem Dienst für ihn bereit gewesen sein; ebenso die Schamlosigkeit des Gliedes der Verschwörung, welches für die Anzeige die Aufnahme in den großen Rath *cc. cc.* neben der gebotenen Pension von 1000 Duc. verlangte, obwohl es ein bloßer Kürschner war. Daß der Doge wegen eines Versuchs, der am Ende wieder auf die Erwerbung der Signorie nach Art der Tyrannen des italiänischen Continents hinauslief, zu verdammen ist, sprach er selbst bei seiner Verurtheilung aus; wie bei B. Tiepolo, so zeigt es sich auch hier, daß der Sieg der Demokratie die Alleinherrschaft zur unausbleiblichen Folge gehabt hätte. Jetzt trat ein um so größerer Rückschlag ein. —

Sehr ausführlich sind die Nachweisungen über den Untergang der Carraresen. Mit Recht wird vor Allem hervorgehoben, wie schon der alte Francesco Carrara von jeher als Todfeind Venedigs gelten mußte, der zu dessen Schaden kein Mittel scheute. Bereits beim Kriege von 1372—73 wa-

ren in Venedig 3 Banditen festgenommen, welche er entsandt hatte, um seine Hauptgegner Lorenz Dandolo, Pantaleon Barbo und Lorenzo Zane zu tödten; wozu er noch ein andermal eine Schaar Banditen ausschickte, welche bei einem alten Weibe einkehrten, aber durch 2 Huren angezeigt wurden. Man hatte ferner sichere Nachricht, daß er Mordbrenner nach Venedig geschickt, und beim Volke hieß es, er wolle die Brunnen vergiften lassen. Beim Kriege von Chioggia hatte er dann im Verein mit Genua und Ungarn mit am eifrigsten am Untergange Venedigs gearbeitet; natürlich Grund genug, daß man ihn aufs bitterste haßte und, auch abgesehen von den materiellen Vortheilen des Bundes, sich zu seinem Untergang mit Giougaleazzo Visconti vereinte. Wenn später dann freilich die Nothwendigkeit, dem reißend anwachsenden mailändischen Staat eine Division zu bereiten, die Restitution des jüngern Francesco Carrara hervorrief, so trübte sich das gute Verhältniß doch bald auf die bekannte Weise, indem Venedig, wie Francesco gleich so vielen Andern nach Giougaleazzo's Tod bei der Minderjährigkeit des Sohns auf seine Lande wie herrenloses Gut Anspruch machten; über die Stücke aber selbst in Streit geriethen. Venedig hatte fest beschlossen, Continentalmacht zu werden, da seit dem Sturz von Marino Falier die maritime Partei eine so große Niederlage erlitten und der Krieg von Chioggia die Gefahr der continentalen Angriffe bloß gelegt; man hatte jetzt den Untergang der Carrara fest im Auge; die demüthigsten Friedenserbietungen wurden zurückgewiesen von der Partei, die die Podestarien und die reichsten Grundstücke des Continents, zumal der nahen fruchtbaren Districte von Padua und Verona um jeden

Preis gewinnen wollte. Deshalb erhielt auch Nicolo von Este, der Bundesgenosse von Francesco bei dem anfangs nicht raschen Gang des Kriegs für die Abtretung der fruchtbaren Polesinen 1405 Gnade, während man nicht eher ruhte, bis man Verona und Padua, zumal das letzte nach der rühmlichsten Vertheidigung, durch Einverständnisse gewann. Vor dem Fall von Padua fand eine Reihe von Verhandlungen Statt, welche der Verf. ausführlich darlegt, es ward Francesco ein ganz freier Abzug mit allem beweglichen Gut und 55000 Duc. geboten; Verheißungen der Florentiner stimmten Francesco's anfängliche Geneigtheit zur Annahme wieder um. Da er durch das Abschlagen eines Hauptsturms auf Padua wieder Muth gefaßt, glaubte er mit den verbotenen Mitteln, welche Venedig in Verona und noch immer heimlich in Padua gegen ihn anwandte, sich ganz Lust schaffen zu können; er hatte sowohl im feindlichen Heere durch Bestechung die Pläne der Feldherrn erfahren, als er nun in Venedig selbst Anschläge zum Untergang der aristokratischen Verfassung veranlaßte, weswegen ein Priester hingerichtet, mehrere Andere verbannt wurden. Da gleichwohl jetzt Padua aufs Aeußerste gebracht war, bat Francesco den feindlichen Führer um Geleit nach Venedig; die Regierung nahm dies aber nur als Ausflucht, um die Uebergabe der Stadt in die Länge zu ziehen, und beschloß, nicht darauf zu antworten. Bald ließ jedoch die Stadt durch geheimes Einverständniß den 17. Nov. die Venedigianer ein; Franz meinte jetzt noch durch freiwilliges Anerbieten auch der Citadelle, beim Befehlshaber sich jenes Geleit erwirken zu können, wobei dieser das Versprechen der Rückgabe leistete, wenn man es in Venedig nicht gewähre; allein das



Volk lieferte schon von selbst die Citadelle in venetianische Hände, und so hielt man sich an dies Versprechen nachher nicht mehr gebunden, was Franz selbst als billig anerkannte. Er ward nach Venedig abgeführt, und hatte mit seinem Sohn anfangs in S. Giorgio leidliche Haft. Neu entdeckte Intriguen zur Aufwieglung des Volks, Bestechung der Behörden u. verschlimmerten aber bald ihre Lage, so daß man zumal darauf bedacht war, ihnen alle Geldmittel zu rauben, nicht aus Geiz, wie der Verf. richtig bemerkt, sondern um ihnen zu solchen Bestechungen und Conspirationen die Mittel zu entziehen; man hatte immer mehr Anzeigen gefunden, daß Viele, selbst der Bornehmsten in Venedig im carraresischen Solde standen oder gestanden hatten; Francesco Carrara hielt ein eigenes Buch darüber, in welchem die Namen der Pensionirten in alphabetischer Reihe eingetragen waren. Man bekam fortwährend Nachrichten, die nicht specificirt, aber „als von der höchsten Wichtigkeit“ angegeben sind, man hatte Tag und Nacht keine Ruhe. Deshalb fortwährend Verhaftungen, selbst Jacopo Pisani und Jacopo Gradenigo, die Kriegskommissäre von Padua wußten sich wegen geheimer Unterredungen, welche sie mit den Carraresen allerdings vor der Einnahme von Padua gehalten, nicht zu rechtfertigen. — Um dieser steten Sorge erledigt zu werden, entschloß man sich zuletzt, sie im Gefängniß erdroffeln zu lassen, wie der Verf. wohl mit Recht aus dem am 10. Jan. 1406 im Rath der X durchgegangenen Schlusse abnimmt, wonach die Signori di notte, welche in »ardui fatti« vom Rath der X verwandt waren, so wie die Glieder dieses Rathes selbst, Erlaubniß bekommen, Waffen zu tragen. — Sehr gut weist der Verf. das Fabelhafte der Nachricht von

dem 4 Schritt langen und 6 Schritt breiten Käfig auf der Spitze des Dogenpallastes nach, worin sie gesperrt worden. Diese gabbia (cheba im venetianischen Dialekt), worin sich nach Sanuto 4. Mai 1494 der ganze venetianische Rath versammelte, war Nichts, als das letzte Stockwerk des Pallastes, für vornehme Personen bestimmt; wegen Feuergefahr für den Saal des großen Rathes unter ihm ward 1486 beschlossen, künftig Niemand ohne besonderes Decret desselben hineinzusetzen und neue Gefängnisse zu bauen. — Erfinden sei die lange Conferenz des Dogen mit seinen Rätthen und den capi der XL über die Verdammung (man kennt die Leidenschaft italiänischer Historiker für politische discorsi), da Alles durch die X beschlossen ward, welche sehr schnell und heimlich verfahren; ebenso daß Jacopo da Verme mit den Worten: **Homo morto non fa guerra** für den Tod den Ausschlag gegeben, da die X Auswärtige nie zu den Berathungen zuließen; nach Sanuto urtheilte so das Volk, dem seit 1372 der Name der Carraresen stets so verhaßt war. Cicogna habe das Verdienst der Entdeckung, daß die Sigle einer arca in S. Stefano, wo man die Carrara begraben wähnte: P. N. T., was man: »**Pro Norma Tyrannorum**« gedeutet, Nichts als die Anfangsbuchstaben des dort bestatteten Kaufmanns Paolo Nicolo Tinti bedeuteten.

In Betreff des folgenden Kriegs mit Siegmund, welcher zulezt die Erwerbung von Triaul herbeiführte, hebe ich hier nur hervor, daß die Nachricht Eberhard's von Windeck von einem Vergiftungsversuch des Kaisers durch die Venetianer, merkwürdig genug durch eine mitgetheilte Deliberation des Rathes der X bestätigt ward, in welcher 1415 3. Juli nach einer lebhaften Schilderung der

durch ihn der Republik drohenden Gefahren, für erlaubt gelten sollte, durch jedes Mittel Fürsorge dagegen zu treffen. Wichtig wegen der Vorwände für die Ligue von Cambray ist ein Document, wonach Siegmund später 1437 20. Juni dem Dogen Franz Foscarini durch dessen Gesandten Marco Dandolo eine Investitur über sämtliche namentlich aufgezählte Länder ertheilte, welche Venedig lezthin in der Lombardei erworben, wogegen sich der Doge zu einem jeden Weihnachten zu liefernden Goldtuche von 1000 Zechinen an Werth verbindlich machte, so wie daß jeder Doge binnen 1 Jahr Gesandte zur Huldigung senden wolle. Als 1495 Venedig einen Gesandten bei Maximilian hatte, dessen Ankunft in Italien damals ihm wünschenswerth schien, war davon die Rede, daß die deutschen Fürsten auf Venedig erzürnt seien, weil sie Länder des Reichs losgerissen und Maximilian bei seinen Geldforderungen auf diese Kammer des Reichs hinwiesen. Der Gesandte war von dieser Belehnung sehr wohl unterrichtet; man wußte aber beiderseits, daß es unter Friedrich III. wegen Geld differenzen zu keiner Lehnerneuerung gekommen war. — In den Vite der Dogen von Marin Sanuto, bei Muratori, findet sich dies Document nicht, weil im Cod. Estens., den dieser benutzte, der ganze Abschnitt von 1419—1437 fehlt, wohl aber in dem Codex, welchen Em. Cicogna aus dem Nachlaß von Franz Dona erhalten. In lib. XIII der Commemoriali des Archivs ist das authentische Diplom herausgerissen und nur der summarische Inhalt angegeben, sollte es durch einen bestochenen Schreiber zur Zeit des Kriegs der Ligue von Cambray geschehen sein, zu deren Vorwänden diese Nichtbelehnung gehörte?

Ueber das Benehmen und das tragische Ende Garmagnola's sind besonders sorgfältige Untersuchungen gepflogen. Es scheint dieser sich darin gefallen zu haben, eine Art von Wallenstein zu spielen, wozu ihn sein Ansehen unter den damals allmächtigen Söldnerhaufen zu berechtigen schien. Als er sich entschlossen, den mailändischen Dienst zu verlassen, betrieb er natürlich erst den Krieg gegen den Herzog aufs heftigste, der seinerseits zu den üblichen Mitteln griff, sich seiner zu entledigen, indem er nach constatirten Documenten Gerardo da Rubiera und Giovanni de Aliprandi sandte, um ihn heimlich aus dem Wege zu schaffen. Schon vor der Einnahme des Castells von Brescia hatte Garmagnola jedoch schon zweimal nach Venedig um Erlaubniß geschrieben, in die Bäder zu reisen, wohin er endlich ganz eigenmächtig sich begab und erst 2 Tage vor der Capitulation des Castells zurückkam. Im zweiten Kriege von 1427 zeigte er sich noch weit lässiger, namentlich wollte er nicht über die Adda, welche er wahrscheinlich für den äußersten Punkt ansah, bis wohin er zur Wahrung des Gleichgewichts unter den Staaten Italiens die Venetianer sich ausbreiten lassen dürfe. Der Senat sah bei seiner Stellung unter der Miliz sich gezwungen, ihn auf alle Weise zu schonen; er schrieb selbst einen Entschuldigungsbrief wegen der üblen Reden unter dem Volk über ihn, über welche er sich beklagt. Nun that Garmagnola zur Rettung seines Ruhms zwar einen bedeutenden Schlag, indem er bei Macald vom sichern Lager aus den Angriff der ungestümen mailändischen Feldherrn glänzend zurückschlug; er benutzte den Sieg aber nur zur Einnahme einiger ganz kleiner Ortschaften und begann jetzt bereits Separatverhandlungen

gen mit Filippo Maria Visconti als einer Art von Vermittler, obwohl Benedig ihm dies wiederholt dringend untersagte. Nach dem Frieden im Triumph eingeholt und glänzend belohnt, forderte er dennoch sofort seine Entlassung und man mußte außerordentlich harte Bedingungen eingehen, um ihn im Dienst zu behalten; der Oberbefehl über sämtliche venetianische Truppen ward ihm mit einer namhaften Geldsumme gegeben auf 2 Jahre, mit der Bedingung, 6 Monate nachher keinen fremden Dienst anzunehmen. Der Herzog schmeichelte dem Feldherrn indeß außerordentlich, indem er ihm bei den neuentstandenen Differenzen das Vermittleramt übertragen wissen wollte, wobei nach seiner falschen Natur er freilich nach Benedig und an Carma-gnola 2 ganz verschieden lautende Instructionen schickte. Beim Wiederausbruch des Kriegs war man anfangs ganz wohl mit ihm zufrieden; nachher aber trieb er wieder dasselbe Spiel, besonders immer hartnäckig die Ueberschreitung der Ad-da verweigernd, und setzte die persönlichen Verhandlungen mit Mailand fort. Die venetianische Flottille erlitt, durch seine Schuld im Stich gelassen, eine harte Niederlage, und obwohl man seine Entschuldigung auch hiesfür anzunehmen für gut fand, und ihn nur mahnte, jetzt endlich Bedeutendes zu leisten, und sich nicht in die Quartiere zurückzuziehen, so zog er sich doch gerade jetzt in die Quartiere zurück und blieb völlig unthätig. Schon jetzt glaubte man an seinen Verrath; Troilo Marcello schlug schon vor, sich seiner zu versichern, doch beschloß man, statt dessen ihn von der mailändischen Grenze nach Friaul zu versetzen, wo er einen ungarischen Angriff bald zurückschlug. — In Benedig war indeß der Haß gegen Filippo Maria so hoch gestiegen, daß man selbst den Plan

eines Micheletto Muazzo annahm, durch einen Verwandten in Mailand ihn mit Gift aus dem Wege räumen zu lassen; an 2 Schweinen ward die Probe des Gifts gemacht; nur weil wegen mangelnder Vorsicht von Micheletto der Plan ruckbar geworden war, beschloß man ihn aufzugeben\*). Als Carmagnola in die Lombardei heimgekehrt, immer zögerte, so faßte endlich das Consiglio der X mit einer giunta von XX in einer seinem rito durchaus entsprechenden Berathung den Beschluß, sich seiner mit Gewalt zu bemächtigen. Sehr arglistig, aber bei Carmagnola's Stellung im Heer nothwendig erscheint die an Giov. de Imperiis ertheilte Instruction, welche den Grafen mit freundlichen Worten zu Berathungen über die Kriegsoperationen nach Venedig einlud; willige er nicht, solle Giov. mit dem Proveditore und den Capitane vor Brescia die Weise berathen, wie man ihn am leichtesten verhaften könne, nachdem bei seiner zweideutiger Stellung schon früher ein eigener Kriegskommissär Giorgio Cornaro entsandt war, um die Capitane bei etwaigem Versuch zum Abfall jedenfalls im venet. Dienst zurückzuhalten. Der Graf ging aber ohne Argwohn in die Falle und kam nach Venedig, wo man ihm 8 nobili als Ehrenwache beigab; als er aber vom Dogenpallast nach Haus gehn und die Gondel besteigen wollte, wies man ihn in den Porticus, wo sich die Gefangenen befanden, so daß er sogleich sein Schicksal erkannte. Beim Verhör ward mit 26 Stimmen über 1 verneinende und zweifelhafte, seine Schuld als entschieden angenommen; 19 stimmten für die Enthauptung als Strafe, nur 8 für lebenslängliche Haft. Ein offenerer Verrath scheint jedoch nicht erwiesen, es aber mit allem Grund als sol-

\*) Der Verf. liefert die Actenstücke darüber.

cher betrachtet zu sein, wenn jener nach allem Verbot mit dem Feinde unterhandelte und mit allen großen Mitteln ihm niemals schadete, wenn er, obwohl Diener des Staats sich thatsächlich als dessen Herrn benahm, und seine Stellung dazu benutzte, die Kräfte Venedigs zu lähmen, statt geltend zu machen. — Ueber alle Beschreibung schauderhaft ist der (IV. 166—168) ausführlich mitgetheilte Bericht des im Beltlin gefangenen Giorgio Cornaro über die Torturen, welche derselbe von den Beamten von Filippo Maria zu erdulden hatte, hauptsächlich um ihm Bekenntnisse darüber zu entlocken, wer die Ankläger von Carmagnola gewesen. Es ist dies eins der vielen Zeichen, wie über alle Maßen entartet das damalige Geschlecht, und wie raffinirt barbarisch die Sitten und Leidenschaften geworden waren. —

Die Verderbtheit der damaligen Sitten tritt dann zumal in der tragischen Geschichte des Dogen Francesco Foscarei und seines Sohns Jacopo hervor. Einer sehr alten Familie angehörig hatte er sich gleichwohl hauptsächlich durch angesehene Familienverbindungen das Dogenthum verschafft. Er gehörte ganz jener continentalen Partei an, die durch die letzten Erwerbungen der trevisanischen Mark und Friauls eine sehr weite Gelegenheit gewonnen hatte, Anhänger durch dortige Stellen u. s. w. zu gewinnen und zu versorgen, während die maritime die Erhaltung und Erweiterung der venetianischen Besitzungen und vor Allem die Ueberlegenheit der venetianischen Flotte im Orient fortwährend als das Wünschenswertheste ansah. — Der Vertreter der letzteren, Pietro Loredano hatte noch eben durch die völlige Vernichtung der türkischen Flotte bei Gallipoli (1416) sich ein bedeutendes Verdienst, nicht nur um Venedig, sondern

die ganze Christenheit erworben, so daß dessen Ducat wahrscheinlich Benedig dort die Ueberlegenheit zur See dauernd gesichert hätte, während die unzähligen Landkriege unter Foscarei der Flotte die Mittel raubten und einen Verlust nach dem andern herbeiführten. Wenn nun auch der Verf. sehr ausführlich darlegt, daß der Doge erst nach großem Widerstreben durch die dringendste Noth von Florenz sich bewegen ließ, in die Allianz gegen Mailand zu willigen, so war doch die ausnehmende Hartnäckigkeit, mit der man einen Krieg aus dem andern sich entspinnen ließ, selbst mit den großen Provinzen Brescia und Bergamo nicht zufrieden war, und dazu sich nicht scheute, alle Mittel des Verraths in Bewegung zu setzen, um neue Provinzen des Continents zu gewinnen, — wie man z. B. beim Erwerb von Ravenna einen gezwungenen Abfall des eignen Freundes und Schutzbefohlenen sofort mit Confiscation der ganzen Signorie und Güter bestrafte — jedenfalls ein Werk einer habgierigen, egoistischen, dem venetianischen Staat durchaus schädlichen und ihn von seiner wahren Bahn ablenkenden Politik. Die Eier nach Nemptern war dann auch bereits 1430 so gewachsen, daß Andrea Contarini zur Enthauptung wegen eines Attentats auf den Dogen verurtheilt wurde, dessen er sich schuldig gemacht, weil er das Capitanat des Volks, worauf er sich Rechnung gemacht, nicht erhalten, und eine Conspiration von 37 nobili entdeckt ward, welche sich förmlich verbunden hatten, einander die Nempter zuzuwenden. Es war trotz aller strengen Verbote, so gewöhnlich, Geschenke für seine Stimme anzunehmen, daß selbst des Dogen Sohn, Jacopo, gebildeter Gönner der griechischen Litteratur, aber sehr leichtfertigen Sinnes, sich nicht davon frei



hielt. — Die maritime Partei war bei dem großen Gewicht der Marine für Venedig doch immer so bedeutend, daß sich stets eine sehr ansehnliche Zahl ihrer Glieder in den höchsten Behörden des Staats befand; bei den großen Kosten und dem geringen Erfolg der letzten Kriege war sie wieder stark vertreten; im Consiglio der X finden wir die Loredanos häufig. Es war deshalb nicht ohne Bedeutung, daß Franc. Loredano unter den Capi der X war; welche 17. Febr. 1444 auf Jacopo's Verhör wegen solcher Geschenke antrugen; da er citirt nicht erschien, befahl man seine Verhaftung, wo er sich irgend befinde. — Dies war ganz den Gesetzen gemäß; wenn der gewöhnlichen Erzählung nach der Doge selbst beim Gericht über den Sohn den Vorsitz gehabt haben soll, so ist dies ganz unmöglich, da hier, was das Gesetz schon an sich bestimmte, noch ausdrücklich befohlen ward, daß mit allen Verwandten auch der Doge von den Verhandlungen ausgeschlossen sein sollte. Eine Reihe von Zeugen, worunter 2 nobili, sagten aus, daß sich im Hause des Dogen (wo der Sohn wohnte) ein Kasten mit Sachen befinde, welche er zum Geschenk empfangen; als dies durch den Augenschein constatirt war, ward der Beschluß gefaßt, Jacopo nach Nauplia zu confiniren, wohin ihn eine venetianische Galeere von Triest, wohin er sich begeben, abholen sollte; es ergab sich aus dem Verhör, daß selbst sein Diener vom Herzog von Mailand 40 Duc., und eine andere Summe von einem Bewerber um das Bisthum Concordia bekommen hatte. Eine von Franz Loredano beantragte giunta, um die Untersuchung noch genauer führen zu können, ward abgelehnt. Man ließ den Dogen mahnen, durch seinen Einfluß den Sohn zum Gehorsam

gegen den Schluß zu bestimmen; als Alles vergebens war, confiscirte man sein Gut. Vom strengen Recht entfernte man sich allerdings so wenig, daß man auf die Kunde von Jacopo's schwerer Krankheit, diese Entschuldigung für rechtmäßig erklärte und deshalb ihm Treviso statt Nauplia zum Aufenthaltsort anwies. Endlich ging man selbst so weit, daß, obwohl man erfahren, daß Jacopo von Steuern 2400 Duc. und Silbergeschirr von Franc. Sforza angenommen habe, gleichwohl in Betracht des Dogen, der, wenn er den Sohn krank an Geist und Körper fern von sich wisse, nicht mit freiem Kopf den Angelegenheiten des Staates sich widmen könne, dem Sohn die Rückkehr nach Venedig gestattete — 1450 erfolgte nun aber plötzlich der Mord von Ermolao Donato; die Anzeige von Anton Benier Brasiola, welche auf Jacopo lautete, ward von so vielen erschwerenden Umständen unterstützt, daß die weitere Untersuchung beschlossen ward. Als Motiv des Mordes konnte gelten, daß sich Ermolao Donato unter den Capi der X bei Jacopo's erster Anklage befunden hatte und man außerdem in der letzten Zeit gewisse Zeichen von Feindschaft unter ihnen wahrgenommen; für die Ausführung lag ein dringender Verdachtsgrund darin, daß man Oliver, Diener des Jacopo zu einer Stunde um den Pallast hatte herumschleichen sehen, in welcher dort die Pregadi, worunter auch Ermolao, versammelt waren, und dann plötzlich in den Pallast hineintreten; dort war aber Ermolao ermordet. Nach einem sehr langwierigen Proceß erklärte man den 26sten März die Untersuchung geschlossen, obgleich noch nicht alles Material beisammen war und man selbst nach Spanien geschickt hatte, um eine Aussage des dortigen venetianischen Gesandten

aufzunehmen, besonders weil der Rath der X dadurch so beschäftigt sei, daß alle anderen nothwendigen Geschäfte darüber versäumt würden. — Der Verf. betrachtet wohl mit Recht die nun über Jacopo verhängte Confination nach Candia als einen Mittelweg, um einen Mord nicht ungestraft zu lassen, von dessen Veranlassung durch jenen die moralische Ueberzeugung bei allen Richtern lebte, ohne daß der Beweis durchaus unwiderleglich zu führen gewesen wäre. — Man hatte nun bisher den Verlauf so dargestellt, als habe Jacopo, in Candia von heftiger Sehnsucht nach Vaterland und Familie ergriffen, an den Herzog von Mailand um Verwendung zu schreiben, obwohl dies notorisch den Gesetzen zuwiderlief, den Brief aber in die Hände der Signoria gelangen zu lassen, um so zum Verhör darüber nach Venedig zurückberufen zu werden \*); er habe in Venedig unter den Schmerzen der Tortur die wahre Absicht des Briefs entdeckt; es sei ihm zugestanden, seine Familie, nach Einigen im Gefängniß der Torricella, nach Andern in den Kammern des Dogen wiederzusehen; endlich sei er krank nach Canea zurückgekehrt und dort gestorben. —

\*) Der Verf. notirt mit Recht, wie dieses Mittel von sehr zweifelhaftem Erfolg gewesen wäre, da der Rath der X sehr wohl seinen Rito delegiren und die Provincialbehörde mit der Untersuchung beauftragen konnte.

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

187. Stück.

Den 21. November 1857.

---

B e n e d i g

Schluß der Anzeige: »Storia documentata di Venezia di S. Romanin. Vol. 3. 4.«

Nach den Actenstücken des Rathes der X empfangen die consiglieri allerdings im Juni 1456 einen Brief an den Herzog von Mailand mit Ausdrücken, welche geeignet schienen, die damals zwischen beiden Staaten bestehende Ruhe zu gefährden, dessen Urheber aber nicht genannt ist; dagegen aber bald einen Brief des Rectors von Ganea, wonach ein schiffbrüchiger Genuese Battista im Hause des in Ganea wohnenden Genuesen Jacopo Giustiniani die Bekanntschaft von Jacopo Foscarini gemacht; dieser hatte ihn unter Anderem gebeten, einen Brief durchzusehen, welchen er an den Kaiser der Türken schreiben wolle, damit er ihm eine Galeere zusende, auf welcher er sich dem Exil entziehen könne. Dies machte allerdings dringende Vorsicht nöthig. Ein milder Vorschlag, man solle Jacopo am Ort der Confination von 2 Personen stets überwachen lassen, weil jener Act

nur seinem bekannten Leichtsinne zuzuschreiben sei, ging nicht durch; eine genaue Haussuchung ward beschlossen, um aller seiner Papiere habhaft zu werden, und der damalige *sopracomito* des Hofes, Lorenzo Loredano mit der Execution beauftragt, welcher den Schuldigen nach Venedig führte. Jacopo Loredano befand sich als *capo* der X in dem Colleg, welches mit der Compilation des Processes beauftragt war, in dessen Acten von einer Tortur gar nicht die Rede ist, so daß wie Marin Sanuto auch ausdrücklich angibt, angenommen werden muß, daß er Alles freiwillig bekannte. — So konnte die Schuld keinem Zweifel unterworfen werden; in Betreff der Bestrafung trug Jacopo Loredano allerdings auf Enthauptung zwischen den Säulen des Marcusplatzes an, wegen des vielen Wichtigen, was der Angeklagte gegen Ehre und Wohl der Republik unternommen; es siegte jedoch die mildere Ansicht, ihn nach Canea zurückzusenden, jedoch mit der Warnung, daß wenn er nochmals an Fürsten schreiben würde, er allerdings im Gefängniß sein übriges Leben zubringen müsse. Ausdrücklich ward befohlen, daß er bis zur Abreise im Gefängniß der Torricella bleiben solle, wo dann allerdings nach dem Zeugniß des dem Foscarei verwandten gleichzeitigen Chronisten Giorgio Dolfin die bekannte Abschiedsscene Statt fand, wo der Sohn den Vater um Verwendung für die Heimkehr bittet, dieser aber ihn auffordert, ruhig den Beschlüssen des Staats sich zu unterwerfen (24. Juli); worauf im nächsten Januar der Tod des Sohns in Candia erfolgt. — An Jacopo's Schuld kann nach Allem kein Zweifel sein; er mochte sie aber wohl, wie die vom Verf. angeführten Verurtheilungen von 2 seiner Schwäger, Andrea Donato und An-

drea Trevisani in Padua und Legnago wegen Erpressungen und ungetreuer Amtsführung zeigen, mit manchen Andern theilen. Daß man nicht ein Auge zudrückte und seine Verurtheilung härter betrieb als seine bekannte, beim letzten Proceß von einer Seite sehr hervorgehobene *logorezza* verdient hätte, daran war doch offenbar die maritime Faction schuld. Mag es, wie ich dem Vf. gern zugebe, eine romantische Erfindung sein, daß Jacopo Loredano nach der nun folgenden Entsetzung des Dogen in sein Rechnungsbuch geschrieben: *L'ha pagato*, so zeichnet dies doch sehr trefflich die Ansicht, welche man von der ganzen Sache in Venedig hatte. Die Ausschließung vom Dogenamte legte einen ersten Stachel bei den Loredano's nieder, welcher verstärkt ward, als Marco Loredano, welcher des Dogen Schwiegersohn Andrea Trevisani wegen schlechter Amtsführung in Legnago zur Bestrafung gezogen, bald darauf ermordet gefunden ward. Ein unbestimmtes Gerücht schrieb ferner, wenn auch irrig, den plötzlichen Tod von Pietro Loredano 1438 nach der Rückkehr vom viscontischen Krieg dem Foscarini zu, während seine Grabchrift weit glaublicher auf Vergiftung durch den Herzog Filippo Maria deutet. Wir fanden nun auch Loredano's fast überall bei den Collegien, welche gegen Jacopo untersucht und sprachen, und als dessen erbitterte Gegner, härter als die Collegien. Der Antrag von Jacopo Lored. auf die Hinrichtung des Dogensohns ist Blutrache für Marco; zugleich ist es Werk der Talion, wenn für Pietro's Ausschluß vom Dogenthum nun durch dessen Sohn des Dogen Absetzung bewirkt ward, wozu der fortdauernde Nichtbesuch aller Rathsversammlungen und die gänzliche Apathie des Alten nach

dem letzten häuslichen Unglück den willkommenen Vorwand lieferte. Wenn der Verf., um die Ansicht von Privatrache abzuwenden, geltend macht, daß nach jenem gleichzeitigen Giorgio Dolfin, Jacopo Loredano als Glied der Commission, welche den Dogen zur Abdankung auffordern sollte, ihn tröstete, und vorstellt, die Aufforderung sei nur wegen Alter und Schwäche nöthig, des Dogen früheres Leben habe dem Vaterlande zur Ehre gereicht, so weiß man wohl, was von solchen honigsüßen Worten, die man namentlich in Venedig meisterlich anzuwenden verstand, mit Galle im Herzen, zu halten ist; es können hier nur die Thaten entscheiden, die in der nun trotz der Weigerung erfolgten Absetzung laut genug sprachen. Außerordentliche Ehrenbezeugungen für den Körper des nun bald verschiedenen Dogen waren um so nöthiger, als das letzte harte Verfahren die Partei ziemlich unpopulär gemacht hatte. Es erfolgte ein natürlicher Rückschlag und die Beschränkung des Rathes der X, der seine Vollmachten überschritten hatte, weil die Faction in ihm eine Art Gegenducat gegen das von den Gegnern beherrschte Dogenamt gebildet, auf die gesetzlichen Befugnisse. Die maritime Faction sank, obwohl gerade jetzt bei dem reißenden Anwachsen der osmanischen Macht ein anhaltenderes Uebergewicht derselben sehr ersprießlich gewesen wäre. Im Grunde freilich war ihr Sinken natürlich; Alles drängte auf die bequemere und sicherere Kapitalanlage im Festland hin, zumal die Venetianer im Orient gegen die Türken allein standen, und in den Genuesen und Florentinern bei den Türken in Konstantinopel selbst die gefährlichsten und verrätherischsten Feinde hatten, so daß es nichts Gländeres geben kann, als die folgenden

Türkenkriege, wo die besten Aussichten auf Erfolg theils hierdurch, theils durch die sehr lauen Anstrengungen Venedig's, das immer unterhandelte und nie durch kühne Thaten den Erfolg der Unterhandlungen gefährden wollte, theils dadurch verloren gingen, daß man im Seewesen ganz ungeschickte Männer der continentalen Partei, wie Nicolo da Canale an die Spitze der Flotte stellte, welcher im äußersten Grade conservativer Natur um die Flotte nicht zu gefährden, 1470 das wichtige Negroponte vor seinen Augen einnehmen ließ. Man entschädigte sich dafür nicht durch Eroberungen über die Türken, sondern entriß durch eine politische Intrigue Cypem christlichen Prätendenten; so kam man allerdings nicht mit dem Sultan in Collision, mehrte aber die Zahl der occidentalischen Feinde. In Italien war es durch Venedig's fortwährende Usurpationen schon 1467 so weit gekommen, daß Galeazzo Sforza, Herzog von Mailand dem venetianischen Gesandten erklärte, Venedig möge sich wohl hüten, wie es damals schien, Unruhen in Italien anzustiften, es würden sofort alle seine Nachbarn sich erheben, um das Entriessene wieder zu erlangen. Der Pabst, obwohl selbst Venetianer, werde Alles vorgehen, um Faenza, Forli, Ravenna, Servia in seine Gewalt zu bringen; der König von Neapel reize durch seinen Agenten Galeazzo fortwährend gegen Venedig; Florentiner und Genuesen würden aus Handelseifersucht sogleich theilnehmen, Galeazzo halte sie allein durch seinen festen Willen zum Frieden zurück, obwohl er den kläglichen Finanzzustand von Venedig sehr wohl kenne. 1476 theilte er dem venetianischen Secretär de Minimi einen Brief seines Gesandten in Frankreich mit, wonach Ludwig XI. ihm ebenfalls



eine Allianz gegen Venedig vorgeschlagen; er hatte ihm sehr gerathen, Schweizer in Sold zu nehmen, über welche Sener in den burgundischen Kriegen damals Einfluß erlangt hatte; auf die Antwort, Mailand sei mit Venedig jetzt befreundet, hatte er erwiedert: Man könne allerdings noch einen gelegeneren Zeitpunkt abwarten; dann sei es aber sehr gerathen, loszubrechen, weil die Venetianer doch Niemand Treu und Glauben hielten, außer wo es ihnen nützlich schiene. Man möge den Herzog von Urbino durch die Aussicht auf Padua und Vicenza zum Oberfeldherrn gewinnen; Galeazzo könne dann selbst Brescia, Bergamo und Crema, welche Filippo Maria abtreten müssen, seinem Staate wiedereinverleiben. — Die Ligue von Cambray lag also in den ersten Zügen schon damals vorbereitet da; die Venetianer durften sich nicht über den Theilungsplan auf ihre Kosten beklagen, sie die so oft mit ihren Verbündeten des 15ten Jahrh. Theilungspläne des Herzogthums Mailand entworfen und fast allein ein sehr beträchtliches Stück davon abzureißen durchgeföhrt hatten. —

Indem ich nochmals das äußerst reichhaltige und durchweg auf Actenstücken beruhende neue Material, welches in diesem Werke nicht nur für die venetianische, sondern die ganze italiänische Geschichte des späteren Mittelalters dargeboten ist, dem Studium der Historiker dringend empfehle, bemerke ich noch zum Schluß, daß die fast durchaus ausführlichen Gesandtschaftsdepeschen bestehende Darstellung der venetianischen Politik von 1494 — 1512, des Zusammenhangs wegen einer späteren Anzeige nach Weiterführung des Werks vorbehalten ist \*).

Theod. Wüstenfeld.

\*) In Betreff der Anzeige des ersten Bandes (Stück 168)

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn u. Comp. 1857.  
 Untersuchungen über Ursprung und  
 Wesen der fallsuchtartigen Zuckungen  
 bei der Verblutung so wie der Fall-  
 sucht überhaupt. Von Prof. Adolf Ruff-  
 maul und Adolf Tenner in Heidelberg. (Aus  
 den von J. Moleschott herausgegebenen Untersu-  
 chungen zur Naturlehre des Menschen und der  
 Thiere besonders abgedruckt). 124 S. in Octav.

Esquirol sagt in seinem bekannten Werk über  
 Geisteskrankheiten, nachdem er über die anatomi-  
 schen Untersuchungen Epileptischer berichtet hat:  
 »Avouons franchement que l'anatomie patho-  
 logique a jusqu'ici répandu peu de lumière —  
 vielleicht mit Recht corrigirt ihn Verf. in aucune  
 lumière — sur le siège immédiat de l'épilepsie.  
 Cependant il ne faut pas se décourager, la  
 nature ne sera pas toujours rebelle aux efforts  
 des investigateurs.« Die in diesen Worten aus-  
 gesprochene Zuversicht ist durch die anzuzeigenden

sehe ich mich zu einer Berichtigung genöthigt. Der Vf. hat  
 zu seiner Beschreibung des Himmelsfahrtsfestes allerdings die  
 betreffende Stelle aus Fl. Cornelio citirt; da ich die An-  
 zeige zum Theil längere Zeit nach der ersten Durchlesung des  
 Buches schrieb, so hatte ich bei andern Studien später die  
 Beschreibung jener Ceremonie bei jenem Schriftsteller gefun-  
 den und vergessen jene Stelle im Buche des Verfs nochmals  
 nachzusehen, den ich deshalb um Entschuldigung bitte. — Fer-  
 ner führen die vom Verf. gegebenen Daten für die Belage-  
 rung von Bari unter P. Urfeolus allerdings auf 1000, nicht  
 auf 1002, wie der Verf. wollte; da aber Joh. Diac. aus-  
 drücklich 1004 hat, die Belagerung nach Begebenheiten die-  
 ses Jahres erzählt und vor dem decimo anno des Herzogs  
 eine Lücke... sich befindet, so ist von diesem Jahre abzuweichen  
 kein Grund vorhanden, da Joh. Diac. gleichzeitig in Bene-  
 dig lebte, das die Entsatzflotte sandte.

„Untersuchungen“ vollständig gerechtfertigt worden. Wir sind zwar nicht so sanguinisch — und am wenigsten sind die Verf. so voreilig — zu behaupten, daß durch diese Arbeit der unmittelbare Sitz und die allernächste und eigentliche Ursache der Epilepsie überhaupt gefunden sei, aber wir müssen nicht bloß zugeben, sondern als Verdienst der Untersuchungen hervorheben, daß durch sie thatsächlich ein Gehirnzustand nachgewiesen ist, welcher allen Anforderungen entspricht, die man zu stellen genöthigt wäre, wenn man von theoretischen Voraussetzungen ausgehend einen suchte, der das Zustandekommen fallsüchtiger Anfälle erklärte. Sie liefern uns eine Arbeit, die in gleicher Weise von der Gewandtheit des Experimentirens als der streng wissenschaftlichen Denkweise des Verfs oder der Verff. Zeugniß ablegen. Die ausgeführten zum Theil recht subtilen Versuche sind durchweg in der Ur angeestellt, daß sich schwerlich Bedenken gegen ihre Schlußfähigkeit erheben lassen, die Verf. gehen dabei in ihren Fragstellungen so vorsichtig und immer bestimmt Schritt für Schritt weiter, daß sich schließlich ihre Folgerungen mit überzeugender Bestimmtheit aufdrängen. Folgen wir ihnen etwas näher auf dem oft mühsamen Wege, der noch zuweilen recht interessante Seitenansichten eröffnet und sehen wir, zu welchem Ziele, „die unmittelbare Ursache der Epilepsie aufzuklären“ sie gelangt sind.

Der Grundgedanke der Arbeit ergab sich aus der Erfahrung, daß rasch verblutende Menschen und Thiere unter allgemeinen Zuckungen sterben. Namentlich Marshall Hall hatte schon lange dem Umstand, daß plötzliche und große Blutverluste der Ekklampsie analoge Krämpfe beim Menschen veranlassen, Aufmerksamkeit geschenkt, suchte aber

merkwürdiger Weise, durch nicht tadellose Versuche und ungerechtfertigte Schlüsse verleitet, die Quelle derselben im Rückenmark. Die Verf. konnten das nicht für erwiesen erachten und stellten sich deshalb zunächst die Frage, ob die Zuckungen überhaupt an einen bestimmten umschriebenen Herd in den Nervencentren gebunden seien. Zu dem Zweck wiesen sie zunächst nach, daß rasche Verblutung sowohl als Unterbindung oder Compression der großen Arterien des Halses bei Kaninchen ohne Ausnahme, wenn nicht die Thiere sehr geschwächt oder vorher ätherisirt waren, allgemeine Zuckungen hervorruft. (Die Erfahrung rücksichtlich der Einwirkung der Chloroformnarkose ist für Operationen mit großen Blutverlusten und für die Therapie der Epilepsie nicht ohne Bedeutung). Das angewandte Verfahren, die großen Gefäße des Halses bei Kaninchen aufzusuchen und zu verschließen, hat Kuffmaul schon im 6. Bande der Verh. der phys. medic. Gesellschaft in Würzburg beschrieben. Sehr wichtig mußte es den Verf. dann erscheinen, die Krampfanfälle bei Verschließung der großen Gefäße am Halse des Kaninchens genau zu beschreiben und damit ihre völlige Uebereinstimmung mit den Anfällen der Epilepsie nachzuweisen. Die Zuckungen erfolgten gewöhnlich 8 — 18 Secunden nach völliger Absper- rung des rothen Bluts, und begannen, nachdem eine Reihe abnormer Bewegungserscheinungen und zuletzt ohnmächtiges Zusammenfallen vorausgegangen war, mit tonischer Contraction der Nacken- muskeln: der Kopf wird gewaltsam rückwärts gezogen, die Pupille vorher sehr verengt, wie alle beweglichen Spaltöffnungen des Kopfes, erweitert sich ausnehmend stark, Trismus tritt ein und das ganze Thier wird, wenn es kräftig ist, in der

Regel mit großer Gewalt vorn übergeschleudert. Die Beine contrahiren und strecken sich nun in Form klonischer Krämpfe abwechselnd auf das heftigste, von der Athmung ist nichts wahrnehmbar, der Herzschlag dauert kräftig fort; allmählich nehmen die Zuckungen ab und schwinden, nachdem sie wieder mehr ein tetanisches Gepräge angenommen haben, in der Richtung von vorn nach hinten. Wir haben also die charakteristischen Symptome epileptischer Krämpfe: Zusammenfallen, Bewußtlosigkeit (kein Thier schrie), Erweiterung der Pupillen, heftige klonische Zuckungen, die mit einem tonischen Krampfe der Nackenmuskeln (Trachelismus) beginnen.

Aus einem weitem Kapitel, das die Zufälle beschreibt, unter welchen der Tod nach Unterbindung der großen Schlagadern des Halses beim Kaninchen eintritt, und die Erscheinungen, die bei Wiederherstellung des Kreislaufs erfolgen, hebe ich nur hervor, daß niemals das Wiedereinströmen des Bluts nach aufgehobener Verschließung der Gefäße Krämpfe hervorrief. Mit großer Umsicht wurden sodann alle Daten gesammelt, welche nachweisen können, daß Unterbrechung der Zufuhr von rothem Blut beim Menschen analoge Zufälle hervorrufe. Außer den Erfahrungen der Chirurgen bei Unterbindung der Carotiden war hier auf die in neuerer Zeit namentlich von Irenärzten zu diagnostischen oder therapeutischen Zwecken versuchte Compression der Carotiden zu verweisen. Diese hatten als Erfolg derselben zwar die Vorläufererscheinungen der Epilepsie ergeben, aber nirgends war von wirklichen Zuckungen die Rede. Ruffmaul machte deshalb neue Versuche mit Compression der Carotiden, und es gelang ihm wirklich bei zwei blutarmen Individuen allgemeine

Krämpfe hervorzurufen, die nach aufgehobener Compression binnen wenigen Secunden ohne nachtheilige Folgen für das Befinden der Individuen wieder schwanden. Auch Refer. hat Gelegenheit gehabt, sich durch Autopsie zu überzeugen, daß beim Menschen durch Compression der Carotiden Bewußtlosigkeit, Verlangsamung des Athmens und allgemeine Convulsionen ohne weitere Gefahr hervorgerufen werden können. Aus der Zusammenstellung aller Erfahrungen über den fraglichen Punkt ergab sich dem Verf. dann mit großer Wahrscheinlichkeit, daß fallsuchtartige Zuckungen beim Menschen nur dann eintreten, wenn das Großhirn nicht allein, sondern auch einige oder alle hinter den Sehhügeln liegende Hirnbezirke rasch ihres Bluts in zureichender Menge beraubt werden, daß aber das den Anfall ankündende schlagartige Zusammensinken, die Bewußtlosigkeit und Unempfindlichkeit von dem Großhirn ausgehen.

Damit war der Anhaltspunkt gewonnen, die Frage nach dem Sitze epileptischer Zuckungen bestimmter zu formuliren. War zuvor bekannt, welche Veränderungen im Gehirn durch die Verblutung oder die Verschließung der großen Gefäße hervorgerufen werden, so ließ sich durch Einschränkung dieser auf die verdächtigen Hirnbezirke vielleicht eine positive Antwort erhalten. Was wird also beim Menschen und bei warmblütigen Thieren — beim Frosche gelingt das Experiment nicht — durch Unterbrechung der Blutzufuhr im Gehirn verändert? Daß sie eine Anämie erzeuge, war doch trotz Donders bekanntem Experiment, welches eine Verminderung der Blutmasse im Gehirn auch bei geschlossenem Schädel als möglich auswies, nur eine angreifbare Vermuthung. Es gelang den Verf. indessen, bei Unterbindung oder

Compression der Carotiden und der Vertebrales eine arterielle Anämie des Gehirns — nach dem Muster des Donders'schen Versuches — wirklich nachzuweisen. Sie zeigten durch untadelhafte Experimente, daß die Compression der großen Schlagadern capilläre Anämie und venöse Oligämie des Gehirns und seiner Häute bedinge, bis die Zuckungen eintreten, womit die venöse Oligämie wenigstens theilweise beseitigt wird, ohne daß zugleich die capilläre Anämie aufhört, und nachdem dann weiter dargethan war, daß auch bei Wegnahme der Schädeldecken durch Verblutung die Krämpfe beim Kaninchen in gleicher Weise eintreten, können wir gegen den Satz, daß die aufgehobene Blutzufuhr, d. i. der unterbrochene Stoffwechsel, nicht der aufgehobene mechanische Druck auf's Gehirn die Zuckungen hervorrufe, gerechtfertigte Bedenken wohl kaum erheben.

Nur beiläufig will ich bemerken, daß die Sectionsbefunde der geopferten Kaninchen auch unsre Verf. zu der Ueberzeugung führten, daß wir über den Zustand der Füllung der Arterien und arteriellen Capillaren vor dem Sterbeacte aus dem Leichenbefund niemals, über den der Venen im besten Falle nur annähernd genaue Aufschlüsse erhalten. —

Jetzt erst konnten die Verf. versuchen, den Sitz der Zuckungen näher zu umgrenzen. Unterbrechung der Blutzufuhr zum Rückenmark rief niemals Zuckungen, sondern nur Lähmung hervor; es mußte deshalb wirklich im Gehirn die Quelle der Zuckungen bei raschen Blutverlusten gesucht werden. Welche Theile des Gehirns sind es, die Krämpfe zu Wege bringen, fragten sie deshalb weiter, läßt sich auch experimentell an Thieren nachweisen, was Erfahrungen bei Menschen dar-

über bereits wahrscheinlich gemacht haben? Mit möglichsten Cauteleu wurden unter gleichzeitiger Excision von Großhirnthteilen die frühern Compressionsversuche fortgesetzt und aus den mitgetheilten vorwurfsfreien Experimenten läßt sich als Ergebnis ableiten, daß die Zuckungen nicht vom eigentlichen Großhirn ausgehen, sondern daß es hinter den Sehhügeln gelegene motorische Centralherde sind, welche durch rasch aufgehobene Ernährung in Erregung gesetzt werden.

Mit diesem Schlusssatz der mühevollen experimentellen Ergebnisse ließ sich nun allerdings eine nähere Bezeichnung der „unmittelbaren Ursache der epileptischen Anfälle“ versuchen. Die Verf. haben einen Zustand erforscht, welcher beim kräftigen Kaninchen ausnahmslos und wahrscheinlich bei allen Warmblütern fallsuchtartige Anfälle bedingt, nämlich die Gehirnveränderung, die durch rasch aufgehobene Ernährung in Folge plötzlich gesperrter Blutzufuhr hervorgerufen wird. Ein solcher hat alle Eigenschaften, die eine theoretische Voraussetzung verlangt; er tritt sehr rasch ein und läßt sich rasch wiederaufheben; er ist im Stande, die ganze Symptomengruppe der Fallsucht hervorzurufen; bei kurzer Dauer treten die Anfälle in unvollkommener, bei längerer Dauer in vollkommener Ausbildung ein; der Anfall folgt der Gehirnveränderung auf dem Fuße nach; diese kann unmittelbar zum Tode führen und bei häufiger Wiederholung der Anfälle müßte zulezt die Gehirnthatigkeit ebenso bedeutend beeinträchtigt werden, wie dies in der Epilepsie geschieht.

Die Wege, auf denen in Folge plötzlich aufgehobener Ernährung des Gehirns fallsuchtartige Anfälle zu Stande kommen können, sind weiter zahl-



reich genug, um auch scheinbar weitab liegende epileptische Zustände unter den aufgestellten Gesichtspunkt zu bringen. Nach der Zusammenstellung der Verf. sind es folgende: I. Rasche Blutverluste. II. Rasche Hemmung der Zufuhr rothen Blutes zum Gehirn. 1. Mechanische Schließung der großen Kopfschlagadern, ihrer gröberen oder feineren Aeste (Unterbindung, Compression, Pfröpfe, eingespritzte Luft zc.). 2. Krampf der Gefäßmuskeln: a. durch unmittelbare Erregung des Centralheerdes der vasomotorischen Nerven (Entzündung, örtliche Anämie, Gifte zc.), b. durch Erregung von der Seele aus (Schreck); c. durch Erregung von den sensiblen Nerven aus; d. durch Erregung von andern in Erregung gerathenen motorischen Bezirken aus? 3. Venöse Hirnstase? III. Rasche Umwandlung des rothen Bluts, wodurch es zur Ernährung des Gehirns unfähig wird. A. Asphyctische Umwandlung des rothen Bluts in schwarzes. 1. Erstickung auf mechanischem Wege. 2. Krampf der Stimmriße (Laryngismus): a. durch unmittelbare Erregung des Centralheerdes der motorischen Nerven der Stimmrißenschließer; b. durch mittelbare Erregung desselben (namentlich durch Reizung der sensiblen Nerven der Luftröhrenschleimhaut). 3. Asphyxie durch Gase. B. Veränderungen des rothen Bluts anderer Art (durch Fermente, Gifte).

Die gegebenen Andeutungen werden genügen, die Verdienste der Untersuchungen unsrer Verf. wenigstens im Allgemeinen zu bezeichnen. Selbst der Praktiker wird das Buch nicht ohne Gewinn studiren, denn wenn auch die aufgehobene Ernährung des Gehirns gewiß nur eines der Momente ist, wodurch das Gehirn in den Zustand geräth, der sich als epileptischer Anfall offenbart, so müs-

sen doch die gefundenen Thatsachen recht ernstliche Bedenken gegen die gebräuchliche Pathogenie epileptischer Zustände aus Blutüberfüllung des Gehirns und eine gegen diese gerichtete Therapie erheben.

U. Wachsuth.

U t r e c h t

W. F. Dannenfelser 1855. Ontleedkundig Onderzoek van den Toestel voor Accommodatie van het Oog. — Proefschrift etc. door C. G. von Reeken. 60 S. in Oct. mit 4 Steindruckt.

Auch die anatomisch am meisten durchgearbeiteten Theile des Körpers bedürfen in der Regel der Revision, sobald die Physiologie derselben Fortschritte macht. Das ist bekanntlich der Fall mit der Lehre von der Accommodation des Auges. Seitdem wir die Formänderungen der Linse kennen gelernt haben, welche die Anpassung des Auges begleiten, haben sich verschiedene anatomische Fragen aufgedrängt, welche früher nur ungenügende Lösung gefunden hatten. Ueber die Lage der Linse zur Iris, über die Lage der Iris selbst, ob sie nach vorn convex sei, wie sie in ihrem Umkreise befestigt, hat man neuerdings geforscht, und es ist einleuchtend, daß die Physiologie jetzt im Stande sein wird, eine weit genauere topographische Aufnahme aller auf die Form und Befestigung der Linse möglicher Weise einwirkenden Elemente zu verwerthen, als sie es früher vermocht hätte. Man wird hiernach mit Interesse eine unter Donders Leitung gearbeitete Untersuchung aufnehmen, welche unter ihren Abbildungen namentlich ein in großem Maßstabe ( $\frac{30}{1}$ ) ausgeführtes Profil der Iris, eines Ciliarfortsatzes, der halben Linse und Hornhaut so wie eines Theiles der Sclerotica enthält. Die Lage der Theile, wie sie hier eingetragen ist, wurde dem frisch gefrorenen Auge entnommen und

weicht von frühern Darstellungen dieser Gegend merklich ab, namentlich in der Darstellung der zonula Zinnii. Die Borderränder ihrer Falten liegen hier unmittelbar an der Iris, die Hinterränder haben, wie sie von außen nach innen verlaufen, zugleich die Richtung stark nach vorn.

In einer Zusammenstellung des Accommodationsapparates hätte aber auch die Gefäßeinrichtung der Chorioidea mindestens eine ausdrückliche Erwähnung verdient, und wir dürfen wohl eher annehmen, daß Verf. dieselbe nur übergangen, weil er nichts Neues darüber zu sagen hatte, als weil er sie für unwichtig gehalten. Es liegt zu sehr auf der Hand, daß der *musculus tensor chor.* nur auf die Linse einwirken kann, wenn eine wirkliche, immerhin sehr geringe Entfernung der Chorioidea von der Sclerotica möglich ist. Eine solche Möglichkeit ist aber durch zeitweilige stärkere Füllung der *vasa vortiosa* gegeben. Der Druck auf diese vermindert sich durch jenen Muskel, sie werden sich durch die bekannten groben Communicationen von den Ciliarfortsätzen her füllen, indem der Druck auf letztere sich durch denselben Muskel und durch Vermittelung des *corp. vitreum* vermehrt.

Andre haben bekanntlich sich eine entgegengesetzte Ansicht gebildet: Anfüllung der Ciliarfortsätze bei der Anpassung für die Nähe. Uns scheint es, als sei dabei der eben berührte Zusammenhang der Theile und Thätigkeiten nicht gehörig erwogen. Eine vollständige Erledigung der physiologischen Function der einzelnen Theile des Accommodationsapparates wird wohl noch auf sich warten lassen, und jedenfalls wird man es unserm Verf. nicht verargen, wenn er dieselbe nicht versucht, sondern in dieser Richtung nur einiges Aphoristische hat geben wollen. Bgm.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

188. Stück.

Den 23. November 1857.

---

G ö t t i n g e n

In der Dieterich'schen Buchhandlung 1857. Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Siebenter Band. Von den Jahren 1856 und 1857. Mit der Vorrede und der Anlage derselben 71 Bogen in Quart. Mit zwei Kupfertafeln und einer Steindrucktafel.

Dieser siebente Band der Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, enthält die mehrsten größeren Arbeiten, welche ihre Mitglieder in dem Zeitraume von Michaelis 1855 bis dahin 1857 dargeboten haben. Die von dem Unterzeichneten in der öffentlichen Sitzung der Societät am 22. November 1856 gehaltene Vorlesung, über den Einfluß der Beschaffenheiten der Gesteine auf die Architektur (Nachrichten 1856. S. 301), und die von dem Hrn Professor Lejeune Dirichlet am 31ten Juli d. J. vorgelegte Abhandlung, welche Untersuchungen über ein Problem der Hydrodynamik

1874 Gøtt. gel. Anz. 1857. Stück 188.

enthält (Nachr. 1857. S. 206), werden erst in dem nächsten Bande erscheinen.

Die von dem Secretair verfaßte Vorrede liefert eine kurze Uebersicht der Geschichte der Gesellschaft in dem obigen Zeitraume. Angehängt ist das Verzeichniß der Mitglieder am Schlusse des Jahres 1857.

Da der Inhalt der einzelnen Abhandlungen in dem Beiblatte der gelehrten Anzeigen bereits mitgetheilt worden, so wird hier die Angabe ihrer Ueberschriften genügen.

Abhandlungen der physikalischen Classe. Ueber die durch Molekularbewegungen in starren leblosen Körpern bewirkten Formveränderungen. Von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann. Zweite Abhandlung. S. 3. (Nachrichten 1855. S. 229) Bemerkungen über die medicinischen Grundsätze der Koischen und Knidischen Schule. Von Johann Wilhelm Heinrich Conradi. S. 131. (Nachr. 1856. S. 143) Systematische Untersuchungen über die Vegetation der Karaiben, insbesondere der Insel Guadeloupe, nach den Sammlungen Duchassaing's, von A. Grisebach. S. 151. (Nachr. 1857. S. 11) Ueber das Bor; von H. Sainte Claire Deville und F. Wöhler. S. 287. (Nachr. 1857. S. 122) Ueber die Krystallformen des Bors von W. Sartorius von Waltershausen. S. 297. (Nachr. 1857. S. 208) Ueber neue Verbindungen des Siliciums; von H. Buff und F. Wöhler. S. 329 (Nachr. 1857. S. 245).

Abhandlungen der mathematischen Classe. Beiträge zur Theorie der durch die Gauß'sche Reihe  $F(\alpha, \beta, \gamma, x)$  darstellbaren Functionen von Bernhard Riemann, Assessor der

## Abhandlungen d. k. Ges. d. Wissensch. 1875

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften. S. 3.  
(Nachr. 1857. S. 6).

Abhandlungen der historisch-philologischen Classe. Erklärung der großen Phönizischen Inschrift von Sidon und einer Aegyptisch-Aramäischen, mit den zuverlässigen Abbildern beider. Von H. Ewald. S. 3. (Nachr. 1856. S. 4). Ueber die neuentdeckte Phönizische Inschrift von Malta. S. 66. Zusätze S. 145. Ueber die Anfänge der Vassallität. Von Georg Waitz. S. 69. (Nachr. 1856. S. 157).

Sämmtliche Abhandlungen sind auch einzeln in der Dieterich'schen Buchhandlung erschienen.

H.

### L e i p z i g

bei L. D. Weigel, 1857. Grammatik der Aethiopischen Sprache von August Dillmann Dr. phil., außerord. Professor der Morgenländischen Sprachen an der Universität Kiel. XXIV u. 435 S. in gr. Octav.

Schon wiederholt ist in diesen gel. Anz. darauf hingewiesen, daß in dem Verf. der hier zu beurtheilenden äthiopischen Sprachlehre gleichsam ein neuer Hiob Ludolf unter uns aufgestanden ist, ein Mann, welcher seine wissenschaftliche Hauptkraft ebenso wie einst jener noch heute mit Ruhm zu nennende deutsche Mann der Förderung des aus vielen Ursachen für uns so schwierigen äthiopischen Schriftthumes widmet und diesen Theil der gesammten menschlichen Wissenschaft mit allem Eifer da wiederaufnimmt, wo ihn vor fast zwei Jahrhunderten jener herrliche Mann aus dem Leben scheidend liegen ließ. Ein langer Zwischenraum trennt diese beiden Deutschen, durch welche der Aufbau einer (um kurz so zu reden) äthiopi-

schen Sprach- und Geschichtswissenschaft nun vorzugsweise ein Verdienst der Deutschen geworden ist und hoffentlich noch weiter werden wird: und wir wollen hier nicht die Ursachen erörtern, welche es bewirkten, daß während dieser langen Zeit in ganz Europa beinahe gar nichts zu einem wirklichen Fortschritte auf der von H. Ludolf geöfneten Laufbahn geschah. Wird sein Werk jetzt mit voller Kraft wiederaufgenommen und allseitig verfolgt, so geschieht das zugleich mit der Hülfe von tausend genaueren Erkenntnissen und Bestrebungen, an welche jener zu seiner Zeit kaum denken konnte; und auf einem Gebiete, wo inzwischen auch die Stoffe der Untersuchung und Erkenntniß ungemein angewachsen sind und noch täglich sich vermehren können. Wir können und wir müssen daher von dem noch jüngern Verf. für die Zukunft noch Vieles hier hoffen, so bedeutend alles das Mannichfache ist, was wir bis jetzt schon seinem Fleiße und Eifer verdanken. Aber wie jener herrliche Mann rein aus Eifer für die Wissenschaft und für das Wohl der Menschheit den besten Theil seines Lebens diesen Arbeiten widmete, so kann noch heute nur durch denselben reinen Eifer hier Alles noch weiter zu Leistende vollbracht werden.

Das Erscheinen einer den heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen entsprechenden äthiopischen Sprachlehre war nun längst zu einem wahren Bedürfnisse geworden, da die Ludolfsche bei allen ihren für ihre Zeit ausgezeichneten Vorzügen doch weit hinter dem Stande der heutigen Wissenschaft zurückgeblieben, auch nur auf die wenigen damals dem tüchtigen Manne zu Gebote stehenden äthiopischen Schriften gegründet ist; dazu war sie im Buchhandel längst vergriffen, während die übrigen

nachher, gedruckten Lehrbücher von ganz unfähigen und unbefugten Gelehrten herrührten. Wir können uns jetzt freuen, daß die Ausarbeitung und Herausgabe dieses längst höchst nöthig gewordenen Werkes in die Hände des Gelehrten gefallen ist, welcher dazu schon durch seine vorangegangenen eigenthümlichen Arbeiten heute der fähigste war; und es sind zunächst zwei wichtige Vorzüge, welche das Werk dadurch erlangt hat und die wir hier kurz bezeichnen wollen.

Es ist traurig zu sehen, wie viele Gelehrte sich mit alten Sprachen beschäftigen und über sie gar neue wissenschaftlich sein sollende Ansichten aufstellen, ohne von der Art wie eine alte Sprache sich in ihren handschriftlichen Urkunden zeige deutliche Begriffe zu haben. Nur wenn man nach allen Seiten hin genau weiß, wie eine alte Sprache sich in den verschiedenen Urkunden wirklich zeige, und wenn man ihr eignes einstiges Leben so viel es nur geht, durch alle zu Gebote stehenden Handschriften und sonstigen Urkunden verfolgt hat, kann man sie sicherer wiedererkennen und lehrreich beschreiben. Der Verf. hat nun viel Muße und viel Gelegenheit gehabt, äthiopische Handschriften der verschiedensten Art zu durchforschen und wie die Sprache in ihnen erscheine genau zu erkennen. Damit hat er einen weit ausgebreiteten festeren Grund gewonnen, welcher in den gewöhnlichen Büchern dieser Art ganz fehlt; und was er zu Anfange über die Geschichte und die verschiedene Gestaltung der äthiopischen Schrift, dann durch den ganzen Lauf des Werkes über die Art, wie die Worte in den Handschriften erscheinen, oft nur in kurzen Bemerkungen vorbringt, gehört zu den lehrreichsten Stücken.

Noch unglücklicher ist es, daß so viele Gelehrte



in neuern Zeiten, nachdem Sprachwissenschaft einmal einen gewissen Ruf erlangt hat und besonders unter dem Namen von Sprachvergleichung so verführerisch geworden ist, eine Sprache so leicht nur nach einzelnen abgerissenen Wörtern oder gar nur nach Wortbildungen und allerlei ganz äußern Erscheinungen zu beurtheilen und gleichsam Grammatik ohne Lexikon zu schreiben gelernt haben. Niemand sollte aber über eine Sprache wissenschaftlich reden ohne ihren Wortschatz völlig zu besitzen; und nur wer sogleich auch ein richtiges und vollständiges Wörterbuch schreiben könnte, sollte eine Sprachlehre entwerfen und herausgeben. Hier nun kam es dem Verf. sehr zu Nuze, daß er zuvor sich so viel mit dem völligen Verständnisse äthiopischer Bücher, mit dem genauen Herausgeben der alten äthiopischen Bibel und mit dem Uebersetzen äthiopischer Handschriften beschäftigt hatte. Und so bildet denn die beständige Rücksicht auf den ganzen Wortschatz des Aethiopischen, namentlich auch auf so manche in den bisherigen Wörterbüchern nicht verzeichnete oder noch unsicher verstandene Wörter, mit reichen Sammlungen von Wörtern je nach den verschiedenen Theilen der Sprachlehre einen andern sehr wesentlichen Vorzug dieses Werkes. Man fühlt, daß der Verf. mitten in dem vollen Reichthume der Sprache lebt, welche er wissenschaftlich beschreiben will: und dieser Vorzug ist hier um so größer, je weniger die bisherigen Wörterbücher genügen.

Man kann das eben erwähnte Doppelte auch die Vorbereitung nennen, mit welcher der Verf. glücklich ausgerüstet das Aethiopische als Sprache und Schrift zu beschreiben unternahm. Daß diese Beschreibung nun aber eine echt wissenschaftliche

ist und von einer richtigen Erkenntniß und Schätzung der jetzt für solche Werke gewonnenen sichern Grundlagen ausgeht, macht den letzten und bedeutendsten allgemeinen Vorzug des Werkes aus. Das Aethiopische ist nun allen seinen bestandenen Theilen nach in die Reihe der wissenschaftlich erkannten und beschriebenen Sprachen eingetreten, welches an sich erfreulich auch auf den weiteren Kreis unserer neuern Sprachwissenschaft einen guten Einfluß zu üben nicht verfehlen wird. Indessen ist der Weg der Wissenschaft etwas lang, ehe sie in allen Einzelheiten zum rechten Ziele gelangt. Dazu sind in unsern Zeiten auch unter dem Namen der Wissenschaft manche Ansichten verbreitet, welche, so tief sie an den Grund alles Wesens menschlicher Sprache zu reichen scheinen, dennoch in der That wenig Grund haben. Es ist wohl der Mühe werth, einige dieser Schwierigkeiten hier etwas weiter zu berühren.

Die Laut- und Schriftlehre des Aethiopischen ist unter der Hand des Verfs zu einer hohen Stufe von Sicherheit und Vollkommenheit gelangt. Doch ist Einiges darin wohl noch immer schärfer zu bestimmen. Der Verf. spricht z. B. die aus ursprünglichem **ለቡዌ** *lebúwe* und **በለጆ** *balje* entstandenen Laute **ለቡዌ** *lebéwe* und **በለጆ** *baléjje* aus, ebenso in der Mehrzahl **ርከገን** *rechévân*; die Schreibart des Aethiopischen scheint zwar auch diese Möglichkeit zu gestatten, allein richtiger scheinen uns doch die Aussprachen *lebve*, *balje*, *rechvân*. Denn in allen solchen Fällen ist ein *ij*, *uv* zunächst ganz nach dem herrschenden Lautgesetze in *i*, *u* zusammengeslossen, dieses dann aber wegen des folgenden Vocales oder Vocalanstoßes sofort in den Halb-

vocal *j*, *v* verdichtet; es ist also hier überall bloß für einen einfachen Laut *j*- und *v*- Raum, nicht für ein *ejj*- und *evv*-. Wendet man dagegen ein, daß **W.P.∞** *sajim* ∞**∞.T** *mevût* ähnlich **W.P.∞** *sájjem* ∞**∞.T** *mévvét* werde, wie im Arabischen مَيْتٌ aus مَوَيْتٌ: so ist diese

Fall dennoch näher betrachtet ein ganz anderer. Denn hier lautet vor dem ursprünglichen *-jî* und *-vâ*, welches in *î* und *â* zusammenfallen muß, noch ein *a* oder ein daraus bloß abgeblaßtes *e*, so daß hier vielmehr von vorne an zwei ganz verschiedene Arten von Vocalen zusammentreffen und, indem der Doppellaut auch im Zusammenfließen noch seinen Schluß wiederhallen läßt, *-ajji-* und *-évve-* entsteht. — Uebrigens darf man auch solche scheinbar geringfügige Lautdinge nicht in der That für so gering halten. Aussprachen wie *lebje* sind so eigenthümlich äthiopisch und ihrem Ursprunge nach so schwierig zu verstehen, daß man schon deswegen hier überall tiefer zu forschen aufgefordert wird. Und dann führen genaue Beobachtungen und Erkenntnisse in diesem ganzen Felde oft zu den wichtigsten Ergebnissen: wie der Unterz. erst durch die nähere Betrachtung solcher auf den ersten Blick sonderbarer Kennwörter wie **ጠጠጥ** auf die für die ganze Sprachgeschichte wichtige Entdeckung kam, daß jedes Kennwort im Aethiopischen ursprünglich auf einen nicht zur Wurzel gehörenden kurzen Vocal *u* ausgelautet haben muß.

(Schluß folgt).

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

189. 190. Stück.

Den 26. November 1857.

---

L e i p z i g

Schluß der Anzeige: »Grammatik der Aethiopischen Sprache von August Dillmann.«

Wir erwähnen hier noch eine Lautsache. Man ist gewöhnlich zu leicht in der Annahme, daß ein Nasenlaut oder ähnlicher schwächerer Laut sich ohne eine selbständige Bedeutung vor einen andern und namentlich stärkern Laut eindränge: eine solche Erscheinung als eine des bloßen Lautes findet sich zwar im Aramäischen häufig, nicht aber im Aethiopischen, wie der Verf. S. 88 und an andern Stellen annimmt. Einige Worte fremden Ursprunges, in welchen es sich, wie der Verf. richtig anmerkt, im Aethiopischen wirklich findet, können wenigstens nichts für Wörter rein äthiopischen Sprachgutes beweisen. Das *n* in dem Fürworte **H<sup>z</sup>T** dieser erklärt sich hinreichend aus der Zusammensetzung solcher längerer Fürwörter: ist es aber schon in der weiblichen Bildung **H<sup>t</sup>** verdrängt, so ist das ebenso wenig auffallend, wie

wenn im Arabischen das Fürwort **ك** seine ursprünglichen Laute in der weiblichen Bildung **ك** sehr zusammenfallen und verdünnt werden läßt. Bei den übrigen beiden Wörtern **UPZT** anstatt und **HAZT** Ganzheit weist schon die gemeinsame Bildung auf mehr als bloßen Zufall hin, welcher in dem Laute geherrscht habe: denn jenes entstammt zwar gewiß dem **UP** hier und dieses dem bekannten *kvell* = **כ**: aber damit aus diesen beiden Wörtchen sich die reinen Gedankenwörter *Stelle* und *Ganzheit* bilden konnten, mußten sie nach einem sonst bekannten Sprachgesetze zuvor Beschreibewörter werden, welches eben durch die Endung *-an* geschah. In allen solchen Fällen erweist sich das Aethiopische wie jede andre zumal rein ursprüngliche Sprache immer viel folgerichtiger und weniger willkürlich als man auf den ersten Anblick vermuthet.

Eine Meinung neueren Ursprunges, die man aber für sehr wissenschaftlich ausgegeben hat und die sich nun ziemlich verbreitet hat, leitet die Präpositionen von Fürwörtern ab: ich habe sie aber beständig für einen reinen Irrthum gehalten und bis jetzt gar nicht weiter berücksichtigt. Nur die unserm wie entsprechende semitische Präposition **כ** kann man richtig von einem Fürworte ableiten: sie ist aber auch im Semitischen eine Präposition ganz eigenthümlicher Art, welche den übrigen weder an Bedeutung noch an Gebrauch völlig gleichsteht. Alle übrigen von Fürwörtern abzuleiten ist weder an sich möglich noch stimmt es zu ihrer Bedeutung, da sie nicht etwa auf Personen, Dörter und Verhältnisse bloß hinweisen, sondern ganz bestimmte Begriffe nach ihrem Unter-

schiede aussprechen und aus den vollkommensten Wörtern nur abgeschwächt sind. Der Verf. aber verknüpft diese Ansicht, um einige scheinbar schwierige äthiopische Wörtchen zu erklären, nun mit der andern ebenfalls sehr bedenklichen, daß eine kleine Präposition wie  $\text{ገ}$  auch wohl hinter ein solches Fürwort treten könne, um eine bestimmtere Präposition zu bilden. So erklärt er  $\text{ገገ}$  auf als von dem Stamme eines Fürwortes *da* abgeleitet,  $\text{ገገ}$  bei und das Zeitwörtchen  $\text{ገገ}$  wann als von Fürwörtern *cha* und *sô* abstammend. Allein kaum bedarf es solcher willkürlicher Annahmen: denn wohl sind diese Wörtchen so eigenthümlich äthiopisch, daß sie sich in den verwandten Sprachen nirgends zu finden scheinen und ihre Herleitung dunkler ist, allein dennoch ergeben sie sich bei näherer Betrachtung als echt semitisches Sprachgut und nach den übrigen Sprachgesetzen vollkommen erklärbar, während jene Annahmen nicht nur willkürlich sind, sondern auch an sich nichts erklären. Jenes *diba*, welches im Aethiopischen zu dem dünnen Begriffe unfres auf herabgekommen ist, hängt sicher mit der Wurzel  $\text{ገገ}$  zusammen, welche in manchen Ableitungen noch stark genug den Begriff des Emporragens und Gipfels in sich schließt und mit welcher auch das gewöhnliche äthiopische Wort für Berg  $\text{ገገገ}$  vgl.  $\text{ገገገ}$  verwandt ist. Das Wörtchen  $\text{ገገ}$  bei, welches in andern Zusammenhänge durch eine leicht erklärliche Wendung des Begriffes auch wo bedeuten kann, scheint mir ein reiner Lautwechsel von dem hebräischen  $\text{בַּי}$  vgl. mit dem arabischen  $\text{بِئ}$  zu sein, da solcher stärkerer Lautwechsel unstreitig zwischen dem Aethiopischen

und den übrigen verwandten Sprachen viele vorkommen und jenes bei einer ersten Betrachtung vor unsern Augen leicht ganz verdunkeln bis man den tiefern Zusammenhang findet. Das Wörtchen **ἦν** wann endlich ist sicher von vorne

an ein Zeitwörtchen, welches wie **يَوْمَ**, **وَقْتًا** ursprünglich eine sehr bestimmte Bedeutung trug und wohl nicht mit **سَاعَةً** Stunde, aber desto gewisser mit dem alten arabischen Worte **سَبَّحَ** ähnlicher Bedeutung verwandt sein mag; denn es ist sicher nicht zu trennen von dem Wörtchen ähnlicher Bedeutung **አዎ**, welches, mit **עָם** zu vergleichen, bis in die armenischen Wörter **auf** und **jasu** zurückgeht. Alle diese drei Wörter schließen nun zwar gleichmäßig mit einem **ἦ**: allein was kann dieses beweisen?

Den Reichthum an Stammbildungen im Thatsworte, worin das Aethiopische alle andern semitischen Sprachen übertrifft, hat der Verf. sehr treffend erörtert und mit einer seltenen Sammlung von Beispielen bewiesen. Daß in dem Stamme, welcher dem arabischen zehnten entspricht, der Begriff des Causativen sich mit dem Reflexiven begegne und auch seine Bildung sich so vollkommen erkläre, habe ich bereits 1830 gezeigt: der Verf. beengt aber die Bedeutung dieses im Arabischen und noch mehr im Aethiopischen so wichtigen Stammes zu sehr, wenn er meint, er sei beständig nur das Causativum von einem Reflexivum. So gewiß als **اسْتَسَلَّمَ** sich übergeben das Reflexivum von dem Causalstamme **اسْلَمَ** übergeben, ist **አስተርአዖ** sich zeigen, er

scheinen das Reflexivum von **አርአዎ** zeigen eigentlich sehen machen, nicht aber das Causativum von dem Reflexivum oder Passivum **ተርአዎ** gesehen werden. Allerdings aber kann diese Bildung auch das neue Causativum von einem Reflexivum sein, wie **አስተጋብሏ** machen, daß die Leute sich versammeln **ተጋብሏ**. Es kommt also bei dieser letzten Stammbildung im Aethiopischen ganz auf den einfacheren Stamm an, von welchem sie bei einem bestimmten Thaworte ausgeht: geht sie von einem Causativum aus, so ist sie dessen Reflexivum, und ebenso umgekehrt. Dieses kann bei jedem Thaworte verschieden sein, und Alles hängt dabei ganz von der geschichtlichen Bildung im Einzelnen ab. Ein stärkeres Zusammenwachsen der Begriffe des Causativen und Reflexiven drückt sich übrigens auch in der ganzen Bildung dieses Stammes aus.

Ein sehr schwieriger Theil einer äthiopischen Sprachlehre ist der innere Wechsel der Vocalaus-sprache des Thawortes innerhalb der zwei Grundzeiten, insbesondrer deswegen, weil das Aethiopische in der geschichtlichen Ausbildung, in welcher es vor uns liegt, nicht mehr die volle und lebendig bunte Vocalaus-sprache aufbewahrt hat, welche allen Spuren zufolge ursprünglich in ihm wie in allen semitischen Sprachen gewesen sein muß. Der Verf. meint z. B., die Bildung **ርአዎ** Perf. **ደርአዎ** Imperf. des durch alle südsemitischen Sprachen hindurchgehenden Thawortes für sehen sei nur erklärlich, wenn dieses Thawort im Aethiopischen halbleidend gebildet war: allein so gewiß als die Thawörter für hören in Semitischen leicht halbleidend gebildet werden,



gelten ihnen die des Sehens als streng thätige Begriffe, Beides aus leicht verständlichen Ursachen. Derselbe Fall tritt ein bei dem im Aethiopischen gewöhnlichsten Thatworte für den Begriff des Thuns - **ገብረ** Perf. **ገብር** Imperf.: geht der Begriff des Thuns von dem des Arbeitens und Mühetragens aus wie **عَمِلَ**, so ist er im Semitischen leicht halbleidend, die Urbedeutung der Wurzel **כבד** führt aber auf einen solchen Begriff nicht. Nun aber kann das *a* in **יָרָא** **PCAP** unstreitig auch bloß vom Einflusse des Hauchlautes *s* herrühren; und dasselbe *a* kann auch wohl durch **ר** veranlaßt sein. Daß ferner im Perfect des einfachen Stammes das ursprüngliche *a* des zweiten Wurzellautes zwischen den beiden andern *a* auch wohl zu *e* verblaffen konnte, scheint uns aus manchen äthiopischen Thatwörtern erweislich. Es kommt dazu, daß man die ursprüngliche Gleichheit des Aethiopischen mit den übrigen und besonders mit den ihm zunächst verwandten Sprachen überall, wo der Thatbestand es zuläßt, festhalten muß: ein für die ganze Sprachgeschichte und für die Erklärung vieler einzelner Erscheinungen und dunklerer Fragen sehr wichtiger Grundsatz, welcher uns in dem vorliegenden Werke nicht überall festgehalten zu sein scheint.

Ein zweiter Fall dieser Art betrifft die Bildung des Perf. und Imperf. der Reflexivstämme. Man wird sich bei weiterem Nachdenken wohl überzeugen, daß der innere Vocalwechsel hier im Aethiopischen ganz derselbe war wie in allen semitischen Sprachen, und noch näher wie im Aramäischen. Wie aber im Aramäischen der innere Vocalwechsel sehr abgeblaßt ist und man dort als Gesetz

annehmen kann, daß der unterscheidende Vocal innerhalb des Stammes sich nur in der letzten als der Consonbe erhalten habe, ebenso ist es im Aethiopischen; und es ergibt sich hier so einmal der seltene Fall, daß das Aethiopische und das Aramäische eine sehr ähnliche Bildungslaufbahn zeigt. Wie also im Aramäischen das *a* in **ܐܘܪܝܫܐ** und in **ܐܘܪܝܫܐ** selbst nur Ueberbleibsel ist von einem ursprünglichen *u-a*, ebenso ist das *a* in der letzten Stammsylbe im Aethiopischen nur Ueberbleibsel einer ältern farbigeren und ursprünglicheren Bildung, während der Wechsel von **ተገብር** Perf. **ገገር** Imperf. sich zugleich aus **يَقْدَمُ قَدَمٌ** erklärt.

Der Mangel an Raum verbietet uns hier noch Manches aus der Wortlehre, vorzüglich auch die Bildung der inneren Plurale betreffend, weiter zu besprechen. Aus der Satzlehre, welche der Verf. gleichsam zum erstenmale im Aethiopischen gibt, möge hier nur eine Einzelheit etwas näher berührt werden, welche auf den ersten Anblick sehr seltsam ist und die der Verf. S. 283 f. nicht deutlich genug beschreibt. Nichts scheint uns auffallender und ist auch im Semitischen sonst ungewöhnlicher als wenn das Aethiopische in Sätzen wie **ገገር ገገር** er floh nackt zu dem Adjectivum noch ein Suffix hinzufügt. In der That aber steht diese äthiopische Fassung eines Satztheiles nur in der Mitte zwischen den zwei bekannten Möglichkeiten im Arabischen **وَهُوَ عُرْيَانٌ** und **عُرْيَانًا**, indem sie den dem Sinne nach nur den Zustand bezeichnenden und daher untergeordneten kleinen

Satz zwar wirklich unterordnet, aber die Personalbezeichnung in ihm vollkommen deutlich beibehält und folgerichtig nur zugleich mit dem Adjectivum unterordnet, also diesem als Suffix anhängt. Sobald man sich die drei hier vorliegenden Möglichkeiten klar macht, verschwindet das im Aethiopischen scheinbar so Seltsame; und ähnliche Satzbildungen lassen sich sowohl im Aethiopischen als in andern Sprachen leicht nachweisen. Im Aethiopischen ist es namentlich sehr ähnlich, wenn dem im Accusative als Zustandsbeschreibung untergeordneten Infinitive die Person, welche ursprünglich dabei das Subject wäre, im Suffixe beigefügt wird, wie **ርእዮ** indem sie sehen (oder sahen): ebenfalls eine uns zunächst sehr auffallende Spracherscheinung.

Daß der Verf. die Schriftlehre überall sehr genau und lehrreich berücksichtige, wurde schon oben bemerkt. So verwirft er denn auch mit Recht die neuerdings wiederum von einem deutschen Gelehrten ausgesprochene Ansicht, als ob die äthiopische Schrift aus der Devanagari entlehnt sei oder doch von Indien her einen merklichen Einfluß erlitten habe. Wir haben hier wiederum nur einen Fall, wo der bloße Schein sehr empfindlich trügt. Ueberhaupt aber sind in der jüngsten Zeit über den Ursprung und das Wesen der semitischen Schrift einige Abhandlungen erschienen, welche zur Ehre deutscher Wissenschaft besser nicht geschrieben oder wenigstens nicht gedruckt wären.

Der Inhalt des Werkes ist im Verhältnisse zu seinem äußern Umfange sehr reich: auch dieses ist eine der vielen vorzüglichen Eigenschaften desselben. Doch wäre es, da in den Werken über die verschiedenen semitischen Sprachen manches Abge-

meinere wiederkehrt, wohl besser, wenn unter Zugrundelegung der schon bekannten und sicher stehenden allgemeineren Wahrheiten über alles Semitische in der Lehre jeder besondern Sprache mehr nur auf das aufmerksam gemacht würde, was ihr eigenthümlich ist; und da z. B. das Aethiopische schwerlich unter uns Jemand unter allen semitischen Sprachen zuerst lernt, so würde dadurch auch für den Unterricht am besten gesorgt. Auch ist zu wünschen, daß die Anordnung der einzelnen Lehrstoffe, unter dem emsigen Bemühen eine solche richtigste Anordnung zu treffen, in den Darstellungen der verwandten Sprachen immer gleichmäßiger werde.

Möge der Verf. nun viel Muße und viel Aufmunterung erhalten, um neben den andern höchst verdienstlichen äthiopischen Arbeiten, welche er theils vollendet oder doch begonnen hat, theils noch weiter hoffen läßt, vorzüglich auch ein Wörterbuch dieser Sprache auszuarbeiten und herauszugeben. Auch dieses ist heute eins der ersten Bedürfnisse der Wissenschaft geworden; und seine Ausarbeitung noch viel mühevoller als die einer Sprachlehre. Unter allen jetzt Lebenden ist aber der Verf. des vorliegenden Werkes am meisten geeignet, auch diesen verwandten noch größern Dienst der Wissenschaft zu leisten; und auch darin würde er der würdige, ja seit bald zweihundert Jahren der einzige Nachfolger Hiob Ludolf's werden.

H. G.

S e r t f o r d

Printed and published by Stephen Austin,  
Bookseller to the East-India College 1854.  
The Anvár-i Suhailí; or the lights of  
Canopus; being the Persian version of the

fables of Pilpay; or the book »Kalílah and Damnah«, rendered into Persian by Husain Váiz u'l-Káshifí: literally translated into prose and verse, by Edward B. Eastwick, F. R. S., F. S. A., M. R. A. S., Member of the Asiatic Societies of Paris and Bombay; honorary Member of the Madras literary Society; etc.; Professor of Oriental languages, and Librarian in the East-India College, Haileybury, and Translator of the »Gulistán« »Bágh o Bahár« etc. XXVIII u. 650 S. in gr. Octav.

Wir erhalten hiermit von dem auf dem Titel genannten rühmlich bekannten Orientalisten und Linguisten die erste vollständige und getreue Uebersetzung eines Buches, welches in dem Kreis der Ausflüsse der Grundlage des Pantshatantra und weiter dann der arabischen Bearbeitung derselben, des Kalila und Dimna eine der bedeutendsten Stellen einnimmt. Es vertritt dieselbe oder vertrat sie wenigstens lange Zeit allein — später im Verein mit dem durch Umarbeitung aus ihm entstandenen Iyár-i-Dánish „Muster der Weisheit“ — in Persien und bei dem größten Theil der mohammedanischen Bevölkerung der östlichen Länder Asiens, speciell bei der in Indien; durch seine Vermittlung wurde sie ins Türkische eingeführt, dessen Humáyún-námah „das kaiserliche Buch“ wesentlich eine Umarbeitung des anzuzeigenden persischen Werks ist, die jedoch nichts in dem Thatsächlichen geändert hat; und endlich diente es sogar dazu, den Inhalt des arabischen Werkes von neuem in Europa einzuführen und aufzufrischen. Denn obgleich dieses hier schon mehrere Jahrhunderte vor Husain Váiz Uebersetzung bekannt geworden war und ungefähr um dieselbe Zeit, wo er es übersehte (um 1494) durch eine

Fülle von Drucken die größte Theilnahme erregte und bezeugt, so war es doch in den beiden nachfolgenden Jahrhunderten nach und nach immer mehr in den Hintergrund getreten, aus dem es zuerst mit geringerem Erfolg gezogen wurde durch eine freie französische Bearbeitung der vier ersten Kapitel des Anvár-i-Suhaili selbst (im Livre des lumières ou la conduite des Roys composé par le sage Pilpay Indien traduit en françois par David Sahid d'Ispahan. Paris 1644) wahrscheinlich durch Gaulmin oder unter dessen Einfluß, später mit größtem durch eine ebenfalls freie französische Bearbeitung des daraus entstandenen türkischen Werkes (des eben erwähnten Humáyún-námah). Auch diese französische Bearbeitung umfaßte zuerst nur jene vier ersten Kapitel, welche von Galland bearbeitet 1734 erschienen (Les contes et fables indiennes de Bidpai et de Lokman traduites d'Ali-Tchelebi-ben-Saleh auteur turc; oeuvre posthume par M. Galland Par. 1724); später fügte Cardonne auch eine Bearbeitung der 10 übrigen Kapitel hinzu, so daß das Werk, abgesehen von einer Lücke darin, die sonderbarer Weise weder Cardonne noch sonst Jemand bisher bemerkt hat — obgleich sie sich schon durch Vergleichung des Livre des Lumières erkennen ließ und auch durch einige Aeußerlichkeiten zu erkennen gibt (s. weiterhin) — seinem Inhalt nach vollständig bekannt ward (im Jahre 1778).

So hat das vorliegende Werk schon eine hervorragende Bedeutung, um mich so auszudrücken, durch seine Descendenten; eine viel größere jedoch durch seine Ascendenten, die geringste, wenigstens nach meinem Urtheil oder Gefühl, durch sich selbst.

Es ist, wie Husain Baiz in der Vorrede selbst mittheilt, eine Umarbeitung der persischen Ueber-

setzung, welche von Nasr-Allah etwa in der Mitte des 12ten Jahrhunderts nach der arabischen des Abdallah ben Mokaffah selbst gearbeitet war, wie ebenfalls Husain Baiz (in der vorliegenden Uebersetzung S. 8) berichtet. Ueber diese Uebersetzung von Nasr-Allah, von welcher es mehrere Manuscripte in Europa gibt, verdanken wir dem ausgezeichneten Orientalisten Silvestre de Sacy höchst wichtige Mittheilungen, deren Werth aber nicht wenig würde erhöht sein, wenn sie sich eben so sehr wie auf das Aeußere, auch auf das Innere ausgedehnt hätten. Denn es würde für die Kenntniß der Entwicklung des für Culturgeschichte hochwichtigen Kreises der aus der Grundlage des Pantjchatantra gefloßnen Schriften höchst bedeutend sein, wenn wir das Verhältniß des Werkes von Nasr-Allah zu dem arabischen Kalila und Dimna aufwärts und dem Anvár-i-Suhaili abwärts genau zu bestimmen vermöchten; nach den Mittheilungen, welche Silvestre de Sacy gegeben hat, ist dieses aber nur in den allerallgemeinsten, für tiefere Erkenntniß völlig unzulänglichen, Umrissen ermöglicht. Es ist daher ein wahres Desiderium, daß irgend Jemand, dem Handschriften des Nasr-Allah zugänglich sind, diese Lücke, welche jetzt mit Leichtigkeit ausgefüllt werden kann, auszufüllen unternahme.

Das arabische Werk, welches Nasr-Allah übersetzt hat, ist in mehreren stark von einander abweichenden Handschriften in Europa vielfach verbreitet; mit Benutzung von sechs derselben hat Silvestre de Sacy, welcher sich überhaupt bis jetzt die größten Verdienste um eine gründliche Kenntniß dieses Schriftenkreises erworben hat, einen Text desselben constituirt und im Jahre 1816 erscheinen lassen. Nach den kritischen Notizen, welche

er in seiner Ausgabe hinzugefügt hat, scheint man urtheilen zu müssen, daß er den besten, das heißt den ältest erreichbaren Text gegeben hat, den seine kritischen Hülfsmittel ihm zu geben verstatteten, oder, um mich mit geringerer Scheu vor den ausgezeichneten Verdiensten des großen Mannes auszudrücken, daß ihm seine Hülfsmittel nicht verstatteten, einen besseren, d. h. einen älteren zu gestalten, als er vorgelegt hat. Allein nicht ganz zu billigen finde ich es, daß er in den vielen trefflichen Untersuchungen, welche er bekannt gemacht hat, nirgends so viel mir bekannt ist angedeutet, was ihm bei seinen Forschungen nicht entgehen konnte, daß der von ihm mitgetheilte Text nicht der älteste sein könne. Es standen ihm nämlich außer den arabischen Handschriften noch drei unabhängig von einander und vielleicht in demselben Jahrhundert entstandene Uebersetzungen zu Gebot, die griechische des Symeon Magister, welche gegen Ende des 11ten Jahrhunderts unter dem Titel *Στεφανιτης και Ιχνηλατης* (einer etymologischen Uebersetzung des arabischen Titels Kalila ve Dimna) abgefaßt ist, ferner die jedoch etwas defecte hebräische, welche einem Rabbi Joel zugeschrieben wird, und deren Zeit nicht genau bestimmbar ist, die aber schon zwischen 1263 bis 1278 ins Lateinische von Johann von Capua übersezt ward, und endlich die schon erwähnte persische des Nasr-Allah aus dem 12ten Jahrh. Für uns, denen weder die hebräische noch die persische zu Gebot steht, tritt an die Stelle von jener die wie es scheint mehr als wörtlich — nämlich fast bis zur Unverständlichkeit slavisch — nach ihr gearbeitete lateinische; an die Stelle von dieser die aus ihr — aber im Gegensatz zu der



des Johann von Capua — mit großer Freiheit hervorgegangene hier anzuzeigende Umarbeitung derselben von Husain Baiz. Diese drei Uebersetzungen aber stimmen nun — und zwar keinesweges sehr selten — unter einander in Abweichungen von Silvestre de Sacy's Recension überein und es versteht sich von selbst, daß in diesen Fällen schon die größte Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß sie einen älteren Text der arabischen Bearbeitung repräsentiren. Diese wird aber einige Mal zur vollständigen Gewißheit durch die Hülfsmittel, welche seit der Sacy'schen Ausgabe neu hinzugekommen ist. Es sind dies insbesondre zwei, deren eines alle früheren unendlich überragt. Um zuerst das minder Bedeutende zu erwähnen, so hat der um mittelalterliche Litteratur und Culturentwicklung so hoch verdiente M Édélestand du Ménil in seinen *Poésies inédites du moyen âge, précédées d'une histoire de la fable éso-pique*. Paris 1854 p. 213—258 einen alter Aesopus herausgegeben von einem gewissen Baldo, dessen Namen zuerst Lessing richtig erwähnt hat, und dessen Zeit bis jetzt noch nicht bestimmt ermittelt ist (der Herausgeber glaubt S. 215, daß er nicht älter als das 12te Jahrhundert sein könne, und deutet zugleich an, daß er auch nicht unter das 13te hinabgerückt werden dürfe). Die meisten von seinen Fabeln sind dem Kalila und Dimna entlehnt und genauere Betrachtung entscheidet unzweifelhaft dafür, daß sie auf einer selbständigen — sowohl von der griechischen, als hebräischen und der hier kaum in Betracht kommenden persischen verschiedenen — Uebersetzung aus dem Arabischen beruhen. Das andre unendlich bedeutendere Hülfsmittel ist der seit jener Zeit er-

öffnete Zugang zu den indischen Schriften, welche unmittelbar oder mittelbar aus derselben Quelle geflossen sind, aus denen mittelbar auch die arabische Bearbeitung stammt. Diese letztere ist bekanntlich zunächst aus dem Pehlevi übersetzt und zwar von dem schon erwähnten Abdallah Almo-kassa, einem gebornen Perser, früher Feueranbeter, später zum Islam bekehrt (etwa gegen die Mitte des 8ten Jahrhunderts). In jene Sprache war es aus dem Sanskrit unter Kosrú Náschirwan (531—579) übertragen. In der Form, welche es damals im Sanskrit hatte, ist es uns nicht erhalten, wohl aber findet sich fast der ganze Inhalt der arabischen Bearbeitung in sanskritischen Schriften und der allergrößte Theil desselben im Allgemeinen auch in gleicher nur im Detail der Ausführung abweichender Form, so daß man mit Entschiedenheit sieht, daß weder der Pehlevi noch der arabische Uebersetzer sich wesentliche Veränderungen erlaubt haben. Auch Nasr-Allah scheint dies nicht gethan zu haben, so daß eine größere Umwandlung erst mit dem vorliegenden Werk, dem Anvar-i-Suhaili eintrat.

Die arabische Bearbeitung enthält in Silvestre de Sacy's Recension 18 Kapitel; von diesen sind die 4 ersten Einleitungen, welche unzweifelhaft nicht aus dem Sanskrit entlehnt sind; das erste enthält eine fabelhafte Geschichte der Entstehung des indischen Originals, fehlt in allen drei erwähnten selbständig entstandenen Uebersetzungen, der griechischen, der lateinischen, die wir hier als Repräsentanten der hebräischen gelten lassen dürfen und der persischen des Nasr-Allah, so wie auch in den meisten arabischen Handschriften. Es wird einem „Behnud Sohn der Sahwân, bekannter unter

dem Namen Ali Sohn des Alshäh der Perser“ zugeschrieben und ist ohne Zweifel ein verhältnißmäßig später Zusatz. Das zweite — dessen Inhalt aber in zweien von jenen drei Uebersetzungen nur gewissermaßen als kurze Notiz erst hinter dem dritten erscheint — enthält die Geschichte der Erwerbung des indischen Originals durch den Pehlevi-Uebersetzer, und rührt in seiner ursprünglichen Fassung und Stellung (hinter dem 3. Kapitel) entweder von dem Pehlevi- oder dem arabischen Uebersetzer her. Sicher ist das letztere der Fall mit dem 3. Kapitel, welches von dem Nutzen des Werks und der Art, wie es zu studiren sei, handelt; dieses bildete Abdallah's Vorrede. Mit dem 4ten Kapitel beginnt entschieden der Reflex der Pehlevi-Bearbeitung. Dieses enthält eine Beschreibung fast mehr des inneren als äußeren Lebens des persischen Arztes, welcher das indische Werk übersetzt hat. — Von den alsdann folgenden 14 Kapiteln sind 10 unzweifelhaft aus dem Sanskrit entlehnt, von dreien (14. 15. 16) ist es zweifelhaft, ob sie daher stammen, doch neigt sich bei einem von ihnen (dem 14ten) entschieden und bei einem andern (dem 15ten) höchst wahrscheinlich die Waagschale dafür; bei einem dagegen (dem 16ten) ist es fast gewiß, daß es nicht aus dem Sanskrit ist. In Bezug auf die Gründe für diese Scheidung muß ich mich hier begnügen auf meine Einleitung zum Pantshatantra zu verweisen.

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

191. Stück.

Den 28. November 1857.

---

H e r t f o r d

Schluß der Anzeige: »The Anvár-i Suhailí; or the lights of Canopus; etc. by E. B. Eastwick.«

Allein selbst die 10 Kapitel (5. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 17. 18), von denen es keinem Zweifel zu unterwerfen ist, daß sie dem Sanskrit entlehnt sind, finden sich im Sanskrit nicht, wie hier, in einem Buch vereinigt, sondern zwei derselben (17. 18) fehlen in mehreren Handschriften des Werks, welches sich aus derselben Quelle entwickelt hat, aus der die arabische Bearbeitung in letzter Instanz stammt, und drei (11. 12. 13) finden sich in gar keiner der bisher bekannten, sondern im Mahabharata (eins (12) zugleich im Harivansa). Außerdem differirt die arabische Bearbeitung nicht bloß in einzelnen Zügen, sondern auch in wesentlichen Aeußerlichkeiten, welche zeigen, daß sich die sanskritische Bearbeitung nach der Zeit, wo sie ins Pehlevi übersetzt ward, stark umgewandelt hat. Aus der Vergleichung der bis jetzt für die Aufstellung einer Geschichte dieses

Werks verfügbaren Mittel ergibt sich ungefähr folgendes Resultat.

Es waren wahrscheinlich schon verhältnißmäßig ziemlich früh mehrere Erzählungen und Fabeln zu einer Sammlung vereint, welche dazu dienen sollte, durch Beispiele (दर्शन arabisch مَثَلٌ hebräisch חֲזוֹן lateinisch parabola, altdeutsch „Bispel“, spanisch exemplo) Lehren der Politik zu erläutern, so daß das Werk gleichsam ein नीतिशास्त्र „Lehrbuch der Lebensweisheit“ oder राजनीति „Art wie sich ein König zu benehmen hat“, gewissermaßen einen Fürstenspiegel bildete. Diese Sammlung lag wenigstens in ihren ersten Abschnitten, schon in derselben Ordnung, in welcher sie uns vorliegt. Im Verlauf der Zeit wurden in diese Erzählungen zuerst bei passenden Gelegenheiten noch andere kleinere eingeschoben. Später nahm dieser Erweiterungstrieb immer mehr zu und überwucherte nach und nach so sehr, daß das eingerahmte den Rahmen immer mehr beeinträchtigte und aus dem ursprünglichen Fürstenspiegel fast nur eine in mehrere Bücher zerfallende Sammlung von ineinander verschlungenen Erzählungen ward. Dieser Trieb scheint sich zuerst nur an den ersten Büchern geltend gemacht zu haben und gewissermaßen erst, wenn ein vorhergehendes voll zu sein schien, daran gegangen zu sein, das folgende ebenfalls anzufüllen. — Ob wir im Sanskrit irgend einen Theil dieser Sammlung in einer Gestalt besitzen, die eine ältere Recension repräsentirt, als die ist, nach welcher die Pehlevi-Üebersetzung abgefaßt ist, ist sehr zweifelhaft. Die sanskritischen Reflexe des 11. 12. 13. 17. 18. Kapitels können hier nicht in Betracht kommen, da die drei erstern uns nur als Theile des Mahābhārata, nicht ei-

nes besonderen der arabischen Bearbeitung entsprechenden sanskritischen Buchs bekannt sind, die beiden letztern aber ebenfalls keine besonderen Abschnitte oder Bücher bilden, sondern in das erste Buch des Pantſchatantra und zwar nur in wenigen Handschriften, das 17te sogar, so viel mir bekannt, nur in einer einzigen aufgenommen sind; nur die Recension des 3ten Buchs des Pantſchatantra in den Hamburger Handschriften und vielleicht die des 2ten in dem von Dubois aus deſſen Sprachen übersetzten Pantſchatantra haben einige Wahrscheinlichkeit, wenigstens zu einem bedeutenden Theil, eine ältere Recension zu repräsentiren; jedoch keinesweges in allen Einzelheiten, sondern nur im Allgemeinen. Denn bei diesen Unterhaltungsschriften haben die indischen Abschreiber, die gewöhnlich gute Kenner des Sanskrit waren, wenigstens in den späteren Zeiten mit großer Freiheit ihre Aufgabe behandelt und sich eher wie Redactoren oder gar Umarbeiter als wie als Copisten benommen. Was ihnen Passendes einfiel, fügten sie hinzu, was ihnen mißfiel, änderten sie, so daß man fast mit jeder Handschrift einen neuen Text in die Hand bekommt. Um nur ein Beispiel erster Art zu geben, bemerke ich, daß trotz der wenigen kritischen Mittel, welche ich zur Betrachtung des 4ten Buchs des Pantſchatantra besitze (nämlich den Rosegartenschen Text, zwei Hamburger Handschriften, welche fast nur für eine gelten können, eine Berliner, die Analyse von Wilson, den Pantſchatantra von Dubois und die arabische Bearbeitung), sich mir dennoch 12 nicht in Kleinigkeiten, sondern in wesentlichen Momenten differirende Recensionen dieses Buches herausgestellt haben. —

Im Wesentlichen, kann man daher sagen, re-

präsentirt die arabische Bearbeitung das sanskritische Original sowohl seinem Inhalt als seiner Form nach im Allgemeinen viel treuer als irgend einer der auf uns gekommenen sanskritischen Texte. Man kann daraus entnehmen, daß es von keiner geringen Bedeutung sein würde, wenn wir unter den verschiedenen Recensionen, welche die arabischen Handschriften darbieten und die alten Uebersetzungen repräsentiren, die älteste mit Sicherheit auszuscheiden vermöchten. Ich will schon hier nicht unbemerkt lassen, daß, meinen Untersuchungen gemäß, im Allgemeinen die hebräische Uebersetzung unter den bisher bekannten Texten und Repräsentanten von Texten die älteste Recension am treuesten reflectirt, und es ist daher aufs höchste zu bedauern, daß sie noch immer nicht publicirt ist. Für die Vergleichung mit den übrigen Texten wird zwar ihr Mangel durch die nach ihr gefertigte lateinische Uebersetzung des Johann von Capua minder fühlbar; aber schon die Masse der Miß- und Nichtverständnisse (um ein solches Wort zu bilden), die in dieser hervortreten und, wie die als Proben der hebräischen Uebersetzung von Silvestre de Sacy mitgetheilten Stücke zeigen, einzig auf Rechnung des Johann von Capua kommen, der weder ordentlich Hebräisch noch Latein verstand, wecken die größte Begierde nach dem hebräischen Text und dieser verdient eine Veröffentlichung um so mehr, da ihm vor Allem das Verdienst gebührt, ein Werk in Europa eingeführt zu haben, welches von dem allerbedeutendsten Einfluß war. Ich kann daher nicht umhin, diese Gelegenheit zu benutzen und öffentlich den Wunsch auszusprechen, daß die hebräisch-antiquarische Gesellschaft in London, welche sich die Aufgabe gestellt hat, die alten hebräischen Manuscripte, welche seit langer

## The Anvár-i Suhaili etc. by Eastwick 1901

Zeit in den Bibliotheken größtentheils unbenutzt und unbenutzbar liegen, zu veröffentlichen, vorzugsweise dieser Uebersetzung ihr Augenmerk zuwenden möge.

Die sanskritische Sammlung, auf welcher die arabische Bearbeitung beruht, scheint zur Zeit ihrer Uebersetzung ins Pehlevi noch keinen allgemeinen sie umfassenden Titel gehabt zu haben; denn sonst würde sie im Arabischen nicht einen Titel führen, der nur dem ersten Stück derselben eigentlich zukommt; denn in diesem spielen die Hauptrolle zwei Schakale, welche im Sanskrit die Eigennamen Karataka und Damanaka führen; diese sind in der Pehlevi-Uebersetzung mit Uebergang des r und des wie r gesprochenen t in l zu Kalilak und Damanak geworden, woraus in Uebereinstimmung mit vielen analogen Fällen, arabisch kalileh und dimneh geworden ist, welches letztere Herr Eastwick der Ableitung conform stets Damnah sprechen hörte (S. 4. N. 6). Die beiden Eigennamen waren höchst wahrscheinlich zu einem Compositum, einem sogenannten Dvandva (Copulativ-Compositum) verbunden, grade wie der specielle Titel des 3ten sanskritischen Buches aus den Namen der kämpfenden Vögel kâka „Krähe“ und ulûka „Eule“ gebildet, in unsern Handschriften kakolukya heißt „das Buch von den Krähen und Eulen“, wofür die Grammatiker, wohl mit etwas spißfindiger und darum erfolgloser Unterscheidung kâkolûkikâ substituiren wollten, welches sie dem Inhalt angemessener „die Feindschaft (oder „der Krieg“) der Krähen und Eulen“ erklären.

Die verschiedenen Stücke der Sammlung scheinen — ähnlich wie die politischen Lehren des Râjadharmânuçâsana „der Unterricht in den Pflichten eines Königs“, im XIIten Buch des Maha-



bharata durch Fragen des Yudhischthira und Antworten des Bhishma — so auch hier sämmtlich durch Fragen eines Königs und Antworten eines Philosophen eingeleitet zu sein; an diese knüpfte sich dann die Ramenerzählung oder Erzählung überhaupt, durch welche die Lehre veranschaulicht werden sollte. Es läßt sich dies zwar nicht mit vollständiger Gewißheit behaupten, weil sich diese Einleitung auch vor dem 6ten Kapitel findet, welches wohl unzweifelhaft nicht dem Sanskrit entlehnt ist, und vor denen deren Abstammung aus dem Sanskrit zweifelhaft ist; aber durch die Namen, welche diese einleitenden Personen führen, ist es sicher, daß sie in dem sanskritischen Original standen und darum, sowie, weil sich sonst gar keine wesentliche Veränderungen ergeben, und aus aa. Gründen höchst wahrscheinlich, daß dieselbe Einleitung schon in allen aus dem Sanskrit übernommenen Stücken sich fand; man setzte sie alsdann auch den später hinzugefügten vor, um diese in Einklang mit den älteren Abschnitten zu bringen. Die Namen sind nämlich deutlich sanskritische; der des Philosophen, dessen älteste Schreibweise uns wohl das vorliegende Werk erhalten hat, lautet hier (S. 69) Bīdpāl, und ich zweifle kaum, daß er eine Entstellung von sanskritisch Vidyāpati ist, welchem ein dem vorliegenden ähnliches sanskritisches Werk zugeschrieben wird, die Purushaparikshā. Zweifelhafter kann man über den Namen des Königs sein, da man hier mehrere wesentlich zwei Lesarten hat, zwischen welchen die Entscheidung schwer wird; aber alle klingen so nah an sanskritische Worte und sind jeder andern Sprache, auf die man rathen könnte, so fremd, daß seine sanskritische Abstammung kaum dem geringsten Zweifel unterworfen werden kann.

Nachdem das Werk ins Pehlevi übersetzt war, ging in Indien eine höchst bedeutende Veränderung mit ihm vor, theilweis vielleicht schon vor, ganz jedoch erst nach dem Anfang des 12ten Jahrhunderts. In dessen Anfang lebte nämlich der bekannte Somadeva, welcher durch Auszüge aus indischen Märchen-, Fabel- und Erzählungssammlungen, von denen uns einige erhalten, andre wahrscheinlich verloren, wenigstens bis jetzt nicht bekannt sind, seine große Märchensammlung bildete, deren 26 erste Taranga in der vortrefflichen Ausgabe und Uebersetzung von Brockhaus vorliegen. Dieser Dichter hat auch diejenigen Bücher des sanskritischen Werkes, aus welchem die arabische Bearbeitung geflossen ist, ausgezogen, welche dem 5ten, 7ten und 8ten Kapitel derselben entsprechen, und dieser Auszug stimmt noch fast ganz und gar mit der arabischen Bearbeitung überein, so daß man erkennen kann, daß in dem langen Zeitraum von fast 600 Jahren das Werk selbst fast gar keine wesentliche Veränderung erfuhr. Ob die Umwandlung in Betreff eines Gesamttitels und der Zahl der Stücke, welche ich jetzt zunächst erwähnen werde, schon damals Statt gefunden hatte, läßt sich leider nicht entscheiden, da dieser Auszug nicht über drei Abtheilungen hinausgeht und ein Titel nicht angegeben wird. Es wurde nämlich — wir wissen aber nicht, ob schon vor oder nach dem 13ten Jahrhundert, das Werk mit den fünf Abschnitten abgeschlossen, welche dem 5. 7. 8. 9. und 10ten Kapitel der arabischen Bearbeitung entsprechen und diese 5 Abschnitte wurden als ein Ganzes unter dem gemeinsamen Titel Panchatantra „die fünf Bücher“ zusammengefaßt, welcher, soviel mir bekannt, erst im Hito-padeça und Sâhityadarpana erwähnt wird. Zu-

gleich wurde die Zahl der eingeschobenen Erzählungen immer größer und auch das 4te und 5te Buch, welche in den entsprechenden arabischen Kapiteln 9 und 10 erst eine eingeschobene Erzählung enthalten, erhielten nach und nach eine fast ebenso große Anzahl als das 1ste und 3te (= arabisch 5 und 8) und noch mehr als das 2te (= arab. 7). Doch geschah dies Alles erst nach und nach und veranlaßte dadurch sowie durch andre Veränderungen eine große Differenz der Handschriften. Aber auch, nachdem dieser Abschluß zu fünf Büchern Statt gefunden hatte, scheinen die ursprünglichen Bestandtheile der Sammlung noch in einem gewissen Zusammenhang mit der neuen Recension gestanden zu haben. Denn zwei Abschnitte, welche in der arabischen Bearbeitung das 17te und 18te Kapitel bilden und sich dadurch als Bestandtheile der ursprünglichen Sammlung kund geben, sind, wie schon bemerkt, in eine Recension des ersten Buchs des Pantshatantra geschoben und man hat allen Grund grade diese für die späteste unter den bekannten in Bezug auf die Erzählungen zu halten. Die andern Stücke, welche zu der ursprünglichen Sammlung gehörten, wurden ausgelassen.

Was nun den Anvar-i-Suhaili betrifft, so unterscheidet er sich von der arabischen Bearbeitung, abgesehen von einer sehr aufgepußten, unserem europäischen Geschmack nichts weniger als zusagenden Sprache und von einigen theils größeren, theils kleineren, vom Standpunkt einer freien Behandlung aus angesehen, oft sehr lobenswerthen Veränderungen und Erweiterungen wesentlich durch zwei Punkte; nämlich erstens dadurch, daß Husain Baiß statt der einleitenden Kapitel der arabischen Bearbeitung eine eigne Einleitung vorangeschickt hat, und zweitens dadurch, daß er noch

mehrere neue, theils von anderen entlehnte, theils wohl selbst erfundene Erzählungen hinzugefügt hat. Was die Einleitung betrifft, so ist sie auch in die türkische Bearbeitung aufgenommen und durch das *Livre des Lumières* und die *Contes et fables Indiennes*, die ich oben erwähnt habe, hinlänglich bekannt. Sie und ein sie ergänzender Schluß des Werks ebenfalls von eigener Erfindung sollen eigentlich dazu dienen, die 14 Kapitel unter einen allgemeinen Gesichtspunkt, in einen inneren Zusammenhang zu bringen. Nur bezüglich der eingeschobenen Geschichten will ich mir noch eine Vergleichung erlauben, welche ich mit einer kurzen Uebersicht des ganzen Werkes verbinde. Den Anfang desselben (S. 1—14) macht eine Vorrede, wo sich Husain Baiž über das Werk im Allgemeinen, dessen Uebersetzungen und seine Absichten bei Umarbeitung der von Nastr-Allah erklärt; sie schließt mit einer Inhaltsangabe der 14 Kapitel.

Das 1ste Kapitel enthält zunächst (S. 15—71) die schon bemerkte Einleitung; in diese sind vier Geschichten eingeschoben. Von S. 71—187 folgt die Bearbeitung des 5ten Kapitels des arabischen Textes, welches dem 1sten Buch des Pantſchatantra entspricht. Silvestre de Sacy's Recension hat in diesem 16 eingeschobene Erzählungen; allein es fehlt in ihr eine, welche die griechische und lateinische Uebersetzung sowie auch der Anvár-i-Suhailí hat (hier Nr. 26); von diesen 17 sind von Husain Baiž zwei ausgelassen (die eine „der unvermeidliche Tod“ „das Buch des Weisen“, überſetzt von Wolff S. 5, weil sie in der von ihm benutzten Recension sich noch nicht befand, die andre „Laus und Floh“ ebds. S. 59 aus ästhetischen Gründen); 12 sind dagegen hinzugefügt; die 15 der arabischen Bearbeitung entlehnten sind Nr. 5.

6. 7. 8. 11. 12. 14. 15. 17. 21. 22. 23. 24.  
25. 26. 28 bei Gastwick.

Das 2te Kapitel (S. 189—248) entspricht dem 6ten der arabischen Bearbeitung; und fehlt im Pantſchatantra; die arabische Bearbeitung hat darin vier Erzählungen; von diesen hat Husain Baij nur drei aufgenommen (Nr. 7. 9. 10); die vierte (bei Wolff in der angeführten Uebersetzung I. 127) ist ebenfalls aus ästhetischen Gründen weggelassen; dagegen sind sieben hinzugefügt Nr. 1. 2. 3. 4. 5. 6 und 8. In diesem Kapitel findet sich in der Bearbeitung von Galland die oben ange deutete Lücke. Es fehlt nämlich bei ihm und den aus seiner Uebersetzung hervorgegangenen Abdrücken und Bearbeitungen die 6te Erzählung (in der Pariser Ausg. von 1724 müßte sie T. II. p. 229 und im Cabinet des Fées T. XVII p. 376 stehen). Sie fehlt aber in Folge eines reinen Zufalls; wahrscheinlich sind zwei Blätter Manuscript verloren gegangen, ohne daß man es bemerkte. Daß es bloß Folge einer Nachlässigkeit ist, geht daraus hervor, daß die folgende Geschichte „vom Maler und der Kaufmannsfrau“ keine Ueberschrift hat und nun vom Siaghoush erzählt zu werden scheint, während sie im Anvar-i-Suhaili und dem Livre des Lumières, übereinstimmend mit Kalila und Dimna von Dimna erzählt wird; sie fehlt daher auch in dem Inhaltsverzeichnis.

Das 3te Kapitel (S. 249—296) entspricht dem 7ten der arabischen Bearbeitung, dem 2ten Buch des Pantſchatantra. Die arabische Bearbeitung hat hier 3 eingeschobene Erzählungen; die erste wird als ein Theil der Kamenerzählung betrachtet und ist nicht numerirt (bei Wolff I, S. 159 im Anvar-i-Suh. S. 273); die andern beiden

## The Anvár-i Suhailí etc. by Eastwick 1907

sind Nr. 4. 5. Dazu sind von Husain Baiž vier gefügt Nr. 2. 3. 6 und eine nicht numerirte S. 290. Nr. 1 bei Eastwick gehört zu der Ramenerzählung.

Das 4te Kapitel (S. 297—369) entspricht dem 8ten der arabischen Bearbeitung und dem 3ten Buch des Pantſchatantra. Es enthält in der arabischen Bearbeitung acht eingeschobene Erzählungen; auch diese sind alle hier aufgenommen, nämlich Nr. 4. 5. 7. 8. 9. 10. 12. 13. Dazu sind noch vier neue gefügt Nr. 2. 6. 11. 14. Die mit Nr. 1 und 3 bezeichneten gehören zu der Ramenerzählung.

Das 5te Kapitel (S. 370—401) entspricht dem 9ten Kapitel der arabischen Bearbeitung, dem 4ten Buch des Pantſchatantra. Die arabische Bearbeitung hat nur eine eingeschobene Erzählung, bei Eastwick Nr. 3. Husain Baiž hat noch eine hinzugefügt Nr. 2. Die Nr. 1 bezeichnet die Ramenerzählung.

Das 6te Kapitel (S. 402—416) entspricht dem 10ten Kapitel der arabischen Bearbeitung, dem 5ten Buch des Pantſchatantra. Auch hier hat die arabische Bearbeitung nur eine Geschichte eingeschoben; bei Eastwick Nr. 2; Husain Baiž hat noch eine Nr. 3 hinzugefügt und Nr. 1 bezeichnet wiederum die Ramenerzählung.

Das 7te Kapitel (S. 417—443), entsprechend dem 11ten Kapitel der arabischen Bearbeitung fehlt im Pantſchatantra, erscheint aber im Mahâbhârata. In der arabischen Bearbeitung ist keine Geschichte eingeschoben; im Anvar-i-Suhaili zwei (Nr. 2. 3); Nr. 1 ist die Erzählung selbst, hier Ramenerzählung.

Das 8te Kapitel (S. 444—471), entsprechend dem 12. arabischen Kapitel fehlt ebenfalls im Pantſcha-

tantra, erscheint aber auch im Mahābhārata und außerdem im Harivaṅṣa. Die arabische Bearbeitung ist ohne eingeschobene Erzählung; Husain Waiz hat aber deren sieben.

Das 9te Kapitel (S. 472—513) entspricht dem 13ten Kapitel der arabischen Bearbeitung, fehlt ebenfalls im Pantśchatantra, findet sich aber im Mahābhārata. Die arabische Bearbeitung hat keine eingeschobene Geschichte. Husain Waiz hat vier.

Das 10te Kapitel (S. 514—529) entspricht dem 15ten Kapitel der arabischen Bearbeitung und ist im Sanskrit noch nicht nachweisbar. Die arabische Bearbeitung hat auch hier keine Einschübung; Husain Waiz hat die Haupterzählung beträchtlich geändert und zwei Erzählungen eingeschoben.

Das 11te Kapitel (S. 530—549) entspricht dem 16ten Kapitel der arabischen Bearbeitung. Diese hat eine eingeschobene Geschichte, bei Castwick Nr. 5. Husain Waiz hat noch drei hinzugefügt; Nr. 1 bezeichnet bei ihm die Kamenerzählung.

Das 12te Kapitel (S. 550—595) entspricht dem 14ten der arabischen Bearbeitung und ist wie oben das 10te im Sanskrit noch nicht nachweisbar. Die arabische Bearbeitung hat zwei eingeschobene Erzählungen, die eine so klein, daß sie bei Wolff keine Ueberschrift erhalten hat (Wolff II, 77, 2 v. u.). Diese kleine ist im Anvar-i-Subaili ausgelassen; die größere ist Nr. 4; dagegen sind zwei hinzugefügt; Nr. 1 ist die Haupterzählung.

Das 13te Kapitel (S. 596—602) entspricht dem 17ten der arabischen Bearbeitung und findet sich, so viel mir bekannt, bis jetzt nur in einer Handschrift des Pantśchatantra (im 1sten Buch)

## Riedel's Codex diplom. Brandenburg. 1909

und zwei buddhistischen Werken. In der arabischen Bearbeitung ist es ohne Einschiebung; Husain Baiž hat eine Geschichte eingerammt (Nr. 2).

Das 14te Kapitel (S. 603—647) endlich entspricht dem 18ten der arabischen Bearbeitung und hat eine jedoch im Einzelnen sehr abweichende Nebenform in mehreren Handschriften des Pantſchantra im 1sten Buch. In der arabischen Bearbeitung ist keine Erzählung eingeschoben, im Anvar-i-Suhaili zwei.

Um eine ungefähre Vorstellung davon zu geben, in welchem Maaß durch die erweiterte Darstellung und die neu hinzugekommenen Erzählungen die arabische in dieser Bearbeitung angeschwollen ist, bemerke ich schließlich, daß der Inhalt, welchen die Wolff'sche Uebersetzung der arabischen Bearbeitung (unter dem Titel „das Buch des Weisen in lust- und lehrreichen Erzählungen des indischen Philosophen Bidpai) auf 369 ziemlich weitläufig und auf sehr klein Octav gedruckten Seiten bietet, hier 580 eng gedruckte Seiten des größten Octav füllt.

Ein genaueres Eingehn, so wie die Belege für die hier mitgetheilten Resultate wird derjenige, der sich für diese Gegenstände interessirt, in einer bald erscheinenden Schrift des Unterzeichneten finden.

Lh. Benfey.

### B e r l i n

G. Reimer 1856 u. 1857. Riedel's Codex diplomaticus Brandenburgensis. — Sammlung der Urkunden, Chroniken und sonstigen Geschichtsquellen für die Geschichte der Mark Brandenburg und ihrer Regenten. Fortgesetzt auf Veranstaltung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. Des ersten Haupttheiles oder der



Urkunden-Sammlung für die Orts- und specielle Landesgeschichte elfter Band (1856; 66 Bogen) und zwölfter Band (1857; 64½ Bogen in Quart).

Wie in der Vorrede des bereits (in St. 127 v. J.) besprochenen zehnten Bandes dieses weit-schichtigen Werkes angekündigt wurde, scheint die Fortsetzung desselben in seiner etwas abgekürzten Form, nämlich ohne Vorreden, Einleitungen und historische Abhandlungen, auch ohne längere Anmerkungen nun wieder einen rascheren Gang anzunehmen, indem das Jahr 1856 zwei starke Bände brachte, und die erste Hälfte dieses Jahres 1857 schon wieder einen solchen. — Der vorliegende elfte Band enthält folgende sechs Abschnitte: XXVII. Stadt und Kloster Spandow (196 Urkunden). XXVIII. Stadt Potsdam (58). XXIX. Stadt Teltow (36). XXX. Stadt Mit-tenwalde (41). XXXI. Boffen und die von Tor-gow (39). XXXII. Vermischte Urkunden, vor-nehmlich den Ländchen Barnim und Teltow an-gehörig (271), — zusammen 641 Stück. — Der zwölfte Band enthält: XXIII. Stadt Köpenick (56 Urkunden). XXXIV. Stadt Alt-Landsberg (49). XXXV. Stadt Straußberg (100). XXXVI. Stadt Bernau (70). XXXVII. Stadt Biefen-thal (24). XXXVIII. Stadt Böhlow oder Dra-nienburg (24). XXXIX. Stadt Liebenwalde (25). XL. Neustadt Eberswalde (87). XLI. Stadt Oderberg (41). XLII. Stadt Freienwalde (43). XLIII. Stadt Briezen und Kloster Friedland (97). Nachtrag vermischter Urkunden (44), zusammen 630 Stück. Wir empfangen also in diesen bei-den Bänden wiederum nicht weniger als 1271 Urkunden und Actenstücke, jezt nur mit kurzen, den Inhalt bezeichnenden Ueberschriften und un-

ter jeder Urkunde die sehr dankenswerthe Angabe, wo das Original, die Abschrift oder der Abdruck des Stückes sich befindet, wonach der gegenwärtige Abdruck gemacht ist. Da die Urkunden vollständig mitgetheilt werden, so ist es kein wesentlicher Mangel, daß einige Ueberschriften nicht ganz genau sind. Der vollständige Abdruck auch minder bedeutender, selbst aus Druckschriften entnommener Urkunden wird freilich Manchen als ein überflüssiger Luxus erscheinen; Andre werden ein solches Verfahren bei einem Sammelwerke dieser Art, dessen einige Zeit gefährdete Ausführung jetzt durch liberale Unterstützung möglich geworden ist, für vollkommen angemessen halten. Nur sehr wenige zur Feststellung des Textes nöthige kurze Anmerkungen sind in diesen letzten Bänden beigefügt. Besonders viele Originale und gute Copien hat das Geh. Staatsarchiv zu Berlin geliefert. Die (in den einzelnen Abtheilungen chronologisch geordneten) Urkunden, welche die beiden vorliegenden Bände enthalten, gehören, wie zu erwarten war, in das spätere Mittelalter (vom 13. Jahrhundert an) und in das 16. Jahrhundert, und nur eine einzige aus dem 10. Jahrhundert befindet sich in der Abtheilung Stadt Potsdam (XI, 153), nämlich die zu Merseburg am 3. Juli 993 gegebene königliche Urkunde, durch welche K. Otto III. der Abtei Quedlinburg (seiner Tante der Abtissin Mathilde) die Orte Postupimi und Geliti auf der Insel Chotienvizles im Havellande schenkt. Dieses schätzbare Stück ist hier ohne weitere Bemerkung nach dem Originale im Geheim. Staatsarchive zu Berlin Nr. 489 geliefert, aber bereits vor fast hundert Jahren ist dasselbe ebenfalls nach dem (damals zu Quedlinburg befindlichen) Originale durch v. Grath (Cod. dipl. Quedl.

p. 24) bekannt gemacht worden. Die Vergleichung beider Abdrücke ergibt einige Abweichungen, und wenigstens zwei derselben bei Grath scheinen mir den Vorzug vor Riedel's Lesart zu verdienen und das Original richtig wiederzugeben. Bei R. steht: *mathildi scilicet quitliniburgensis ecclesiae honorabilis* — (E. *honorabili* \*) — *abbatissae*, ferner R. *Chotiemuizles*, E. *Chotiemuizlis* und am Schluß R. *Datum*, E. *Data*. In Beziehung auf diese Urkunde von R. Otto III. erwähne ich noch, daß dieselbe in Böhmer's Regesten (No. 719) irrig unter den 11. Jul. gesetzt ist statt unter den 3. Jul. (durch Verwechslung von V. Nonas mit V. Idus), ein Beispiel, welches zeigt, wie nöthig es ist, in Regesten die ursprüngliche Bezeichnung der Tage stets beizufügen. — Um nur etwas von dem allgemeiner Interessanten aus den vorliegenden beiden Bänden zu bezeichnen, mache ich aufmerksam auf das S. 497 — 516 des 11. Bandes unter Nr. 271 aus den Spandowschen Stadtbüchern vom Jahre 1474 und 1536 Mitgetheilte, und zum Schluß bemerke ich, daß Nr. 62 (S. 44 desselben Bandes) eher „eine freie Uebersetzung“ als „eine deutsche Copie vom lateinischen Original“ genannt werden sollte.

E. G. F.

\*) So ohne Zweifel richtiger, denn selbst wenn in dem Original wirklich stehen sollte *honorabilis*, würde ich das für ein Versehen des Schreibers halten.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

192. Stück.

Den 30. November 1857.

---

B e r l i n

Georg Reimer 1857. Gai Grani Liciani Annalium quae supersunt ex codice transcripto Musei Britannici Londinensis nunc primum edidit Karolus Aug. Frid. Pertz phil. Dr. Accedit tabula. XXIV u. 50 S. in Quart.

Unter den wichtigen Beiträgen zur Erweiterung unserer Kenntniß des Alterthums, welche wir seit den letzten Jahrzehnten dem alten Wunderlande Aegypten zu verdanken haben, nehmen die hier zum erstenmale veröffentlichten Fragmente eines bisher so gut wie unbekanntes Geschichtschreibers aus den letzten Zeiten der römischen Republik eine hervorragende Stelle ein; es wird daher nicht unerwünscht sein, wenn ich einige der interessantesten Resultate dieser Entdeckung hervorhebe.

Kurz vor dem Ablaufe eines mehrmonatlichen Aufenthaltes in London, im Herbst des Jahres 1853, legte der zur nämlichen Zeit im britischen Museum mit dem Studium der syrischen Handschriften beschäftigte Lic. theol. Hr Dr Paul Böt-

ticher meinem Vater (Ober-Bibliothekar G. H. Perz in Berlin) einen Codex des Chrysostomus vor, welcher im Kataloge der syrischen Mss. als Palimpsest verzeichnet war, mit der Bitte, ihn deshalb näher zu untersuchen. Die Handschrift umfaßte damals (wenn ich mich recht erinnere) 20 bis 30 Pergamentblätter in Quart und zeigte an einzelnen Stellen des Randes Spuren einer lateinischen Cursivschrift, unter welcher mein Vater bald auch schwache Züge einer noch älteren, ebenfalls lateinischen, Capitalschrift entdeckte, die, wie aus einzelnen erkennbaren Wörtern hervorging, einem römischen Historiker angehören mußte. Eine weitere Ausbeutung dieser Entdeckung war jedoch ohne specielle Erlaubniß der Trustees des Museums nicht möglich, und diese einzuholen bei unserer nahe bevorstehenden Rückkehr nach Deutschland unnütz; mein Vater beschränkte sich daher darauf, die Beamten des Museums von seiner Entdeckung in Kenntniß zu setzen und sie aufzufordern, den verborgenen Schatz baldmöglichst zu heben. Bei seiner nächsten Anwesenheit in London, im Jahre 1855, war indeß mit der Lesung der Hdschr. noch immer kein Anfang gemacht worden, und so beschloß er denn, nach Beendigung seiner Arbeiten für die *Monumenta Germaniae*, und nach erhaltener Erlaubniß chemische Reagentien anwenden zu dürfen, die noch übrige Zeit, im Ganzen etwa 10 Tage, auf die Entzifferung der Hdschr. zu verwenden. Es gelang auch in dieser kurzen Frist von den noch vorhandenen 13 Blättern — wo die übrigen hingekommen seien, konnte weder er, noch im folgenden Jahre ich selbst, trotz aller Nachforschungen erfahren — wenigstens 2 Seiten (fol. VIII r. und 1') fast ganz, von fol. IV' einzelne Wörter, und au-

ferdem die Ueberschriften der einzelnen Blätter herauszubringen, aus denen sich der Name des Verfassers, sowie der Charakter seiner Darstellung mit Sicherheit ergaben. Die so gewonnenen Resultate legte er bereits am Tage nach seiner Rückkehr nach Berlin der Akademie der Wissenschaften vor und forderte zu baldiger Ausbeutung des wichtigen Fundes auf.

Diese ebenso schwierige als belohnende Aufgabe zu übernehmen, begab ich mich einige Monate später im Anfange des vorigen Jahres nach London; und nachdem ich die erbetene Erlaubniß zur Benützung der Handschrift durch die zuvorkommende Vermittlung des um die Wissenschaft hochverdienten Dechanten der St. Paulskirche zu London, H. Milman, ohne Schwierigkeit erhalten, konnte ich, durch die nicht genug anzuerkennende Gefälligkeit der Beamten des Britischen Museums auf jede Weise unterstützt, die Monate März bis Mitte Juni, wenn auch mit mancherlei Unterbrechungen, auf die Arbeit verwenden.

Der Codex des Licinianus gehörte ursprünglich dem Kloster der Jungfrau Maria in der Nitrischen Wüste, gegen 70 engl. Meilen nordwestlich von Cairo, und wurde von dort mit etwa 500 andern Manuscripten von einem im Auftrage des Britischen Museums reisenden Gelehrten, Mr. Pacho, im Jahre 1847 nach London gebracht. Die gegenwärtig noch vorhandenen 13 Quartblätter, von denen jedoch nur 12 rescribirt sind, enthalten zu oberst Homilien des Chrysostomus in syrischer Schrift, von einer Hand des elften Jahrhunderts; darunter befinden sich in großer Cursive des 5ten Jahrh. Bruchstücke eines unbekanntem lateinischen Grammatikers der späteren Kaiserzeit, der nicht vor

dem Anfang des 2ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung gelebt haben kann, wie sich aus der darin vorkommenden Erwähnung des Juvenal und Martial ergibt. Endlich hierunter erscheinen mit Hülfe chemischer Reagentien die dem 2ten oder 3ten Jahrh. angehörenden schönen Majuskeln, in denen die Fragmente des Vicinianus geschrieben sind. Der Codex ist demnach ein dreifach beschriebener Palimpsest, und zwar in der Art, daß jeder der beiden späteren Schreiber nach Ausradierung des vorhergehenden Textes das Pergament umgekehrt hat, so daß die Buchstaben zweier Texte — gewöhnlich die des Vicinianus und des Chrysostomus — dieselbe Richtung haben, die des dritten (des Grammatikers) dagegen auf dem Kopfe stehen. Dazu kommt, daß sich in den meisten Fällen alle drei Zeilen entweder vollständig oder doch zum größten Theil decken, wodurch begreiflicherweise die Schwierigkeit des Entzifferns bedeutend vermehrt wird, namentlich da die äußerst schwarzen und dicken syrischen Schriftzüge die darunter stehenden häufig fast ganz verdecken. Zuweilen haben jedoch beide späteren Hände zwischen den Zeilen des alten Textes geschrieben, wahrscheinlich weil das Pergament durch die Rasur für die neue Schrift zu dünn geworden war, und an solchen Stellen ist dann das Lesen auch verhältnißmäßig leicht.

Zur Wiederbelebung des ursprünglichen Textes bediente ich mich nach dem Vorgange meines Vaters einer oft bewährten chemischen Auflösung, des *Ammonium hydrosulphuratum*, welche vor andern wirksamen Mitteln, namentlich der bekannten Gioberti'schen Linctur, dieses voraus hat, daß sie das Pergament nicht wie jene zerstört, sondern nur bei mehrmaligem Bestreichen desselben einen

kalkartigrn weißen Niederschlag abseht, der sich indeß mit Wasser leicht entfernen läßt. Sowie ich nun mit dem Pinsel über das Pergament hinsuhr, traten sofort die Schriftzüge des Licinianus deutlich hervor, einen Augenblick darauf auch die des Grammatikers, und zwar beide blau-grün gefärbt, die letztere jedoch etwas mehr in's Bräunliche spielend. Es kam also darauf an, jenen kurzen Moment möglichst wahrzunehmen, in welchem der Licinianus allein sichtbar war, da später die Unterscheidung der verschiedenen Schriften, namentlich in Fällen, wo sich beide deckten, äußerst schwierig wurde. Leider zeigte sich indeß bald, daß die Lincur nicht überall ausreichte, indem fast regelmäßig die Schriftzüge einer Seite jedes Blattes, der Fleischseite des Pergaments, so gründlich ausradirt waren, daß eine Wiederherstellung schwerlich jemals gelingen wird. Andere Lücken, welche fast auf keiner Seite fehlen, werden hoffentlich durch eine zweite Lesung zu ergänzen sein; doch ist hiersür Hauptbedingung ein helleres Wetter, als es mir während meines Aufenthaltes in den an sich schon dunklen Räumen des Britischen Museums beschieden war.

Ein Hinderniß der Entzifferung indeß, welches meinem Vater noch in den Weg getreten war, fand ich inzwischen wesentlich gehoben. Damals hatte sich nämlich die Dinte der syrischen Schrift, sobald das Ammonium darüber gestrichen wurde, aufgelöst und ganze Stellen des Pergaments schwarz gefärbt, so daß es fast unmöglich ward, die darunter auftauchenden Buchstaben zu erkennen. Mein Vater hatte deshalb dem ersten Custoden des Manuscript Department, Sir Frederick Madden, anempfohlen einen Versuch zum Abwaschen der syrischen Schrift zu machen, die bereits



auf's Sorgfältigste von einem Beamten des Museums abgeschrieben und daher ohne weitere große Bedeutung war. Dieses war denn auch wirklich nicht ohne Erfolg versucht worden: leider hatte man aber dabei den Fehler begangen, nicht nur den alten Verband der Handschrift selbst zu lösen, sondern sogar sämtliche Doppelblätter zu zerschneiden; ich fand demnach anstatt der früheren compacten Handschrift dreizehn einzelne Quartblätter, welche noch dazu jedes für sich zwischen 2 Bogen Löschpapier gelegt und willkürlich mit 1 bis 13 bezeichnet waren. Es ist klar, wie sehr hierdurch das Ordnen der Fragmente erschwert werden mußte, da ich nun zur Wiederherstellung der für die Untersuchung so wichtigen ursprünglichen Reihenfolge der Blätter allein auf die glücklicher Weise von meinem Vater entzifferten Ueberschriften angewiesen, und wo diese (wie in mehreren Fällen) gleichlautend sind, eine sichere Identificirung nicht möglich war. Welche Bedeutung aber diese Kenntniß des ursprünglichen Zusammenhangs einer Handschrift gewinnen kann, läßt sich auch in diesem Falle leicht darthun. Der Palimpsest bestand nämlich vorher aus einem vollen Quaternio von 4 Doppelblättern (fol. I — VIII), an welchen ein weiteres Doppelblatt (fol. IX und X) und 3 einzelne Blätter (fol. XI, XII, XIII) angeklebt waren; Blatt I und VIII hingen demnach zusammen, da sie aber von dem syrischen Schreiber in umgekehrter Ordnung eingefügt waren, so muß in Wirklichkeit Blatt VIII dem andern vorangehen, was auch der Inhalt lehrt. Dieses Blatt endigt nun mit der Schilderung des Eindruckes, welchen die Nachricht von dem Herannahen der Cimbern in Rom hervorbrachte, Blatt I aber beginnt mit der noch in dasselbe

Jahr fallenden Gefangennehmung des Consulars M. Aurel. Scaurus und seiner Ermordung durch die Sieger: es ergibt sich also hieraus, daß zwischen beiden Blättern grade ein Doppelblatt ausgefallen sein muß.

Der Text des Licinianus selbst ist in Doppelcolumnen zu je 24 Zeilen geschrieben. Jede Seite hatte ursprünglich am oberen Rande über der Mitte einen Columnen-Titel, nämlich die innere Seite jedes Blattes den Namen des Verfassers LICINIANI, (einmal auch vollständig GAI GRANI LICINIANI) und die gegenüberstehende (äußere) Seite des folgenden Blattes die Zahl des Buches, z. B. LIB. XXVI etc. Von diesen Ueberschriften sind indeß mehrere spurlos ausgeradirt, die übrigen meist leicht zu entziffern. Die Buchstaben sind, wie schon bemerkt, Majuskeln, die zum Theil — wie B, C, I, K, N, O, S, U, Y — noch ziemlich reine Kapitalformen zeigen, während die übrigen schon entschieden den Unzialen angehören. Sie stehen durchweg in gleichen Abständen von einander, ohne Worttrennung und, mit wenigen Ausnahmen, selbst ohne Interpunction. Abkürzungen und Verschlingungen zweier oder dreier Buchstaben finden sich nicht selten (vgl. S. IX f. der Praefatio), am häufigsten am Ende der Zeilen; die vorkommenden Zahlen sind meistens durch Punkte von dem Texte gesondert. Auch die Orthographie bietet manche Eigenthümlichkeiten und Abweichungen von der späteren Schreibweise dar (ebendas. S. X u. XI), offenbare Schreibfehler lassen sich dagegen nur an wenigen Stellen nachweisen (S. XI). Als beachtenswerth ist noch das Vorkommen einzelner griechischer Wörter hervorzuheben, die mit griechischen Buchstaben geschrieben sind.

Wenden wir uns nun zu dem Verfasser selbst. Auffallenderweise wissen wir von ihm wenig mehr als den Namen, der zum Glück in den Ueberschriften erhalten ist; denn obwohl seine Annalen durch Umfang und Unparteilichkeit der Darstellung eine sehr beachtenswerthe Stellung unter den historischen Quellschriften eingenommen haben müssen, so finden sich doch in den auf uns gekommenen Werken späterer Autoren nur einzelne dürftige Anführungen, von denen nicht einmal mit voller Sicherheit nachgewiesen werden kann, daß sie sich auf die Annalen selbst beziehen. Aus einer Combination der hierher gehörigen Stellen mit einem Citate beim Gensorinus (*de die natali cap. 3*) scheint sich jedoch, wie ich nachzuweisen versucht habe, zu ergeben, daß der Verfasser unserer Annalen noch ein Zeitgenosse des C. Jul. Cäsar gewesen ist, und sein Geschichtswerk bald nach dessen Tode und jedenfalls vor Livius geschrieben haben muß. Daß er dasselbe nicht vor dem Jahre 40 vor Chr. Geb. herausgegeben habe, folgt aus einer merkwürdigen Stelle der Fragmente, in welcher der Verf. sagt, daß er die Historien des Sallust gesehen habe und nun von seinem Standpunkte aus eine Kritik derselben hinzufügt, welche nicht gerade günstig über ihren historischen Werth urtheilt. Seine Worte (S. 23, Zeile 18 der Ausgabe) sind diese: »Sallusti opus nobis occurrit; sed nos, ut instituimus, moras et non urgentia omittemus.

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

193. 194. Stück.

Den 3. December 1857.

---

B e r l i n

Schluß der Anzeige: »Gai Grani Liciniani Annalium quae supersunt etc. ed. K. A. F. Pertz.«

»Nam Sallustium non ut historici sunt, sed ut oratorem legendum: nam et tempora reprehendit sua et delicta carpit et convitia ingerit, et dat in censum loca montes flumina et hoc genus amovenda.« Bekanntlich fing aber Sallust erst nach Cäsar's Tode, im Jahre 40 oder 39 vor Chr. Geb. an die Historien zu schreiben, und wahrscheinlich waren bereits mehrere Jahre seit ihrem Erscheinen verflossen, ehe Licinianus die betreffende Stelle seinen Annalen einfügte. Daß diese andererseits noch vor dem Erscheinen des Livianischen Werkes verfaßt und herausgegeben worden seien, ergibt sich aus der ganzen Art der Darstellung und des Styles, welche noch durchaus den einfachen annalistischen Charakter der vorlivianischen Geschichtschreibung an sich tragen. Es wäre in der That unerklärlich, daß nach der Epoche machenden Geschichte des Livius ein Au-

tor die Kühnheit gehabt haben sollte, mit einem Werke dieser Art vor das Publicum zu treten, da dieses schwerlich noch an der trockenen kunstlosen Form solcher Annalen Gefallen finden konnte. Zum Ueberfluß findet sich in ihnen aber auch eine Stelle — eine Anekdote aus der Zeit des ersten Bürgerkrieges — von Licinianus wahrscheinlich nach authentischen Berichten einfach erzählt, welche wir bei Livius, der ohne Zweifel eben diese Stelle vor Augen hatte, in poetischer Fassung wiederfinden (S. 43, Anmerkung 10).

Auf dasselbe Resultat führt die Untersuchung über den Umfang, welchen die Annalen einst gehabt haben müssen. Die erhaltenen Fragmente nämlich, welche Theile des 26sten, 28sten, 33sten, 35sten und 36sten Buches umfassen, enthalten vom 28sten Buche an gerechnet (denn die Zeit, welche das Fragment des 26sten Buches behandelt, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen) die Geschichte der Jahre 592—676 der Stadt, d. h. also eines Zeitraumes von 84 Jahren, der sich demnach auf 9 Bücher vertheilt, woraus sich für jedes derselben ein Zeitraum von etwa 9 Jahren ergibt. Und da die Annalen, wie aus einer Stelle derselben und den Citaten späterer Autoren hervorgeht, mit den Anfängen Roms begannen, so wird von den verlorenen 27 ersten Büchern jedes etwa 20 Jahre umfaßt haben, was um so glaublicher erscheint, wenn man bedenkt, daß gerade der Annalist desto ausführlicher zu werden pflegt, je mehr er sich seiner eigenen Zeit nähert. Das letzte Fragment, aus dem 36sten Buche, bricht nun gleich nach dem Tode des Sulla mit dem Aufstande des Lepidus ab; und wenn wir annehmen, daß das vollständige Werk 40 Bücher enthalten habe, so werden nach der

angegebenen Rechnung die fehlenden vier Bücher Annalen höchstens weitere 40 Jahre, wahrscheinlich aber etwas weniger, umfaßt haben. Das ganze Werk wird daher wahrscheinlich mit der 33 Jahre nach dem Tode des Sulla fallenden Ermordung des C. Jul. Cäsar geendet haben, so daß sich also unsere Vermuthung, daß der Verf. noch ein Zeitgenosse des Cäsar gewesen und mit dem von Sensorinus erwähnten Granius identisch sei, auch von dieser Seite bestätigt.

Ich knüpfe hieran eine kurze Darlegung des Hauptinhalts der erhaltenen Fragmente, aus der sich wenigstens annähernd der Verlust ermessen läßt, welchen die Wissenschaft durch den Untergang eines solchen Werkes erlitten hat.

Blatt 11 nach der jetzigen Bezeichnung (in der wirklichen Ordnung das erste) enthält ein leider sehr lückenhaftes Fragment des 26sten Buches, dessen schlechte Erhaltung um so mehr zu bedauern ist, als sich darin eine jetzt wenig verständliche Stelle über die durch König Tarquinius erfolgte Neugestaltung der römischen Ritterschaft findet, welche ohne Zweifel neues Licht über diese dunklen Verhältnisse verbreiten würde. Hieran schließen sich drei Blätter mit Fragmenten aus dem 28sten Buche, gegenwärtig mit den Ziffern 12, 10 und 13 bezeichnet. Von diesen handelt das erste, welches zwar nach meiner Lesung die Ueberschrift LIB. XXXVIII trägt, aber ohne Frage dem 28sten Buche angehört, von den syrischen Verhältnissen und gibt namentlich eine auffallend genau mit Polybius übereinstimmende Charakteristik des Königs Antiochus IV, Epiphanes (580 — 591), dessen Regierungsantritt und Tod auf demselben Blatte, also sehr episodisch, erzählt werden. Das nächste Blatt, leider wieder sehr

lückenhaft, enthält eine wichtige, manches Neue darbietende Stelle über die unter dem Consulate des P. Corn. Lentulus und Cn. Domitius Ahenobarbus im Jahre 592 der Stadt (nach Livius XLII, 19 im Jahre 581) durchgeführte Wiedererwerbung des ager Campanus durch Rückkauf; dann im Anschlusse an das vorhergehende Blatt eine ebenfalls nur kurze Darstellung der Schicksale des syrischen Reiches unter dem Sohne des Antiochus Epiphanes, bei der wieder die fast wörtliche Uebereinstimmung mit Polybius bemerkenswerth ist. Endlich das dritte Fragment dieses Buches beschäftigt sich hauptsächlich mit einer auch von Plinius (nach Varro) fast in derselben Weise berichteten Anekdote, welche zwar für den Liebhaber von Wundergeschichten ein Interesse haben mag, für die Wissenschaft aber ziemlich werthlos ist. Die letzten Zeilen des Blattes scheinen freilich wieder historische Facta zu geben, was sie aber enthalten haben mögen, ist in ihrer jetzigen Gestalt schwer zu erkennen.

Es folgen 2 Blätter (1 und 8) mit Fragmenten wahrscheinlich aus dem 33ten Buche, welche zu den am besten erhaltenen von allen gehören und sich hauptsächlich auf den Kampf mit den Cimbern und Teutonen beziehen. Nach Aufzählung einiger Prodigia und einer kurzen Erwähnung der, irriger Weise in das Jahr 648 der Stadt verlegten, Vertreibung des Cn. Mallius Maximus und Q. Servilius Cäpio durch die Rogation des L. Saturninus, sowie ferner der Geburt des Cn. Pompeius Magnus und des Cicero, wird der Eindruck erwähnt, welchen die Nachricht von dem Einbruche der Cimbern hervorrufft, und die Maaßregeln berichtet, durch welche der in Folge des allgemeinen Schreckens rasch um sich greifende

den Fahnenflüchtigkeit der waffenfähigen römischen Mannschaft vorgebaut wurde. Zwischen diesem und dem folgenden Blatte ist nun, wie schon bemerkt, ein Doppelblatt ausgefallen, auf welchem die weiteren Ereignisse bis zu der Niederlage des M. Aurelius Scaurus erzählt waren. Mit der Gefangennehmung und dem Heldentode des letzteren hebt die Darstellung auf dem 8ten Blatte wieder an, und berichtet weiter die sich unmittelbar daran anschließende Doppelniederlage der uneinigen Feldherren Mallius und Cäpio an den Ufern der Rhone.

Besondere Erwähnung verdient noch eine auf dem ersten der eben besprochenen beiden Blätter befindliche Stelle, welche für das Urtheil über Form und Anlage des ganzen Geschichtswerkes entscheidend ist, insofern daraus hervorgeht, daß wir es hier mit wirklichen Annalen, nicht mit Historien, zu thun haben. Es heißt nämlich dort beim Beginn des Jahres 649:

»Rutilius cos. collega Manili. Hoc anno Cn. Pompeius natus est« etc.

Man sieht, die Darstellung war nach Jahren eingetheilt, und jedesmal am Anfang eines neuen Jahres waren die Namen der Consuln vorangestellt und bildeten gleichsam die Ueberschrift dieses Abschnittes; Licinianus wird also ohne Zweifel sein Werk auch unter dem Titel *Annales* herausgegeben haben.

Die folgenden 4 Blätter (2, 6, 3 und 7 der jetzigen Zählung), welche ebenfalls recht gut erhalten sind, gehören der Ueberschrift nach dem 35sten Buche an und umfassen die Begebenheiten der Jahre 667—670; nämlich Bl. 2 und 6, die sich unmittelbar an einander anschließen, das *bellum civile Octavianum*, oder den Kampf des aus



Afrika zurückgekehrten Marius und seiner Verbündeten Cinna, Sertorius und Milonius gegen Octavius und Pompeius Strabo vor den Mauern Roms. Diese sehr interessanten Fragmente, in denen nicht wenig Neues enthalten ist, enden mit der ausführlichen Schilderung von dem Tode des älteren Pompeius und den Excessen, welche der Pöbel an der Leiche des verhassten Feldherrn verübte, woran sich dann die Erzählung von den nach diesem Ereigniß eingetretenen Begebenheiten anreicht. Das 6te Blatt bricht mit der kurzen Erwähnung der Niederlage des Fimbria ab und leitet so zu dem Inhalte der beiden folgenden Blätter (3 und 7) hinüber, welche den Krieg des Sulla gegen Dorylaus und Archelaus, die Feldherren des großen Mithridates, zum Gegenstande haben. Es werden die Niederlage des Archelaus bei Drchomenos, die darauf folgende Zusammenkunft desselben mit Sulla und die von letzterem gestellten Friedensbedingungen berichtet, die nach längerem Zaudern von Seiten des pontischen Königs erst in Folge seiner persönlichen Unterredung mit dem Sieger bei Dardanum angenommen werden. Noch während der Unterhandlungen züchtigt Sulla in einem siegreichen Feldzuge die feindlich gesinnten thrakischen Völkerschaften: Meder, Dardaner und Denseliten, und ordnet die Angelegenheiten der Provinz Asien, namentlich des bithynischen Königreichs, indem er es dem rechtmäßigen Thronerben, Nicomedes dem dritten, zurückgibt. Die kurze Geschichte dieses Ländchens, vor Allem die unter dem Schutze des Mithridates lange mit Glück durchgeführten Ränke des Socrates Chrestus gegen seinen Halbbruder Nicomedes, füllen den Rest dieser Blätter aus.

Die letzten beiden Blätter (4 und 5) gehören

dem 36sten Buche an und enthalten die Geschichte der Jahre 673—676. Das erste derselben beginnt mit der Aufzählung verschiedener im Jahre 673 gefeierter Triumphe, darunter auch desjenigen des damals erst 26jährigen Pompeius Magnus. Auch die großartigen Thierkämpfe werden erwähnt, welche die Brüder Lucius und Marcus Lucullus im Jahre 675 veranstalteten, worauf die Erzählung unmittelbar zu den Kämpfen in Italien überspringt, welche durch die Sullanischen Proscriptionen hervorgerufen wurden. Endlich Blatt 5 enthält eine in ihrer einfachen Kürze ergreifende Schilderung der Leichenseier des gewaltigen Dictators, und wendet sich nach dem schon erwähnten merkwürdigen Seitenblicke auf die Historien des Salust zu der Erzählung der gleich nach Sulla's Tode wieder aufflammenden Empörung gegen die neue Ordnung der Dinge, welche wir nach ihrem Führer als den Aufstand des Lepidus zu bezeichnen pflegen.

Hiermit brechen leider die Fragmente der Annalen des Granius Licinianus ab, die gerade wegen der ungeschminkten Einfachheit und Unparteilichkeit der Darstellung vor anderen erhaltenen Werken geeignet wären, ein neues Licht über viele der dunkelsten Perioden der römischen Geschichte zu verbreiten. Glücklicherweise ist die Hoffnung nicht abgeschnitten, daß sich unter der Masse noch nicht untersuchter Handschriften, welche zugleich mit den Fragmenten des Licinianus aus Aegypten in das Britische Museum gelangt sind, noch andere dazu gehörige Blätter finden werden, und eine baldige gründliche Durchsuchung des vorhandenen Materials würde daher die nächste dringende Aufgabe sein. Daneben aber müßten auch in anderen Bibliotheken die syrischen Handschrif-

ten, namentlich alle diejenigen, welche Homilien des Chrysostomus enthalten, sorgfältig darauf angesehen werden, ob sich nicht unter dem syrischen Texte Spuren älterer Schrift entdecken lassen. Denn bei dem Umfange, welchen das Werk des Vicinianus gehabt haben muß, ist es nicht unwahrscheinlich, daß es später, in eine Anzahl kleinerer Bände zertheilt und mit anderen Werken beschrieben, in den Besitz verschiedener ägyptischer oder syrischer Klöster gelangt sei.

Aber auch die vorhandenen Fragmente werden durch eine zweite Lesung noch bedeutend ergänzt und berichtigt werden können, und ich schließe daher mit dem dringenden Wunsche: daß sich recht bald ein im Lesen alter Handschriften geübter Philologe oder Geschichtsforscher zum Nutzen der Wissenschaft dieser dankbaren, wenn auch äußerst langwierigen und schweren, Aufgabe unterziehen möge, bei der es ihm, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann, an jeder möglichen Unterstützung von Seiten der ebenso zuvorkommenden wie unterrichteten Beamten des Britischen Museums nicht fehlen wird.

Berlin.

Karl Perz.

### S t u t t g a r t

J. G. Cotta'scher Verlag 1857. Briefwechsel zwischen Friedrich Genz und Adam Heinrich Müller 1800—1829. VI u. 411 S. in Octav.

Die in dem kurzen Vorworte niedergelegte Bemerkung: „Seit der Umwälzung des Jahres 1830 ist vom neuesten Lauf der Geschichte so viel verfloßen, daß wir das Wesen dieser beiden Männer, die durch Gedanken und Schrift, durch Rath und That in die Bewegungen ihrer Zeit bedeutend eingriffen, ungleich unbefangener betrachten und

## Briefwechsel zwischen Genz u. Müller 1929

beurtheilen können, als es ihren nächsten Zeitgenossen möglich war. Andererseits sind die großen politischen und litterarischen Vorgänge, in denen sie handelnd aufgetreten, noch in so frischem Andenken, daß kein über die äußere und innere Entwicklung dieses Jahrhunderts im Allgemeinen Unterrichteter einer besondern Einleitung bedarf, um den vorliegenden Briefwechsel zu verstehen und zu würdigen“, ist eine so wohl begründete, daß sie des weiteren Commentars nicht benöthigt ist.

Es handelt sich hier um den, wenn schon nicht ohne erhebliche Lücken, durch einen Zeitraum von fast dreißig Jahren sich erstreckenden Briefwechsel zweier Männer, die, in die Mitte der politischen Bewegungen ihrer Zeit gestellt, häufig einen entscheidenden Einfluß auf dieselbe ausübten, mit den bedeutendsten Erscheinungen der Litteratur und Kunst fortwährend vertraut blieben und auf beiden Gebieten ihre Ansichten, Hoffnungen und Befürchtungen gegen einander austauschten. Beider Eigenthümlichkeit, das innerste Wesen ihrer Persönlichkeit tritt uns aus dieser Correspondenz ungeschminkter und zusammenhängender entgegen, als aus den seit längerer Zeit der Veröffentlichung übergebenen Schriften derselben, aus Portraits, welche eine befreundete oder gegnerische Hand verschönernd oder entstellend niedergezeichnet, oder aus dem vorsichtig abgewogenen Urtheile von Diplomaten, oder den Sentenzen einer geistreichen Frau, die an den liebenswürdigen Sinnenmensch in Wien nur den Maßstab der ihr zu Theil gewordenen Anerkennung legte. Konnte doch nicht fehlen, daß beide Männer, sowohl vermöge ihrer politischen Richtungen als ihres Confessionswechsels, die Zielscheibe der Ironie und des Hasses und gleichzeitig den Gegenstand einer gesteigerten Verehrung für

die Partei abgeben, welcher sie, gleichviel ob aus selbstischer Berechnung oder aus der Treue der Ueberzeugung, ihre Talente und ihre Thätigkeit liehen.

Versuchen wir diese Correspondenz, welche sich durch den Zeitraum von 1800 bis 1829 hindurchzieht, aber erst mit dem Jahre 1803 Lebhaftigkeit und Hingebung gewinnt, nach ihren verschiedenen Richtungen und Resultaten zu verfolgen. Indem es dabei nicht sowohl auf eigenes Raisonnement, als auf die Gruppierung der zerstreut vorliegenden Aeußerungen und Ansichten ankommt, wird das Aphoristische der Relation auf einige Nachsicht rechnen dürfen.

In Genz tritt uns überall der Verstandes-  
mensch, die Sicherheit im Erfassen seiner Auf-  
gabe, eine gewisse Hestigkeit im Hassen und Lie-  
ben entgegen; in ihm ist die praktische Richtung  
vorherrschend und während er keinen Beruf fühlt,  
sich der Romantik der Genüsse zu verschließen, ist  
er jeder Versuchung überhoben, auch nur für ei-  
nen Augenblick die Kälte des Staatsmannes der  
Wärme des Gefühls zum Opfer zu bringen. Er  
kann sich in dem Ausrufe gefallen: „Es ist ein  
vornehmes Hundeleben, das man unter diesen be-  
ständigen ambulirenden Congressen führt!“ aber  
nur um das Geständniß daran zu knüpfen, daß  
er seit Jahren mit diesen Geschäften dergestalt  
verwachsen sei, daß ihm alles Andere wie ein  
Stillstand des Lebens vorkommen würde.

In Müller dagegen überwiegen Phantasie und  
Gefühlsleben, er construirt mit Vorliebe a priori,  
versenkt sich in Mystik, ein weichlicher Seher, durch  
keine Erfahrung in seinen Phantasmagorien be-  
irrt und doch mit beiden Füßen im Irdischen  
wurzelnd.

Beide gleich ehrgeizig, gleich stark von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sie der Zeit den frankten Pulsschlag abgelauscht haben und zur Heilung derselben berufen sind.

Daraus erklärt sich die Anziehung und Abstoßung, in welcher beide einander begegneten, dieser Wechsel vom Suchen und Vermeiden, von begeisterter Hingebung, Enttäuschung, kalter, oft schneidender Verständigung, aus der dann die Versöhnung erwächst, um hinterdrein mit getauschten Coulissen dasselbe Spiel von neuem zu beginnen und einander gegenseitig mit Schmeichelreden zu übersättigen.

Müller hört nicht auf, den Correspondenten seiner Treue und Verehrung zu versichern; er nennt ihn sein Vorbild, seine Schule, und wünscht, von ihm immer nur als eins seiner Werke betrachtet zu werden; er beklagt, daß die Kastlosigkeit und verzehrende Gewalt des Freundes eine Scheidewand zwischen ihnen abgebe; aber er ist während seines Aufenthalts in Wien gerührt von dessen Anmuth und Milde und „wahrhaft dämonischer Gutmüthigkeit“, während Genz, dem gegenüber, sich des Mangels an philosophischer Begabung zeihet und nicht ohne Ironie klagt, daß sein Kopf zu voll von gemeinen Weltansichten und Weltangelegenheiten sei. Er thut nichts, um den Gast, der gern in der Kaiserstadt einen bleibenden Aufenthalt gefunden hätte, zu halten, überschüttet ihn aber schon im nächsten Briefe mit Versicherungen glühender Liebe und fügt hinzu: „Mir kann von allen jetzt lebenden Menschen keiner so zusagen als Sie. Denn die wenigen Reinen, die ich außer Ihnen noch finde, sind für mich nicht genialisch genug, und die übrigen Genialischen sind alle unrein. Sie allein vereinigen alles in sich

und in Ihnen wohnt nun überdies diese ewig weckende Kraft, die bei meiner zunehmenden Steifigkeit, Erkaltung und Blasirtheit allein im Stande ist, mir eine immerwährende Jugend anzuwehen.“ „Sie allein, heißt es später, sind, bei aller Ihrer eigenthümlichen Größe, den äußeren Schwierigkeiten dieses harten Zeitalters nicht gewachsen; und ich muß schlechterdings etwas haben, was mich unaufhörlich über das Zeitalter erhebt, wenn ich nicht endlich sinken soll.“

Zu so offenen Aeußerungen über sich selbst verliert sich der Schreiber nicht häufig, am wenigsten ohne den versteckten Wunsch, eine genügende Widerlegung der Selbstanklage hervorzurufen. Freilich wird ihm diese zu Theil, worauf er mit dem Geständnisse nicht zurückhalten kann, daß selbst das Schmeicheln des Freundes auf so tiefe Wahrheiten gegründet sei, daß er erschrocken vor sich selbst zurückbebe. Es thut ihm nicht weh, wenn er „die Majestät und wollüstige Weichheit“ seines Charakters und seines Gespräches gepriesen hört.

Wir dürfen uns an diese sich wiederholenden Ausdrücke nicht stoßen. Müller hält gern seinem Freunde den Spiegel entgegen, damit sich dieser an seiner Titanennatur erfreue und wenn er sich, nicht ohne einige Anstrengung, zum Sturm und Drang hinaufgeschoben hat, bedarf es nur eines nüchternen Einwurfs gegen seine Schildereien, um sich nach einer soliden Stellung umzusehen. Aber ebenso häufig horcht Geng mit Wohlgefallen auf die verlockenden Löne. „Sie singen mir, schreibt er im Junius 1805, durch Ihre harmonischen Schmeicheleien gleichsam die Seele aus der Brust und ich sehe mich selbst vor und neben mir stehen und fange an mich zu lieben und fast zu be-

mundern,“ Beides scheint dem Schreiber wenig Mühe gekostet zu haben.

Müller ist seinerseits tief gerührt durch die „himmlische Treue“ seines Freundes, den er den letzten Römer nennt und bei Glück und bei Thränen nie zu vergessen gelobt, weil „vor dessen großem Auge alle Disharmonien der Zeit sich in der buntesten Folge vollständig entwickeln.“

Im Anfange des Jahres 1806 begegnen sich beide Männer in Dresden, ein Zeitpunkt, dem sie lange mit den gespanntesten Erwartungen entgegengesehen haben. Aber schon beim ersten Zusammentreffen pläzen die Geister heftig auf einander und Müller schilt den Freund hart und störrig. Aber kaum liegen Berge und Ströme zwischen ihnen, als auch die Klage über Trennung wieder durchbricht und Genz hält den Ausruf nicht zurück: „Ich liebe jetzt keinen Menschen, wie ich Sie liebe!“ Nur erwartet er, daß Müller ihn mit der Wiederholung eines philosophischen Cursus verschone, dagegen sich des in der Allgemeinen Zeitung verunglimpften Freundes nachdrücklich annehmen werde.

Müller wünscht mitunter, das Kochende und gährende Leben des Andern zu dämpfen; er hofft ihn dadurch sicherer und zugleich frommer zu haben; aber ihm fehlen dazu die Mittel, der gebietende Einfluß. Dagegen klagt Genz, Müller sei Idealist, der aus sich selbst heraus seine eigene Welt construirt, ein Dichter, der Burke, Plato, Schelling, Novalis, den Apoll von Belvedere, die Planeten, Gott und den Gegensatz in einem einzigen Moment so miteinander amalgamirt, daß ihm der Kopf schwindele. Der oft mißmüthige, durch Geschäfte ermattete, in seinen Genüssen blaßte Mann, der einmal seine Stimmung charak-



teristisch genug mit den Worten bezeichnet: „die Vergangenheit eckelt mich an und die Zukunft fürchte ich!“ kann zur Anfrischung seiner inneren Lebenskraft des äußeren Reizes, der Anregungen, wie sie nur die schöpferische, schwunghafte Phantasie Müllers ihm bieten kann, nicht entbehren. Dieser geistige Verkehr ist ihm zum Bedürfnis geworden, so oft er auch das maßlose Fortstürmen des Leipziger Generalconsuls mit kühler Ironie abfertigt.

Die Auffassung, in welcher Genz sein Verhältniß zu Müller deutet, ist weit entfernt, eine genügende genannt werden zu können. Sie gehört dem Jahre 1824 an und lautet also: „Tausendmal habe ich mich früher gefragt, warum denn Sie, der mir unter allen meinen Zeitgenossen am nächsten steht, dessen Umgang zu allen Zeiten mehr Werth und Reiz für mich hatte, als jedes andere Verhältniß der Welt, der mich durchaus kennt, versteht und mit allen meinen Mängeln und Gebrechen liebt, der Einzige, von dem ich immer etwas zu lernen habe und der mir in keinem Augenblicke gleichgültig sein könnte — warum denn Sie mir immer nur periodisch angehörten, und dann stets wieder durch lange Zwischenräume entrissen waren? Einige Schuld lag in mir, weil ich es im Grunde doch in meiner Gewalt hatte, Sie auch unter den ungünstigsten Constellationen an mich zu fesseln, oft aber, von andern Gegenständen hingerissen, oder betäubt, oder zermalmt, nicht mit gehöriger Beharrlichkeit auf Sie wirkte. Vieles aber war Ihrer Lage und der Art, wie Sie davon afficirt wurden, zuzuschreiben.“

In Einer Richtung beurkunden beide Männer eine auffallende Uebereinstimmung, „in der Idiosynkrasie gegen besondere meteorische Bewegun-

gen.“ Müller weiß seine Wohnung nicht genug zu rühmen, welche bei einem nächtlichen Sturm nur von den äußersten Spitzen der Windtöne berührt worden sei und dadurch ihn von eigentlicher Todesangst befreit habe. Während eines Gewitters achtet er in Todesangst auf jeden Stoß des Windes, auf jeden Fußtritt, weil er in jedem Augenblicke Bewegungen der Erde erwartet. „Unter allen diesen Schmerzen, fügt er hinzu, gedeihen meine Ideen über die Astrologie und den Umgang der Planeten mit einander; hiervon verstehe ich mehr als einer.“ Genz trägt kein Bedenken, das plötzliche Uebertreten der Donau mit der verhängnißvollen Capitulation von Ulm in Rapport zu bringen. Nach dem Unterliegen Oesterreichs im Jahre 1805 klagt Müller: „Keine Physik will gestehen, daß das Element und seine Bewegungen, seine Lebensoffenbarungen (Winde und Gewitter) zusammenhängen mit den Strömungen des Geschlechts, das darin lebt und webt.“ „Das Wetter, schreibt er im Juni 1818, bleibt immer eine ernsthafte Angelegenheit, nächst der Religion, Politik und Philosophie eine der wichtigsten. Ein gründliches Studium desselben führt überall auf ein seelenvolles Studium der Natur, ja auf die Rechtfertigung der Einrichtungen weiserer Vorfahren in Haus und Feld, ist also durch und durch antirevolutionair.“

Von den Erörterungen und Besprechungen auf dem Gebiete der Litteratur mögen solche, die sich auf Zeitblätter beziehen — und sie überwiegen der Zahl nach — hier übergangen werden.

Gleich auf den ersten Seiten des Briefwechsels begegnen wir dem Ausspruche von Genz: „Uebrigens halte ich Fichte für einen so elenden Kerl, daß es mir Zeitverlust scheint, ihn ausführlich zu

dissociren“, der allerdings, wenn man die furchtlose, keusche und straffe Natur des Philosophen vor Augen hat, aus diesem Munde nicht überraschen kann. Anders freilich lautet das Urtheil nach der Veröffentlichung der deutschen Reden. Johannes von Müller ist für Adam Müller „für die Weltgeschichte zu beschränkt, zu antik, zu verzweifelt, aber innerhalb seiner Schranken doch so unendlich groß und brav und national, und bis auf den Glauben an Christus, an das Mittelalter und an die Weiblichkeit so gold= und engel-ein.“ „Geben Sie ihm, schreibt er an Genz, im Styl und Leben Ihre flüssige Weichheit und Ihren unendlichen Sinn, der sich oft in alle Abgründe des Lebens, der Liebe und der Natur zugleich stürzen möchte — dann ist er vollständig ergänzt.“ Im Frühjahr 1805 dagegen, nach erfolgtem Uebertritt zur katholischen Kirche, entsagt er feierlich aller Gemeinschaft mit dem heidnischen Schafhäuser.

Nach der Ansicht von Genz sind Winkelmann, Schlegel und Tieck in Betreff der Kunstkritik nur Wasser= und Luftblasen. Arndt hat sich ihm durch die „elende Reise nach Schweden“ völlig verfehlt, aber in *Rulhière* (*histoire de l'anarchie de la Pologne*) erkennt er das beste historische Werk, das je ein Franzose hervorgebracht hat. Ueber Frau von Staël äußert er sich also: „In der *Corinne* sind einzelne herrliche Stellen; das Ganze aber ist ein schlechtes Werk.“

(Schluß folgt).

---

# Stüttin*g*ische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

195. Stück.

Den 5. December 1857.

---

Stuttgart

Schluß der Anzeige: „Briefwechsel zwischen Friedrich Genk und Adam Heinrich Müller.“

„Sie hat die äußersten Enden, England und Italien zusammenknüpfen wollen; die Idee war vielleicht nicht übel, aber die Ausführung ist so plump und platt, daß man kaum begreift, wie ihr selbst nicht vor ihrer Production eckelte. Sehr fiel es mir auf, daß die Schlegel ihr nicht reinere Begriffe vom Shakespeare beibringen, sie nicht abhalten konnten, solch ganz erbärmliches Zeug, als die Darstellung von Romeo und Julie, in die Welt zu schicken. Uebrigens ist doch etwas in der Frau, was mich lebhaft zu ihr zieht. Diese beständige, dunkle, trübe Reue über die Vergangenheit, besonders in Ansehung verstorbener Personen, ist, wie Sie wissen, ein charakteristischer Zug meines Gemüths; und diesen Zug habe ich noch in keinem andern Wesen so vollständig wiedergefunden als in der Staël. Daher war ich auch immer überzeugt, daß wir, wenn wir je zu-

sammengekommen wären, große Freunde geworden sein würden. Achtung verdient auch ihr immerwährendes Fortschreiten in der Litteratur und ihre, für eine Nichtdeutsche, bewunderungswürdige Vielseitigkeit und Toleranz.“

Steffens zu lesen, erklärt Genz 1818, sei eine zu harte Zumuthung, aber an Menzels Schrift „Die Undeutschheit des neuen Deutschthums“ habe er sich erfreut; das Turnen müsse wieder aus der Welt; es sei eine Art Citerbeule, deren Beseitigung einer gründlichen Cur vorangehen müsse. Schwerer sei die Reform der Disciplin auf Universitäten; Stourdza's Ansichten über diesen Gegenstand, dem leider schwer beizukommen sei, seien vollkommen begründet. Die Schrift von Görres „Deutschland und die Revolution“ wird, nach der Meinung von Genz, auf die große Masse der Leser einen den Regierungen feindseligen Eindruck machen, während sie, nur in den Händen einer kleinen Zahl von Auserwählten, nicht genug gepriesen werden könne. Der Verfasser, heißt es hier, mag sich sträuben wie er will, er mag einen Sand aus beliebigen Gründen in Schutz nehmen, die Einheit Deutschlands und andere Grillen dieser Art mit seinen mythologischen Phrasen zu vertheidigen suchen — in der Hauptsache ist er unser und kann uns nicht mehr entrinnen. Wer so über die Kirche, über das monarchische Princip in den Verfassungen, über das ständische Wesen u. s. w. schreibt, kann nicht mehr zu den gemeinen Demokraten zurückkehren.

Das Interesse, welches die Ansichten und Aussprüche von Genz in Bezug auf politische Zustände gewähren, wird erheblich durch den Umstand gekürzt, daß hinsichtlich der — wenn man von seiner Betheiligung an den späteren Congres-

sen absteht — wichtigsten Epochen seiner politischen Laufbahn, wir meinen die Jahre 1806, 1812—1815, die mitgetheilte Correspondenz eine Lücke läßt. Und doch darf man voraussetzen, daß eben in jener Zeit die Mittheilungen beider Staatsmänner rasch und lebendig einander gefolgt sein werden. Aber auch die vorliegenden Briefe werden dem Leser das *l'homme propose, mais Dieu dispose* oft genug in's Gedächtniß rufen. Wie rasch wechseln Siegesjubiläum und Erschlaffung, Uebermuth und Verzweiflung in diesem sein combinirenden, das Facit der Zukunft aus den künstlich und bedacht zusammengestellten Prämissen der Gegenwart ziehenden Genz! Wie gestalten sich Zustände und Verhältnisse so wesentlich anders, als der Text dieses politischen Rechenkünstlers zuläßt! Er glaubt keinen der Factoren der Zeit übersehen zu haben, wenn er die geheimen Bestrebungen der Staatsmänner, die Wünsche und persönlichen Beziehungen der gekrönten Häupter abgeläuscht hat; aber die in den Völkern herrschende Stimmung, die durch den Gang der Ereignisse in ihnen genährten Begierden und Befürchtungen würdigt er so wenig einer ernststen Beachtung, daß er sie auf die Insinuationen einiger verschrobenen Tonangeber reducirt. Er glaubt den Geist der Zeit gepackt zu haben, und es ist sein eigener Geist, mit dem er sich wohlgefällig verständigt.

Nach der Schlacht bei Austerlitz ist die Entmuthigung in Genz eine unbegrenzte. „Es kann nichts mehr gelingen, ruft er aus, und dieses Geständniß ist das Resultat einer tiefen Kenntniß des jetzigen Zustandes von Europa, die ich nur durch ein Studium, wie vielleicht Keiner es machte, durch vieles Glück und durch viele Schmerzen er-

kauft habe.“ Gleich darauf aber fährt er fort:  
 „Durchaus verzweifeln, ist unerlaubt, unnatürlich,  
 unmöglich. Es wäre gegen alle Grundgesetze der  
 moralischen Welt, gegen das Gesetz der Stetig-  
 keit, gegen die Denkbarkeit einer Geschichte, daß  
 eine große alte Welt so vor unsern Augen unter-  
 gehen sollte, ohne daß irgend eine Maschine, ir-  
 gend ein inneres oder äußeres Gegengewicht sie  
 aufzuhalten, wenigstens den Fall zu verzögern  
 vermöchte. Ich glaube, es gibt noch Mittel; aber  
 sie sind gewiß von einer ganz neuen, bisher noch  
 kaum geahneten Art. Mein einziger Trost (jezt  
 kenne ich sie noch nicht) ist der, daß, sobald sie  
 irgendwo aufdämmern, ich immer einer der Ersten  
 sein werde, die sie erkennen, begrüßen, umfassen,  
 beleben und befruchten.“ „Hätte man, schreibt  
 er am 1. Julius 1807, 14 Tage nach der Schlacht  
 bei Eylau Frieden gemacht, wie ich rieth, bat,  
 flehte, schrie, so ging Rußland mit Ehren aus  
 der Sache; der Krieg wäre nicht rein ausgespielt,  
 nur suspendirt; viele Hoffnungen auf einen bes-  
 sern blieben uns. Jezt hat man thörichter Weise  
 das Spiel bis auf die Hefen verfolgt, nicht nur  
 alle Resourcen der Gegenwart, auch die meisten  
 der Zukunft aufgefressen und jenes wohlthätige  
 Hellsdunkel, welches noch in der öffentlichen Mei-  
 nung über der Streitfähigkeit Rußlands schwebte,  
 gewaltsam verwischt. Kein Mensch wird nun auf  
 Rußland mehr hören. Und wenn die Stunde  
 kommen wird, wo Oestreich seinen letzten Act be-  
 stehen soll, wird man die russische Macht kaum  
 als das Gegengewicht der bairischen betrachten.“  
 „Eine Schlacht gewinnen, bemerkt er am Tage  
 darauf, können die Russen nicht, denn sie verste-  
 hen nicht Krieg zu führen; sie mußten ewige

Hülfsstruppen sein; Europa war verloren, sobald sie anfangen, Hauptfiguren zu werden.

Aus den Jahren 1812 und 1813 fehlen, wie gesagt, leider die Mittheilungen. Die vom Jahre 1814 haben auf sechs Seiten Unterkommen gefunden und erst mit der Mitte des Jahres 1815 gewinnen sie an Umfang und Zusammenhang. Während Genz von Wien aus berichtet (4. Julius 1815), daß in den letzten Sitzungen des Congresses sich auch nicht Eine Stimme für Ludwig XVIII. erhoben habe, schreibt Müller an dem nämlichen Tage aus der Umgegend von Nancy: „Die Pariser sind früher überzeugt als wir, daß es auf eine Restauration der Bourbons ankomme, und wir müssen eigentlich aus den Pariser Zeitungen erfahren, daß wir einen bloßen europäischen Gleichgewichts- und Tractaten-Executionskrieg geführt haben, und daß uns die läppische Declaration der englischen Regierung, welche mit den Rechten einer großen Nation hurte, eigentlich erst recht auf Eis geführt hat.“ Ueber die Frage, was mit Napoleon zu thun sei, glaubt Müller eine schlichte Auskunft dahin geben zu müssen, daß er den königlichen Tribunalen zu überliefern sei. Statt dessen werde derselbe von den Alliirten gefordert, ohne daß diese wüßten, was mit ihm anzufangen sei. Nun würden sie ihn zwar nicht zu bewachen haben, er werde leben, und zwar in einer gewissen Unabhängigkeit, weil er doch einmal leben müsse; aber ein so halbes Betragen der Cabinette in einem so großen und glücklichen Augenblicke habe etwas Niederschlagendes. Wenn man consequent wäre und, ohne nach solchen Albernheiten als die Stimme einer großen Nation zu fragen, das Jahr 1815, so zusammenhängend, als Ludwig XVIII. das einundzwanzigste



Jahr seiner Regierung, schrieb, so würde das göttliche Recht aller Throne auf ein halbes Jahrhundert durchgesetzt sein, während jetzt ihm gegenüber das lächerliche Recht der Völker, eine Art von Willen zu haben, von ganz Europa wenigstens auf ebenso lange anerkannt sei.

Es ist für Müller ein unerträglicher Gedanke, daß, nachdem das Erstgeburtsrecht der Throne behauptet worden, ein nur noch im Munde einiger Freiheitsphilister existirender Volkssouverainitäts- Traum Anerkennung finden solle; von dem Willen und der Thatkraft der Völker zu reden, ohne das Maß der sie vereinigenden und bewegenden Ideen zu heben, ist in seinen Augen empörender Unverstand. Er gibt zu, daß in Frankreich der Widerwille gegen die Bourbons täglich wächst, wiederholt aber, daß man nicht anders handeln könne, mit dem leidigen Troste: „werden die Bourbons nach drei Monaten wieder verjagt, so waschen wir unsere Hände in Unschuld.“

„Das Princip der Legitimität, so äußert sich dagegen Genz, so heilig es auch sein mag, ist in der Zeit geboren, darf also nicht absolut, sondern nur in der Zeit begriffen, und muß durch die Zeit, wie alles Menschliche, modificirt werden. Für einen neuen Ausfluß, oder einen geoffenbarten Willen der Gottheit hielt ich es nie. Die höhere Staatskunst kann und muß unter gewissen Umständen mit diesem Princip capituliren.“ Gewichtiger tönt die in Paris laut werdende Klage Müllers (August 1815), daß für die Hauptsache, die Vereinigung Deutschlands (d. h. Oesterreichs und Preußens) nichts geschehen sei, vielmehr die Divergenz täglich mehr hervortrete. „Die ganze Rotte, hinter Ludwig XVIII., unserm Allirten, versteckt, wirft uns unsere milden Verspre-

chungen vor, ganz mit der Efferterie des Bewußtseins, uns eine Nase zu drehen. Wer kann noch sagen, die Revolution sei überwunden, da sie an allen Enden ihr Haupt erhebt und, so lange ihr Foyer, nämlich England, steht, nicht fallen kann. Ermahnt mich nur nicht so großmüthig und christlich über England. Ich kenne England und weiß, daß mir das Christenthum nicht verbietet, die Quelle des Uebels da zu suchen, wo sie wirklich ist. Das ist die für den rechtlichen Mann eigentlich verführerische Verkleidung jener Zeitgötzen, die wir um Gottes willen hassen sollen."

Entschiedener tritt der Grund des Hasses, welchen Müller gegen England hegt, in einer bei Gelegenheit des Baybacher Congresses hingeworfenen Aeußerung hervor. „Das Beste ist, heißt es hier, daß der Abfall Englands von der europäischen Gemeinheit so gut als entschieden ist. Diese Anomalie war nicht zu dulden; ich finde sie viel anomalischer in Europa, als die Pforte. Der Rationalismus, auf dem die neuere, seit 1640 erhobene Figur der englischen Verfassung, auf dem das fatale, balancirende Völkerrecht und aller Jacobinismus, der seit drei Jahrhunderten Europa verwüftet, beruht, ist eine Pest, die über das atlantische Meer entweicht, aber in den Extremitäten unseres Welttheils noch fortwüthet. Die britische Macht ist nichts mehr oder weniger als die Läte der jacobinischen Colonne, die sich in Amerika bildet, die Spitze der liberalen Phalanx, die dereinst Europa zu zerbrechen droht.“ An diese Lirade knüpft der Schreiber die Bemerkung, daß Europa zur Zeit nur zwei Bedürfnisse habe: das Wort Gottes und eine Marine, und daß sich in Bezug auf letztere die Regeneration des Ritteror-

dens von Malta als eine politische Nothwendigkeit herausstelle.

Den feinen und doch so oft trügerischen Berechnungen gegenüber, denen Genz die Fragen auf dem Gebiete der Politik unterwirft, erwartet Müller eine freudige Umgestaltung der europäischen Zukunft nicht von einem einzelnen Helden, der schließlich als neuer und potenziertes Götzendienst den alten nur ablöse, sondern „von einem Bunde der wehrhaften und prophetisch gewordenen Zeugen dieser großen Zeit in Christo, in den Ideen, im Recht, in der Wahrheit.“ In dieser Richtung stand eine Einigung mit Genz am wenigsten zu erzielen. Es ist nicht selten, daß Letzterer sich im Zweifeln an dem „philosophischen Wunder“, daß der Glaube in seinem Freunde angerichtet, gefällt; er kann mit einem Anfluge von Mitleid andeuten, daß Geist und Kräfte in demselben dem Glauben nicht gewachsen seien. Das ist es, was Müller anhaltend verstimmt, selbst erbittert, ohne daß er deshalb in seinen Bemühungen nachläßt, den Freund zu sich herüberzuziehen und für denselben den Glauben als Substrat aller politischen Bestrebungen zu gewinnen.

Dagegen erklärt Genz, daß er zu alt, zu steif, zu stumpf für solche Sprünge sei; sein Geist strebe nach Gleichgewicht und Ruhe und er könne sich deshalb nicht in ein Meer von Umwälzungen und rückgängigen Bewegungen, von Phantasien und Paradoxien schleudern lassen. Es falle ihm zu schwer, zu lernen, daß der Friede der Welt, die Bürgerschaft der Staaten, die Verbesserung der gesellschaftlichen Verfassung einzig und allein von einer lebendigen Erkenntniß der Menschwerdung Gottes abhängen, zu glauben, daß das durchaus praktische Problem einer deutschen Bundesverfas-

sung durch ein gewisses mystisches Lebens- und Glaubensrecht außs Keine gebracht werden könne, nachdem er doch vorher belehrt worden, daß es weder durch Souverainetät, noch durch Föderalismus, noch durch ein Oberhaupt, noch durch eine Constitution ausführbar sei.

Durch Bekenntnisse der Art wird Müller indessen nicht abgehalten, wiederholt und dringend die Glaubensfrage zum Gegenstande seiner Erörterungen zu machen. Ihn jammert, daß Genz so große Dinge seit dreißig Jahren mit voller Seele und schönem Herzen, aber ohne Gott, treibe. „Mir sind, schreibt er im März 1817, Ihre stilleren Verhältnisse mit Gott, wenn ich so sagen darf, Ihre verschämte Devotion, selbst die nie verleugnete innere Demuth Ihres Geistes nicht unbekannt. Was also hält Sie zurück, die Ueberzeugungen Ihrer Seele nunmehr förmlich zu erleben, und an die erste glückliche Hälfte Ihres Lebens nun eine segenvolle letztere zu fügen? Was anderes, als der widerliche Contrast zwischen den Weltgeschäften und den Gottesgeschäften? Was anderes, als der unermessliche Reichthum an Talent und Wissenschaft und Kunst, den Sie einer Religion entgegenbringen, deren Austerität ja nur von der Ueppigkeit der Zeiten hervorgerufen wird, und die dennoch, falls Sie sich nur einließen, wenigen Herzen so wohl thun würde, als dem Ihrigen?“

Er könne nicht dafür, erwiedert Genz hierauf, daß seine Empfänglichkeit für gewisse Dinge mit den Jahren abnehme; sei doch der Mensch nicht Herr über die von seinen Gedanken gewonnene Richtung. Freilich habe es eine Zeit gegeben, in welcher er den von seinem Freunde gewünschten Ideen und Gefühlen näher gewesen als jetzt; aber

auch damals habe es ihm an der Grundbedingung gefehlt, an der Fähigkeit, das zu glauben, wogegen seine Vernunft sich auflehne. Nicht Leichtsinn, Weltliebe, Bequemlichkeit oder falscher Schein hätten an seiner Umwandlung erheblichen Theil gehabt; aber viel habe dazu die politische Wendung seit dem Jahre 1813 beigetragen. Was nicht durchaus praktisch sei, ekle ihn an und daraus entspringe eine Stimmung, die es kaum gestatte, sich mit dem Ueberirdischen zu beschäftigen; Hauptsache aber bleibe immer der Mangel am Glauben, dem nur durch ein Wunder abgeholfen werden könne. Was den Zustand nach dem Tode anbetreffe, so wisse er nur so viel, daß dieser so, wie Müller ihn sich denke, nicht sein könne; durch die übrigen Fragen aber fühle er sich nicht beunruhigt. In einem um Weniges späteren Schreiben drückt sich Geng folgendermaßen aus: „Die Weltgesetze, werden Sie mir sagen, sind Offenbarungen Gottes, denen die Vernunft sich unterwerfen muß. Ich frage daher: Sind sie Ihnen von Gott unmittelbar geoffenbart worden? Antworten Sie: Ja! so erwiedere ich — ohne es weiter zu bezweifeln, wozu ich durchaus nicht berechtigt bin — desto besser für Sie! Mir wurde das Glück nicht zu Theil, ob ich doch wohl nicht unter die Unwürdigsten gehören mag. Wir stehen folglich vor der Hand in ganz abgesonderten Klassen. Antworten Sie: Nein! — so ruht Ihre Ueberzeugung von jenen Offenbarungen nur auf dem Glauben an das, was Andern offenbart wurde. Nun, dieser Glaube fehlt mir ebenfalls.“

Uebrigens gesteht Geng wiederholt daß er die religiösen Gesinnungen und Ansichten seines Freundes völlig unangetastet lasse, sogar (ohne sie zu theilen noch zu verstehen) im höchsten Grade re-

spectire, aber die Grundsätze, nach welchen derselbe in der jüngsten Zeit Politik, Gesetzgebung, Finanzwissenschaft zc. behandelt habe, nicht als gerechtfertigt gelten lassen könne. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Entgegnung Müllers, die Fähigkeit zum Glauben werde nicht willkürlich von Gott vertheilt, sondern der Mensch werde durch Bekehrung des Herzens, durch Reue, Dämpfung des Eigenwillens, Uebungen der Demuth und Resignation ihr entgegengeführt, auf Genz besondern Eindruck gemacht habe. Etwas Anderes ist für Letzteren die religiöse Frage in Bezug auf Politik. Er gibt Alles verloren, wenn nicht Religion — *pas seulement comme foi, mais comme loi* — wiederhergestellt werde. Denn nur als Gesetz könne sie einen Glauben des Gehorsams selbst in denjenigen begründen, die für den directen Glauben unempfänglich seien. „Kirche und Staat, fährt er fort, dürfen immer nur sich selbst reformiren; das heißt, jede wahre Reform muß von den in beiden constituirten Autoritäten ausgehen. Sobald der Einzelne oder das sogenannte Volk in dieses Geschäft eingreifen darf, ist keine Rettung mehr. Der Protestantismus ist die erste, wahre und einzige Quelle aller ungeheuern Uebel, unter welchen wir heute erliegen. Wäre er bloß rasonnirend geblieben, so hätte man ihn, da das Element desselben einmal tief in der menschlichen Natur steckt, dulden können und müssen. Indem sich aber die Regierungen bequemten, den Protestantismus als eine erlaubte religiöse Form, als eine Gestalt des Christenthums, als ein Menschenrecht anzuerkennen, mit ihm zu capituliren, ihm seine Stellung im Staat neben der eigentlichen wahren Kirche, wohl gar auf den Trümmern derselben anzuweisen, war sofort die religiöse, mo-

ralische und politische Weltordnung aufgelöst.“ Er fügt noch hinzu: „Was wir erlebt haben, war nur eine nothwendige Folge und die natürliche Entwicklung jenes ersten unermesslichen Frevels. Die ganze französische Revolution und die noch schlimmere, die Deutschland bevorsteht, sind aus der nämlichen Quelle geflossen.“

Die nähere Begründung dieses Ausspruchs gibt Genz in der Kürze in dem nämlichen Briefe also: „Wenn Luther reformiren, das heißt seine Kirche gegen die allgemeine aufstellen durfte, warum sollten Behr und Hornthal nicht gleiches Recht gegen den König von Baiern und seine Minister haben? Wenn es keine höhere Autorität mehr gibt als die Vernunft jedes Einzelnen, so muß die Revolution der natürliche Zustand der Gesellschaft werden, und Intervallen von Ruhe und Ordnung können nur Ausnahmen sein.“ Er ist der Ueberzeugung, daß der religiöse Protestantismus an seiner eigenen Verkehrtheit untergehen müsse, der politische dagegen eben jetzt im lebendigsten Fortschritt begriffen sei. Die unlösbare Frage aber sei, wie und durch wen im Gebiete des Glaubens und der Politik die wahren Reformen begonnen und ausgeführt werden könnten.

Genz war, wie sich aus obigen Mittheilungen ergibt, kein Seher in der Politik, einem Gebiete, dem er mit allen Gaben seines reichen Geistes diente. Wollen wir ihm auf dem Gebiete kirchlicher Zustände, innerhalb deren er sich nie heimisch gefühlt, die er nur nebenbei verwendet, nur als ein Behikel des politischen Staatsgebäudes betrachtet sehen will, die Sehergabe beimessen?

## W i e n

Wilhelm Braumüller 1857. Südliche Kli-

matische Curorte mit besonderer Rücksicht auf Venedig, Nizza, Pisa, Meran und Triest. Beobachtungen und Rathschläge von Carl Ludwig Sigmund, Primararzt am K. K. allgemeinen Krankenhause etc. 114 S. in Octav.

Der Verf. bemühte sich, genauer als seine Vorgänger, die Verhältnisse klar zu erkennen, welche den Arzt zu berechtigten vermögen, einen Kranken zur Wiederherstellung oder Besserung seiner Gesundheit in einen Curort des Südens zu senden. Auch ließ er es sich angelegen sein, Warnungen und Vorsichtsmaßregeln bei der Hin- und Rückreise zu ertheilen. Er hat sich in Rom, Neapel, Palermo so gut wie in Hyères, Pau, Bervay von den Schwierigkeiten überzeugt, welche sich bei Versuchen zur Ermittlung der mittleren Temperaturen des Tags, des Mittags und des Abends, der Feuchtigkeitsgrade, der in kürzeren und längeren Zeiträumen herrschenden Luftbewegungen, der Wärmeverschiedenheiten einzelner Gegenden und Wohnorte, der Regenmenge etc. entgegenstellen. Für besonders ungenügend hält er die bisher veröffentlichten Angaben über die Beschaffenheit des Trinkwassers und die über die Temperatur der Luft. In letzterer Beziehung äußert er: „In den besten Monographien finden sich die mittleren Jahres-, dann die Durchschnitts-Temperaturen der Monate angegeben, allensfalls noch einige nähere Andeutungen über Morgen- und Abendwechsel; es ist aber für den Arzt maßgebend, die Temperaturen des Morgens, des Mittags und des Abends nach genauen vieljährigen Messungen zu kennen, um daraus die mittleren Zahlen für drei so wichtige Tageszeiten zu wissen; aber selbst diese Kenntniß muß noch ganz speciell einzelne Standorte des Wohnortes berücksichtigen, denn gerade im



Süden ergeben sich hierin bedeutende Verschiedenheiten in einem und dem nämlichen Orte."

Für den passendsten Monat zur Reise nach dem Süden hält er den September. Man erreiche den Ort der Bestimmung noch zu günstiger Zeit, vermöge eine angemessene Wahl der Wohnung und ihre Einrichtung zu treffen, und sich leichter zu acclimatistren. Die Früchte, obenan Trauben und Feigen, welche das erheblichste, Siechen oft empfohlene diätetische Mittel ausmachen, benütze man dadurch früher und länger; andauernde Bewegung im Freien sei dann noch mehrere Wochen selbst in größerer Ausdehnung möglich und die im October häufig eintretende regnerische, kühl-, wechselnde Witterung treffe den Gurgast bereits eingewöhnt. Zur Rückreise solle man den Mai abwarten.

Ohne Vorliebe für sein Heimathland zieht er die Reise durch Oestreich der durch Baiern oder die Schweiz vor, namentlich deswegen, weil dort kein Hochgebirg passirt werden muß. Eigene Erfahrung veranlaßte ihn, auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, beim Beziehen einer Wohnung einen genauen, schriftlich abgefaßten, rechtsgültigen Miethscontract abzuschließen, weil in mehreren Städten Gewohnheitsrechte bestehen, die bei Unkenntniß derselben, als ungerechte Härten erscheinen, so z. B. daß bei einem Todesfall die gesammte Einrichtung vom Miether zu bezahlen ist.

Als Uebergangsort vom Norden nach dem Süden empfiehlt der Verf. vorzugsweise Meran. Der Aufenthalt im Herbst und Frühjahr bekomme gut katarhalisch Kranken, an der Leber, an Rheumatismus und chronischer Gicht Leidenden; für den Winter sei er den Scrophulösen em-

pfehlenswerth. Pisa eigne sich zum Aufenthalt für den Spätherbst, den Winter und das Frühjahr. Die kühlfsten Monate seien der December und Januar; dagegen sehr mild der October, November, März und April. Die kälteste Tageszeit sei der Abend. Hygrometrische Messungen der Luft konnte sich der Verf. nicht verschaffen; seine eigenen ergaben bloß das Resultat, daß die Luft selten ganz trocken ist. Die hier zusammenwirkenden Einflüsse erweisen sich wohlthätig Tuberculösen ohne Bluthusten, Kranken mit Lungenemphysem, Hypertrophie des Herzens und Klappenfehlern.

Zu Nizza wird für Solche, welche Ruhe und freie milde Luft ohne Anstrengung bedürfen, ganz vorzüglich Cimiez mit seiner südlichen Garten-Begetation angerathen. Die Abendtemperaturen sind milder als die des Morgens. Die Feuchtigkeit der Luft macht sich Morgens und noch mehr Abends geltend. Im Ganzen aber ist sie als eine reine und trockne zu bezeichnen; sie ist trockner als die aller Curorte Italiens. Daher dürfen Kranke, welche trockne, scharfe, windige Luftbewegungen zu meiden haben, nicht hierher geschickt werden, also keine Lungenkranke.

Das Klima von Venedig wird für das mildeste und angenehmste Ober- und Mittelitaliens, ja ganz Italiens erklärt. Die Temperatur der Luft sei nicht nur eine verhältnißmäßig milde, sondern eine durch langsame, allmähliche Uebergänge ausgezeichnete. Die Lagunenstadt gehöre zu den feuchtesten Seestädten Italiens und selbst des großen Seebeckens von Constantinopel bis Gibraltar, nur Alexandrien vielleicht abgerechnet. Der vorherrschende Wind sei der Nordost (greco); ihm folge der Häufigkeit nach der Ost Nord-Ost (greco-levante), der Nord-Nord-Ost (greco-tra-

montana) und der Südwest (libeccio). Man zähle durchschnittlich im Jahre 80 Regentage, in Rom 114, in Florenz 115, in Genua 130. Während man im Jahre für Neapel nur 90 heitere Tage annehme, für Pisa 111, kämen auf Venedig 144. Große Vorsicht verlange jedoch der bedeutende Unterschied in der Temperatur des Tages gegen die Abend- und Nachtlust, zumal im Herbst und Frühling. Als die angemessenste Zeit wird die vom September bis Mai bestimmt. Eine solche äußere den günstigsten Einfluß auf Lungentuberkeln im ersten Stadium, auf chronischen Katarrh der Luftwege, Lungenemphysem und veralteten Rheumatismus. Mit Recht fordert jedoch der Verf. für diesen Ort wie für jeden andern einen längeren Aufenthalt, als wie dieser gewöhnlich gestattet wird. Er bemerkt, der Wahrheit gemäß: „Es gibt noch immer Gurgäste, welche innerhalb eines Winters, ja innerhalb einzelner Monate das Siechthum oft vieler Jahre in Italten abstreifen zu können wännen.“ Wenn es sich darum handle Kranken, Siechen oder Schwächlingen in den kälteren Wintermonaten einen anhaltend warmen Aufenthalt zu sichern, so genügten Pisa, Nizza und Venedig keineswegs, und es sei rathsam, entweder geradezu einen den ganzen Winter hindurch wärmeren Curort, wie Palermo, Cairo, Madeira sofort zum beständigen Aufenthalte zu wählen oder denselben zeitweise so zu wechseln, daß man zu den wärmeren Stationen dem Bedürfnisse gemäß nach und nach gelange. Möchten die an Ort und Stelle gesammelten Beobachtungen des Verfs so, wie sie es verdienen, beherzigt werden.

Marx.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

196. Stück.

Den 7. December 1857.

---

C a g l i a r i

1855 und 1856. Bullettino archeologico Sardo ossia Raccolta dei Monumenti antichi in ogni genere di tutta l'isola di Sardegna, diretto dal Can. Giovanni Spano, Preside nel R. Collegio Convitto di Cagliari. Anno primo 204 S., Anno secondo 196 S. in gr. Octav, nebst Steindrucktafeln und in den Text eingedruckten Holzschnitten.

Es gereicht dem Unterzeichneten zu nicht geringem Vergnügen, das oben verzeichnete Werk zur Anzeige zu bringen, welches ein sehr rühmliches Zeugniß für den patriotischen Eifer und das wissenschaftliche Streben zunächst des Herausgebers, dann auch seiner Mitarbeiter abgibt und den Alterthumsstudien neue, interessante Hülfsmittel bietet. Von dem Bull. arch. Sardo erscheint allmonatlich ein Bogen, der nebst den dazu gehörigen Steindrucktafeln und Holzschnitten nur 24 Centesimi oder 2 Silbergroschen kostet. Am Schlusse des Jahrganges wird ein Inhaltsver-

zeichniß und Register der behandelten Gegenstände hinzugegeben. Bei so geringem Preise wäre es sehr unbillig, wenn man es tadelnd bemerken wollte, daß die Abbildungen, namentlich die Steindrucktafeln Manches zu wünschen übrig lassen. Die meisten Aufsätze rühren von dem fleißigen und kundigen Herausgeber her. Unter den Mitarbeitern haben sich besonders bethätigt der bekannte Geschichtsforscher Sardinien's, Cav. Martini, und der Aegyptolog Camillo Drcurti. Die mitgetheilten Artikel beziehen sich keinesweges allein auf die monumentalen Alterthümer, das Wort im weitesten Sinne genommen, so daß die *Antichità Cristiane dei primi secoli e dei secoli di mezzo* mit eingeschlossen sind, sondern auch auf Geographie und Topographie, politische Geschichte, Kirchengeschichte und Litteraturgeschichte. So macht Cav. Martini im ersten Jahrgange aufmerksam auf die für die Insel im Mittelalter wichtigen neu aufgefundenen Urkunden, welche die Bibliothek von Cagliari außer den von ihm bereits bekannt gemachten \*) noch unedirt besitzt.

\*) Vgl. *Pergamena d'Arborea illustrata*, Cagliari 1846, in Quart, und *Nuove Pergamene d'Arborea illustrate*, Cagliari 1849, in Octav. Die zweite Schrift macht jenes für die Geschichte der Insel Sardinien so außerordentlich wichtige Gedicht in lateinischer Sprache aus den letzten Jahren des siebenten oder den ersten Jahren des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung bekannt, welches, in Deutschland durch eine Ausgabe des unermüdlchen Hrn Geh.-Justizrath's Reigebaur verbreitet, so starke Anfechtungen hat erfahren müssen. Jetzt liegt uns eine auf dieses Gedicht basirte Abhandlung Martini's aus den *Memorie della R. Accademia delle Scienze di Torino*, Ser. II, T. XV in besonderem Abdruck unter dem Titel *Studj storici sulla Sardegna*, Torino 1855, vor, begleitet von einem *Rapporto della giunta accademica intorno alla pergamena Sarda etc.*, in welchem die Grundlosigkeit der Verdächtigung außer

Darunter befindet sich ein Palimpsest aus dem Sten Jahrhunderte; Gedichte von Bruno de Toro, einem Sarden, der zu Ende des zwölften Jahrhunderts lebte; eine Beschreibung des Einfalls der Saracenen in Sardinien aus dem neunten Jahrhundert *ic.* In demselben Jahrgange theilt der Paläograph Pillitu eine Notiz über eine aus der Provincia d'Arborea stammende Handschrift seines Besitzes, welche Gedichte aus dem zwölften Jahrhundert enthält, mit. Im zweiten Jahrgange weist Cav. Martini aus früher unbekanntem Quellen nach, daß St. Ignatius Martyr aus Nora (Pula) stamme. Derselbe Gelehrte gibt aus solchen Quellen Aufschluß über die von Pausanias X, 17, 4 und Stephanos von Byzanz erwähnte von den Atheniensern gegründete Stadt *Ἀγρολή*. Die übrigen zahlreichen auf Geographie und Topographie bezüglichen Artikel rühren von dem Herausgeber her, der auch von der Entdeckung einer alten Stadt im August des J. 1855 berichtet, deren Name freilich noch durch keine inschriftliche Entdeckung bekräftigt sei, aber schwerlich ein anderer sein könne als Biora, eine Stadt, die in der betreffenden Gegend im Itinerarium Antonini erwähnt werde.

Die monumentalen Alterthümer anlangend, so ist die Insel Sardinien seit Jahrhunderten eine reiche Fundgrube derselben gewesen. Davon wurde aber (um von den Saracenen zu schweigen, die bei ihren Einfällen in die Insel und bei ihrem kurzen Aufenthalte auf derselben die antiken Grä-

Zweifel gesetzt wird. In jener Abhandlung, welche den Text des Gedichtes wiederum bringt, ist die Geschichte Sardiniens mit Bezug auf dieses bis zur Zeit der Herrschaft der Römer besprochen. Wir sehen der Fortsetzung mit gespannter Erwartung entgegen.

ber aufwühlten und ihres Inhalts an Goldsachen und anderen Kostbarkeiten beraubten) das Beste in früheren Zeiten von den Pisanern und Spaniern, in späteren von Reisenden entführt. Selbst Sammlungen von Privaten, die sich zeitweilig gebildet hatten, namentlich in Münzen bestehend, gingen nach dem Tode derselben außer Landes. Erst im Jahre 1802 legte der damalige Vicekönig der Insel, Carl Felix, den Grund zu einem archäologischen und naturhistorischen Cabinet, welches er vier Jahre darauf der Universität zu Cagliari schenkte. Die so öffentlich gewordene Sammlung wuchs durch Geschenke von Privaten, namentlich in der numismatischen Abtheilung, der die Sammlung des P. Giam Battista Garau zu Gute kam. Besonders große Verdienste um die Vergrößerung der Sammlung erwarb sich der zweite Director Cav. Don Lodovico Baïlle. Der jetzige, ebenfalls verdiente Director ist Don Gaetano Gara, der einen Theil der naturhistorischen Sammlung in der *Ornitologia Sarda*, Torino 1842, bekannt gemacht hat. Die archäologische Abtheilung ist weit reicher besetzt als die naturhistorische. Der wichtigste Bestandtheil sind die bekannten sardischen Idole, deren Zahl sich auf mehr als fünfhundert beläuft. Die meisten der interessantesten Gegenstände der archäologischen Abtheilung sind von Alberto della Marmora in dem zweiten Theile seiner Reise in Sardinien bekannt gemacht. Man klagt über Mangel an Raum, in Folge dessen weder die, wie es scheint, wesentlich aus römischen bestehende Sammlung der Münzen gehörig classificirt, noch eine Anzahl von Monumenten verschiedener Art, die aus den besonders ergiebigen Ausgrabungen von Tharros stammen (über welchen sehr interessanten Ort Herr

Spano eine eigene Schrift: Notizie sull' antica Città di Tharros, Cagliari 1851, herausgegeben hat), zur Schau gestellt werden kann. Außerdem hören wir von einer Sammlung der Universität zu Sassari, bestehend aus der Sammlung des Erzbischofes von Cagliari, Don Em. Marongio, und einigen Inschriftsteinen und anderen Gegenständen von Torres, die aber in neuerer Zeit wegen des Mangels an Mitteln und eines Directors keinen Zuwachs erhalten habe. Eine für einen Privatmann sehr bedeutende Sammlung scheint Can. Spano zu besitzen.

Die heidnischen Alterthümer, welche in den uns vorliegenden ersten beiden Bänden des Bullettino genauer besprochen werden, gehören ägyptischer, phönizischer oder libyscher und römischer Kunstübung und Betriebsamkeit an, womit jedoch nichts weniger gesagt sein soll, als daß dieselben von auswärts importirt seien. Sie bestehen meist in Statuetten von Metall, namentlich von Bronze, Münzen, geschnittenen Steinen griechisch-römischer Kunstübung, ägyptischen Scarabäen und Amuletten, Schmucksachen, Gefäßen und Geräthen, Steinen mit Inschriften zc. Architektonisches kommt nur gelegentlich in den topographischen Artikeln zur Besprechung. Die ältesten und interessantesten Baulichkeiten Sardiniens, die Nuraghen, hat Herr Spano in einer eigenen zu Cagliari im J. 1854 erschienenen Schrift behandelt. Auch Cav. Martini bespricht dieselben in den oben erwähnten Studj storici p. 31 ff., so zwar, daß er sie zunächst als Grabmäler, dann auch als Cultusstätten betrachtet, indem er bemerkt, daß Alberto della Marmora in seiner Lettera a Pietro Martini, Cagliari 1849, ihm vollkommen beistimme. Von Marmorsculpturen erinnern wir uns nur



eine als von besonderem Belang hervorgehoben gefunden zu haben, nämlich die Reliefs eines in der Basilica di S. Gavino zu Torres befindlichen Sarkophags, darstellend Apollon, welcher auf der Cithar spielt inmitten der Musen, unter denen sich besonders eine Gruppe von zweien auszeichne, in der die eine singe und die andere »con veritabile carattere« den Gesang mit einem musikalischen Instrumente begleite. Spano verspricht von dem Monumente später eine Abbildung zu geben.

— Unter den Bronzestatuetten ist, was den Gegenstand der Darstellung anbetrifft, ohne alle Frage die interessanteste, die leider an Armen und Beinen beschädigte im ersten Jahrgang zu S. 65 ff. abgebildete Statuette eines Jünglings, welche Hr. Spano wegen der Bienen, von denen zwei auf den Achseln, eine auf der Mitte der Brust und zwei auf dem Unterleibe sichtbar sind, ohne allen Zweifel richtig auf den Aristäos bezieht, dessen Bezug zu Sardinien zudem bekannt ist. Wir haben hier die erste und einzige Statue des Aristäos, von dem bis jetzt nur der Kopf auf einem geschnittenen Steine des Berliner Museums durch Zoelfen und den Unterzeichneten nachgewiesen ist. Zunächst kommt eine Bronzegruppe, die im ersten Jahrgange zu S. 51 ff. abbildlich mitgetheilt ist, Hercules mit Telephos und die Hindin darstellend. Diese leckt dem auf dem linken Arm des Vaters sitzenden Kleinen den linken Fuß; auch der Kleine scheint das Thier, das bei ihm Mutterstelle vertrat, lieblosen zu wollen. Die Darstellung ist recht hübsch gedacht. Sie befindet sich unterhalb und zwischen einem von zwei Säulen getragenen Bogen. Der Erklärer, Cav. Gara, denkt dabei an *il profilo d'un tempio a quattro colonne surmontato da una testudine anch'*

ch'essa ornata, auch wohl mit aus dem Grunde, weil Hercules auf Sardinien einen Cult hatte. Allein mit einer Cultusdarstellung haben wir es hier gewiß nicht zu thun. Das Bildwerk war ohne Zweifel irgendwo zur Decoration angebracht. Ähnliche Einfassungen bildlicher Darstellungen sind namentlich an späteren Marmorsarkophagen mehrfach erhalten. Auch diese auf die griechische Sage zurückgehende Darstellung ist wenigstens als Rundwerk in Bronze einzig in ihrer Art. Um anderer ähnlicher Werke nicht zu gedenken, die bekannter sind (vgl. Müller's Handb. der Archäol. § 410, 8), so findet sich eine Marmorgruppe der Art aus Mehadia (Neigebaur „Darrien“, S. 9 f.) in der k. Sammlung zu Wien, welche in Schwarzzott's Schrift „Die Herkules-Bäder bei Mehadia, Wien 1831, abgebildet ist, und eine fragmentirte Marmorgruppe ohne die Hindin von der lakonischen Küste im britischen Museum, vgl. Synopsis of the Contents of the Brit. Mus., 1851, p. 122, n. 42, beide Werke auch von geringeren Dimensionen. Bei Gelegenheit der Erklärung der obigen Gruppe berichtet Cav. Gara auch von einer durch die Schönheit und Eigenthümlichkeit der Darstellung ausgezeichneten, im Museum zu Cagliari befindlichen und aus dem alten Olbia stammenden Bronzegruppe, welche den so häufig gebildeten Kampf des Hercules mit dem Nemeischen Löwen zeigt. Außerdem gibt Hr Spano Jahrg. I, S. 97 ff. Abbildungen und genauere Erklärung von einer Statuette di Serapide in Bronzo. Das Werk hat manches Eigenthümliche: Rappresenta un personaggio avvolto da una lunga tunica che gli cuopre i piedi. Tiene una folta barba, una spessa capigliatura, in età più presto virile, ed ha la testa surmontata da un

berretto rotondo terminante in determinate punte, o raggi, il quale propriamente non è altro che una corona radiata. Tiene le braccia nude, essendo le maniche della tunica o della clamide rimboccate, chiusa la mano sinistra ed aperta la destra come in atto di respingere un colpo, o di riparare una qualunque disgrazia. Diesen Gestus bezieht Herr Spano darauf, daß die betreffende Statuette in der Eigenschaft eines deus averruncus in dem Pararium eines Hauses gestanden habe. Nicht übel. Nur schade, daß er nicht auch die geschlossene Hand des linken Arms, dessen oberer Theil an dem Körper anliegt, während der untere ausgestreckt ist, mit dieser Auffassungsweise in Einklang zu bringen versucht hat. Zudem scheint uns die Deutung auf den Serapis überhaupt nicht durchaus sicher zu stehen. Hiemit zusammenzustellen ist die Statuette in Bronzo d'un Indigete, welche Hr Spano Jahrg. I, S. 129 ff. abbildlich mittheilt und ausführlicher erörtert. Rappresenta un uomo imberbe, e seminudo: un fino corsaletto gli cuopre la vita dalle mammelle in giù ed una specie di veste o cintino a foggia di tunica gli cuopre l'abdome e le coscie, sostenuta ed allacciata da una specie di cinturino lavorato a scaglie o a foggia di globetti, ma che precisamente indica d'essere un cordone, o una fascia ornata. Die Figur hält in der gesenkten Rechten einen kurzen Stab gegen den Körper und legt die linke Hand auf den Kopf.

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

197. 198. Stück.

Den 10. December 1857.

---

## G a g l i a r i

Schluß der Anzeige: »Bullettino archeologico Sardo ossia Raccolta dei Monumenti antichi in ogni genere di tutta l'isola di Sardegna, diretto dal Can. Giovanni Spano.«

Hierzu bemerkt Hr Spano: Colla mano destra impugna lo scettro, insegno del dominio e della potenza che tiene sopra gli esseri. Colla sinistra poi difende la testa, come in segno di aver l'autorità di cacciare gli imminenti pericoli e le disgrazie dal capo di quelli a cui sovrastavano. Er schließt daher, che la statuetta in discorso non può esser altro che un dio della salute, ed allontanatore delle disgrazie e dei pericoli, indem er hinzusetzt: la sua forma, la foggia del vestito, e tutti i caratteri annunziano d'appartenere a qualche colonia primitiva orientale che siasi stabilita in Sardegna e che abbia prestato un culto speciale a questa nativa divinità. Die betreffende Colonie müßte eine solche gewesen sein, welche auf die Sitten

der Einwohner von Sardinien einen dominirenden Einfluß ausübte, wenn die folgende interessante ausführlichere Bemerkung über die Tracht der Figur das Wahre trifft. *La veste infatti, sagt Hr Spano, che gli cuopre una parte della vita ha molta somiglianza colle brache d'albagio che attualmente portano i nostri contadini, e che credo sia l'abito più antico nazionale al par della mastruca sarda. Anche l'ornamento di cui è cinto ha molta rassomiglianza col cintiglio di pelle col quale attualmente assicurano il cintino, ossia la veste ruvida, e col quale stringono la vita per essere più snelli e proporzionati nella persona.* Wir möchten überhaupt die Frage stellen, ob es nöthig sei, ein Wesen des Glaubens anzunehmen, ob nicht vielmehr eine Person des Lebens gemeint sei. Endlich erwähnen wir einer Jahrg. I, S. 26 ff. abgebildeten Halbstatuette der Isis von Gold aus Tharros in ägyptischer Bildungsweise hauptsächlich deshalb, um die Notiz mitzutheilen, daß dergleichen Bilder, die von den Weibern am Halsbände getragen zu sein scheinen, sehr häufig aufgefunden sind, manche so vortrefflich erhalten, daß sie wie eben erst aus den Händen des Künstlers hervorgegangen aussehen. — Aus dem Bereiche der Münzen signalisiren wir die Jahrg. II, S. 182, von dem Herausgeber mitgetheilte Notiz, daß kurz vor December 1856 ein triens der alten Völker Latiums und schon vor Jahren in Ossî und in Iscolca aes rude aufgefunden sei, mit der Bemerkung, daß er vorhat eine längere Abhandlung über den durch diese Münzen angedeuteten Verkehr zwischen den alten Sarden und betreffenden Völkern Italiens abzufassen. Außerdem wollen wir nur noch des Jahrg. II, S. 22f.

erwähnten und abgebildeten, auf den berühmten Historiker Salustius bezüglichen Contorniaten Erwähnung thun, und zwar mit den Worten des jetzigen Besitzers Spano: Rappresenta nel diritto una protome d'un uomo più presto in età giovanile, con folti capelli, rada barba, e vestito di tunica e clamide. Attorno ha l'iscrizione SALVSTIVS AVTOR. Nel rovescio poi vi sono tre personaggi in tutta figura ed in piedi, vestiti parimenti di tunica e di toga. Quel di mezzo tiene uno stromento nella man sinistra, il quale viene pulsato colla destra, e le due figure che le stanno una per parte sembrano in bella posizione di star attente aspettando qualche suonata da quello, con attorno la leggenda PETRONI PLACEAS. Das Instrument sieht aus wie eine Syrix, Hr Spano hält dasselbe inzwischen für eine Lyra, indem er darauf hinweist, daß diese auf der Rückseite von Denaren der gens Petronia vorkomme; worin er sicherlich irrt. Eine Syrix erkennt auch G. D. Visconti in der Iconogr. Rom. zu pl. 11, n. 3, wo ein ganz gleicher Contorniat aus dem Cabinet der k. Bibliothek zu Paris abgebildet ist, der sich von dem in Rede stehenden nur durch einen Palmzweig vor dem Gesichte des Salustius unterscheidet, und unter N. 4 noch ein Contorniat desselben Aufbewahrungsorts mit dem unbärtigen Gesichte des Salustius auf der Vorderseite und einer ganz verschiedenen Darstellung auf der Rückseite. Daran, daß der auf der Rückseite der beiden ersterwähnten Contorniaten genannte Petronius der bei Tacitus vorkommende, zur Zeit des Claudius und des Nero lebende vermeintliche Verfasser der Satirica sei, ist auch nicht im mindesten zu denken. Vielmehr ist ein sonst unbekann-

ter Musiker gemeint. — Die Zahl der auf der Insel Sardinien zu Tage gekommenen geschnittenen Steine griechisch-römischer Art ist sehr bedeutend. Darunter gibt es auch Cameen, obgleich diese im Verhältniß zu den Intaglios sehr selten vorkommen. Hr Spano meint, daß wenn auch erst seit wenigen Jahren Alles diesem Gebiete Angehörige gesammelt worden wäre, Sardinien eine Daktyliothek besitzen würde, die sich denen von Florenz und von Neapel gegenüberstellen könnte; was natürlich nur in quantitativer Beziehung zu verstehen sein wird. Er selbst habe auf seinen Reisen durch die Insel mehr als tausend Steine gesehen. Es gebe wenige Dorfmädchen, welche nicht einen oder mehrere antike Steine in ihre Ringe gefaßt besäßen. Einen aus Sardinien herkommenden, sehr interessanten Stein, dessen Darstellung sich vielleicht auf einen der alten Fürsten dieser Insel bezieht, können wir Hrn Spano im Berliner Museum nachweisen; vergl. Zoelken's „Erkl. Verzeichn.“ Kl. V, Abth. 1, N. 70. Die Orte, an welchen geschnittene Steine besonders gefunden werden, sind Sulcis (Sant' Antiocho), Nora (Pula), Tharros (Sinis), Cornus (Pittinuri), Gurulis Nova (Podria), Turres (Porto Torres), Castra (Dschiri), Olbia (Terranova). Die von Sulcis und Castra pflegen in künstlerischer Beziehung den ersten Rang einzunehmen. Meist findet man die Steine allein, was daher rührt, daß man in den früheren Zeiten der Barbarei und Unwissenheit das Gold und Silber, in welches sie gefaßt waren, ablöste, und die Monumente der Glyptik, deren Werth man nicht zu schätzen wußte, wegwarf. Daß dem so sei, erhellt auch daraus, daß viele der Steine beschädigt sind. Gli antichi però, bemerkt Hr Spano

(und diese Bemerkung ist nicht ohne Interesse), ne possedevano isolate come a modo di amuleto, e perciò molte di queste sono bucate di traverso come gli scarabei per portarle appese. Als den schönsten geschnittenen Stein, der bis jetzt auf der Insel gefunden sei, bezeichnet Hr Spano eine corniola di bel colore di grandezza ordinaria, welche Jahrg. II, S. 106 in Abbildung mitgetheilt ist. Rappresenta un busto di eroico sembiante la di cui principale figura è Minerva. Tiene due figure sopra la testa, ed altre due sotto il collo da dove principia la corazza. L'elmo adornato di pennachio di coda di cavallo ha due teste calve; la capigliatura della dea forma la barba della figura di dietro (des bekannten Sokratesgesichtes), e la visiera dell' elmo la barba dell' altra che sta innanzi. Finalmente innanzi al petto tiene una striscia che ha la rassomiglianza di uua serpe. Also eine Darstellung, die keinesweges zu den ganz seltenen gehört; man vergleiche namentlich den geschnittenen Stein des Berliner Museums in Zoelken's „Erkl. Verzeichn.“ Kl. III, Abth. 2, N. 301. Ganz hübsch ist auch die Jahrg. II, S. 182 abbildlich mitgetheilte Darstellung auf einem Sappir: drei Groten, von denen zwei auf einem Baum sitzend Früchte pflücken, der dritte aber am Boden stehend dieselben entgegennimmt. Es finden sich auch geschnittene Steine col nome dell' artista o del possessore und con iscrizioni e motti, meist in lateinischen Wörtern oder Buchstaben. Herr Spano glaubt die Bemerkung gemacht zu haben, daß sich verschiedene Gegenstände der Darstellung nach den verschiedenen Fundstätten unterscheiden lassen. — Wenn der gelehrte Hr Herausgeber bezüglich der geschnittenen Steine



griechisch-römischer Kunstübung der Ansicht ist, daß dieselben dem größten Theile nach auf der Insel Sardinien selbst verfertigt seien, so spricht er dieselbe Ansicht mit noch größerer Ausschließlichkeit aus in Betreff der zahlreich vorkommenden Scarabäen mit ägyptischen Darstellungen, namentlich in Bezug auf die Stadt Tharros, wo dieselben in besonders großer Zahl, mit den verschiedensten, nie sich vollständig gleichenden Darstellungen und von bester Arbeit gefunden werden. Er bemerkt Jahrg. I, p. 84: *Che questi scarabei fossero lavorati in Sardegna non vi è da dubitare, perchè io ne trovai appena abbozzati tanto in corniola che in altra materia.* Wir können ihm nur beistimmen. Die in dem vorliegenden Werke vorkommenden Abbildungen, an welchen man die Scarabäenform erkennen kann, zeigen sämmtlich die Bildung, an welcher von Etrurien her die Copien bekannt sind. Auch das Material, worüber gleich die Rede sein wird, spricht in den meisten Fällen für unsere Ansicht. Vgl. W. Abeken „Mittelitalien“, S. 276. Interessant würde es sein, wenn ausgemacht werden könnte, ob die sardisch-ägyptischen Scarabäen schon zu den ältesten Arbeiten gehören, oder ob sie überall erst aus einer späteren Zeit sind, was von einer großen Anzahl unzweifelhaft sein dürfte, wie es denn von den etruskischen bekannt ist. Das Material der in Rede stehenden Scarabäen ist entweder *pietra dura*, und zwar größtentheils *diaspro*, *agata*, *corniola*, oder ein weicherer Stoff, wie *Thon*, *Elfenbein* und *Glas*. Hr Spano hebt hervor: *E sorprendente come non siasi trovato uno scarabeo in diaspro rosso, o sanguigno, oppure in corallo che tanto abbonda in Sardegna. Sarà per qualche misteriosa ragione,*

come non si è potuto trovar mai uno scarabeo di ferro, o di altro metallo, lo che osserva pure il Caylus. Aus den eben erst begonnenen oder noch nicht vollendeten Exemplaren, welche Hr Spano in den Gräbern fand, konnte er sich genau über den Hergang der Arbeit unterrichten; er sah, che la prima operazione che facevano era quella di abbozzare la pietra dandole la figura bislunga per accomodarla alla figura dell' insetto, indi la bucarono nella sua lunghezza, poi appianavano la parte per ricevere l'intaglio, indi tracciavano il fregio lineare all' orlo della pietra conforme l'ovalità della medesima, e finalmente scolpivano sopra la figura dello scarabeo nella parte convessa, facendo in modo che le punte del foro corrispondessero alla bocca ed alla coda. Die beiden Jahrgänge des Bullettino bringen eine erkleckliche Anzahl von Scarabäen, darunter auch einige schon herausgegebene, in Abbildung und Erklärung. — Die ägyptischen Amulette, welche auf Sardinien gleichfalls in großer Anzahl gefunden worden sind und, namentlich in Tharros, noch gefunden werden, stehen den Scarabäen, von denen die meisten bekanntlich auch Amulette sind, nicht allein nach Zweck und Beziehung, sondern auch in Betreff des Materials und der Arbeit ganz nahe. Manche unterscheiden sich nur dadurch, daß an die Stelle, welche bei den Scarabäen der Käfer einnimmt, ein anderes bedeutungsvolles Thier tritt, z. B. ein Löwe, ein Schwein, ein Krokodill und besonders häufig die Uräus- Schlange, welche auf eine oblonge Basis gelegt oder gestellt ist, auf deren unterer Seite sich eine hieroglyphische Darstellung befindet oder auch nicht. Solche Sachen, wovon das Bullettino Beispiele

abbildlich mittheilt, kommen auch in Gold vor. Unendlich häufig findet man in Tharros die bekannte Typhonsgestalt an Amuletten di pasta bianca angebracht, deren Basis mit Hieroglyphen oder anderen Zeichen verziert ist. Herr Spano theilt Jahrgg. II, S. 73 ein Beispiel mit, welches an der Basis drei phönizische Buchstaben zeigt, über das er noch einen besonderen Artikel verspricht. Zahlreich sind dann die Amulette, die nur in einer oblongen oder annähernd quadratischen kleinen Platte bestehen, welche auf der einen oder auf beiden Seiten mit hieroglyphischen Darstellungen versehen sind. An diese Amulette reihen sich andere, welche in Rundwerken von heiligen Thieren und menschlich gestalteten Gottheiten oder Theilen von denselben heiligen Gegenständen zc. ohne hieroglyphische Zuthat bestehen. Diese Bildwerke finden sich auch in Gold und Holz ausgeführt. Ihnen gehören die schon oben besprochenen Isisbilder an. In den Gräbern von Tharros kommen Widderköpfe als Amulette vor; ein Exemplar dieser Art, aus hartem Holz, welches versteinert scheint, ist Jahrgg. II, S. 179 abgebildet. Unter den Talismanen dieser Stadt finden sich häufig solche, die einen Korb nachahmen. Singulär ist die Form eines Korbes, der ganz in Filigranarbeit, und zwar aus Feinste und Genaueste ausgeführt ist. Von ihm gibt Jahrg. II, S. 25 eine Abbildung. — Schmucksachen betreffend, in deren Kategorie auch gar manche der Amulette mit gehören, so hat Hr Spano den Ohrgehängen von Tharros Jahrg. II, S. 57 ff. einen eignen, durch Abbildungen erläuterten Artikel gewidmet. An diesem Orte finden sich nämlich diese Preziosen in außerordentlicher Menge. Fast kein Grab, in dem nicht ein Exemplar vorkäme. Sie

scheinen nach Hrn Spano's Bemerkung nicht nur von den Frauen, sondern auch von den Männern getragen zu sein, welches Letztere er daraus entnimmt, daß in manchen Gräbern nur der Schmuck für ein Ohr gefunden wird. Nun bezeuge aber Isidorus, daß in Griechenland die Jünglinge nur einen Ohrring trugen und zwar im rechten Ohre. Herr Spano meint, daß dieser Gebrauch den Griechen mit den „andern“ orientalischen Völkern gemein gewesen sei, und insbesondere mit den Ägyptiern, von denen ihn die Griechen entlehnt haben möchten. Davon wissen wir freilich nichts. Auch die Stelle Hiob. XLII, 11, die für den Gebrauch nur eines Ohrringes angeführt wird, ist, so viel wir urtheilen können, nichts weniger als beweiskräftig. Aber die Stelle des Isidorus trifft zu. Bei ihm steht Origg. XIX, 31: *Inaures ab aurium foraminibus nuncupatae, quibus preciosa genera lapidum dependuntur. Harum usus in Graecia: puellae utraque aure, pueri tantum dextra gerebant.* Nur hat die Notiz für Griechenland, wenn unter den *pueri* nicht Sklaven aus dem Orient zu verstehen sind (was nach den Worten des Isidorus allerdings nicht so scheint), Bedenken. Die Stelle ist leider weder von G. Fr. Hermann berücksichtigt, der zu Becker's „Charikles“ Bd I, S. 347, über den Gebrauch der Ohrringe bei den Griechen handelt, noch von Movers, der denselben als syrische Sitte und in seiner Ausbreitung nachweist („Phönizier“ Bd II, Th. 3, S. 77 fl.). Doch mag die Bemerkung des Hrn Spano für Tharros immerhin ihre Richtigkeit haben. Ferner: Der in Rede stehende Ohrschmuck besteht fast durchgehends aus edlen Metallen, Gold oder Silber, selten aus Bronze, und ist von verschiede-

ner Form und Größe, von dem kleinen einfachen Ringe an, wie er auch bei den Römern nach Plautus in den *aures anulatae* vorkam, bis zu den großen, künstlich gearbeiteten Gehängen hinab, an denen häufig Symbole ägyptischer Gottheiten oder die Figuren dieser Gottheiten selbst angebracht gefunden werden. Von dem häufigen Vorkommen dieses Schmuckes nicht weniger als von der vollkommenen Erhaltung desselben gibt auch die Bemerkung von Hrn Spano einen Begriff, daß er viele Dörferinnen mit demselben angethan gefunden habe, und daß mancher Bräutigam ihn zurücklege, um ihn am Tage der Hochzeit seiner jungen Frau zu schenken. — Die Gefäße und Geräthe sind entweder von Bronze oder von Thon. Auch Gefäße aus Glas finden sich in den Gräbern nicht selten, sind jedoch in den beiden vorliegenden Jahrgängen noch keiner genauern Besprechung unterzogen worden. Meist zerspringt das Glas, sobald die Luft daran kommt. Eine Amphora aus Bronze, durch Inschrift als dem Aesculapius angehörig und von einem C. Stertinus Felix geweiht, lernen wir Jahrgg. II, S. 129 ff. durch Abbildung und Besprechung kennen. In demselben Jahrgg. gibt die Steindrucktafel zu S. 161 ff. die Abbildung einer Bronze- lampe des Mus. zu Cagliari, welche besonders gepriesen wird. Sie ist mit Bildwerk versehen: zu den Seiten der Stelle, wo das Del eingegossen wird, mit je einer Büste, die Herr Spano, ohne genügenden Grund, wie mir scheint, auf alte Philosophen bezieht; über dem Handgriffe mit vollständigen Tritonenfiguren, welche die Venus in die Höhe halten. Von den Tritonen ist der eine bärtig, der andere unbärtig. An ihrem Haupte erscheinen große Krebscheeren. Ihre beiden

Beine gehen in Fischleiber über. Venus hält in der Rechten das gelöste, wasserschwere Haar, in der Linken einen Spiegel, der in einer bloßen runden Scheibe ohne Handgriff besteht. Sie ist nicht allein mit Bändern an Armen und Beinen versehen, sondern trägt auch an einem von dem Halse herabhängenden Bandelier eine Bulla auf der Brust. Die Plastik anlangend, so bemerkt Hr Spano Jahrgg II, S. 80 ff. darüber Folgendes: Molte erano nell' antichità le officine plastiche in Sardegna. I vulcani estinti che in diversi punti dell' Isola si trovano sparsi come in Nurri, Ploaghe, Cheremule, ed altrove hanno somministrato agli artisti la materia di diversi colori e la tenacità per porla in opera nelle loro officine. Dall' analisi che si è fatta dei pezzi degle stoviglie sarde antiche risulta che la terra di cui si servivano per l'ordinario è quella dello stesso sito dove si trovano le medesime stoviglie. I vasi tutti, piatti e statuette di terra cotta che si scuoprono nelle tombe hanno un carattere sardo conformato al gusto di quelle colonie o popoli che se ne servirono e li posero in uso. Così per esempio troveremo vasi sardo-egizii, sardo-punici, sardo-romani ecc., perchè lavorati in Sardegna, e fatti dalla materia che vi trovarono in proposito quelle colonie che sopraggiunsero. Als die berühmtesten Werkstätten nennt er die von Tharros und von Decimo. Dort fand man noch einen Ofen und den präparirten Thon. Die zweite Stelle gibt er den Werkstätten von Sulcis und von Olbia. Er erwähnt la svariata forma delle urne, dei vasi, dei piatti, lacrimatoj ed altri vasetti per il balsamo e per l'abellimento, indem er ein balsamario aus einem Grabe von

Tharros abbildlich mittheilt, an dessen Vorderseite man, in Relief gebildet, das Vordertheil eines Löwenkopfes gewahrt, in dessen aufgesperrtem Rachen der Kopf eines Weibes zu sehen ist. Ma quello che specialmente fa sorprendere si è la svariata forma delle lucerne fittili e delle divinità che adoravano. Noi che venghiamo da visitare i più celebri e ricchi Musei della Sicilia e dell' Italia meridionale non abbiamo potuto far a meno di lodare gli antichi plasticatori sardi, i quali sapevano immaginare tante forme e bizzarrie da poter stare a fronte di quelli che si vantavano di vivere in una terra, madre delle arti e delle invenzioni. — Die Gestalt des alten Pfluges bespricht Graf Ab. de Reh in Jahrgg. I, S. 71 ff. nach einem Scarrabäus von Tharros und zwei sardischen Münzen, denen der Herausgeber in Jahrg. II, p. 108 einen kürzlich zu Sulcis gefundenen geschnittenen Stein mit römischer Namensinschrift im Besitz des Cav. Gara hinzufügt. — Hier mögen auch die auf der Insel Sardinien gefundenen Waffen erwähnt werden. Die häufigste Art sind le ascie di bronze, ora di un taglio come scarpelli, ora a due tagli acuti, ed ora piatti a forma di scure, wie sie im k. Museum aufbewahrt werden. Diese haben manche Antiquare fälschlich für Instrumente von Zimmerleuten und Steinarbeitern genommen. Daß wir in ihnen Waffen zu erkennen haben, geht daraus hervor, daß sie mit notorischen Waffen zusammen gefunden werden. Häufig findet man Pfeile (dardi) in den Gräbern der sardischen Krieger. Herr Spano hebt es als merkwürdig hervor, daß er trotzdem noch keinen Bogen oder Köcher habe auffinden können; wohl Metallplatten, die zur Bedeckung des Schildes ge-

dient hätten. Außerdem kommt besonders oft vor »il verutum«: eine Waffe, bezüglich deren der Herausgeber der Ansicht ist, daß sie auf die Karthaginer zurückzuführen sei, weil in den Gräbern von Tharros, in denen sie aufgefunden werde, jedesmal sich punische Münzen befänden. *Consisteva in un lungo e rotondo spiedo scavato al principio per potervi inchiudere l'asta di legno, e terminante in una punta. Sono varie le lunghezze del ferro, perchè se ne trovarono lunghi più di mezzo metro.* Diese Waffe sei auf Sardinien durch das ganze Mittelalter hindurch in Gebrauch geblieben und komme, obgleich modificirt, im südlichen Theile der Insel noch jetzt vor. Merkwürdig sind Nachbildungen von Waffen in Gold, Silber, Bronze, Elfenbein und Stucco, die als Amulette dienten. Sie finden sich häufig in den Gräbern. Von einigen der bemerkenswerthesten Exemplare gibt Jahrg. I, S. 161 Abbildungen. — Unter den Inschriften sind die zahlreichsten die römischen. Die interessanteste von den römischen Inschriften ist wohl die nicht mehr erhaltene, sondern nur durch zwei Manuscripte bekannte, *Aristonio clarissimo inclitque oratori Cornensi* unter Caracalla geltende, welche von Cav. Martini Jahrg. II, S. 9 ff. behandelt wird. Auch Militärdiplome auf Bronzetafeln mit lateinischer Inschrift sind auf der Insel gefunden. Ein Fragment eines solchen, das sich in seinem Besitze befindet, bespricht der Herausgeber ausführlich am Schlusse des ersten Jahrganges. Außerdem kommen mehrere punische Inschriften zu genauerer Besprechung. Von griechischen nur eine, die im Museum zu Cagliari befindliche, schon früher auf mannichfache Weise behandelte Inschrift eines Grabaltars:



ΓΡΑΥ  
ΜΕΘΥΣ  
ΤΡΙΑ  
ΖΗΣΟΙΣ,

welche Hr Spano am Schlusse des zweiten Jahrganges erklärt: »o vecchia Methistria vivi!«, indem er die Ansicht ausspricht, daß das genannte Weib eine Christin gewesen sein möge. Bei dieser Gelegenheit hören wir auch von einem Siegel im Cabinet der Bronzen des Mus. zu Cagliari mit den Worten: ΕΥΒΟΥΑΙ ΖΗΣΑΙΣ.

Schließlich noch Einiges von dem, was sich auf die christlichen Alterthümer und das Mittelalter bezieht. Von den jetzigen alten christlichen Kirchen der Insel Sardinien, über deren Construction ein Aufsatz des verstorbenen Priesters Fr. Fiori-Arrica in Jahrg. I, S. 134 ff. handelt, reicht keine über das elfte Jahrhundert hinaus. Frühere Bauten dieser Art wurden von den Saracenen zerstört. Der erste Jahrgang bringt außer jenem Aufsätze noch die Behandlung einer christlichen Inschrift in lateinischer Sprache mit dem Symbol des Fisches durch den Professor Pisano auf S. 19 ff. In dem zweiten Jahrgange werden auf S. 97 ff. der Seiteneingang der Kathedrale von Cagliari und auf S. 170 ff. die Catacomben von St. Andrea Abriu oder Priu bei Bonorva durch den Herausgeber, nebst beigefügtem Aufriß oder Grundplane, auf S. 100 ff. christliche Inschriften aus Manuscripten von Cav. Martini besprochen. Anderes auf christliche Kirchen Bezügliches findet sich in den topographischen Aufsätzen des Herausgebers. Endlich enthält der erste Jahrgang, S. 60 ff., Abbildung und Behandlung einer seltenen Goldmünze des longobardischen Königs Aripert, der um 659 regierte, durch den Herausgeber.

## Moll, kerkelijke leven der Christenen 1975

Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne dem verdienstlichen Unternehmen von Herzen ungestörten Fortgang zu wünschen.

Friedrich Wieseler.

### L e y d e n

bij D. Noothoven van Goor 1855. Geschiedenis van het kerkelijke leven der Christenen, gedurende de zes eerste eeuwen, door W. Moll Hoogleeraar te Amsterdam. Eerste Deel. De kerkelijke Maatschappij. Tweede verbeterde druck. X u. 325 S. in Octav. Tweede Deel. De openbare eeredienst en kerkelijke zeden. 1857. IV u. 414 S. in Octav.

Das Werk, welches hier in einer zweiten Auflage vorliegt, erschien zuerst im Jahre 1844. Da wir die erste Auflage jedoch nicht zur Hand haben, so wird es uns um so eher erlaubt sein, dieselbe ganz unberücksichtigt zu lassen, als der Verf. selbst in der Vorrede bemerkt, daß er zwar vielfache Aenderungen vorgenommen und Zusätze gemacht, jedoch das Werk einer Umarbeitung um deswillen nicht unterzogen habe, weil ihm bisher nichts vorgekommen sei, was ihn die Nothwendigkeit einer solchen hätte fühlen lassen, wie denn auch, so viel ihm bekannt geworden, keine Beurtheilung des Buchs von einer solchen gesprochen habe (S. VII ff.).

„Die christliche Kirche als sichtbare Erscheinung, als äußerliche Gestalt des geistlichen Reichs Christi auf Erden, hat einen besonderen gesellschaftlichen Bestand, eine besondere Weise gemeinschaftlicher Gottesverehrung und eine besondere Sitte, die von ihren Gliedern befolgt wird. Die Glieder dieser Kirche, sofern sie in ihrem Schooß vereinigt

mit einander verkehren, an ihrem öffentlichen Gottesdienst und ihrer Sitte Theil nehmen, führen im Unterschiede von dem bürgerlichen und häuslichen Leben, ein kirchliches Leben, d. h. ein Leben, welches durch die Gemeinschaft der Kirche bestimmt wird, unter dem Einfluß dieser Gemeinschaft sich entwickelt und derartige bestimmte Formen annimmt, wie man sie außer dieser Gemeinschaft nicht vorfindet“ — das etwa ist die Definition des Begriffs „kirchliches Leben“, welche der Verf. in der Einleitung voranstellt. Daraus ergibt sich dann sofort der Begriff einer Geschichte des kirchlichen Lebens, wie sie der Verf. zu schreiben beabsichtigt. „Das kirchliche Leben der Christen ist nicht allezeit dasselbe gewesen, was es heute ist, sondern wie die Kirche selbst verändert es sich fortwährend und hat deshalb seine Geschichte“ (S. 1). Diese ist „die wissenschaftliche Darstellung der anfänglichen Entwicklung des kirchlichen Lebens nach allen seinen Theilen, und der mannichfaltigen Veränderungen, welche dasselbe zu verschiedenen Zeiten und unter dem Einfluß verschiedener Ursachen durchgemacht hat“ (»eene wetenschappelijke voorstelling van de aanvankelijke ontwikkeling des kerkelijken levens in al zijne deelen en van de menigvuldige veranderingen, die het onderging, in verschillende tijden en onder den invloed van verschillende vorzaken« S. 8).

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

199. Stück.

Den 12. December 1857.

---

## L e y d e n

Schluß der Anzeige: »Geschiedenis van het kerkelijke leven der Christenen, gedurende de zes eerste eeuwen, door W. Moll.«

Mit dieser Definition strebt der Verf. die von ihm zu behandelnde Wissenschaft von vorn herein über ihren bisherigen Stand, den sie unter dem Namen „kirchliche Archäologie, kirchliche Antiquitäten, origines« einnahm, zu erheben. Er schildert den bisherigen Stand der Wissenschaft, nachdem er deren Hauptbearbeitungen seit der Reformationzeit uns vorgeführt hat, etwa so: Mit allen den Arbeiten hat die historische Kenntniß und die wissenschaftliche Behandlung des kirchlichen Lebens der Christen noch lange nicht ihre Vollkommenheit erreicht. Zwar hat sie an Reichthum, an Form, an festen Principien gewonnen, die Polemik ist nicht mehr das vorherrschende, aber es ist noch viel, sehr viel zu thun übrig. Bis heute fehlt noch eine genügende genetische Entwicklung und Erklärung der mannichfachen Erscheinungen des

kirchlichen Lebens; noch leidet, was daraus folgt, die Darstellung der Gewohnheiten, der heiligen Gebräuche und Einrichtungen der alten Christenheit an Unvollständigkeit; das Bild ward nicht lebendig genug, kalt ohne das hier so nöthige Feuer der Liebe dargestellt. Doch das ist nicht die Hauptsache. Die, welche bisher das kirchliche Leben als Gegenstand einer besonderen Wissenschaft behandelten, schrieben alle, was man eine „kirchliche Archäologie“, „kirchliche Antiquitäten“, »Origines« nannte. An diesen terminis hielt man zum Schaden der Wissenschaft fest. Um sie festhalten zu können, mußte man sich verschiedene Zeitpunkte feststellen, bis zu denen man seine Untersuchungen und Darstellungen ausdehnte. Diese Grenzpunkte schwankten aber in einem großen Raume hin und her. Während die Meisten ihre Untersuchungen nur bis in den Anfang des siebten Jahrhunderts erstreckten, gingen Einige bis zum 15. Jahrhundert vorwärts. Weiter wagte man sich nicht, um nicht dem Begriff „Archäologie, Antiquitäten, Origines« Gewalt anzuthun, und das kirchliche Leben der Christen in der späteren Zeit über jene Zeitgrenze hinaus blieb von der Untersuchung ausgeschlossen. Das war nicht wohlgethan. Die Kenntniß der kirchlichen Gesellschaft, ihres Gottesdienstes und ihrer Sitten im 10., 16. oder 19. Jahrhundert ist nicht weniger wichtig als in frühern Zeiten. Vieles von dem was in den ersten Jahrhunderten seinen Anfang nahm, bestand auch noch in den folgenden fort, besteht heute noch, sei es in derselben oder in veränderter Gestalt. Das Gegenwärtige ist auch hier nur weitere Entwicklung des Vergangenen. Man streiche nur die Worte »Origines, Antiquitäten, Archäologie« und mache sich frei von den

willkürlich der Untersuchung gesetzten Grenzen. Das kirchliche Leben der Christen muß der Gegenstand einer alle Jahrhunderte durchlaufenden Untersuchung, die Wissenschaft der kirchlichen Archäologie zu einer Geschichte des kirchlichen Lebens der Christen überhaupt erhoben werden.

Hat der Verf. so nach der einen Seite den Begriff der von ihm zu behandelnden Wissenschaft erweitert, so sucht er ihr nach der andern Seite, was ihren Stoff anlangt, bestimmtere Grenzen zu ziehen, namentlich gegenüber einer Geschichte des christlichen Lebens. Unter diesem letztgenannten Namen versteht er eine Geschichte des menschlichen Lebens überhaupt, so weit es unter dem Einflusse des Geistes Christi während des Bestehens der Kirche zu einer Erneuerung gekommen ist. Dagegen bezieht sich die Geschichte des kirchlichen Lebens in ihren enger gezogenen Grenzen nur auf die kirchliche Gesellschaft, den öffentlichen Gottesdienst und die kirchliche Sitte der Christen. Werden diese Gegenstände auch in der allgemeinen Kirchengeschichte behandelt, so daß die Geschichte des kirchlichen Lebens mit dieser zum Theil gemeinsame Stoffe zu behandeln hat, so ist es ihre besondere Aufgabe, die in der allgemeinen Kirchengeschichte zerstreut liegenden Berichte über das kirchliche Leben zu sammeln, dem dort im Allgemeinen Dargestellten auch in's Specielle eingehend nachzuforschen und dieses Alles zu einem organischen Ganzen zu verbinden, und auf diese Art so viel möglich ein vollkommenes, anschauliches Bild des kirchlichen Lebens in seinem vollen Umfange zu geben.

Mit einer solchen Fassung der Wissenschaft als Geschichte des kirchlichen Lebens, so wie

mit ihrer Ausdehnung über den ganzen Zeitraum des Bestandes der christlichen Kirche ist die Nothwendigkeit einer Periodeneintheilung gegeben. Solcher Perioden nimmt der Verf. drei an. Die erste ist die „der anfänglichen Entwicklung und Befestigung des kirchlichen Lebens unter dem Einfluß des neuen Christenthums und der alten Volksanschauung“ und erstreckt sich von den Tagen der Apostel bis in den Anfang des 7. Jahrhunderts. Die zweite umfaßt „die weitere Entwicklung des kirchlichen Lebens und seine Entfremdung von den früheren Grundlagen unter dem Einfluß eines falsch aufgefaßten Christenthums und der Nationalität junger Völker“, sie dauert vom 7. bis zum 16. Jahrhundert. Die dritte Periode endlich umfaßt „die Erneuerung und Reinigung des kirchlichen Lebens unter dem Einfluß des richtiger erfaßten Christenthums und einer neu auslebenden Volksanschauung“, sie geht vom 16. Jahrhundert bis auf die Gegenwart (S. 10. 11). Nur die erste Periode hat der Verf. bisher in den vorliegenden beiden Bänden behandelt, jedoch eine Fortsetzung in Aussicht gestellt.

Doch auch der Stoff, der in jeder Periode sich darstellt, ist verschiedenartig. Die Wissenschaft fordert Ordnung und Gruppierung, wodurch das Gleichartige zusammengestellt wird und so der natürliche Zusammenhang hervortritt. Für die erste Periode läßt sich der mannichfaltige Stoff in drei Gruppen bringen, wie denn das kirchliche Leben sich auch in drei Hauptrichtungen offenbart: die kirchliche Gesellschaft, der öffentliche Gottesdienst und die kirchliche Sitte. Die Schilderung der kirchlichen Gesellschaft zeigt uns, welche und welcher Art die Glieder der Kirche waren, in welchen verschiedenen Beziehungen sie zu einander standen

und durch welche verschiedene Bande sie mit einander verknüpft waren. Die Darstellung des öffentlichen Gottesdienstes läßt uns erkennen, an welchen Orten, zu welchen Zeiten und unter welchen Formen sie Gott anbeteten. Endlich die Darstellung der kirchlichen Sitte zeigt uns, welche heilige Gewohnheiten durch die Glieder der Kirche befolgt wurden auch im täglichen Leben; wie sie z. B. ihre Ehebündnisse schlossen, ihre Todten zur Erde bestatteten zc.

Statt dem Verf. noch weiter in der Einleitung zu folgen, wo er zum Schluß noch von der Behandlungsweise und dem Nutzen der Geschichte des kirchlichen Lebens redet, möge es uns verstatet sein, jetzt eine genauere noch ins Einzelne gehende Uebersicht seiner Darstellung zu geben. Der ganze erste Band beschäftigt sich mit dem ersten der oben angegebenen drei Hauptstücke, mit der kirchlichen Gesellschaft. Der Verf. geht hier von dem weitesten Kreise aus und handelt zuerst von den Christen überhaupt, von allen Gliedern jener Gesellschaft (I. Namen, welche die Christen sich selbst gaben oder von andern empfangen. II. Das allgemeine Priesterthum und die verschiedenen Klassen der Christen). Dann geht er zur Darstellung der einzelnen in jener Gesellschaft vereinigten Klassen von Christen über und zwar beginnt er mit der untersten, mit denen, die zwar schon zu jener Gesellschaft im weitesten Kreise gehörten, doch noch nicht eigentlich Christen waren, den Katechumenen (III. Die ungetauften Christen oder Katechumenen). Aufsteigend schreitet er dann zuerst zu den gewöhnlichen Christen (IV. Die getauften Christen oder Gläubigen), dann zu denen fort, welche in irgend einer Weise eine besondere höhere Stellung einnahmen. Das sind die Aste-



ten, Mönche und Nonnen (Kap. V) und namentlich der Priesterstand, der nach allen Seiten hin in einer Reihe von Kapiteln (VI—XXXI) S. 85 — 286) besprochen wird. Den Beschluß machen vier Kapitel über die Unterhaltung der Armen, Kranken, Wittwen, Waisen 2c. (R. XXXII), die Kirchenversammlungen (R. XXXIII), den kirchlichen Briefwechsel (R. XXXIV) und die Kirchenzucht (R. XXXV).

Der zweite Theil umfaßt die beiden letzten der oben angeführten drei Hauptabschnitte „der öffentliche Gottesdienst“ und „die kirchliche Sitte“. Jener zerfällt wieder in drei Unterabtheilungen: A. Gottesdienstliche Orte (I. Versammlungsstätten der Christen während der drei ersten Jahrhunderte. II. Der christliche Kirchenbau nach dem 3. Jahrhundert. III. Benennungen, örtliche Lage, Baustil und verschiedene Formen der Kirchen. IV. Die allgemeine Grundform der christlichen Basiliken. V. Die drei Haupttheile der Basiliken. VI. Baptisterien und andere Nebengebäude der Kirchen. VII. Bilder, Schmuck, Inschriften 2c. in den kirchlichen Gebäuden. VIII. Reliquien. IX. Einweihung der kirchlichen Gebäude. X. Apsyle in den kirchlichen Gebäuden). — B. Gottesdienstliche Zeiten (XI. Denkweise der Christen über heilige Zeiten. XII. Tägliche gottesdienstliche Zeiten. XIII. Wöchentliche Gottesdienstliche Zeiten. XIV. Das Christfest. XV. Das Fest der Beschneidung des Herrn. XVI. Das Epiphaniensfest. XVII. Das Paschafest. XVIII. Das Osterfest. XIX. Die Gedenktage der Heiligen. XX. Dertliche Gedenk-, Fest- und Bußtage). — C. Gottesdienstliche Handlungen (XXI. Der christliche Gottesdienst in seinem ursprünglichen Zustande und anfänglichen Entwi-

Äelung während der drei ersten Jahrhunderte. XXII. Der Gefang. XXIII. Vorlesung der heil. Schriften. XXIV. Die Homilie. XXV. Das Gebet. XXVI. Einsetzung und verschiedene Namen des h. Abendmahls. XXVII. Das Liebesmahl. XXVIII. Zeit und Ort der Abendmahlsfeier. XXIX. Dienende und Theilnehmende beim h. Abendmahl. XXX. Die Opfer und Abendmahls-elemente. XXXI. Die Abendmahlsfeier. XXXII. Einsetzung und verschiedene Namen der Taufe. XXXIII. Personen, an welchen und durch welche die Taufe vollzogen wurde. XXXIV. Zeit und Ort der Taufe. XXXV. Der Taufvollzug mit den vorausgehenden und nachfolgenden Ceremonien). Endlich in dem letzten Abschnitte von der kirchlichen Sitte behandelt der Verf.: die christlichen Trauungs-ceremonien (I); die gottesdienstlichen Uebungen, das Kreuzzeichen, das Monogramm und die christlichen Symbole im häuslichen Leben (II); die Wallfahrten (III); das christliche Sterben und die vorangehende Sorge für die Todten (IV); die christlichen Begräbnißplätze mit ihren Bildwerken, Inschriften etc. (V); das Gedächtniß der Todten (VI).

Sollen wir nun nach dieser Uebersicht über die Anlage des Werks im Ganzen ein Urtheil über die Ausführung im Einzelnen abgeben, so wird man derselben das Lob nicht versagen können, daß sie durchweg eine treffliche ist. Finden wir eben auch nicht viel neue Untersuchungen und von den bisherigen abweichende durch Neuheit überraschende Resultate, so ist doch auf Grund des sorgfältigsten Quellenstudiums und unter Benutzung der reichhaltigen Arbeiten auf diesem Gebiete, namentlich auch der deutschen, der vielfach zerstreute und mannichfaltige Stoff aufs sorgsamste zusam-

mengetragen und zu einem lebensvollen Ganzen verarbeitet. Gerade dieses müssen wir dem Werke noch ganz besonders nachrühmen, daß es dem Verf. gelungen ist, aus den tausend einzelnen Notizen statt diese bloß aneinanderzureihen, ein lebendiges mit großer Wärme und Liebe gezeichnetes und deshalb fesselndes Gesamtbild zu entwerfen und auch nach der Seite hin sich über den früheren Standpunkt der kirchlichen Archäologie, wonach diese mehr ein Conglomerat von Einzelheiten war, zu erheben. Es hat dieses darin seinen tieferen Grund, daß der Verf. sich nirgend damit begnügt, bloß die Erscheinungen selbst zusammenzustellen, sondern dieselben überall in ihre Principien verfolgt und uns nicht bloß zeigt, was sich im Einzelnen auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens gestaltete, sondern auch, wie es sich und warum gerade so gestaltete und wie hier das Eine mit dem Andern in innerem Zusammenhange steht. Dabei ist seine Darstellungsweise lebendig und frisch, seine Beschreibungen genau und anschaulich. Sehr gut gewählte Quellauszüge gewähren einen unmittelbaren Einblick in die behandelte Zeit und dienen der ganzen Darstellung zur Verdeutlichung und Belebung. Wo Polemik zu üben war, ist sie würdig, nur die Sache bezielend. Das Bild des Lebens der alten Kirche wie es der Verf. aufrollt, wird, ohne daß er's besonders darauf anlegte, erbaulich.

Daß wir in einem Werke, welches so viele und verschiedenartige Sachen zu behandeln, so viele einzelne zum Theil noch nicht erledigte Fragen zu lösen hat, nicht allen Resultaten beistimmen können, brauchen wir wohl nicht erst zu sagen. So, um Einiges beispielsweise aufzuführen, möchte die Darstellung der Arcandisciplin und der Gründe

ihrer Entstehung schwerlich genügen. Hier hätte der Verf. doch wohl noch tiefer in die Entwicklung der Kirche und namentlich den großen Umschwung, den ihr ganzes Leben am Ende des 2. und im Anfang des 3. Jahrhunderts erfuhr, eingehen müssen. Ebenso hat uns das was er von dem Entstehen eines besonderen Priesterstandes mit Zurücktreten des allgemeinen Priesterthums sagt, nicht völlig genügen wollen. Im zweiten Theile, um auch daher ein Beispiel zu entnehmen, möchten wir glauben, daß doch die Form der christlichen Basilika der antiken zu nahe stehend gedacht und deshalb der christliche Basilikenbau zu sehr als ein bloßes fast unvermitteltes und unverändertes Herübernehmen der antiken Basilika dargestellt sein möchte. Dieses geht so weit, daß der Verf. den Basilikenbau gar nicht als eine eigentlich christliche Architektur gelten lassen zu wollen und eine solche erst in den Domen des Mittelalters anzuerkennen scheint. Im Einzelnen sei nur bemerkt, daß keineswegs alle antiken Basiliken völlig überdeckt und rings ummauert waren. Es kommen auch mit Säulengängen umgebene und wenigstens im Mittelraum unbedeckte vor. Ueberhaupt hat aber der Verf. doch wohl die Veränderungen, welche mit der Basilika vorgingen (namentlich auch durch die Anlage des Triumphbogens) zu gering angeschlagen. Daneben vermiffen wir ein genaueres Eingehen auf den gleichzeitigen Rundbau, der als von ganz anderen Principien ausgehend, einer selbständigen Darstellung neben dem Basilikenbau bedurfte.

Auf solche Einzelheiten sind wir jedoch um so weniger hier einzugehen geneigt, je weniger wir, wie schon bemerkt, darin die eigentliche Bedeutung des Werks finden. Diese liegt vielmehr in der

Gesamtdarstellung, namentlich darin, daß der Verf. die kirchliche Archäologie zu einer Geschichte des kirchlichen Lebens und damit zu einer wahrhaft wissenschaftlichen Gestalt zu erheben gestrebt hat. Auf diesen Punkt und damit auf die Anlage des ganzen Werks, sei es uns erlaubt noch mit einigen Worten einzugehen.

Gewiß wird man zunächst der von dem Verf. gegen die bisherige Gestalt der sogen. kirchlichen Archäologie geübten Kritik der Hauptsache nach nur beistimmen können. Es ist reine Willkür, die ersten sieben Jahrhunderte von der übrigen Entwicklung der Kirche abzusondern und das kirchliche Leben dieser Zeit als „Antiquitäten“ oder »Origines« darzustellen. Dafür ließe sich höchstens ein methodologischer Grund beibringen, hergenommen von der Wichtigkeit der Begründungs-epoche des kirchlichen Lebens, welche eine besondere Darstellung forderte. Allein abgesehen davon, daß doch das Verständniß der weiteren Entwicklung im Mittelalter für das Verständniß der Gegenwart, für das ganze historische Selbstbewußtsein der Kirche nicht minder wichtig ist, als das der Anfangs-epoche, so könnte ein derartiger Grund es doch nie rechtfertigen, die Archäologie bloß als ein Conglomerat von allerlei wissenschaftlichen Dingen zu behandeln, und diese unwissenschaftliche Form ist doch am Ende der tiefere Grund jener willkürlichen Begrenzung, in der sie allerdings recht schlagend zu Tage kommt. Die kirchliche Archäologie hat an der bisher üblichen Behandlungsweise der Einleitung in's N. T. ein genaues Analogon. Diese ist auch wie jene bisher nur ein Conglomerat von allerlei auf das N. T. sich beziehenden Notizen gewesen, die nur durch das äußerliche Band zusammengehalten wur-

den, daß sie alle für das Verständniß des N. T. nöthig und nützlich sind. Gewiß ist es nicht zufällig, daß beide Wissenschaften neuerdings über diese ungenügende Form hinausstreben und daß in derselben Zeit, in der von mehreren Seiten Versuche gemacht sind, die Einleitung in das N. T. zu einer „Geschichte der Schriften des N. T.“ zu erheben, der ähnliche Versuch auftritt, die kirchliche Archäologie in eine Geschichte des kirchlichen Lebens umzuwandeln.

Auch darin hat der Verf. ohne Zweifel den richtigen Weg eingeschlagen, daß er die historische Disciplin, auch wirklich als Geschichte behandelt wissen will, ob es ihm aber gelungen ist, mit der von ihm gegebenen Form der Archäologie als Geschichte des kirchlichen Lebens überall sofort das Richtige zu treffen, ob die ganze Organisation der Disciplin ihre Auscheidung aus der umfassenderen der allgemeinen Kirchengeschichte, ihre Abgrenzung gegen andere verwandte namentlich der Geschichte des christlichen Lebens, ihre Gliederung u. überall schon genügt, darüber sind uns manche Bedenken gekommen, die wir nicht verschweigen wollen.

Ueberblickt man die Anlage des Ganzen, so muß sofort auffallen, daß der dritte Abschnitt „von der kirchlichen Sitte“ so ungemein dürftig den beiden ersten Abschnitten gegenüber ausgefallen ist. Das hier Zusammengestellte macht ohne Zweifel zunächst den Eindruck, als sei es hier nur deshalb zusammengestellt, weil es sonst keinen rechten Platz finden konnte. Sieht man es genauer an, so wundert man sich über Beides, hier so viel und doch so wenig zu finden. Unzweifelhaft hätten doch die christlichen Trauerecerimonien, die Wallfahrten, die Sorge für die Tod-

ten, daß Gedächtniß der Todten viel richtiger ihren Platz in dem Abschnitt über das gottesdienstliche Leben gefunden, denn wollte man sich auch darauf berufen, es seien gottesdienstliche Handlungen, die sich auf Einzelne beziehen, also nicht öffentlicher Gottesdienst, so sieht man in der That nicht ab, weshalb die Sacramente dort, die Benedictionen und Sacramentalien hier ihren Platz finden. Selbst das Verständniß und die Darstellung wird dadurch beeinträchtigt, wenn z. B. das Gedächtniß der Todten überhaupt im letzten, dagegen das Gedächtniß der Heiligen und Märtyrer im zweiten Abschnitte behandelt wird. Es bleibt am Ende nur das Kap. II über den häuslichen Gottesdienst, den Gebrauch des Kreuzzeichens zc. im häuslichen Leben Gesagte übrig, was nicht auch im zweiten Abschnitt seine Stelle und eine richtigere Stelle hätte finden können. Allein das ist der Punkt, wo wir nun die entgegengesetzte Klage über ein zu Wenig erheben müssen. Wird so die häusliche Sitte in ihrer durch das Christenthum vollzogenen Umwandlung in den Kreis der Betrachtung gezogen, so sieht man nicht ein, weshalb nicht auch die christliche Sitte überhaupt hineingezogen werden sollte. Die von dem Verf. gewählte Bezeichnung „kirchliche Sitte“ würde das nicht hindern, zumal nicht, wenn man die Definition ansieht, die er davon gibt: „die Sitten des häuslichen und bürgerlichen Lebens der Menschen, welche durch ihre Gemeinschaft mit der christlichen Kirche eine neue Richtung bekamen und eine eigenartige Entwicklung durchmachten, mögen kirchliche Sitten genannt werden“ (II. S. 310: »Die zeden van het burgerlijk en huiselijk leven der menschen, welke door hunne gemeenschap aan de christelijke kerk

eene nieuwe rigting verkregen en eene eigenaardige ontwikkeling ondergingen, mogen kerkelijke red en genaamd worden«). Wir sehen nicht ab, wie der Verf. es ohne Willkür umgehen will, dann auf die ganze Geschichte der christlichen Sitte, die Geschichte des Einflusses, den das Christenthum auf das Recht, die Staatsverfassung auf Sprache, Kunst, Wissenschaft ausgeübt hat, mit in seine Geschichte des kirchlichen Lebens aufzunehmen, und wenn man die Uebergehung dieser Stücke vielleicht in der jetzt behandelten Periode um deswillen noch entschuldigen mag, weil große Gebiete des bürgerlichen und häuslichen Lebens damals noch keine neue Richtung empfangen hatten, noch nicht umgestaltet waren, so wird eine Ausdehnung des Gebiets in der eben ange deuteten Weise in den folgenden Perioden immer unvermeidlicher werden, je mehr das Christenthum Alles durchdringt, die Kirche eine das ganze häusliche und bürgerliche Leben beherrschende und auf seine Gestaltung einwirkende Macht wird. Wir sehen, um es kurz zu sagen, nicht ab, wie der Verf. nun noch seine Unterscheidung einer Geschichte des kirchlichen Lebens und einer Geschichte des christlichen Lebens festhalten will. Die vorangestellte Definition des Begriffs „kirchliches Leben“ ist offenbar zersprengt, denn der Unterschied zwischen einem kirchlichen Leben der Christen und einem bürgerlichen und häuslichen Leben derselben (das jedoch nothwendig auch immer und im weiteren Fortschreiten immer allseitiger unter dem Einflusse des Christenthums und der Kirche steht) ist aufgehoben, und der Begriff „christliches Leben“ ist an die Stelle getreten. Denn wenn der Verf., wie schon oben bemerkt, unter einer „Geschichte des christlichen Lebens“ versteht die



Geschichte des Lebens der Menschheit so weit es unter dem Einflusse des christlichen Geistes während des Bestandes der christlichen Kirche sich erneuert hat“, so wird man nur zu bedenken brauchen, daß in dem bürgerlichen, häuslichen und kirchlichen Leben eben alles Leben der Menschheit besteht, um zu sehen, daß der hier einer Geschichte des christlichen Lebens gegebene Umfang kein größerer ist, als der in jener Definition der kirchlichen Sitte zusammen mit den beiden ersten Abschnitten des ganzen Werks einer Geschichte des kirchlichen Lebens gezogen.

Doch noch nach einer andern Seite hin müssen wir die Begriffsbestimmung und namentlich die Begrenzung der Geschichte des kirchlichen Lebens in Anspruch nehmen. Der Verf. hat, wie sich von selbst versteht, die Geschichte der Lehre des Dogma's ganz ausgeschlossen. Wie will man das aber rechtfertigen, wenn einmal von einer Geschichte des kirchlichen Lebens die Rede ist? Zum kirchlichen Leben gehört doch wohl und zu allererst auch die Lehre, und es ist eine ganz willkürliche Beschränkung diese, wenn man von einer Geschichte des kirchlichen Lebens redet, auszuschließen und den ganz allgemeinen Namen auf das gesellschaftliche und gottesdienstliche Leben zu beschränken. Guericke hat versucht, hier feste Grenzen dadurch zu gewinnen, daß er eine innere und äußere Seite an der christlichen Kirche unterscheidet. Jenes ist die Lehre, dies die Form und während die Dogmengeschichte und Symbolik die innere Seite die Lehre darzustellen haben, hat es die Archäologie nur mit der Form und den Formen der Kirche zu thun. Ohne uns hier auf eine Beurtheilung dieser Unterscheidung einzulassen, möchte sie doch so viel ergeben und klar

machen, daß der Begriff einer „Geschichte des kirchlichen Lebens“ ein viel zu weiter ist, um das zu umfassen, was man bisher in formloserer Weise als kirchliche Archäologie behandelt hat.

Das ist es gerade was wir an dem Versuche des Verf. zu einer wissenschaftlicheren Gestaltung der Archäologie auszusetzen haben. Wir stimmen dem ganz bei, daß sie ohne Beschränkung auf die ersten 6 Jahrhunderte als Geschichte behandelt werden muß, aber wir vermögen weder den Titel „Geschichte des kirchlichen Lebens“, noch die neue Organisation zu billigen. Eine Geschichte des kirchlichen Lebens gibt der Verf. nicht, sondern eine Geschichte einzelner Stücke des kirchlichen Lebens, nämlich eine Geschichte der Gesellschaftsverfassung und des Gottesdienstes mit angehängten einzelnen Stücken aus der Geschichte der christlichen Sitte.

Unserer Ueberzeugung nach muß die Umgestaltung der Archäologie eine viel weiter greifende sein. Aus praktischen Rücksichten hat man in ihr eine Reihe von Gegenständen, ohne sie zu einem organischen wissenschaftlichen Ganzen zu gestalten, zusammengestellt, die von besonderer Wichtigkeit sind und deshalb aus der allgemeinen Geschichte der Kirche ausgehoben und specieller dargestellt zu werden verdienen. Wir zweifeln nicht, daß wie in der neutestamentlichen Einleitung das praktische Interesse so stark ist, daß sich diese unwissenschaftlichere Form noch länger neben einer strenger wissenschaftlichen Gestaltung erhalten wird. Will man aber zu einer solchen gelangen, so kann man, wohin der Verf. strebt (ein Streben, das wir sonst anerkennen) den alten Umfang auch nicht einmal ungefähr beibehalten, sondern muß dann das ganze Conglomerat der kirchlichen Archäologie zerschlagen und die Elemente ganz neu zu-

sammensetzen. Der in ihr bisher vereinigte Stoff wird sich dann an mehrere geschichtliche Disciplinen, namentlich an eine Geschichte der kirchlichen Verfassung, eine Geschichte des christlichen Cultus und eine Geschichte der christlichen Sitte vertheilen müssen. Darauf näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Haben wir die Bedenken nicht zurückgehalten, die unserer Ansicht nach gegen die von dem Vf. versuchte Neugestaltung der Disciplin sprechen, so möge zum Schluß noch einmal das Zeugniß ausgesprochen sein, daß seine Arbeit, der wir auch in Deutschland viele Beachtung wünschen, jedenfalls eine treffliche Hülfe und Vorarbeit zu einer solchen Neugestaltung bietet.

Hannover

G. Uhlhorn D.

### E r l a n g e n

Verlag von Ferd. Enke 1857. Die Gelenknerven des menschlichen Körpers. Von N. Rüdinger, Dr. Professor der Anatomie zu München. Mit 6 lithogr. Tafeln. 30 S. in gr. Quart.

Die vorliegende Schrift hat nicht, wie das bei neurologischen Monographien sonst sehr gewöhnlich ist, die Tendenz zur Aufklärung physiologischer Tagesfragen mitzuwirken, sondern sie will lediglich Lücken des anatomischen Wissens ausfüllen. Der Vf. zeigt, daß manche zu den Gelenken tretende Fäden nicht bemerkt worden sind, da man überhaupt sehr vorwiegend sich mit Verfolgung der stärkern Nervenausbreitungen an Muskeln und Haut beschäftigt hat. Die beigegebenen Tafeln geben leicht einen Ueberblick über die Leistungen des Vfs. Als besonders ungenügend werden die bisherigen Beschreibungen des N. inteross. ext. antibrachii und des ram. prof. n. peronei bezeichnet. — In einem allgemeinen Kapitel handelt der Verf. ab, was er über das Verhalten der Nerven innerhalb der Gelenkbänder und Gelenkkapseln mikroskopisch hat ermitteln können.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

200. Stück.

Den 14. December 1857.

---

L e i p z i g

Verlag von Otto Wigand 1857. Handbuch der gesammten ägyptischen Alterthumskunde. Zweiter Theil. Aegyptische Archäologie von Dr. Max Uhlemann. Mit einer lithographirten Tafel. VI und 331 S. in Octav\*).

In der Einleitung (S. 1 — 10) wird zunächst das Gebiet der Archäologie und besonders das der ägyptischen näher angegeben. Religion, Staat und bürgerliche Verhältnisse bilden die Grundlage, wobei jedoch periodische Eintheilung ausgeschlossen bleiben muß, da Aegypten durch alle Zeiten hindurch an altem Herkommen und Sitten festgehalten hat. Als Quellen nehmen die Denkmäler und ihre Inschriften (§ 3) die erste Stelle ein, an welche sich § 4 u. E. Nachrichten und die Mittheilungen griechischer und römischer Schriftsteller anschließen, und mit Angabe der Forschungen der Neuzeit wird § 5 die allgemeine Einleitung abgeschlossen. Die wissenschaftliche Behand-

\*) Vergl. Stück 92. S. 913.

lung eröffnet die Geographie und natürliche Beschaffenheit des Landes (S. 11—47). Hier verbreitet sich zunächst § 6 über die Namen des Landes, § 7 und 8 über die Namen und Eigenthümlichkeiten des Flusses von den Katarakten bis zu seinen sieben Mündungen. Da dieses Flußgebiet schon im hohen Alterthume die Ausdehnung des Landes von Süden nach Norden bestimmte, so werden § 9 die natürlichen Grenzen des Reiches festgestellt und dessen Begrenzung von Ost nach West nachgewiesen. Hieran schließen sich § 10 die politischen Grenzen Aegyptens, östlich das ägyptische Arabien, westlich Libyen und südlich Aethiopien, welche durch Eroberungen die ägyptische Herrschaft zu verschiedenen Zeiten erweiterten. Ueber die älteste Eintheilung des Landes verbreitet sich § 11; Namen und geographische Lage der Provinzen und Nomen mit ihren Städten werden angeführt und § 13 ein Gesamtüberblick des Landes gegeben, und nachdem auch die bereits erwähnten Grenzprovinzen in nähere Betrachtung gezogen worden, folgt § 15 eine genaue Beschreibung der beiden Hauptstädte Theben und Memphis, deren Entstehung, Umfang und Ruinen genauer behandelt werden. Der folgende § bespricht die natürliche Beschaffenheit des Landes, Fruchtbarkeit und Klima, Erzeugnisse, Pflanzen und Thierwelt. Die durch klimatische Verhältnisse bedingten Landplagen und Krankheiten bilden den Inhalt von § 17, und von letzteren werden besonders die Augenkrankheiten, die Pest und die Elephantiasis einer genaueren Untersuchung unterworfen. Die dritte Abtheilung des Buches S. 48—107 verbreitet sich über die Staatsalterthümer, wobei zunächst § 18 bei verschiedenen neben einander bestehenden Dynastien die monar-

chische Verfassung als die allgemeine hervorgehoben wird. Der aus der Priester- oder Kriegerkaste gewählte König hatte eine gesetzgebende, vollziehende, priesterliche und militärische Gewalt, während die richterliche einem besonderen Gerichtshofe übertragen war. Im Folgenden sind die Würde, das Ansehen, das Privatleben und Einkommen des Königs, seine Beamten und Diener, die Hofämter des Haushofmeisters, des Aufsehers der Bibliotheken, des Geheimschreibers, des Obersten der Leibwache 2c., sowie endlich die polizeiliche Gewalt der Nomarchen geschildert. Im Uebergange zu den Unterthanen werden § 21 Ureinwohner von Einwanderern unterschieden; letztere waren die Unterjochenden und bildeten die beiden vornehmsten Kasten der Priester und Krieger, zu den Ureinwohnern gehörten Künstler, Handwerker, Ackerbauer 2c. (Vehr-, Wehr- und Nährstand). Vor dem Gesetze waren Alle gleich; auch fehlten nicht Staats- und Privatklaven, welche denselben Gesetzen unterworfen und durch dieselben geschützt waren. Es folgt § 22 ff. eine Schilderung der Vertheilung des Grundbesizes, der Bearbeitung desselben durch Pächter, der niederen Verwaltungszweige, der Abgaben, Zölle, des Proceß- und Gerichtswesens. Die gerichtlichen Strafen, von welchen § 24 handelt, waren Todesstrafe, körperliche Verstümmelung, Strafarbeit, Leibeszüchtigung, Altimie und Verweigerung eines feierlichen Begräbnisses. Geld- und Gefängnißstrafen können nicht nachgewiesen werden. Demnächst werden die Gesetzbücher und die verschiedenen Gesetzgebungen geschildert und hierauf die Zeiteintheilung, das Jahr von 360 Tagen und fünf Schalttagen, die zwölf Monate und die drei Jahreszeiten, die Monatseintheilung in drei Dekaden, die Sothispe-

riode und die im bürgerlichen Jahre nothwendig eintretende Verschiebung der Feste besprochen. An diese Zeitbestimmungen schließen sich § 27 die der Maaße und Gewichte, sowie der Münzen; geprägte Münzen reichen nicht über die Ptolemäerzeit hinaus; mit Gewichtzeichen versehene Metallstücke vertraten die Münzen in alter Zeit. Der letzte Theil dieses Abschnittes wendet sich § 28 dem Heerwesen zu. Aus den beiden Kriegerabtheilungen der Hermotyrier und Kalasirier, welche zusammen 410,000 Mann gaben, wurde die jährlich wechselnde aus 2000 Mann bestehende Leibwache des Königs gewählt. Streitwagen bildeten eine Hauptwaffe, eine Flotte wird schon zu Sesostris Zeit erwähnt; Reiterei bestand aus Hülfsvölkern. Die Bewaffnung bestand nach § 29 aus Helm, Schild, Panzer als Schutz Waffen; als Vertheidigungswaffen führten sie Bogen, Lanze, Schwert, Schleuder und Keule. Die Stelle der Feldzeichen vertraten auf Stangen getragene Bilder heiliger Thiere; Musikbänder bestanden aus Trompetern und Trommlern. Die Kleidung des Kriegers war höchst einfach und dem Klima angemessen. Eine genaue Beschreibung der Kriegswagen gibt § 30, bei welcher besonders die Darstellungen auf Denkmälern benützt wurden. Ebenfalls nach den Abbildungen auf altägyptischen Wandgemälden ist endlich § 31 ein Ueberblick über die Kriegsführung selbst von der ersten Ausrüstung bis zur siegreichen Rückkehr gegeben worden. Der vierte Haupttheil (S. 108—154) ist den bürgerlichen Alterthümern gewidmet und beginnt § 32 mit den Künsten, von denen besonders Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei besprochen werden. Von Handwerkern werden § 33 angeführt und in ihren Beschäftigungen dargestellt

Bäcker, Schlächter, Köche, Schuhmacher, Tischler, Töpfer, Porzellanarbeiter, Glaser, Goldarbeiter. Die Handelsverhältnisse schildert § 34, wobei der frühere inländische von dem später mit dem Auslande getriebenen unterschieden wird. Die nächsten Handelsbeziehungen bot Phönicien, der innere Handel war bloßer Tauschhandel, aber durch strenge Gesetze des Königs Bocchoris geregelt. Seit Psammetich blühte der Handel mit dem Auslande, noch mehr unter Necho und Amasis. Hierzu waren Flotten nothwendig, zu welchen Cypren das Bauholz lieferte. Die ersten Anfänge der Schifffahrt schildert § 35 von den Nilschiffen aus Papyrus bis zur Kriegs- und Handelsflotte, wobei die historischen Quellen besonders zu Rathe gezogen worden sind. An den Handel schließt sich § 36 der Ackerbau, dessen Erfindung die Aegypter der Isis und dem Osiris zuschrieben, und welcher nach den noch erhaltenen Wandgemälden in allen seinen Theilen genau geschildert werden konnte. Auch die Erntearbeiten werden veranschaulicht und Opferfeierlichkeiten schließen die Schilderung. Dies führt § 37 auf Garten- und Weinbau, wobei zugegeben wird, daß letzterer in den frühesten Zeiten weniger cultivirt war, daß aber in späterer Zeit ägyptische Weine, besonders der Mareotische im Auslande berühmt waren. Die Viehzucht im Zusammenhange mit dem Hirtenleben folgt § 38, worauf zum Fischfange übergegangen wird. Der Nil und der Mörissee waren sehr reich an Fischen, die man an Angeln und in Netzen fing. Mehrere Fischarten sind angeführt. Auch hier bieten die Wandgemälde Alles, was sich auf Fang, Bereitung und Verbrauch derselben bezieht. Auch die Jagd wurde nach § 40 fleißig von den Aegyptern getrieben und



außer reißenden Thieren viel zahmes Wild gefangen. Der Krokodilfang und die Erlegung des Nilpferdes bilden besondere Schilderungen. Hieran schließt sich der Vogelfang. Aegyptens Goldbergwerke waren den Alten hinlänglich bekannt, und von ihnen gibt § 41 Nachricht, von dem ersten Gewinnen dieses Metalls bis zur künstlichen Verarbeitung. Außer Gold besaß Aegypten auch Blei, Zinn, Eisen und andere Metalle, aber wenig Silber. Mit einer Beschreibung der Steinbrüche und Ziegeleien wird dieser Hauptabschnitt geschlossen, wobei die Nachrichten alter Schriftsteller mit Darstellungen auf Wandgemälden zusammengestellt und verglichen sind.

Der fünfte Hauptabschnitt S. 155 — 228 umfaßt die religiösen Alterthümer, besonders die Göttermeythen, die Osirisfrage und die Namen, Bedeutungen und Eigenschaften der einzelnen Gottheiten und Götterordnungen. Die Priester bilden den Inhalt des § 47. Ihre Sitten, Kleidung, auf sie bezügliche Geseze, ihre Weisheit und Kenntnisse werden besprochen. Als besondere Ordnungen sind nächst dem Oberpriester mit Angabe ihrer Bestimmung heilige Schreiber, Horoskopener, Sänger, Hierostolisten, Paphoren, Einbalsamirer und Neokoren (Tempeldiener) genannt. Die bedeutendsten Priestercollegien befanden sich zu Theben, Memphis und Heliopolis, später auch in Philä. Als Pfleger der Religion, des Gottesdienstes und der Wissenschaften übten sie einen nicht unbedeutenden Einfluß. Ueber Tempel und deren einzelne Theile handelt § 48 und die gegenwärtig noch vorhandenen Ruinen werden beschrieben. Ein jeder Tempel hatte seine eigene Priesterschaft mit einem Oberpriester. Unter den Tempelgebräuchen sind § 49 Opfer und Festzüge her-

vorgehoben. Auch Menschenopfer werden erwähnt, welche erst Amasis aufgehoben haben soll. Von dem Räucherwerke Kyphi ist eine genaue Beschreibung seiner Zusammensetzung aus 16 verschiedenen Ingredienzien gegeben. Einen wesentlichen Theil des ägyptischen Festgottesdienstes bildeten die Processionen und Umzüge mit bekleideten Götterbildern. Von den Festen selbst ist § 50 die Rede, woselbst die einzelnen namhaft gemacht und beschrieben werden; einige waren an bestimmte Kalendertage und Jahreszeiten gebunden, andere knüpften sich an astronomische Perioden, z. B. die Erscheinung des Phönix. Kein Land hielt ferner die Thiere so heilig wie Aegypten, und diese sind § 51 aufgeführt mit genauer Schilderung ihrer Pflege, der Art ihrer Verehrung und Angabe der Städte, in denen die einzelnen Thiere angebetet wurden. Die größte Verehrung wurde dem Apis erwiesen. Seine Erzeugung und seine Abzeichen werden aufgeführt; Memphis war die ihm heilige Stadt, hier stand sein Heiligthum; sein Geburtsfest wurde feierlich begangen, seine Ausstattung und sein Begräbniß waren mit großem Aufwande verbunden. Wie dieser Thierdienst entstanden, setzt § 52 mit Berücksichtigung aller bisher über denselben geäußerten Ansichten auseinander. Im Allgemeinen war die Thierverehrung mehr ein Gebrauch des Volkes. Dies leitet § 53 auf Orakel und Vorzeichen. Die berühmtesten Orakel werden genannt. Die Aussprüche derselben fanden unbedingten Glauben; sogar den heiligen Thieren wurden Weissagungsgaben zugeschrieben und auf Träume wurde großes Vertrauen gesetzt. Hieran schließt sich § 54 eine Darstellung des unterirdischen Todtengerichtes und in folgerechter Ordnung § 55 die Be-

schreibung des Reiches der Seligen nach Todtenb. Taf. 41.

Der sechste Hauptabschnitt (S. 229—271) behandelt von § 56 an die wissenschaftlichen Alterthümer, welche mit Sprache und Schrift eröffnet werden. Hier wird zunächst die Hieroglyphenschrift, ihre Entstehung, ihr System besprochen; die Symbolik aufgehoben und die den Hieroglyphen zu Grunde liegende Sprache beleuchtet und mit der koptischen verglichen. Der folgende § bespricht Litteratur und Bibliotheken, wobei besonders die heiligen Schriften nach Clemens von Alexandrien aufgeführt werden und der Inhalt derselben angegeben ist. Geschichtliche Aufzeichnungen behauptet Manetho benutzt zu haben. Den Uebergang zu den Wissenschaften selbst bietet die Astronomie (§ 58), deren Mutterland unbezweifelt Aegypten ist und als deren Erfinder Ehoth oder Athothes genannt wird. Die Ordnung der Planeten selbst bezeugt genaue Bekanntschaft mit ihrer Umlaufszeit; auch die ganze Eintheilung des Thierkreises gehört Aegypten an. Auf astronomische Beobachtungen begründen sich ferner alle ägyptischen Zeitperioden, die Schaltperiode, die Apis-, Set-, Phönix- und Sothisperiode. Die Kenntniß der Astrologie wird § 59 behandelt; auch sie ist heimisch und auf das Genauste mit der Landesreligion verbunden. Die Hauptgrundsätze dieser Wissenschaft werden zuvörderst entwickelt und eine genaue Beschreibung des Horoskops beigelegt. Dies führt § 60 auf Chronologie, Geschichte und Geographie. Mathematik und Geometrie werden § 61 näher gezeichnet.

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

201. 202. Stück.

Den 17. December 1857.

---

L e i p z i g

Schluß der Anzeige: „Handbuch der gesammten ägyptischen Alterthumskunde. Zweiter Theil. Aegyptische Archäologie von Dr. M. Uhlemann.“

Die ägyptische Heilkunde, welcher § 62 gewidmet ist, war Eigenthum der Priester. Vorbeugungsmittel waren Waschen, Baden, Beschneidung und Enthalttsamkeit in bestimmten Speisen und Getränken. Die Heilmittel bot die reiche Pflanzenwelt; Fortschritte in dieser Kunst wurden durch die gesetzlichen Vorschriften gehemmt. Bei Wirkungslosigkeit der Heilmittel warf man sich dem Aberglauben in die Arme. Hierauf folgt die Rechtswissenschaft und den Schluß dieses Abschnittes bilden § 64 die Geheimlehren der Priester, aus denen Moses und die weisesten Männer Griechenlands schöpften. Zunächst war wohl der Priesterorden im Besitze einer reineren Theologie; die Lehre von einem einigen Gotte und Schöpfer bezeugt das Todtenbuch. Diese Geheimlehren begriffen zugleich die schon angeführten Wissenschaften

ten in sich, von denen dem Volke nur so viel zukam, als für das bürgerliche Leben ersprießlich erachtet wurde. Täuschungen blieben dabei nicht aus, wie schon die Mosaische Zeitperiode hinlänglich bestätigt.

Der letzte Hauptabschnitt endlich S. 272—331 verbreitet sich über häusliche Alterthümer und schildert zunächst § 65 die allgemeinen Familienverhältnisse, namentlich die Stellung der Frauen. Zur Monogamie waren nur die Priester verpflichtet; allen übrigen war es erlaubt, mehrere Frauen zu nehmen, wobei sich aber immer eine rechtmäßige und bevorzugte Gattin findet. Nebenfrauen wurden aus Sklavinnen gewählt; Königinnen führt die Geschichte als Regentinnen auf und Priesterinnen finden sich in einzelnen Tempeln. Hieran schließt sich § 66 über Erziehung der Kinder in den verschiedenen Ständen und Altersstufen. Die Nahrungsmittel bestanden nach § 67 vorzüglich aus Gersten- und Weizenbrot. Außerdem genoß man Fleisch verschiedener Thiere, Früchte und Gemüse; die ärmere Klasse und Slaven nährten sich auch von Rettig, Knoblauch und Zwiebeln, sowie von der in den Sumpfgendenen Niederygyptens wachsenden Lotuspflanze. Das gewöhnliche Getränk war Milchwasser; Palmen- und Gerstenwein verstand man schon in den frühesten Zeiten zuzubereiten, ebenso Traubenwein. Die gerühmte Mäßigkeit im Trinken wird jedoch durch Wandgemälde widerlegt. Die Kleidung war nach § 68 höchst einfach; sie ist in allen einzelnen Theilen genau geschildert. Der Kopf wurde kahl geschoren und nur bei Trauer ließ man Haupt- und Barthaare wachsen; künstlicher Haarpuz findet sich noch in Museen. Die Frauen trugen Haarflechten; Kämme und Spiegel waren gekannt

und Ohrringe von Gold gehörten zu den Puksachen. Ringe wurden selbst an den Daumen getragen; Armbänder von Gold oder Bronze und Halsketten sind ebenfalls nachweisbar. Im folgenden § 69 ist eine Zeichnung der Privathäuser aus Ziegelsteinen entworfen. Diese führt § 70 auf das Hausgeräth, welches aus Stühlen, Tischen und Kuebetten mit den mannichfaltigsten Verzierungen bestand. Besuche stattete man in zweirädrigen Wagen oder Sänften ab; die Empfangszimmer waren mit prächtigen Gefäßen und Vasen ausgeschmückt. Den Denkmälern zu Folge waren die Aegypter auch Liebhaber von Musik und Tanz, wovon § 71 handelt. Die verschiedenen musikalischen Instrumente sind genau beschrieben, die Schilderung der Tänze ist den Denkmälern entnommen. Unter den geselligen Vergnügungen im Familienkreise werden § 72 das Morraispiel, das Würfelspiel, das Bretspiel und das Ballspiel angeführt. Außerdem zeigen die Denkmäler Kampfspiele, das Blindenspiel, gymnastische und equilibristische Künste, Reisenspiele, Stiergefechte, Jongleure und Taschenspieler. Todtengebräuche und Einbalsamirung schildert § 73. Die Einbalsamirer bildeten eine besondere Zunft, und die drei verschiedenen Arten ihrer Kunst und ihr Verfahren bei denselben sind sowohl nach den Nachrichten der Alten als auch nach den Resultaten neuerer chemischer Untersuchungen beschrieben. Im weiteren Verlaufe sind die Mumienumwicklungen, die Sarkophage, die Leichenpapyrus, die den Todten in das Grab mitgegebenen Gegenstände u. a. berücksichtigt. Als Grabstätten werden § 74 die Pyramiden als königliche Ruhestätten in Erinnerung gebracht, ihnen zunächst werden Felsengräber erwähnt, in denen gleichfalls Kö-

nige beigesezt wurden. Auch das berühmte Grabmal des Dymandyaß ist nach Diodor genau beschrieben. Den Schluß des Ganzen bilden § 75 die Begräbnißfeierlichkeiten. Ehe die Mumie in der Grabkammer beigesezt wurde, brachten ihr die Angehörigen Opfer dar. Es folgte dann der feierliche Leichenzug, der häufig auf Wandgemälden abgebildet und nach diesen geschildert ist, und am Nil oder Mörissee das irdische Todtengericht. Trat kein Kläger auf, so erfolgte die Ueberfahrt über den Fluß oder den See, ein Prachtschiff nahm den Sarkophag auf, andere Schiffe führten die sämtlichen Leichenbegleiter hinüber. Jenseits wurde den Verstorbenen vor der Grabkammer noch ein Opfer gebracht, worauf dann die Beisezung erfolgte. Die Grabkammern selbst wurden und blieben verschlossen. Uhlemann.

### L e i p z i g

Verlag von Wilhelm Engelmann 1857. *Icones zootomicae* mit Originalbeitragen von Allmann, Gegenbaur, Huxley, Kölliker, H Müller, M. Schultze, C. v. Siebold und F. Stein herausgegeben von Julius Victor Carus, Prof. der vergleichenden Anatomie in Leipzig. Erste Hälfte Tab. I—XXIII. Die wirbellosen Thiere. Fol.

Ich glaube, obwohl der Verf. in der Vorrede nichts davon erwähnt, in diesem Werke eine selbstständige Nachahmung der Idee zu finden, die ich vor 15 Jahren in meinen *Icones zootomicae* zuerst in dieser Form als ein selbstständiges Werk verwirklichte — nämlich die Darstellung der anatomischen Verhältnisse der Thierwelt nach Klassen und nicht nach Systemen der Organe und Gewebe. Diese Idee stammt ursprünglich aber in

der That von Carus dem Aelteren (Leibarzt in Dresden), welcher bekanntlich seinem Lehrbuch der Zootomie einen kleinen ähnlich geordneten Atlas beigab. Und so sehen wir einen jüngern Verwandten dieses berühmten Namens mit Vergnügen in gleicher Richtung thätig. In der That war es ein Bedürfniß der Zeit und somit ein glücklicher Gedanke des Verfs, für die seit den letzten anderthalb Decennien so zahlreichen Fortschritte und Entdeckungen in der Anatomie, insbesondere der wirbellosen Thiere, eine neue Sammlung von bildlichen Darstellungen zu veranstalten.

Ich will hier zuerst eine Uebersicht des Inhalts der Tafeln geben: Tab. I. Protozoa. Die Tafel beginnt mit den Gregarinen, als den niedersten Formen (10 Figuren), welche alle vom Professor Stein in Prag, theils nach neuen Originalen, theils nach früheren Darstellungen in Müller's Archiv gegeben sind. — Als zweite Gruppe werden die Flabellifera, die mit peitschenförmigen Fäden versehenen grünen Infusorien Ehrenberg's, hier bloß durch *Euglena* repräsentirt, nach Originalen von Stein in 6 Figuren dargestellt. Der übrige Theil der Tafel wird größtentheils durch die Hauptmasse der bisherigen Infusorien (*Ciliata* des Verfs, *Epitricha auctorr.*) repräsentirt. Es sind in 49 Figuren Darstellungen von *Chilodon*, *Prorodon*, *Stylonychia*, *Vorticella*, *Actinophrys*, *Spirogona*, *Vaginicola*, *Opercularia*, ebenfalls theils nach früheren, theils nach neuen originalen Mittheilungen von Stein. Die Rhizopoden füllen in 9 Figuren den Rest der Tafel. Die Süßwasserformen, *Arcella* und *Diffugia* gab Stein; die andern, *Groma*, *Polystomella*, *Rotalia*, *Miliola* sind dem bekannten trefflichen Werke von M. Schülke entnommen.



Die 2te, 3te und 4te Tafel sind der Klasse der *Coelenterata* gewidmet und in folgender Weise geordnet. *Hydroidea* und *Discophora* mit Darstellungen von ganzen Thieren oder Theilen von *Campanularia*, *Eudendrium*, *Cunina*, *Oceania*, *Rhopalonema*, *Geryonia*, *Sminthia*, *Eucope*, *Aurelia*, *Nausithoe*, *Aegina*, *Pelagia*, *Charybdea*, *Ephyropsis*, von welchen nun ein paar Figuren von Ehrenberg, alle übrigen von Gegenbaur, größtentheils nach neuen Originalen, herrühren. Ebenso sind die Röhrenquallen (*Siphonophora*) bei weitem zum größten Theile nach neuen Originalzeichnungen von Gegenbaur dargestellt und zwar nach den Gattungen: *Agalina*, *Praya*, *Apolemia*, *Abyla*, *Diphyes*, *Hippopodius*, *Forskalia*. Die Gattungen *Verella* und *Porpita* sind nach Figuren von Kölliker, eine ganze Colonie von *Apolemia* nach C. Vogt's *Siphonophoren* des Meeres von Nizza, letztere in Farben, abgebildet. Alle diese Gruppen zusammen 48 Figuren. Die *Anthozoen* in 17 Figuren sind verschiedenen publicirten Werken entlehnt, so *Actinia*, *Cerianthus*, *Cornularia* nach Frey und Leuckart, *Hollard*, *Milne Edwards*, *Haime*, 2 Darstellungen von *Lucernaria* nach Originalen vom Herausgeber. Die Abtheilung der Rippenquallen (*Ctenophora*) ist durch 11 Figuren illustriert in den Gattungen *Pleurobrachia*, *Bolina*, *Beroe*, meist nach Agassiz, nach Will und nach einigen Originalzeichnungen von Kölliker.

Die 5te und 6te Tafel sind mit 49 Figuren den *Echinodermen* gewidmet. Die *Crinoidea* mit *Comatula*, *Alecto*, *Pentacrinus* sind in 2 Figuren von *Milne Edwards* und *Thomson*, in den übrigen (11) nach Joh. Müller gegeben. Die Seesterne sind repräsentirt durch Darstellungen von ganzen Thieren oder Theilen der Gattungen

Asteracanthion, Astropecten, Archaster, Ophiolepis, Liudia, Solaster, Astrogonium meist nach Müller und Troschel, Joh. Müller's Abhandlungen, Tiedemann, Delle Chiaje, Milne Edwards. Die 11 Figuren der Seeigel von den Gattungen Echinus, Spatangus, Arachnoides, Echinocidaris, Clypeaster sind den Publicationen von Tiedemann, Rymer Jones, Milne Edwards, Joh. Müller entnommen. Die zum Theil sehr ausgeführten und colorirten 7 Figuren, die Anatomie der Holothurien erläuternd, stammen von Milne Edwards, Joh. Müller, Säger und Hunter.

Die 7te, 8te und 9te Tafel mit 91 Figuren erläutern die vielgestaltige Klasse der Würmer, welche der Herausgeber in 9 Gruppen zusammengeordnet hat; zuerst die Akanthocephalen mit der einzigen Gattung Echinorhynchus in 11 Figuren mit Ausnahme einer einzigen aus Dujardin entlehnten, alle nach neuen Originalen von Stein. Die Blasen-Bandwürmer mit Darstellungen von Caryophyllaeus, Taenia, Tetrarhynchus, Tetrabothrium nach G. Wagener und Originalen von Schulke, Stein, von Siebold. Sieben Figuren von Distoma mit Cercaria, von denen die Hauptabbildung Original und von Stein ist, die andern Darstellungen aus neuen Abhandlungen von de Filippi und de la Balette St. George entnommen sind, beschließen die 7te Tafel. Von den 9 den Nematoden zugetheilten Bildern sind 3 von Diplogaster, Rhabditis, Enoplus detaillirte Originale von M. Schulke, 5 andre, Stücke von Ascaris oligotoca, nach Zeichnungen von Siebold, die 9te junge Nematoden aus Käfern nach Stein. Die 10 sehr ausgeführten Figuren von Turbellarien sind theils neue Originale von Max Schulke (Tetrastemma, Nemertes, Prostomum),

theils aus desselben Verfassers bekanntem Werke nach den Gattungen *Opisthommum*, *Planaria* entnommen. Einer eigenen Gruppe (*Gephyrea*) sind die Gattungen *Echiurus* und *Bonellia* nach Figuren von Quatrefages und Schmarda zugewiesen. Gilt Figuren erläutern die Räderthiere in den Gattungen *Tubicolaria*, *Brachionus*, *Euchlanis*, *Notommata* nach Leydig. Eine Figur (*Melicerta*) ist nach Williamson wiedergegeben. Die 9te zum Theil, wie die beiden vorhergehenden, colorirte Tafel gibt in 29 Figuren Darstellungen von Ringelwürmern mit 2 Hauptgruppen: *Chaetophori* und *Hirudinei* und zwar von *Arenicola*, *Peripatus*, *Sabella*, *Lumbricus*, *Nereis*, *Eunice*, *Aulostoma*, *Haemopsis*, *Aphrodite*, *Terebella*, *Piscicola*, *Saenuris*, *Lycoris*, *Amphitrite*, *Hirudo*, *Chaetopterus*, *Erogone* in Copien nach Grube, Rathke, Milne Edwards, Leydig, Quatrefages, Rud. Wagner, Moquin Tandon, Busch, Kölliker und Hering (zwei Originalzeichnungen).

Die den Würmern an Vielgestaltigkeit nicht nachstehende, ja eigentlich sie noch übertreffende Klasse der Krustenthiere ist in 2 Tafeln (10 und 11) behandelt. Die 10te enthält die *Entomostraca* und beginnt mit der niedrigsten Gruppe, den *Siphonostomata*, welchen 13 Figuren gewidmet sind. Die hieher gehörigen sonderbaren Formen sind nach Darstellungen von Nordmann, Rathke und Leydig in den Gattungen *Lernaeocera*, *Chondracanthus*, *Dichelestium*, *Argulus* repräsentirt und sämmtlich Copien. Die 2te Gruppe, die *Daphnien*, unter dem Namen der »*Cladocera*« aufgeführt, wird nur durch eine nach Zenker copirte Figur von *Sida cristallina* illustirt. Die cyclopsartigen kleinen Krustenthiere unserer süßen

Wasser stellt der Herausgeber unter eine eigne Ordnung (Copepoda) zusammen und gibt in 4 Figuren Darstellungen von Cyclops und Cyclopsine nach Rathke, von Siebold und Zenker. Die 8 Figuren der Gattung Cypris, die Gruppe der Ostracoda formirend, sind alle aus Publicationen von Zenker entlehnt. — Die Blattfüßer, Phyllopora, werden durch sechs detaillirte Darstellungen der Gattung Limnetis, alle nach Grube erläutert. Die Cirrhipoden (Cirrhopoda) mit den hier dargestellten anatomischen Verhältnissen von Ibla, Lepas und Balanus sind größtentheils dem Werke von Darwin, dann den Publicationen von Martin St. Ange und von Spence Bate entlehnt und auf 12 Figuren vertheilt. Die Poecilopoda, durch die einzige Gattung Limulus repräsentirt, sind in 3 sehr verkleinerten Figuren nach van der Hoeven wiedergegeben.

Auf Tab. XI befinden sich 43 Figuren für die höheren Formen der Krebse, deren mehrfache Ordnungen unter dem systematischen Namen der Malacostraca zusammenbegriffen werden; hieher stellt der Herausgeber auch den niedrig organisirten Schmaröherkrebs Bopyrus, der nach Rathke gegeben ist. Alle Darstellungen von Porcellio, Lygia, Oniscus, Idothea, dann von Gammarus, Caprella, Gonodactylus, Phryxus, Squilla, Squillerichtus, Palaemon, Carcinus, Homola, Maja, Astacus sind den Arbeiten von Rathke, insbesondere aber von Brandt und Rakeburg, Milne Edwards, dann Suckow entnommen, mit Ausnahme einer Originalfigur von Stein.

Auf der 12ten Tafel ist die Anatomie der verwandten Gruppen der Myriopoden (in 25 Figuren) und der niedern Spinnen (Arachnida) in 16 Figuren gegeben. Erstere werden durch die Gat-

tungen Scolopendra, Glomeris, Geophilus, Polydesmus, Lithobius und Julus nach Kutorga, Brandt, Newport und besonders nach Stein erläutert, von welchem Letztern auch eine Reihe Originale gegeben wurden. Die Tardigraden und Pschnogoniden stellt der Herausgeber unter dem Namen: *Arachnida thmetothoraca* zusammen und gibt 4 Figuren von *Milnesium*, *Macrobiotus* und *Ammothea* nach Doyère und Quatrefages. Die 8 Figuren der Acarina aus den Gattungen *Erythraeus*, *Acarus*, *Ixodes*, *Trombidium*, *Sarcoptes*, *Gamasus* sind Copien nach Dugès und Treviranus; die 3 Figuren für die *Oplionina* erläutern den Bau von *Phalangium* nach Blanchard und Dugès.

Die echten Spinnen und Skorpionen füllen, zum Theil in großen und detaillirten Figuren (35 an der Zahl) die 13te Tafel. Die Gattungen *Dysdera*, *Mygale*, *Argyroneta*, *Thelyphonus*, *Salticus*, *Pholcus*, *Atypus*, *Lycosa*, *Tegeneria*, *Epeira*, *Scorpio*, *Buthus*, *Androctonus* enthalten für ihre Organisation in Copien nach Dugès, Wattmann, Blanchard, Leydig, Treviranus, Newport und in mehreren Originalzeichnungen von Stein.

Drei Tafeln (XIV, XV und XVI) geben eine Uebersicht der Organisation der Insecten, die, wie billig, nicht weiter nach besondern Ordnungen vertheilt sind, sondern wo die einzelnen Organe und anatomischen Systeme mehr auseinander gehalten sind, indem die 14te Tafel dem Hautskelet, den Muskeln, Nerven und Sinnesorganen, die 15te Tafel den Digestions-, Circulations- und Respirations-Organen, die 16te den Generationsorganen gewidmet ist. Diese Tafeln enthalten zusammen 120 einzelne Figuren, meist Copien der vor-

jünglichen älteren und neueren Abbildungen der Entomotomen von Lyonet bis auf Strauß Dürkheim, die wir hier nicht alle aufführen wollen, zum Theil aber auch Originale von Stein.

Der Rest des Werks, nämlich die 7 letzten Tafeln, sind der großen Cuvier'schen Abtheilung der Weichthiere gewidmet, welche der Verf. so spaltet, daß er die sonst zu den Polypen gerechneten Polyzoa mit den Armsfüßlern (Brachiopoda) und den Mantelthieren (Tunicata) als Molluscoidea absondert und zuerst auf 2 Tafeln zusammenstellt. Die polypenähnlichen Thiere der Gattungen Plumatella, Bowerbankia, Paludicella, Alcyonella, Bugula, Scrupocellaria sind nach neuen Originalzeichnungen von Allman in Edinburg in 9 Figuren behandelt, wozu eine 10te Copie des Avicularium von Notamia nach Busk kommt. Die Brachiopodengattungen Terebratula und Lingula sind in 15 Figuren größtentheils von Huxley bearbeitet worden mit Hinzufügung einiger Figuren von Owen.

Die 29 Abbildungen, welche die Structur der Seescheiden (Ascidiae) erläutern, sind lauter Originale von Huxley in London und betreffen die Gattungen Molgula, Cynthia, Phallusia, Clavelina, Perophora, Synthetis, Appendicularia, Botryllus, Didemnum. Die Anatomie der Salpen in zum Theile colorirten Abbildungen hat H. Müller in Würzburg in 16 Figuren geliefert, so daß die 18te Tafel lauter neue Originale enthält.

Die 19te Tafel gibt in 16 Figuren die Anatomie der kopflosen Mollusken (Lamellibranchiata). Es sind Darstellungen der Gattungen Anodonta, Solen, Mactra, Cardium, Pholas, Mytilus, Cyclas, Pecten nach Garner, Blanchard, Reber, Deshayes, von Siebold, Grube, Krohn.

Auch hat Langer in Wien seine Originalzeichnungen vom Gefäßsystem der Anodonta zu erneuertem und besserem Stiche dem Herausgeber abgetreten, welche hier in sehr schön colorirten Figuren wiedergegeben sind.

Die 20te Tafel behandelt in 28 einzelnen Abbildungen die Anatomie der Pteropoda und Heteropoda. *Hyalea*, *Clio*, *Cymbulia*, *Pneumodermon* nach früher publicirten und neuen Originalzeichnungen von Gegenbaur, einige Copien nach Souleyet sind beigefügt. *Atlanta*, *Carinaria*, *Pterotrachaea*, *Firoloides* nach Gegenbaur (zum Theil neue Originale), Souleyet und Leuckart.

Nur 18 Figuren auf Tab. XXI sind den Bauchfüßlern (Gasteropoda) aufbehalten. Die Gattungen *Strombus*, *Cypraea*, *Agathina*, *Janthina*, *Aplysia*, *Eolidia*, *Polycera*, *Cyclostomus*, *Diphyllidia*, *Planorbis*, *Pleurobranchaea*, *Thetis*, *Helix* (pomatia, Genitalien), *Littorina* nach Cuvier, Doay und Gaimard, Trochel, Quatrefages, dem jüngsten Meckel, Paasch und verschiedenen Originalzeichnungen von Gegenbaur.

Die Anatomie der Cephalopoden mit 46 Figuren füllt die beiden letzten Tafeln in den wenigen bekannteren und zugänglichen Gattungen und in Copien nach R. Wagner, van Beneden, Hancock, Owen, Garner, Ferrussac und d'Orbigny, Grant, Harleß, Valentin, Duvernoy, Hunter, Kölliker, H. Müller, Milne Edwards.

Diese Uebersicht mag einen Begriff von dem Reichthum des Werkes geben, das wir als ein höchst willkommenes in unsrer Litteratur betrachten müssen. Vergleicht man dasselbe mit den von mir vor 18 Jahren unternommenen *Icones zootomicae* (deren Herstellung in die Jahre 1839 und 1840 fällt) und beide wieder mit dem ersten

Carus'schen Atlas, der 22 Jahre vor meinem Werke erschien und auch die Organisation nach den Thierklassen übersichtlich darstellte, so gewinnt man einen anschaulichen Ueberblick über die außerordentlichen Fortschritte in unsrer Kenntniß des Bau's der Thiere, insbesondre der niederen, innerhalb der letzten 40 Jahre, welche sich zu Cuvier's règne animal nahezu so verhält, wie dieses zu Linnés Zeiten. Carus des Älteren Lehrbuch der Zootomie im Jahre 1818 erschienen und durch einen Atlas von 20 Kupfertafeln erläutert, trug außerordentlich viel zum Studium der vergleichenden Anatomie in Deutschland bei und trotz der unscheinbaren Form dieses kleinen Atlasses in 4to, war es ein ingeniöses Unternehmen von großem Werthe und ganz neu und eigenthümlich, wie denn überhaupt keine Nation als die deutsche solche zootomische Atlanten als Sammelwerke publicirt hat. Das schöne Zeichentalent des Vfs beurfundete sich in diesen wenn auch artistisch unvollkommenen, vom Verf. selbst radirten Tafeln immer auf das deutlichste. Das große später von ihm mit Otto und Dalton unternommene schöne Werk kann hier bei der Vergleichung ähnlicher Unternehmungen kaum in Betracht kommen, da es die Organe für sich durch die Thierreihe verfolgt und schon deshalb den wirbellosen Thieren keine vollständige Rechnung tragen konnte. Der von mir gelieferte Atlas zur Hälfte Originale, zur Hälfte Copien, erschien in größerem Maßstab und konnte auch nur, zum Theil aus den damals von mir in der Vorrede entwickelten Gründen, unvollständig dem Ideale genügen, das mir vorschwebte. Das vorliegende Unternehmen von Carus dem Jüngeren hat durch die ganz vorzüglichen Abbildungen so vieler trefflicher



Forscher schon einen Vorzug voraus, und man muß es dem Verf. nachrühmen, daß er eine höchst glückliche Auswahl in Betreff der Copien getroffen hat\*). Man wird dem Herausgeber vielleicht den Vorwurf machen, daß er nicht genug selbstständige und eigne Originale gebracht. Aber ich billige es ganz, daß er für ein solches Unternehmen vielmehr die Abbildungen aus den so unendlich zerstreuten und kostspieligen Specialwerken, Gesellschafts- und Zeitschriften entnommen hat. Es ist nämlich ganz unmöglich, ohne die größte und nuklofeste, sich durch viele Jahre hinziehende Zeitverschwendung (und selbst dann gelingt es nicht) gleich gute oder bessere Darstellungen zu liefern, wie gerade das größere Werk von Carus gezeigt hat. Nur eine langsame, durch viele Jahre fortschleichende Publication kann so etwas leidlich möglich machen und während dem erkaltet das Interesse des kaufenden Publicums, die lernende Jugend, welche vorzüglich in Betracht kommt, hat sehr wenig, ja gar nichts davon und bis die letzten Lieferungen eines solchen Werkes erscheinen, sind die ersten vollständig veraltet. Auch die artistischen Fortschritte und die Eleganz in der Ausstattung gewähren interessante Vergleichen. Ganz vorzüglich, in gleichmäßiger Weise behandelt, ist der Stich der Platten, besorgt von Wa-

\*) Carus des Älteren kleiner Atlas enthält in der ersten Auflage (1816) 330, in der 2ten (1834) 396 Figuren, von denen 200 resp. 249 Originale sind. Meine Icones zootomicae enthalten auf 35 Tafeln 1039 Figuren, von denen 553 nach neuen Originalen gezeichnet sind. Davon sind 13 Tafeln den wirbellosen Thieren mit 335 Figuren gewidmet. Das vorliegende Werk ist auf 44 Tafeln berechnet, wovon 23 den wirbellosen, mit 758 Figuren zugehören, während in dem älteren Carus'schen Werke den wirbellosen Thieren in der 1sten Auflage 109, in der 2ten 155 zukommen.

genschieber, dem jüngeren Voedel, der schon in Ruetes ophthalmologischem Atlas so schöne Tafeln lieferte, und Haas. Die um die deutsche naturwissenschaftliche, insbesondere ikonographische Litteratur so höchst verdiente Verlagsbandlung von Wilhelm Engelmann hat in Bezug auf die gesammte Ausstattung und Stellung eines höchst mäßigen Preises (14 Thaler) allen Ansprüchen, die man nur irgend billiger Weise machen kann, Genüge geleistet.

Hie und da könnte man vielleicht in der Auswahl mit dem Verf. etwas rechten oder anderer Meinung sein; man hätte vielleicht die Entwicklungsgeschichte gern noch mehr berücksichtigt gesehen. So z. B. ist ein Theil der von Stein entlehnten Figuren auf der Infusorientafel nicht ohne Fehler und dem neuesten modificirten Standpunkte in mehrfachen Anschauungen nicht mehr ganz entsprechend. Manche Abtheilungen, z. B. die Gasteropoden, sind etwas zu dürftig behandelt. Indes ist hierauf um so weniger Accent zu legen, als, bei den raschen Fortschritten der Wissenschaft, in derselben kaum nach vollendetem Stich oder sogar während desselben schon Veränderungen einzutreten pflegen, welche man dann nicht mehr mit berücksichtigen kann, und so ist es gerade mit Stein's schönen Arbeiten über die Entwicklung der Infusorien der Fall gewesen. Wenn dem Herausgeber bei einem im Ganzen nicht sehr dankbaren und leicht zur nörzelnden Kritik geneigten gelehrten Publicum hie und da solche Urtheile zu Ohren kommen, so wünsche ich lebhaft, derselbe möge sie gar nicht beachten. Alle wahren Kenner der Schwierigkeiten solcher Unternehmungen werden dem Verf. Dank wissen.

Ich spreche hier den Wunsch aus, Herr Carus

möge zum besseren Gebrauch dieses Handatlasses zugleich mit der zweiten, für das nächste Jahr versprochenen Abtheilung, die Wirbelthiere enthaltend, uns ein Lehrbuch der Zootomie (nach den Klassen) liefern, das in der Stärke und der Masse des Inhalts etwa in der Mitte stehen möge zwischen dem kleinen Lehrbuch der vergleichenden Anatomie von Schmidt, das in seiner 3ten Auflage wesentlich gewonnen hat, und dem Werke von Siebold und Stannius, das in erster Auflage auch veraltet ist und in der neuen zu langsam fortschreitet, und das etwa an Umfang der 2ten Auflage meines mit Frey und Leuckart besorgten vor 10 und 14 Jahren erschienenen Lehrbuchs, aber wo möglich noch gedrängter, gleich käme, wo die Litteratur nicht weiter aufgeführt würde und nur die Tafeln des Atlasses im Texte citirt wären. Ein solches Lehrbuch müßte meiner Meinung nach die Thatsachen auf die einfachste und schlichteste Weise darstellen, dürfte sich so wenig als möglich in allgemeine morphologische Betrachtungen verlieren und noch weniger in die Physiologie überschweifen. Es müßte ein Buch sein, in dem man eben nur einfach die Anatomie der Thiere lernen wollte. Es würde mir ein besondres Vergnügen machen, ein solches Buch hier mit der zweiten Hälfte des Atlasses recht bald anzeigen zu können. Es gewährt immer eine Freude, junge und frische Kräfte lebhaft auf einem Gebiete und in einer Richtung thätig zu sehen, die man selbst früher mit Lust gepflegt und verfolgt hat, wo aber die wachsenden Jahre im umgekehrten Verhältniß der Kräfte stehen, welche man brauchte, um den wachsenden Fortschritten im ganzen Umfange zu folgen.

Rudolph Wagner.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

203. Stück.

Den 19. December 1857.

---

## B e r l i n

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1857.  
Chinesische Sprachlehre. Zum gebrauchte bei  
vorlesungen und zur selbstunterweisung von  
Wilhelm Schott. 169 S. in gr. Quart.

## P a r i s

Maisonneuve et Cie, 1857. Introduction à  
l'étude de la langue japonaise par L. Léon  
de Rosny. XII u. 96 S. in Quart, mit vie-  
len Schriftbildern.

Der Verf. des ersteren dieser beiden Werke er-  
klärt seinen Lesern nirgends, wie sich sein Werk  
zu denen seiner drei nächsten Vorgänger Prémare,  
Abel-Remusat und Endlicher verhalte, obgleich eine  
allgemeinere Erkenntniß des Zustandes der Wissen-  
schaft gerade auf diesem Gebiete nicht wohl vor-  
ausgesetzt werden kann. Mit seinen beiden näch-  
sten Vorgängern verglichen, gibt nun der Verf.  
einen theilweise viel reicheren Stoff, da der Druck  
seines Werkes sehr gedrängt ist. Wir bemerken

daneben auch gerne, daß der Verf. in der Schreibart der fremden Namen der deutschen Sitte folgt: während man viele Bücher der neuesten deutschen Schriftsteller über indische Dinge kaum ohne Erörtheln über die Grundsätze, welche heute in Deutschland herrschend werden wollen, aufschlagen kann.

Eine sinesische Sprachlehre allein und im strengsten Sinne des Wortes, wie man nach der Aufschrift meinen könnte, will nun zwar das vorliegende Werk nicht sein. Denn wenn wir uns bei den meisten Sprachen gewöhnt haben, nicht sowohl mehr von einer Grammatik als von einer Sprachlehre zu reden, weil Kenntniß und vollständiges Verständniß der Schrift bei ihnen leicht ist oder doch nicht den wichtigsten Raum einnimmt, so würde eine sinesische Sprachlehre im eigentlichen Wortsinne etwa nur eine Lehre des gesprochenen oder des mit unsern Buchstaben geschriebenen Sinesischen sein, wiewohl beim Sinesischen gerade umgekehrt die Schrift das Schwierigste ist. Der Verf. handelt aber auch die Schrift ab, wiewohl nicht ebenso ausführlich wie die Sprache, und ohne in die ganze Geschichte dieser Schrift in allen Einzelheiten sowie mit Hinweisung auf die Zeugnisse ältester Schrift einzugehen. In der That würde eine sinesische Schriftlehre, wollte man sie erschöpfender und allgemein lehrreicher behandeln, ebenso ausführlich oder vielmehr noch ausführlicher sein müssen als die Sprachlehre, würde uns aber auch in die Urzeiten und deren besondre Bedürfnisse so lebendig und so vollständig nach allen Seiten hin versetzen, daß der Nutzen davon auch nach andern Gebieten hin sehr weit reichen könnte.

Die Sprachlehre des Sinesischen aber im engeren Sinne dieses Wortes sollte heute ihrer ganz-

zen Behandlung und Haltung nach immer mehr sich unsrer gesammten Sprachwissenschaft einfügen und dadurch sowohl selbst wissenschaftlich immer sicherer als auch für die andern Sprachen immer ergiebiger und nützlicher werden. Auch das äußerst Seltsame, ja schwer Verständliche, welches dieser Sprache anzukleben scheint, würde sich dann leicht verlieren; und man würde einsehen, daß sie, wie verschieden auch dem äußern Scheine nach, im Innern doch mit aller menschlichen Sprache alter und neuer Zeit völlig übereinstimmt. Auch das Alterthümliche, ja das Starre und fast Uebereinfache, welches das eigenthümliche Wesen dieser Sprache auszumachen scheint, würde geschichtlich lehrreich und dazu zum bessern Verständnisse der mehr oder weniger ganz anders gebildeten Sprachen sehr ersprießlich sein, da nicht bloß die innern Nothwendigkeiten und Kräfte, sondern auch die Stoffe und Mittel in allen menschlichen Sprachen eine viel größere Aehnlichkeit und ursprüngliche Gleichheit haben, als man insgemein meint. Wir können jedoch nicht verhehlen, daß wir nach dieser Seite hin in dem vorliegenden Werke unsre Erwartungen weniger erfüllt gesehen haben. Der Verf. gibt zwar zerstreut einige Aehnlichkeiten aus andern Sprachen: aber weniger auf diese, welche dazu meist ganz abgerissen und wie zufällig erscheinen, als vielmehr auf die ganze Art der Behandlung und Auffassung kommt es an.

Schon die ganze Vertheilung des Stoffes der eigentlichen Sprachlehre scheint uns der Sache wenig angemessen. Als oberster Grundsatz scheint dabei angenommen, man könne im Sinesischen nur von dem Satze beginnen, weil es keine Wortbiegung habe. So wird 1) S. 52 von sinesischen Wörtern gehandelt als Redetheilen außer der Satz-

verbindung, wo aber vorzüglich nur über die Fürwörter gesprochen wird; dann 2) S. 55 ff. von dem Verhältnisse der Satztheile und Sätze, sofern es aus bloßer Stellung sich ergibt; weiter 3) vom Verhältnisse der Satztheile und Sätze, sofern es aus Hülfswörtern erkennbar ist S. 78 ff.; hierauf folgen 4) Fragewörter und Laute, Empfindungs- und Trennungslaute S. 133 ff., Ausdruck der Steigerung, Eigennamen, Allheit, Mehrheit und Zahlverhältnisse mit einigem andern Stoffe S. 138 ff. Diese Eintheilung ist allerdings so viel wir wissen neu, aber wohl nicht ebenso treffend; und sie konnte nicht leicht treffend werden, weil der Grundsatz, daß das Wort im Sinesischen nur in der Satzverbindung etwas sei, nicht richtig genug ist. Das Wort hat vielmehr stets für sich eine Bedeutung, welche im Satze allerdings auch wohl eine nähere Bestimmung empfangen kann; und es empfängt diese seine Bedeutung durch das Wirken derselben Grundbegriffe, welche in allen Sprachen wiederkehren. Man wird also auch im Sinesischen dieselben sprachlichen Grundbegriffe unterscheiden und den ganzen Umfang des Aufbaues der Sprache durch dieselben Stufen hindurch verfolgen müssen wie in andern Sprachen; und es kommt dann im Einzelnen nur darauf an, richtig zu schildern, wie das Sinesische von seinen eignen Mitteln und Fähigkeiten aus diese Grundbegriffe durch alle Zweige und Stufen menschlicher Rede hindurch bilde. Welches diese Grundbegriffe im Einzelnen seien und wie sie stufenweise emporsteigen, steht aber heute sonst schon fest: es kommt in jeder Sprache nur noch darauf an, sie nach ihrer besondern Eigenthümlichkeit richtig zu beschreiben.

Da ist z. B. die Frage unvermeidlich, ob das

Sinesische Fürwörter besitze, welche nicht aus Begriffswurzeln, sondern aus bloßen Deuterwurzeln hervorgingen. Nach der Darstellung des Verfs sollte man dieses für unmöglich halten. Auch sollte man meinen, schon weil das Sinesische jedes Fürwort durch ein ganzes Schriftbild bezeichne, könne es keine Deuterwurzeln besitzen, da sich doch nur wirkliche Begriffe, nicht aber solche bloße Andeutungen derselben in sinnlichen Bildern zeichnen ließen. Allein das Wort für einen bloß gedachten Begriff oder für eine bloße Empfindung durch ein Schriftbild auszudrücken, ist eigentlich ebenso schwer, und doch hilft sich hier die malerische sinesische Schrift. Wir sind daher überzeugt, daß solche Wurzeln auch im Sinesischen da sind, und daß dieses auch in dieser Hinsicht nicht von dem Grunde aller übrigen Sprachen sich entferne.

Im Uebrigen kommt es auf die richtige Deutung der einzelnen Spracherscheinungen an. Das Sinesische, überall die spitzeste Kürze im Ausdrucke liebend, läßt sich am wenigsten mit unsern mittelländischen Sprachen vergleichen, steht dagegen seiner eigenthümlichen Art nach den tatarischen und ägyptischen, theilweise auch den semitischen Sprachen viel näher; auch unsre eignen neuern Sprachen stehen ihrem ganzen Baue nach ihm viel näher als die mit unsern verwandten alten Sprachen, was der Verf. bei seinen gezwungenen Erklärungen S. 56. 59 nicht wohl beachtet. In keiner einzigen Sprache aber wird man wohl nach S. 118 einen Begriff wie so, auf diese Weise auf eine Wurzel mit der Bedeutung verbrennen zurückführen können. Man darf in solchen Fällen aber auch nicht übersehen, daß zwei ursprünglich vielleicht sehr verschieden lautende Wörter gänzlich unvereinbarer Bedeutungen im Sine-



fischen dennoch zuletzt ganz gleich lauten können, weil es seiner allgemeinen Richtung nach die Laute ungemein verdünnt und verflüchtigt hat. Man weiß aber auch, daß dieses besonders nur in der feinern Büchersprache, weniger in den Volksmundarten geschehen ist. Die Bilderschrift unterschied dann in dem gleichen Laute die ursprünglich verschiedenen Bedeutungen nicht mehr, sondern begnügte sich, daß ihr sinnlich zunächst Liegende zu zeichnen.

— Noch weit geringer und ungenügender als für das Sinesische waren bisher die leicht brauchbaren Hülfsmittel für das Japanische oder richtiger die Sprache von Nippon; so daß man das zweite der oben genannten Werke desto mehr willkommen heißen kann. Der Verf. derselben klagt in der Vorrede, wie lange er fast vergeblich mit diesen Finsternissen vom fernsten Osten her gerungen habe, bis ihm sie allmählich zu zerstreuen gelungen sei. Wenn er dabei bemerkt, wie wenig die weit ältere, aber von Landresse aus dem Portugiesischen übersehte und 1825 f. zu Paris gedruckte *Grammaire japonaise* von P. Rodriguez befriedigen könne, so wurde dasselbe auch schon damals in unserm gel. Anz. 1828 S. 1597 ff. behauptet und näher bewiesen: und wir freuen uns desto mehr, daß der Verf. hier einen so guten Anfang mit einer ebenso gründlichen als nützlichen Betrachtung der Sprache von Nippon macht. Da diese aus dem Sinesischen zwar eine leichter zu gebrauchende Sylbenschrift sich gebildet hat, daneben aber auch die sinesische Schrift selbst vielfach gebraucht, so beschäftigt sich ein Haupttheil des vorliegenden Buches mit Erörterungen über die verschiedenen japanischen Schriftarten, wobei der Verf. Alles durch angefügte Bilder erläutert: so-

wie überhaupt dieses Werk von Seiten der so schwierigen bildlichen Darstellung der japanischen Schriftzüge neu und sehr ausgezeichnet ist. Auch über die Schriftstellerei und das Schriftthum der Japaner gibt der Verf. einige Nachrichten. Die eigentliche Sprachlehre erstreckt sich dagegen nur von S. 22 bis 58 und ist, wiewohl in möglichst viele kurze Sätze gefaßt, doch bei weitem nicht ausreichend. Leider ist sie auch nur nach dem ersten besten Muster der lateinischen Grammatik abgefaßt und danach wissenschaftlich ohne höhern Werth. Möge der Verf bei den weiteren Werken zur Erläuterung dieser Sprache, welche er in diesem bloß wie einleitenden Werkchen für die Zukunft verheißt, gerade nach dieser Seite hin künftig den wissenschaftlichen Anforderungen unserer Zeit besser genügen!

Die Frage, ob die japanische Sprache eine von Anfang an für sich bestehende sei, oder ob sie mit einem andern größern Sprachstamme zusammenhänge, ist bis jetzt kaum richtig aufgeworfen und noch weniger sicher beantwortet. Auch unser Vf. wirft sie im Eingange seiner Schrift auf, kommt aber zu keiner sichern Beantwortung. Er meint nämlich, verwandt sei mit dem Japanischen nach Allem was man bis jetzt wissen könne, nur die Sprache der Lu-tschu oder (wie die Sinesen sie nennen) der Lieu-Kieu Inseln südlich von Japan, alle übrige Verwandtschaft, woran man denken könne, sei ungewiß. Die Sprache der Lieu-Kieu Inseln ist nun allerdings nach den S. 6 f. von ihr gegebenen vielen einzelnen Beweisen so nahe mit dem Japanischen verwandt, daß sie vielmehr nur als eine Mundart von ihm zu betrachten ist; und es ist denkwürdig, daß das Japanische sich einst so weit nach Süden bis zu diesen jetzt dem

finestischen Reiche unterworfenen Inseln erstreckt haben muß. Sieht man aber über das Japanische als einzelne Sprache mit allen ihren Mundarten weiter hinaus und vergleicht es mit den andern großen Sprachstämmen Asiens, so kann man doch nicht zweifeln, daß es seinem letzten Ursprunge nach zu dem türkischen oder mit einem andern Worte tatarisch-mongolischen Stamme gehöre. Der Abstand, welcher es von diesem trennt, ist örtlich nicht groß, sprachlich aber allerdings ziemlich weit: allein dennoch kann man nach vielen zusammentreffenden sichern Zeichen nicht zweifeln, daß es mit jenem weitesten Sprachstamme zuletzt verwandt sei, so gewiß es sich übrigens schon in sehr frühen Zeiten von ihm losgerissen und sich dann ganz besonders weiter ausgebildet haben muß. Wir haben hier nicht Raum, dieses im Einzelnen zu begründen: es läßt sich aber schon durch die äußerst denkwürdige Uebereinstimmung der Zeitbildungen des Thatwortes im Türkischen und im Japanischen sicher genug beweisen; und wir glauben, daß der Verf., wenn er die Vergleichung wechselseitig weit genug fortgesetzt und einen richtigen Blick in den innern ebenso wie in den äußern oder geschichtlichen Zusammenhang der großen Sprachstämme namentlich des alten und neuen Asiens sich erworben hätte, nicht leicht mitten in seinen vielen Zweifeln stehen geblieben wäre. Auch ist es wenig auffallend, daß gerade dieser Zweig von dem so weit verbreiteten türkischen Sprachstamme (den man am besten den nordischen nennt) sich von den ihm verwandten am meisten entfernt und sich am eigenthümlichsten ausgebildet hat. Denn wir können es geschichtlich sehr wohl begreifen, wie dieser Zweig schon in den ältesten Zeiten auf die östlichen Inseln

zurückgedrängt wurde und dann hier ohne allen weitem Zusammenhang mit den übrigen sich sehr selbständig weiter ausbildete. Wiesern dann auch andre geschichtliche Spuren auf dasselbe Ergebnis führen, ist Gegenstand weiterer Untersuchungen. Und da die japanischen und sinesischen Länder jetzt dem europäischen Verkehre schon ziemlich weit geöffnet sind, so ist zu hoffen, daß alle solche geschichtliche Untersuchungen von jetzt an mit neuem Eifer unternommen werden. Auch insofern sind die beiden hier zusammen genommenen Bücher jetzt zu einer guten Stunde erschienen.

H. G.

## L o n d o n

Henry Renshaw 1857. On the Constitutional Treatment of Female Diseases. By Edward Rigby, M. D. Senior Physician to the General Lying-in Hospital. XII u. 324 S. in Octav.

Dieses Buch verdankt, wie so viele andere über denselben Gegenstand in England jüngst geschriebene dem Streit über die mehr locale oder mehr allgemeine Bedeutung der weiblichen Sexualkrankheiten und ihre demgemäße Behandlung sein Entstehen. Wer die früheren Arbeiten Rigby's kennt und weiß, daß er es besonders gewesen, der in der Geburtshülfe zuerst bessere und mehr physiologische Ansichten in England verbreitete (man vergleiche sein »System of Midwifery« und »the Mechanism of Natural and Morbid Labour« — eine Bearbeitung des Nägele'schen Werkes), wird nicht zweifeln, auf welche Seite er sich schlägt. Das Buch ist geschrieben, um den Ansichten eines H. Bennet u. A., die alles Heil im Mutter-  
spiegel und im Causticum finden, entgegenzutret-

ten und reiht sich so den Arbeiten West's und Ehl. Smith's an. Es ist deshalb auch kein Lehrbuch der Frauenkrankheiten, sondern sein Inhalt ist rein praktisch, um den Aerzten, welche sich nicht so speciell, wie der Verf., mit diesem Theile der Pathologie beschäftigen können, der Führer zu einer naturgemäßen Behandlung der in Rede stehenden Krankheiten zu sein.

Dem Titel gemäß hat der Verf. einen großen Abschnitt den functionellen Störungen, besonders denen der Menses gewidmet, nicht bloß deshalb, weil sie so häufig vorkommen, sondern weil sie so eng mit Störungen des Allgemeinbefindens, besonders der Ernährung verbunden sind. Auf einer richtigen Würdigung dieses Verhältnisses beruht nicht allein ihre Diagnose, sondern auch ihre zweckmäßigste Behandlung. Wir stimmen deshalb Rigby aus vollem Herzen bei, wenn er behauptet, daß die Zeit kommen wird, wo man die Amenorrhoe, Dysmenorrhoe u. nicht mehr als selbständige Krankheiten, sondern nur als Symptome betrachtet, welche nichts anders bedeuten, als Schmerz, Fieber, Husten bei anderen Affectionen. Aus demselben Gesichtspunkte betrachtet er auch einen Theil der organischen Uterinkrankheiten, besonders die Entzündung und Verschwärung des Uterinhalses; sie sind ihm nicht mehr, als ein Theil, ein Bruchstück eines Allgemeinleidens (*„no more than a fragment of a constitutional malady“*) — und die pathologischen Untersuchungen der letzten Jahre können eine solche Ansicht nur bestätigen.

Diese Grundanschauungen ziehen sich durch das ganze Werk hindurch; im Uebrigen findet man weder in der Beschreibung der einzelnen Krankheiten, noch in der empfohlenen Behandlungsweise

gerade viel Neues. — Als die besten Emmenagoga werden die Jodpräparate und das Mutterkorn bezeichnet, und von ersteren besonders das Jodeisen. Der Verf. mag Recht haben, wenn er den Erfolg dieses Mittels hauptsächlich dem Jod zuschreibt; wir glauben indeß, daß er dem tonisirenden Einflusse des Eisens gebührt. — In der Abhandlung über Leukorrhoe geht R. zu weit, wenn er die mikroskopischen und chemischen Untersuchungen der Ausflüsse, die uns die letzten Jahre gebracht, in ihrer praktischen Bedeutung so gering anschlägt, daß er behauptet, es entspränge daraus für die Therapie gar kein Nutzen. Das Werk Lyl. Smith's »on the pathology and treatment of leucorrhoea« kann ihm hier als bester Einwurf entgegengehalten werden. Dagegen findet die gleiche Bemerkung hinsichtlich der Entzündung und Ulceration des Muttermundes und -halses in den Untersuchungen von West, die wir früher in diesen Blättern besprochen, ihre volle Berechtigung.

Vier Kapitel sind den Dislocationen des Uterus; dem Vorfall, der Retroversio und Anteversio und dem Vorfall der Blase in die Scheide gewidmet. Die Ursachen dieser Dislocationen sind nach Verf. bei allen von ihnen ziemlich dieselben: Druck auf die Gebärmutter von oben und zweitens mangelhafte Unterstützung dieses Organs von den Beckengebilden. Als eine dritte Ursache indeß müssen wir Krankheiten des Uterus selbst, besonders Hypertrophie und den chronischen Infarct hinzufügen. Die Beschreibung des Uterinvorfalles ist hauptsächlich Richter's »Anfangsgründe der Wundarzneikunst« entlehnt, wie Verf. selbst angibt, indem er des letztern Autors Schilderung für die beste bis jetzt gegebene hält. Dem Vorfall der Blase widmet er als selbständige Affection

ein eigenes Kapitel; nach unserer, und der, wie wir glauben, so ziemlich allgemeinen Auffassung ist dieses Leiden indeß wohl immer mit Scheiden- und Uterinvorfall vergesellschaftet, entweder als Ursache, oder häufiger als Folge. Deshalb müssen wir es auch als ein häufiges und nicht, wie Verf., als ein seltenes Ereigniß ansehen. Sehr zahlreiche Fälle davon findet man besonders unter dem ärmern Theile der Frauen, und wir glauben es vorzüglich durch schlechte Diätetik während der Geburt, vor Allem aber durch zu frühes Aufstehen und Bewegen nach derselben bedingt.

Die Abschnitte über Uteruspolypen und =fibroide enthalten nichts Bemerkenswerthes; dagegen sind die carcinösen Affectionen sehr gründlich abgehandelt. Der Verf. glaubt manche Fälle in ihrem Beginne durch eine innere Behandlung (wozu er nach dem Beispiele Walshe's den Arsenik empfiehlt) heilen zu können. Wenn er hier nur nicht in einer groben Täuschung begriffen ist, und die geheilten Fälle nichts als einfache Indurationen mit Hypertrophie waren! Der localen Behandlung mit Aetzmitteln ist er nicht hold; dagegen empfiehlt er frühe Amputation des erkrankten Cervix. Hierin stimmen wir ihm um so lieber bei, als einestheils doch manche Kranke auf diese Art von einem sonst tödtlichen Uebel geheilt werden kann, und anderseits die Exstirpation gegenwärtig, wo man dazu wohl immer den Ecraseur lineaire benutzen wird, ziemlich leicht und unblutig ist. Die Unsicherheit der Diagnose im Beginne des Leidens kann die Indication zur frühen Amputation nicht stören; wenn auch einmal ein nur einfach hypertrophirter Mutterhals entfernt wird, so ist damit weiter kein Schaden gestiftet. —

Das Blumenkohlgewächs, das »corroding ulcer«, der Pruritus pudendi und die Gefäßtumoren an der Oeffnung der Harnröhre sind besonders besprochen, und das ganze Werk schließt mit drei Kapiteln über Ovarialkrankheiten. Hier finden wir wenig Neues und wenige vom Verf. selbst herrührende Ansichten. Alles ist zwar gut geschildert, aber größtentheils den Arbeiten Anderer entnommen. In Bezug der Behandlung der Eierstockstumoren scheint Rigby der Punction abhold, geneigter dagegen den Iodinjektionen und der Excirpation, welche letztere nach den in jüngster Zeit (bes. von Clay in Manchester) gemachten Erfahrungen und beim Fortschreiten in der differentiellen Diagnostik gewiß auch immer mehr ihr Bürgerrecht unter den Operationen erlangen wird. — Den Inhalt und die Tendenz des vorliegenden Werkes haben wir in diesen Zeilen angedeutet; dasselbe ist das Zeichen einer immer mehr sich Bahn brechenden gesunderen Anschauung der weiblichen Sexualkrankheiten, und insofern müssen wir es besonders denen, welche sich speciell mit letztern beschäftigen, empfehlen. Wer sich genauer mit des Vfs Ansichten und Grundsätzen bekannt machen will, den verweisen wir auf die von ihm in den letzten 10 — 12 Jahren in der »Medical Times and Gazette« veröffentlichten Beobachtungen.

Spiegelberg.

### B e n e d i g

Nel Priv. Stab. Naz. di G. Antonelli 1856.  
Sul Cuore e sul Sistema della Circolazione  
del Boa Constrictor. Ricerche anatomico-fisio-  
logiche di Raffaele Molin Jadrense. Con  
tavole (Estrate dal Vol. degli Atti dell' I. R.



Istituto Veneto, di scienze, lettere ed arti. Serie III. Disp. IV). 71 S. in Octav. 9 Figg.

Der Verf. dieser kleinen Schrift, gegenwärtig Prof. in Padua und schon durch frühere Abhandlungen — z. B. sugli Stomachi degli Uccelli\*) 1850, Abhandlgn der Wiener Ak. — bekannt, hat die Gelegenheit benützt, das Herz eines eben verendeten etwa 3 Meter langen Boa zu untersuchen. Das Herz maß 8 Centimeter (3 Par. Zoll) und ließ sich sehr gut injiciren. Es wurde dann getrocknet, entleert und durchschnitten. Der Ventrikel zeigt hier die unvollkommene Theilung in arterielle und venöse Höhle und die Bildung zweier Taschen in letzterer, wie sie nach dem bisher Bekannten zu erwarten waren. Der Verf. findet sich auch hier in der Ansicht bestätigt, welche Briicke so wohl begründet hat, daß die Lungenarterie nur venöses Blut erhalte. Das arterielle Blut gehe in den rechten Aortenbogen, weil wäh-

\*) Dieser Aufsatz gibt eine bessere Darstellung des Drüsenmagens der Vögel, als bis dahin vorlag. Ein Irrthum des Vf., welchen wir gern bei dieser Gelegenheit berichtigen, weil er schon von Andern wiederholt worden ist, besteht darin, daß die secundären Schläuche dieser Drüsen allgemein in einen einfachen Centralraum sich münden sollen. Dies ist zwar bei einigen, wie beim Huhne, von welchem es Eckert richtig abbildet, wirklich der Fall, bei andern aber, dem Sperlinge, besonders deutlich bei der Krähe, dem Staare, befindet sich an der Stelle dieses Raumes ein verzweigtes System von Ausführungsgängen. Man wird daher der Einfachheit halber besser thun, die secundären Schläuche nicht als Drüsen zu bezeichnen. Vielleicht wäre dem Verf. Mehreres noch besser gelungen, wenn er als Erhärtungsmittel die Chromsäure angewandt hätte. Er würde dann z. B. keine Schwierigkeit gefunden haben, das schöne Secretionsepithel der secundären Schläuche zu erkennen. Auch darin irrt der Vf., daß nur dem Pelikan die kleinen einfachen Drüsen in der Schleimhaut des Drüsenmagens zukommen. Sie sind im Gegentheile sehr verbreitet, vielleicht allgemein.

rend der Zusammenziehung der arteriellen Ventrikelabtheilung die Scheidung der oben genannten Taschen sich gegen die linke Ventrikelwand lege und so den Zugang zum linken Aortenbogen decke. Ein ductus arteriosus, wie ihn M. J. Weber angab, findet sich nicht. Jede Aorta gibt eine A. coronaria, deren Ursprung bei der Ventrikelsystole von Aortenklappen verdeckt wird. Danach gibt die linke keinen Ast mehr vor ihrer Vereinigung mit der rechten, während diese Aa. thyreoidea, carotis, collaris abgibt.

Auf der Rückseite des Herzens liegt ein langer Venensack, in dessen hinteres Ende die V. cava post. eintritt, während derselbe von vorn die Vena jug. dextra aufnimmt, unmittelbar nachdem in diese die V. azygos anter. dextra übergegangen ist. Außerdem mündet in den Venensack eine V. azygos poster.

Die V. jugul. sin. nimmt die V. azygos anter. sin. auf, welche weit unbedeutender ist, als die azyg. ant. sin., indem in letztere die 30 vordern Intercostalvenen auch von der rechten Seite übergehen. Die V. jugul. sin. geht dann absondert in den venösen Vorhof. Der Venensack mündet nämlich durch einen schräg laufenden Schlitz zwischen zwei Klappen, deren eine theilweise doppelt ist und zwischen diesen Blättern die Mündung jener Jugularvene enthält. Bgm.

### S e l f i n g f o r s

typis Frenckellianis, 1854. Seïd Locmani ex libro Turcico qui Oghuzname inscribitur excerpta primus edidit, Latine vertit, explicavit Dr. Jac. Joh. Wilh. Lagus. 16 u. 52 S. in Octav.

Der Verfasser dieses kleinen türkischen Buches schrieb es im J. 1599 n. Ch., um für die Leser seiner Zeit die älteste Geschichte der Türken und ihres Ueberganges nach Europa zunächst in die Dobrudscha zu erklären; er legte dabei das alte Oghúzname zum Grunde, schrieb aber keineswegs aus rein wissenschaftlichen Absichten, sondern mehr aus volksthümlichem Stolze auf die Größe und das Alerthum seines Volkes, wie er es mit einem langen Verzeichnisse der damaligen türkischen Besitzungen in allen drei Welttheilen schließt. Da die älteste türkische Geschichte dunkel ist, so kann man dem jetzigen Herausgeber für die Herausgabe des Werkchens danken; auch hat er einige geschichtliche Erläuterungen hinzugefügt. Allein die lateinische Uebersetzung ist nicht genau und richtig genug: wir können nur den sehr schönen Druck des Türkischen aus der neuen Wiener Druckerei unbedingt loben. Vielleicht hätte der Herausgeber seine Arbeit vollkommener geben können, wenn er mehrere Handschriften des türkischen Werkes verglichen hätte. Er hatte aber nur eine Handschrift vor Augen, die aus der kaiserlichen Bibliothek zu Wien. Aus dem Inhalte des kleinen Werkes weisen wir besonders auf die Geschichte der ersten türkischen Niederlassung in der Dobrudscha hin, einer auch in dem neuesten türkisch-europäischen Kriege so bekannt gewordenen Gegend am schwarzen Meere. H. G.

---

### Berichtigung.

§. 1879 Z. 5 lese man verschiedenen für bestandenenen.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

204. Stück.

Den 21. December 1857.

---

L e i p z i g

F. A. Brockhaus 1857. Der einheimische und ausländische Rechtsschutz gegen Nachdruck und Nachbildung. Rechtswissenschaftliche und für den practischen Gebrauch bestimmte Darstellung der heutigen Gesetzgebung und des internationalen Rechts zum Schutz schriftstellerischer und künstlerischer Erzeugnisse von Max Friedländer, Doctor der Rechte. XV u. 227 S. Octav.

Zu den sehr viel besprochenen, in Schriften behandelten und bestrittenen Fragen der modernen Rechtswissenschaft gehört der Begriff des „geistigen Eigenthums“. Das Resultat aber ist, daß man den Begriff noch gar nicht gefunden, viel weniger gefaßt hat, aus dem einfachen Grunde, weil es in Wahrheit gar kein geistiges Eigenthum als Rechtsobject gibt. Wäre es anders, so würde auch der Begriff der vollendetsten aller Rechtsanschauungen in Betreff individueller Rechtsverhältnisse, der der classischen römischen Jurisprudenz, nicht fehlen. Das römische Recht kennt

aber nur ein Eigenthum an körperlichen Sachen und bestimmte, durch das Bedürfniß des täglichen Lebens geschaffene und getragene Rechte — *dominium* und *jura in re* — als sogen. dingliche Rechte, welche im System theils von den Rechten der Person, theils von den persönlichen Rechten oder den Obligationen geschieden werden. Hätte es einem römischen Juristen einfallen können, dem, was man geistiges Eigenthum zu nennen beliebt, im Rechtssystem eine Stelle anzuweisen, so würde es, unter der Voraussetzung, daß das positive Recht eine gerichtlich verfolgbare Verletzung statuirt hätte, nur da haben geschehen können, wo die *injuriarum actio* ihren Platz gefunden hat. So hatte denn auch von den verschiedenen unpassenden Analogien, welche die Romanisten, um dem praktischen Bedürfniß eines rechtlichen Schutzes gegen Nachdruck und Nachbildung zu genügen, auf römische Rechtsbegriffe basirten, diejenige noch am meisten für sich, welche zur *injuriarum actio* ihre Zuflucht nahm; obwohl auch dagegen der Einwand Geltung finden mußte, daß es sich dabei doch gar nicht um einen Bestandtheil der menschlichen Würde und freien Persönlichkeit handle, man müßte denn nach Hegel'scher Auffassung die „besondere Manifestation des persönlichen Geistes“ auch als ein persönliches Recht betrachten und damit das Recht geistig zu produciren mit dem Geistesproducte selbst verwechseln.

Object des geistigen Eigenthums müßte natürlich der Gedanke sein, der aber doch in der That nur so lange unser eigen ist, als wir ihn nicht geäußert und uns damit desselben entäußert haben. Denn in dem Augenblick, wo er das Rechtsgebiet beschreiten könnte, hört er auf, unser ausschließliches Eigenthum zu sein

und wird zum Gemeingut Aller, die ihn zu fassen, zu begreifen und zu benutzen im Stande sind. Nur da, wo die factische Möglichkeit totaler und ausschließlicher Herrschaft über ein Object Platz greift, kann eine entsprechende rechtliche Herrschaft durch das Recht agnoscirt werden und wenn aus diesem Grunde selbst körperliche Dinge, wie das offene Meer, die Luft und das fließende Wasser sich dem Eigenthum entziehen, so kann noch viel weniger ein Geistesproduct, selbst wenn es durch Schrift, Bild oder andere sinnliche Darstellung äußerlich erkennbar geworden ist, als ein Object des Eigenthumsrechts betrachtet werden, mag auch das körperliche Ding, das Papier oder Pergament, die bemalte Leinwand, Kupfer- oder Steinplatte, das Bauwerk oder auf einer neuen Erfindung beruhende Kunstproduct seinen Herrn oder Eigenthümer haben \*), und es ist geradezu unmöglich, dem dadurch fixirten und erkennbar gewordenen Geistesproduct der ausschließlichen Herrschaft des Urhebers in der Weise rechtlich zu sichern, daß jeder Andere gehindert werden könnte, sich dasselbe anzueignen und zu benutzen. Um was es sich auf dem Gebiete des Rechts und für die Gesetzgebung allein handeln kann, ist, zum Schutz gewisser vermögensrechtlicher Interessen der Reproduction und mecha-

\*) Bekannt ist, daß in der Lehre vom Eigenthumsvererb das römische Recht auch schon eine Entscheidung für einen Fall gibt, wo die Frage entstehen mußte, ob das Geistesproduct oder der Körper, auf welchem es dargestellt ist (beim Schreiben und beim Malen), überwiegen sollte? und daß Justinian, welcher seiner Kunstliebe die juristische Consequenz opfern zu müssen glaubte, für das bemalte Stück Leinwand oder Holz eine andere Entscheidung gibt, als für das beschriebene Stück Papier.

nischen Bervielfältigung des in bestimmter Form verkörperten Gedankens zum Nachtheil seines Erzeugers oder derjenigen, die ihr Recht von ihm ableiten, hindernd in den Weg zu treten, damit der Erwerb oder Gewinn, welchen er davon zu machen erwarten durfte, nicht durch Dritte beeinträchtigt werde, sei es aus Eigennutz oder aus einem andern Grunde, und nur insoweit vindicirt auch das allgemeine sittliche Bewußtsein der gebildeten Welt dem sog. geistigen Eigenthum die Unverletzlichkeit und verurtheilt denjenigen, welcher sich einer Verletzung desselben schuldig macht. Und hierin liegt zugleich die vollständige Erklärung, warum in Beziehung auf Schriften erst seit Erfindung der Buchdruckerkunst, welche einen die Arbeit der Bervielfältigung hundert und tausendfach lohnenden Gewinn ermöglichte, von Klagen über Verletzung des sog. geistigen Eigenthums und von rechtlichem Schutze wider solche Verletzung die Rede ist und weshalb die an Erfindungen so reiche neuere Zeit eine Ausdehnung des rechtlichen Schutzes auf andere Arten mechanischer Bervielfältigung nothwendig machte.

Diesen Standpunkt nimmt auch der Verf. der oben angezeigten verdienstlichen Arbeit im Wesentlichen ein. „Frei von innern Widersprüchen bleibt die rechtswissenschaftliche Kritik dieses Gegenstandes nur, wenn man es aufgibt, ein „geistiges Eigenthum“ aus abstracten Begriffen herzuleiten, sagt der Verf. S. 3. Man soll „dem historischen Entwicklungsgange der Gesetzgebung folgend, den Standpunkt der Praxis inne halten.“ — „Als der Schutze der Autoren ein staatsgesellschaftliches Bedürfnis wurde, bildete sich nach den fruchtlosen Versuchen starrer Romanisten, mit den Formeln des römischen Rechts zu helfen, zuerst ein Surrogat

des Rechts, das Privilegium und sodann aus diesem das Recht selbst in Form des verallgemeinerten Privilegs — *beneficium juris*. Der Inhalt des Privilegs war nicht das ganze Recht des Autors am Product, sondern nur dessen vermögensrechtliche Seite; es constituirte sich nicht der Begriff des geistigen Eigenthums, sondern lediglich das Verlagsrecht, d. i. das Recht eines jeden geistig Producirenden, sein Werk zum eignen Vortheil zu veröffentlichen, auf mehr oder weniger mechanischem Wege zu vervielfältigen, jeden andern von einer solchen Benutzungsart auszuschließen und dieses Recht ganz oder theilweise an Andere zu übertragen. Den Begriff dessen, was man „geistiges Eigenthum“ nennt, in dieser durch die Praxis constituirten Weise gefaßt, gelangt man ohne logische Sünden zu allen Consequenzen der Gesetzgebung selbst.“

Der Verf. abstrahirt demnach so zu sagen von philosophischer Basis und Begründung bei seiner Arbeit, obwohl er keine bloße Compilation geben wollte und gegeben hat. Seine Absicht war, den Theoretikern und Praktikern zugleich Genüge zu leisten, und deshalb hat er seine Aufgabe in zwei Theile getheilt und in dem ersten (dem theoretischen) die ganze Lehre „systematisch“ abgehandelt, jedoch nur „aus dem Gesichtspunkte der durch das positive Recht bestimmten Rechtswissenschaft“ und unter Darlegung der sich ergebenden Controversen von praktischer und wissenschaftlicher Bedeutung; — in der zweiten Abtheilung dagegen „eine Codification des heutigen Rechts gegen Nachdruck und Nachbildung, d. h. die zum gegenwärtigen Recht gehörigen Bestimmungen der Gesetzgebung der einzelnen Länder oder Staaten und die internationalen Verträge zusammengestellt.



Diese Weise der Behandlung ist gewiß eine sehr zweckmäßige zu nennen und befriedigt ohne Zweifel im Ganzen den Theoretiker sowohl als den Praktiker. Doch möchten wir damit und mit der Billigung der Ansicht, daß man ein sog. geistiges Eigenthum nicht zum Ausgangspunkt einer rechtlichen Erörterung machen könne, nicht zugeben, daß auf eine wirklich wissenschaftliche oder philosophische Grundlage, im Gegensatz zu dem sogen. praktischen Standpunkt des Verfs., verzichtet werden dürfe. Denn klar ist, daß ohne eine solche, ohne ein bestimmtes Princip weder an die bestehende Gesetzgebung der Maaßstab der Kritik angelegt, noch die Mangelhaftigkeit der vorhandenen Gesetze documentirt, noch eine befriedigende Lösung der bestehenden Controversen vorbereitet werden kann. Vor allen Dingen ist nothwendig zu untersuchen, wo überhaupt dasjenige, was man geistiges Eigenthum genannt oder als Consequenz desselben aufgestellt hat, wirkliches Recht ist, oder außerhalb des allgemeinen Rechtsbegriffs liegt? ferner, ob es ein Recht ist, welches in originärer Weise zur Rechtsphäre des Einzelnen gehört, oder nur ein Recht, welches durch eine besondere oder im allgemeinen Interesse erfolgte gesetzliche Anerkennung seinen Ursprung nimmt? Endlich, ob dieses Recht seiner Natur nach in das vermögens- oder in das personenrechtliche Gebiet gezogen werden soll?

Je nachdem diese allgemeinen Fragen beantwortet werden, müssen auch die einzelnen Rechtsbestimmungen eine ganz verschiedene Fassung erhalten; insbesondere z. B. schon der Begriff des Nachdrucks, worüber der Verf. S. 21 f. „Begriffliche Erörterungen“ gibt, die aber eben nichts Anderes als ein Abstractum aus der schon vorhan-

denen positiven Gesetzgebung sind, welches bekundet, daß alle \*) Gesetzgebungen ein Recht des Autors an dem ideellen Inhalt seines Werkes nur insofern anerkennen, als sie gewisse Eingriffe in den vermögensrechtlichen Umfang desselben für widerrechtlich und daneben auch für strafbar erklären. Ist dies aber richtig, dann darf offenbar auch die Definition des Nachdrucks dieses beschränkende Merkmal nicht ignoriren, wie es vom Verf. S. 23 geschieht, und man wird sich mit ihm auch nicht bei der Erfahrung (S. 22) beruhigen können, daß die meisten Gesetze, obwohl sie den Nachdruck überhaupt nur als widerrechtlichen Eingriff in die gesetzlich agnoscirte vermögensrechtliche Sphäre des Autors behandeln, doch weder „die Absicht des Nachdruckers, sich zu bereichern, noch die Tendenz, dem Autor einen Vermögensnachtheil zu bereiten“, zum Begriff des Nachdrucks erheischen. Freilich wird man eine solche „Absicht“ oder „Tendenz“ ebenso wenig als Bedingung des rechtswidrigen Nachdrucks behandeln dürfen, als sie nach römischen und andern Civilrechten zum *damnum injuria datum* gehören; allein die Verletzung oder Gefährdung eines vermögensrechtlichen Interesses oder einen pecuniären Nachtheil im weitern Sinne, wie ihn die R. Sächsische Gesetzgebung v. 22. Febr. 1844. Art. 1. 16 erheischt\*\*), dürfte

\*) Bemerket wird als Ausnahme, daß nur die Mexicanische Gesetzgebung das Autorrecht als ein wahres Eigenthum darstelle. Was indeß später im Codex der Gesetze S. 221 über Mexiko aus dem Decret der Cortes vom 10. Juni 1813 mitgetheilt wird, dürfte nicht genügen, um die Mexicanische Gesetzgebung als Ausnahme allen andern gegenüberzustellen.

\*\*) Dieses Gesetz gestattet nämlich ausdrücklich nur in so weit eine Rechtsverfolgung wegen Nachdrucks und Nachbil-

man dennoch als nothwendige Bedingung festhalten müssen, trotz des entgegenstehenden Gutachtens des K. Preuß. Geh. Obertribunals vom 13. Febr. 1844 in Sachen Schelling wider Paulus.

Von ganz besonderer Wichtigkeit scheint uns ferner die allgemeine Untersuchung und Feststellung der Natur des hier in Frage stehenden Rechts zu sein, insofern es sich fragt, ob es so zu sagen ein natürliches Recht des Einzelnen ist, oder ob es erst kraft einer gesetzlichen Anerkennung entsteht? Denn ist, wie wir annehmen, das Letztere der Fall, so erhält damit der ganze historische Entwicklungsproceß des sog. Verlagsrechts, — daß es zunächst nur durch *Lex specialis* oder *Privilegium* für den Einzelnen, der darum nachsuchte, begründet wurde, daß auch die Strafbarkeit des Nachdrucks einer besondern positivrechtlichen Erklärung bedurfte\*), daß man trotz allgemeiner, die Rechtswidrigkeit und Strafbarkeit des Nachdrucks feststellenden Landesgesetze den rechtlichen Schutz theils auf Inländer, theils nur auf die im Inlande entstandenen oder veröffentlichten Geistesproducte beschränkte und Anderes — seine genügende innere Rechtfertigung.

dung, als anzunehmen ist, „daß durch die unbefugteervielfältigung ein dem Berechtigten zukommender, schon Statt findender oder möglicher Erwerb geschmälert wird.

\*) D. h. nicht unter einen andern schon vorhandenen Verbrechenbegriff zu subsumiren war, mit Ausnahme der Fälle, die sich wirklich unter den Begriff des Betrugs bringen lassen. Daß der Nachdruck auch jetzt noch im Ganzen nur als Polizeidelict oder *delictum juris civilis* behandelt wird, ist offenbar.

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

205. 206. Stück.

Den 24. December 1857.

---

L e i p z i g

Schluß der Anzeige: „Der einheimische und ausländische Rechtsschutz gegen Nachdruck und Nachbildung zc. von Max Friedländer.“

So wird dann auch die in allen Gesetzen sich findende Bestimmung über das Erlöschen des Autorrechts nach Ablauf einer gewissen Zeit nach dem Erscheinen des Werkes oder dem Tode des Autors nicht als eine abnorme Beschränkung eines Rechts, wie sie bei keiner andern Art von Privatrechten vorkommt, betrachtet werden können, sondern nur als eine Bestimmung über den Umfang des vom Gesetze gewährten Rechts in zeitlicher Hinsicht, welche ganz vom Ermessen des Gesetzgebers abhängig ist\*). Freilich sagt auch der Verf. schon S. 4, daß die Begrenzung des Autorrechts auf eine bestimmte Zeit keine Rechts-

\*) So wäre z. B. Luther schon damit zufrieden gewesen, wenn nur „ein Drucker dem andern aus christlicher Liebe einen Monden oder zween zu gute harrete, ehe er ihm nachdruckte.“

anomalie sei und daß diese Beschränkung auf das schlagendste beweise, wie wenig sich das Autorrecht als ein Eigenthumsrecht kategorisiren lasse. Allein mit dieser Negation allein ist die Frage doch nicht abgethan. Allerdings läßt sich der Umfang, welchen das Autorrecht praktisch gewonnen hat, nur aus den vorhandenen Gesetzgebungen bestimmen; um aber darüber entscheiden zu können, ob diese Gesetzgebungen selbst der Natur des Autorrechts entsprechen? dazu dürfte doch die Construirung des Begriffs auf Grundlage einer „naturrechtlichen oder rechtsphilosophischen Anschauung der Sache“ nothwendiger sein, als der Verf. zu glauben scheint; und wenn auch, was doch wohl zu viel gesagt ist, „die Gesetze in dieser principlosen Behandlung der Rechtsmaterie gleichartig sind“ (S. 18), d. h. in Wahrheit nur Gesetzgebungen gegen den Nachdruck im weitern Sinne und nicht zum Schutz des geistigen Eigenthums sind, so dürfte doch auch die Rechtswissenschaft der ihr vom Verf. S. 18 gestellten Aufgabe, die sich hier bietenden vielen Streitfragen zur Lösung zu bringen, so lange nicht entsprechen können, als sie, wie es der Verf. S. 3 für das Beste hält, nur „dem historischen Entwicklungsgange der Gesetzgebung folgend, den Standpunkt der Praxis inne hält.“

Eine kurze Uebersicht dieses Entwicklungsganges der Gesetzgebung „zum Schutz des geistigen Eigenthums“ gibt der Verf. im § 2 (S. 5—13) und betrachtet dann im § 3 (S. 13—17) insbesondere die Gestaltung des heutigen Rechts in Deutschland, woran sich der schon erwähnte „Standpunkt der modernen Gesetzgebung“ im § 4 anschließt. Ueberall sehen wir, daß man zunächst durch „Privilegien“ einen Schutz des Autorrechts

im Einzelnen zu gewinnen suchte und zu gewähren bereit war, so namentlich auch in Deutschland, wo natürlich das kaiserliche Druckerprivilegium den umfassendsten Schutz gewähren mußte. Zu einem Reichsgesetz wider den Nachdruck kam es nicht\*); den Anfang in der Particular-Gesetzgebung macht eine kursächsische Verordnung v. 27. Febr. 1686, welche durch das Mandat v. 18. Decbr. 1773 wesentlich erweitert wurde. Uebrigens gehen schon in diesen ältern Verordnungen die Bestimmungen über den Nachdruck Hand in Hand mit gesetzlichen Vorschriften über Censur der Druckerzeugnisse. Zu einer auch nur einigermaßen übereinstimmenden Gesetzgebung kam es aber nicht und der Zustand war in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts ein um so traurigerer, als es nicht an Ländern fehlte, wo der Nachdruck nicht bloß geduldet wurde, sondern gesetzlich sanctionirt war.

Es war daher ebenso erfreulich, als in seiner rechtlichen Bedeutung unschätzbar, daß es einflußreichen Bemühungen auf dem Wiener Congreß v. 1815 gelang, die Aufnahme einer Bestimmung gegen den Nachdruck und zwar zur Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen denselben, in die deutsche Bundesacte zu erwirken und damit die Kompetenz der Bundesversammlung zur Aufstellung gleichförmiger Verfügungen, darüber von vorn herein außer Zweifel zu stellen. Hat sich nun auch die Bun-

\*) Erst in Leopolds II. Wahlcapitulation Art. VII, § 1 wird vom Kaiser das Versprechen ertheilt, „den Buchhandel nicht außer Acht zu lassen“ und ein Reichsgutachten auch darüber erstatten zu lassen, „wiefern dieser Handelszweig durch die völlige Unterdrückung des Nachdrucks von dem jetzigen Verfall zu retten sei.“

desversammlung nicht, der Zusage des Art. 18. lit. d der Bundesacte gemäß \*), „bei ihrer ersten Zusammenkunft“ mit der Abfassung solcher Verfügungen beschäftigt, so können wir in Deutschland doch, Gott sei Dank, mit voller Befriedigung auf dasjenige zurückblicken, was der Bund, wenn auch nach langer unverantwortlicher Zögerung, in dieser Hinsicht schrittweise geleistet hat. Zwar hatte schon 1819 der betreffende Ausschuss Bericht über diese Angelegenheit erstattet und eine „gleichförmige Verfügung“ entworfen; die Abstimmungen wurden aber verzögert und die ganze Angelegenheit als sogen. „gemeinnützige Anordnung“ durch die dem souveränen Particularismus mehr als gut war huldigende Wiener Schlußacte von 1820, gewiß nicht in Uebereinstimmung mit der Bundesacte \*\*), der Beschlußfassung nach Stimmenmehrheit entzogen. So dauerte es bis 1832, ehe nur, und auch jetzt bloß in Folge des Drängens von Preußen, der Beschluß gefaßt wurde, daß in Betreff des gesetzlichen Schutzes gegen den Nachdruck kein Unterschied zwischen den eignen Unterthanen und denen eines andern deutschen Bundesstaats gemacht werden solle; womit natürlich z. B. gegen den in Württemberg blü-

\*) Es ist bekannt, daß in dieser Bestimmung der Bundesacte die „gleichförmigen Verfügungen“ gegen den Nachdruck, mit denen „über die Pressefreiheit“ zusammengestellt sind; bei der Ausführung wurden aber beide Gegenstände von einander getrennt und zunächst in Folge der Carlsbader Beschlüsse eine gleichförmige Verfügung nicht „über“, sondern zur Beseitigung der Pressefreiheit gegeben und vom Bunde bis zum 2. März 1848 aufrecht erhalten.

\*) Die deutsche B. V. verweist „gemeinnützige Anordnungen“ zwar vor das Plenum der B. V., nennt sie aber nicht unter den Angelegenheiten, über welche kein Majoritätsbeschluß Statt finde.

henden Nachdruck, ohne Erwirkung besonderer Privilegien, die als Finanzquelle betrachtet wurden, gar nichts gewonnen war. Die Verabredung aber, welche die deutschen Regierungen auf den Wiener Ministerial-Conferenzen von 1834 (Schluß-Protocoll Art. 36) dahin trafen, „daß der Nachdruck im Umfange des ganzen Bundesgebietes zu verbieten und das schriftstellerische Eigenthum nach gleichförmigen Grundsätzen festzustellen und zu schützen sei“, blieb zunächst, wie manches Andere, was besser nie ans Licht getreten wäre, geheime Stipulation, so daß nicht recht verständlich ist, was der Verf. S. 15 damit sagen will, mit Ende des Jahres 1835 sei, in Folge des hiermit gewonnenen Principis, der Nachdruck in allen deutschen Staaten verboten gewesen. Wahrscheinlich hat aber der Verf. 1837 schreiben wollen. Denn ein Bundesbeschluß v. 9. Novbr. 1837 stellte allerdings zu Gunsten der im Umfange des Bundesgebietes erscheinenden litterarischen und artistischen Erzeugnisse den allgemeinen Satz als für alle Bundesstaaten verbindliche Norm hin: „Literarische Erzeugnisse aller Art, sowie Werke der Kunst, sie mögen bereits veröffentlicht sein oder nicht, dürfen ohne Einwilligung des Urhebers oder desjenigen, welchem derselbe seine Rechte an dem Originale übertragen hat, auf mechanischem Wege nicht vervielfältigt werden.“ Zugleich wurde die Dauer des gesetzlichen Schutzes (Art. 2 u. 3), der Anspruch auf Entschädigung und Confiscation der nachgedruckten Exemplare, so wie der zur Nachbildung gemachten Vorrichtungen bei Werken der Kunst festgestellt; und eine spätere Erweiterung der durch Art. 2 als Minimum aufgestellten Schutzfrist vorbehalten. Die sonstige Bestrafung des Nachdrucks und



des Debits von Nachdrücken zc. wurde der Landesgesetzgebung überlassen. Erst der Bundesbefehl v. 19. Juni 1845 bestimmte Art. 6: „Außerdem sind gegen den Nachdruck und andere unbefugte Vervielfältigung auf mechanischem Wege auf den Antrag des Verletzten in allen Bundesstaaten, wo die Landesgesetzgebung nicht noch höhere Strafen vorschreibt, Geldbußen bis zu 1000 Gulden zu verhängen.“

Eine wichtige Ergänzung der bisherigen Bestimmungen brachte der Bundesbeschluß vom 22. April 1841 gegen unbefugte öffentliche Auführung musikalischer und dramatischer Werke und fernere Erweiterungen des gesetzlichen Schutzes gegen den Nachdruck und einige neue resp. nähere Bestimmungen über die rechtlichen Folgen machte der Bundesbeschluß v. 19. Juni 1845, welchen der Verf. S. 17 als den letzten aufführt. Doch wird der Bundesbeschluß vom 6. Novbr. 1856, durch welchen eine abermalige Erweiterung der Schutzfrist gewährt worden ist, noch nachträglich in der Note auf S. 101 eingefügt. Der neueste, auch den Beschl. v. 22. Apr. 1841 erweiternde B. Besch. ist v. 12. März 1857.

Da kein Bundesbeschluß für Justiz und Administrativbehörden und Unterthanen der Einzelstaaten bindend ist, wenn er nicht durch einen legislativen Act der Landesstaatsgewalt gesetzliche Kraft erlangt hat, so kommt natürlich auch hier es nöthigenfalls darauf an, die gesetzliche Publication nachzuweisen; und es wäre wünschenswerth, daß der Verf. bei der Relation des in den einzelnen Bundesstaaten geltenden Rechts noch genauer ermittelt und angegeben hätte, welche Bundesbeschlüsse und wann sie zur Publication gelangt sind. Dergleichen Feststellungen für 35 deutsche

Bundesstaaten zu machen, hat, wie Ref. aus Erfahrung zur Genüge weiß, seine Schwierigkeiten. Mit einiger Mühe sind sie indeß doch zu überwinden. Daneben ist aber auch für den praktischen Gebrauch zu bedauern, daß der Verf. in der Zusammenstellung der gesetzlichen Bestimmungen in der 2ten Abtheilung der Schrift S. 97 f. nur die deutschen Bundesbeschlüsse nach ihrem Wortlaut, von den Particular-Gesetzen aber nur den aus denselben gezogenen Inhalt, ohne Angabe der einzelnen Artikel und nach selbstgewählter Anordnung gegeben und dadurch dieser Zusammenstellung die Authenticität entzogen hat. Das bloß Transitorische, das durch spätere Bestimmung aufgehobene konnte deffenungeachtet ausgeschieden und dadurch, sowie bei wörtlicher Uebereinstimmung mit einer andern schon hervorgehobenen Gesetzgebung durch Verweisung eine dem Zwecke möglichster Zusammendrängung des Materials entsprechende Abkürzung gewonnen werden. Uebrigens berücksichtigt der Vf. sowohl bei der systematischen Abhandlung in der ersten Abtheilung als im Codex der Gesetze nicht bloß das gemeinsame und particulardeutsche Recht, sondern auch die Gesetze von Frankreich, Großbritannien, Belgien, den Niederlanden, Spanien, Portugal, Rom, Sardinien, (Neapel und?) Sicilien, Dänemark, Schweden, Rußland, den vereinigten Staaten von Nordamerika, Mexiko, Chile und Venezuela und gibt schließlich noch ein Verzeichniß theils der heutigen Gesetze zum Schutz der schriftstellerischen und künstlerischen Erzeugnisse, theils der geltenden Staatsverträge zum gegenseitigen Schutz des literarischen und artistischen Eigenthums. In Betreff der Schweiz wird in der Vorrede S. IX aus einem Briefe eines namhaften deutschen Juristen,

jezt Professors an einer der schweizer Hochschulen, die, der Nachbarschaft halber auch für Deutschland besonders unerfreuliche Mittheilung gemacht: „Eine Darstellung der schweizer Geseze zum Schuß des geistigen Eigenthums gibt es in der ganzen Welt nicht, am wenigsten in der Schweiz selbst. Kaum weiß hier Einer, was in seinem Canton selbst Rechtens gegen den Nachdruck ist, geschweige denn, was bei seinem Nachbar. In den Strafgesezbüchern der Schweiz findet sich darüber nichts, und ich bin nicht einmal im Stande gewesen zu ermitteln, welche Specialgeseze gegen Nachdruck in der Schweiz erlassen sind.“ So dürfen wir in Deutschland also wenigstens in dieser Beziehung stolz darauf sein, daß unsere Bundesgesezgebung mehr gewährt als den Schweizern die ihrige.

Sollen wir noch schließlich ein generelles Urtheil über die Leistung des Verfs fällen, so können wir ihm das Zeugniß nicht versagen, welches er für sich in Anspruch nimmt, daß er die vorhandenen Quellen genukt und frühere Arbeiten an Vollständigkeit übertroffen. Durch die hervorgehobene doppelte, sowohl systematische als compilatorische Behandlung des Materials hat die Schrift theils im Gegensatz zu frühern wissenschaftlichen Erörterungen der Rechtslehre vom Nachdruck und sonstiger Nachbildung, theils den schon vorhandenen Sammlungen gegenüber, welche die Geseze und Staatsverträge zum Schutze des literarisch = artistischen Eigenthums zum Gegenstand haben (wie z. B. die erst voriges Jahr (Heidelberg 1856) erschienene Sammlung von Dr. Ch. F. M. Eisenlohr), ihren besondern oder eigenthümlichen Werth.

Zachariä.

## M ü n c h e n

in Commission der J. H. Cotta'schen Buchhandl. 1854. Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern. III. Theil. Von Dr. F. B. W. von Hermann. VIII u. 522 S. in Fol.

Zwei Gründe sind es zunächst, welche Refer. Veranlassung gegeben haben, oben genannte große statistische Collectiv-Arbeit, und zwar vorzugsweise deren 1. Theil, Bewegung der Bevölkerung von 1844—45 bis 1850—51, dem Versuche einer Beurtheilung zu unterziehen. Theils ist Bayern der einzige Staat in Deutschland, in welchem bereits seit 15 Jahren die biostatistischen Erhebungen auch die Mortalitäts-Ursachen in so specieller Eintheilung wie hier geschehen ist, zu umfassen suchen (dasselbe geschieht zwar auch wohl in einzelnen Städten, aber nicht in ganzen Ländern Deutschlands, auch in Preußen mehr summarisch \*)), — theils mag hier Gelegenheit genommen werden, im Allgemeinen über das bei derartigen Untersuchungen zu befolgende Ziel und über die Methode, einige unvorgreifliche Bemerkungen zu äußern. Die Aufgabe, die Fluctuationen in der Mortalität, das heißt doch nur, genauer gesagt, in der lethal gewordenen Morbilität, nicht nur summarisch, sondern in „speciellerer Gliederung“ zu ermitteln; dann sie zu vergleichen mit anderen, in der Zeit und im Raume; dann daraus die ätiologischen Verhältnisse kennen zu ler-

\*) Eine gute Uebersicht über die in den einzelnen deutschen Staaten zur Zeit bestehenden Verfahren in dieser Hinsicht erhält man in F. W. Beneke's Mittheilungen und Vorschlägen, betreffend die Anbahnung einer Morbilitäts- und Mortalitäts-Statistik für Deutschland. Oldenburg 1857. S. 20—61.

nen; und dann diese Kenntniß für die Hygiene praktisch anzuwenden, also in einem wirklichen Dienste der echten Humanität und Civilisation — diese Aufgabe tritt immer dringender und näher uns entgegen. Die Statistiker erwarten, daß die Aerzte ihnen dabei als Specialisten Unterstützung gewähren, und die Aerzte sind bereit dazu, aber unstreitig noch nicht völlig darauf vorbereitet. Es kommt also noch darauf an, sich zu verständigen und die Schwierigkeiten, welche hier anerkannter Weise vorliegen, gemeinsam zu überwinden.

In Bayern erweisen sich die drei hauptsächlichsten biostatistischen Verhältnisse, zufolge den Erhebungen im Jahre 1850—51 folgendermaßen:

der Mortalität 1:34 = 29 pro Mille \*)

— Nativität 1:27 = 37 p. M.

— Copulation 1:74 = 13 p. M.

Die ganze Einwohnerzahl betrug 4559452 (vor 34 Jahren, 1818, war sie nur 3707966), die Zahl der Gestorbenen 131726 \*\*), der Geborenen 162999, der Copulirten 61362.

Sehen wir auf die vorhergegangenen Jahre zurück, so hat seit 1818 eine Zunahme der Bevölkerung Statt gefunden, um 857486 Seelen. Aber es ist zu bemerken, daß in den ersten

\*) Da erst durch Vergleichen eine Schätzung möglich wird, so mögen hier von einigen andern Ländern und Orten zuverlässige Angaben über das Mortalitäts-Verhältniß stehen; es ist

in Frankreich 1:40 in Capstadt 1:48

in England 1:44 in Archangel 1:27

in Chile (St. Jago) 1:48 in Neu-Orleans 1:17

in ganz Deutschland kann man es im Mittel etwa 1:35 ansetzen. — Auch von einer ostindischen Stadt, Chittagong, kennt man es, es ist dort 1:33.

\*\*) Darunter ohne ärztlichen Beistand über die Hälfte, 68879; dies ist schon jetzt hervorzuheben.

16 Jahren diese Zunahme bedeutender gewesen ist (538812), als in den folgenden 18 Jahren (312672) und daß sogar bei der letzten Zählung eine Abnahme der Bevölkerung in der Rheinpfalz sich ergeben hat, obgleich eben in dieser Provinz der Gesamt-Zuwachs seit 1818 am stärksten gewesen war\*). [Aehnliches bemerkt man zur Zeit in andern Ländern, z. B. in Holland und Frankreich u. a. Die Reihe von theuren Jahren können der Grund sein, aber auch könnte überhaupt ein gewisser Saturationspunkt in der Subsistenz-Gewährung der Länder erreicht sein]. Am geringsten ist die Zunahme der Bevölkerung in der Ober-Pfalz gewesen, nur 16.11 Proc., während sie in der Rhein-Pfalz seit den hier berücksichtigten 34 Jahren, 37.04 Proc. betragen hat. — Hiermit finden wir in richtiger Uebereinstimmung die Zahl der Trauungen (oder das Verhältniß der Copulation); ihre Fluctuation hielt deutlich Schritt mit den Zeiten der Eheurung und der Kriegs-Aussichten, und ihr Verhältniß war am größten in der Pfalz, 1:65; dagegen beinahe am niedrigsten in derjenigen Provinz, wo auch die Bevölkerung am wenigsten Zunahme erfahren hatte, in der Ober-Pfalz, 1:80, nur in Niederbayern ist sie noch größer gewesen. — Das Verhältniß der Geburten (der Ausdruck Nativitäts-Verhältniß scheint Ref. dafür annehmbar) hat in den ersten 18 Jahren betragen 1:28 (35.7 p. Mille) und ist in den folgenden 16 Jahren so geblieben 1:28 (genauer 35.3 p. M.). Im letzten Jahre hat es et-

\*) Man sehe hierüber die Festrede unseres Verfs in der Akademie der Wissenschaften zu München, am 26. Novemb. 1853 „Ueber die Bewegung der Bevölkerung im Königreich Bayern.“ Hieraus sind überhaupt die hier mitgetheilten Angaben über den früheren Zeitraum genommen.

was höher fluctuirt, bis 37 p. M. Am höchsten war es wieder in der Pfalz 39.5 p. M., und am niedrigsten dort, wo auch das Verhältniß der Trauungen am niedrigsten gewesen, in Niederbayern, 33 p. M. Auch hierauf zeigten die Zeiten der Noth ihre Einwirkung. Das Zahlenverhältniß der beiden Geschlechter blieb constant, wie  $25\frac{1}{2}$  zu 24. Auf eine Familie berechnen sich im Durchschnitt 4.2 Kinder. — Sieht man nun auf die Mortalität im Verhältniß zur Gesamtzahl der Bevölkerung, so war dies in dem Zeitraume der ersten 18 Jahre 1:39 (25.1 p. M.), in den folgenden 8 Jahren 1:33 (29.8 p. M.) und in den letzten 8 Jahren 1:35 (28.5 p. M.). [Also ist die Abnahme in dem Wachsen der Bevölkerung während der letzten Jahre dadurch zu Stande gekommen, daß die Mortalität zugenommen hat und die Nativität nur sich gleich geblieben ist]. Am ungünstigsten war die Mortalität in Schwaben 1:30 (33.0 p. M.); dann in Oberbayern 1:32 (31.3 p. M.); dagegen am günstigsten war sie in Oberfranken 1:36 (27.8 p. M.) und in der Pfalz, jedoch hier erst in den letzteren 8 Jahren, 1:39 (25.3 p. M.). [Da nun die Rheinpfalz früher verhältnißmäßig die wenigsten Verluste durch Todesfälle gehabt hat, und doch die meisten Trauungen und Geburten, so ist daraus die größere Zunahme der Bevölkerung in ihr erklärlich; die Stockung aber, welche darin im letzten Jahre gemeldet wird, war begleitet auch von Steigerung der Mortalität 1:34 (29 p. M.).]

Ueber die Mortalitäts-Ursachen werden in Bayern seit dem Jahre 1835 statistische Erhebungen gemacht. Uns beschäftigen hier nur die in dem vorliegenden Bande von 1844 — 45 bis 1850 — 51, also für einen Zeitraum von 7 Jah-

ren, gegebenen Mittheilungen. Der Verf. sagt darüber, in der Vorrede S. III: „Obwohl kein Staat bessere Organe für diese Aufnahme besitzt, als Bayern, das durchaus in ärztliche Districte, jeder mit einem eigenen Arzt eingetheilt ist, und obwohl nicht leicht eine andere Klasse von Gelehrten strengere Anforderungen an statistische Erhebungen macht, als die Aerzte, so sind doch gerade die von den Aerzten gelieferten statistischen Erhebungen keineswegs diesen Anforderungen entsprechend. Die Ursache davon liegt zum Theil in der Unbestimmtheit der Krankheits-Begriffe und Bezeichnungen, namentlich wo, wie z. B. bei den Fiebern, über die Arten so große Meinungs-Verschiedenheit herrscht. Hier war es denn gar nicht möglich, in der Haupt-Zusammenstellung die einzelnen Arten der Krankheiten vorzutragen. Die bloß summarische Aufzählung von Fiebern, Entzündungen, Verhärtungen, Vereiterungen (die freilich nach dem für die speciellen Erhebungen vorgeschriebenen Schema in mehreren Unterarten vorzutragen waren) gibt allerdings keine recht brauchbare Einsicht.“ — Man ersieht hieraus, daß die Statistik von der ärztlichen Mitwirkung vor Allem eine übersichtliche Ordnung der zu beachtenden Krankheits-Verhältnisse wünscht. In Bayern enthält die Eintheilung der Mortalitäts-Ursachen zur Zeit folgende 40 Rubriken: Vor der Geburt, Unreife, Schwäche nach der Geburt, Fieber, Entzündungen, Krankheiten des Herzens und der großen Gefäße, Aphthen, Rose, Blattern, Masern, Scharlach, Röttheln, Friesel, Verhärtungen und Carcinome, Vereiterung, Brand, Wassersucht, Eingeklemmte Hernien, chronischer Durchfall, Ruhr, Brechruhr, asiatische Cholera, Fleus, Blutfluß, Schlagfluß, Convulsionen, Starrkrampf, Sticfluß, Keuchhusten, Wasserscheu, Nach künstlichen



Entbindungen, Nach chirurgischen Operationen, Abzehrungen, Altersschwäche, Selbstmord, Tödtungen, Hinrichtungen, Unglücksfälle, Unbekannte Todesursachen. Daß diese Eintheilung fernerhin nicht mehr genügt, ist anerkannt. Dennoch sind danach Resultate in Zahlen ausgedrückt gewonnen, welche leicht mit den großen Zahlenhaufen wie sie die Statistik von Zeit zu Zeit vorlegt, unbeachtet und verkannt weggeschwemmt werden können, weil sie nicht herausgelesen sind. Aber niemals sollte die Statistik versäumen, die wichtigsten und daher bleibenden End = Ergebnisse ihrer Untersuchungen, welche zum größten Theil so flüchtigen und verrinnenden Werth haben, am Schlusse deutlich herausgehoben, nach Procenten angegeben, dem Leser vorzulegen, auch deshalb, weil Vergleichen anzustellen, die Haupt-Aufgabe der Statistik bildet. Hier finden wir die Fluctuation in den Mortalitäts-Ursachen in Bayern dargelegt nach ihrer Vertheilung auf die 8 Regierungsbezirke, während eines Zeitraums von 7 Jahren, ferner nach den Jahreszeiten und Monaten, und nach den Lebensaltern.

Die Hauptsumme der Sterbefälle erweist sich, wie gewöhnlich, ziemlich gleichbleibend in allen 7 Jahren (von 1844 — 45 bis 1850 — 51); jedoch mit einer gewissen Fluctuation, deren Amplitude (um diesen Ausdruck aus der Meteorologie zu gebrauchen) etwa 5 Proc. beträgt, nämlich vom Minimum von 125000 (im Jahre 1845) bis zum Maximum von 132000 (im Jahre 1848). Im Jahre 1851 (und ähnlich in den übrigen) enthielt etwa das 22ste Lebensjahr die Hälfte der in einem Jahre Gebornen noch am Leben; in den Jahren vom 2ten bis zum 20ten Lebensjahre starben die wenigsten [dies sind keine ungewöhnliche

Verhältnisse, sondern dürften ziemlich gleich im übrigen Deutschland bestehen]. Aber in einem außerordentlich und beachtenswerth ungünstigen Verhältniß erscheint die Sterblichkeit im ersten Lebensjahre, und zwar ziemlich gleichbleibend in allen Jahren; als Minimum finden wir 46702 (im Jahre 1844—45), als Maximum 54102 (im Jahre 1845—46). Unten wird weiter die Rede davon sein. In jedem Jahre befinden sich unter den Gestorbenen von solchen, welche über 90 Jahre erreicht haben, etwa 350, und die über 100 Jahre erreicht haben, etwa 6.

Vergleichen wir die 8 Regierungs-Bezirke unter einander, so ergeben sie folgende Unterschiede des Mortalitäts-Verhältnisses für das Jahr 1850—51 (wie gesagt ist es für das ganze Königreich 1:34 (29 p.M.)).

in Oberbayern 1:32 in Oberfranken 1:38 (26p.M.)  
 - Niederbayern 1:36 - Mittelfranken 1:34  
 - Pfalz 1:34 - Unterfranken 1:38 (26p.M.)  
 - Ober-Pfalz 1:32 - Schwaben 1:29 (34p.M.)

Also eine Differenz von 8 p. M. oder  $\frac{8}{10}$  Pct. Am günstigsten stellt es sich in Oberfranken und in Unterfranken, am ungünstigsten aber in Schwaben; auch ziemlich constant in den früheren Jahren. — Es würde nun ein großer Gewinn sein, die Provinzen näher in Hinsicht auf das Vorkommen besonderer Krankheitsformen als Ursachen jener Unterschiede vergleichen zu können. Allein dazu sind hier die Zahlen noch wenig verwendbar, weil die Procent-Angaben nicht herausgestellt sind, obgleich die Unterscheidungen nach Monaten und nach den Lebensaltern genügend gemacht sind. Der Verf. hat diesen Mangel sehr wohl gefühlt, wie sich aus dem auf Seite V gemachten Versuche deutlich ersehen läßt. Daß aber auch vor Allem

die von der Statistik hier angewendete Classification nicht genügte, ist schon angedeutet worden. Davon mag hier noch etwas weiter die Rede sein, obgleich Ref. schon früher einmal in diesen Blättern über eine solche Classification der Krankheiten zu statistischen Zwecken seine Meinung auszusprechen sich erlaubt hat. (S. Jahrgang 1856 Sept.). Zu statistischen Zwecken kommt es darauf an, als die wichtigsten Verhältnisse diejenigen anzuerkennen, welche die größte Bedeutung für die Bevölkerungen haben, und diese so hervorzuheben, daß sie bei den Vergleichen deutlich, leicht und rasch zu überblicken sind.

Als die wichtigsten Gesichtspunkte in diesem Sinne für die Mortalitäts-Statistik sind folgende zu bezeichnen: die Krankheiten im ersten Lebensjahre (oder genauer in den ersten Monaten) — die Lungen-Tuberculose (Lungen-Schwindsucht) — die Entzündungen, sonderlich die der Respirations-Organen — die Krankheiten der gastrischen Organen — die Verkältungs-Krankheiten — die endemische Malaria-Constitution — die epidemisch vagirenden Contagien, darunter besonders der Typhus — einige Dyskrasien (Skrofel, Scorbut, Sicht u. a.), — die Puerperal-Krankheiten, — die Krankheiten des höheren Alters — besondere Disposition zu Localisationen in den wichtigsten Organen — einzelne endemische und epidemische Besonderheiten. Die Classification, welche diese Gesichtspunkte beachtet, kann sehr einfach sein, aber vor Allem wird sie gut geordnet sein müssen.

(Schluß folgt).

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 207. Stück.

Den 26. December 1857.

---

### M ü n c h e n

Schluß der Anzeige: „Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern. Von Dr. F. B. W. v. Hermann“

Lange Zeit hat die Statistik die Mortalität in ihrer Gesamtheit und als Einheit behandelt, obgleich sie doch nur bedingt wird durch die Morbilität, ja nur aus demjenigen Theile der letzteren besteht, welcher lethäl geworden ist. Die Regelmäßigkeit, welche man in der Mortalität bewundert, beruht nur auf einer Regelmäßigkeit in der Undulation der Morbilität; denn Keiner stirbt ohne Krankheit. Man begegnet sogar nicht selten noch der Meinung, es liege in der Absicht der göttlichen Ordnung, ein gewisses Maaß der Mortalität einzuhalten, so daß selbst nach dem Ausfallen oder Abnehmen einer Krankheitsform in einer Bevölkerung diese durch das Eintreten oder die Zunahme einer anderen stellvertretend ersetzt werde\*).

\*) Der Ausdruck ist, „indem man dem Tode eine Pforte verschließt, öffnen sich die andern Pforten weiter.“ In Be-

Man bemühte sich wohl, die Stunde des Tages ausfindig zu machen, wo die meisten Menschen sterben, freilich auch wohl die Jahre und Monate, aber wenig oder gar nicht erkannte man dabei ein bestehendes regelmäßiges System in dem jährlich umlaufenden Wechsel der wichtigsten Krankheitsformen. — Nun aber könnte, zufolge einem allgemeinen psychologischen Gesetze, die Wissenschaft der Statistik geneigt werden, zu große Anforderungen an numerische Aufnahme der einzelnen Morbilitäts-Verhältnisse zu stellen. Es gibt auch bei ihr Uebertreibungen; die Lust zu zählen kann auch zu einer Sucht werden. Man kann dabei theils Mühe verschwenden auf völlig unnütze Gegenstände („man kann auch die Blätter auf den Bäumen oder die Wellen in den Flüssen zählen wollen“), theils kann man dabei verleitet werden, durch Gesetze sehr zudringlich in Privat- und persönliche Rechte einzugreifen. Dahin gehört z. B. die Andeutung, zum Zwecke der genauen statistischen Erhebung der Mortalitäts-Ursachen, sämt-

zug auf die Vaccination ist eine derartige Aeußerung Bülherm's, die auch bei Quetelet (*L'homme et ses facultés* 1835) citirt ist, mißverstanden, und noch öfters in statistischen Schriften als gültig angesehen zu finden. Könnte man alle Krankheiten entfernen, so würde man damit unstreitig auch die ganze Sterblichkeit entfernen. Mit ihrer Minderung wird aber immer die mittlere Lebensdauer größer, nicht aber immer auch die Bevölkerung, weil weniger Platz gemacht wird für das folgende Verhältniß der Copulationen und der Nativität. Man kann nicht diejenigen Krankheiten entfernen, welche am Ende nur der Ausdruck des Ablaufs des Lebens sind; aber Contagien u. a. Ursachen kann man fern halten, ohne daß dafür andere Krankheiten an sich zunehmen. Wenn man die Mortalität als das ansieht, was sie ist, nicht als eine Einheit, sondern als die ganze Summe der tödtlich werdenden Krankheiten, so wird die Klarheit über dies Verhalten eher erreicht.

liche Gestorbene einer Section zu unterwerfen. Ist die statistische Ermittlung der Mortalitäts-Ursachen eine Aeußerung der Civilisation, wie sie es doch unzweifelhaft ist, so würde sie sich in dieser Maßregel, nach der Meinung und dem Gefühle Vieler, eines Mittels der Barbarei und der Despotie bedienen. Außerdem aber würde der Zweck dadurch doch nur sehr ungenügend erreicht werden.

Wenn die Rede davon ist, in welchem Modus die statistische Erhebung der Todes-Ursachen beschafft werden könne, so ist, nach Ref. unmaßgeblicher Meinung, dies zu erreichen möglich, zunächst in den Städten, aber auch auf dem Lande, wenn man nicht zu viel, sondern nur das Wichtige auf einfache Weise erstrebt. Es ist weder ausführbar noch passend rathsam, daß allein Aerzte die Vermittler dazu bei den Behörden bilden. Der Arzt darf nicht erst nach dem Tode erscheinen. Laien können diesen controlirenden Dienst im Allgemeinen vielleicht besser versehen, etwa Amtsdienere, Kirchendiener oder Todten-Frauen. Diese würden bei jedem Todesfalle von den Hausgenossen des Gestorbenen auch die ursachliche Krankheit in Erfahrung zu bringen haben und sehr selten würde doch eine Bestimmung darüber völlig fehlen, welche auf einen der genannten Gesichtspunkte sich beziehen ließe. Im Falle aber der Gestorbene ärztlich behandelt gewesen ist, würde von seinem Arzte ein Schein über die Krankheitsform einzuholen und auszustellen sein. Da, wo eine regelmäßige Todtenschau ausgeübt wird, welche aber auch nicht überall auf dem Lande von Aerzten besorgt werden kann (z. B. lehrt dies die Erfahrung in Preußen), würde diese freilich sehr behülflich sein können zur näheren Bestimmung der Todes-Ursache. Der Mortalitäts-Registrator des Kreises trägt aber

jeden Fall in sein Register und tauscht einen Schein darüber mit dem Pfarrer des Orts; ohne einen solchen Schein darf keine Leiche beerdigt werden. Hierüber wird vierteljährlich berichtet aufwärts bis zu der Centralstelle. In dem kleinen Canton Genf soll, wie Marc d'Espine berichtet, jeder Sterbefall in seiner Ursache von zwei Ärzten aufgenommen werden, nämlich von dem behandelnden und von einem zur Controle bestellten. Aber nur in einem so kleinen Gemeindegewesen ist dies ausführbar. Daß der eben ange deutete Modus, mittelst Laien die Mortalitäts-Ursachen zu statistischen Zwecken zu erheben, praktischen Werth hat, dafür fehlt es nicht an Erprobung durch die Erfahrung, z. B. in England, seit 20 Jahren. In der schon oben angeführten Schrift von Beneke (S. 60) findet sich darüber eine Aussage des General-Registrators, welche lautet: „Sie haben ersucht meine Meinung abzugeben über die praktische Ausführbarkeit einer genügenden Registrirung der Todes-Ursachen in der ganzen Bevölkerung unserer civilisirten Länder. Zufolge den Erfahrungen, welche wir in England seit beinahe 20 Jahren (1837 — 1857) gemacht haben, stehe ich nicht an, für die Ausführbarkeit mich auszusprechen. In einer gewissen Zahl von Fällen kennen wir die Todes-Ursachen sicher durch den ärztlichen Berather des Verstorbenen, in anderen Fällen sind sie nur innerhalb einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu ermitteln.“ Von der Wahrheit dieser Aussage kann sich Jeder überzeugen, der die jährlichen Berichte und namentlich den letzten, 16th annual report of the registrar general — in England sorgsam durchgehen will; die gleichbleibende Uebereinstimmung der Zahlen in einer Reihe von Jahren kann nicht zufällig sein. Auch

findet man dort in dem mitgetheilten Bericht an den internationalen statistischen Congress Näheres über den dabei angewendeten Modus der Erhebung \*).

Kehren wir nun wieder zurück zu der Betrachtung der besonderen Krankheits = Constitution Bayern's, wie es aus dem gebotenen Material als ein Beispiel vorliegt. Es ersieht sich aus der Ordnung der Todes = Ursachen nach den Monaten (S. IV), daß (der allgemeinen Regel entsprechend, die sich in allen denjenigen Ländern

\*) In Bezug auf die eben wieder genannte Schrift von Beneke, „Mittheilungen zur Mortalitäts = Statistik“, welche viel Aunregendes enthält, mag noch dies bemerkt werden. Darin sind auch Ermittlungen der nicht tödtlich gewordenen Morbilität erstrebt. Diese zu erreichen scheint jedoch nicht möglich zu sein und es zu versuchen könnte diese ganze Art, Statistik zu treiben, dem Publicum und den Aerzten sogar verleiden. Aber bei Truppenkörpern und anderen umgrenzten Gesellschaften ist es ausführbar und wünschenswerth. — Auch die dort empfohlenen meteorologischen Beobachtungen, durch die Aerzte ausgeführt, sind bei den jetzigen Thätigkeiten zahlreicher Stationen von geringer Bedeutung; darauf ist dereinst viel Zeit verschwendet. Physisch = topographische Beschreibungen sind ohne Zweifel erwünscht, wie auch überhaupt mehr klimatisch = ätiologische Auffassung; aber auch hier muß man nur das Wichtige festhalten und es Anderen überlassen, die ganze Flora, Fauna und Gaa zu beschreiben. Auch die chemische Analyse der Trinkquellen würde voraussichtlich keine Resultate bringen. Ausfindigmachen der wichtigsten endemischen Morbilitäts = Verhältnisse muß immer als hauptsächlichstes Ziel erscheinen. Durch die vergleichende Methode treten sie mehr hervor, werden dann in ihren Causal = Verhältnissen näher erkannt und daran schließen sich unmittelbar die praktischen hygienischen Verbesserungen. — Auch auf der Naturforscher = Versammlung in Bonn 1857 ist der Gegenstand, mit Benutzung der kurz zuvor auf dem statistischen Congress in Wien aufgestellten Nomenclatur, in der medicinischen Section und in einer Commission verhandelt und selbst eine geeignete Classification ist empfohlen worden.



vorzugsweise bewährt, wo nicht die Malaria herrscht) im Winter die Todesfälle entschieden am häufigsten sind, und, wie kaum zu zweifeln war, betraf dies ganz besonders die Entzündungen (wahrscheinlich der Respirations Organe). Dasselbe ist zu bemerken von den Abzehrungen, worunter gerechter Vermuthung zufolge auch die Lungen-Schwindsucht einbegriffen ist; auch die Apoplexie ist häufiger im Winter vorgekommen. Ueberhaupt also hat die ganze Mortalität ihr Maximum im Winter, und sehr beständig ist der Monat März darin der Haupt-Representant; das Minimum tritt ein im Sommer, und der Juli repräsentirt ihn. Dies sind Bestätigungen der überhaupt auf der gemäßigten Zone vorkommenden zeitlichen Vertheilung der Krankheits-Verhältnisse. Dagegen müßte man erwarten, daß im Sommer eine Zunahme der gastrischen Affectioren hervortrete; aber es ist auffallend, daß dies nicht zu finden ist; auch machen sich nur wenige oder gar keine Zeichen von Malaria-Wirkung in allen Bezirken bemerklich. Hierin liegen Anhaltspunkte für die Aufnahme der Krankheits-Constitution in Bayern, welche noch vermehrt werden können. Der Verf. deutet selber an, welchen Weg man weiter gehen müsse (S. IV): „Geben auch solche Kategorien von Krankheiten, welche in speciellerer Gliederung hätten aufgeführt werden sollen, sagt er, aber wegen der verschiedenartigen Auffassung und Bezeichnung der Unterarten von Seiten der Aerzte, denen die Aufzeichnung oblag, nur summarisch vorgetragen werden konnten, z. B. die Fieber, wie nicht zu leugnen ist, noch keine befriedigende Anhaltspunkte zur Vergleichung der Gesundheits-Verhältnisse der vielen Landestheile, so lassen sich doch aus einem großen

Theile der Sterbefälle in Folge solcher Krankheiten, über deren Auffassung kein Zweifel obwaltet, schon nützliche Schlüsse in dieser Richtung ziehen.“ — Auf Seite V werden auch wirklich einige weitere Versuche gemacht, indem als Beispiele die Vertheilung von 8 Krankheitsformen in den 8 Provinzen (innerhalb der 7 Jahre) überblickt wird, nämlich von Masern, Scharlach, Keuchhusten, Ruhr, chronischem Durchfall, Wassersuchten, Apoplexie und Sticfluß. Freilich ist nicht gerade bei diesen eine bedeutende räumliche Verschiedenheit zu erwarten, denn die ersteren vier gehören zu den überall und zu allen Zeiten unregelmäßig vagirenden. Doch ist die Wassersucht bemerkenswerth häufiger in Oberbayern angegeben. Es lassen aber noch für die räumliche Vertheilung anderer wichtiger Krankheitsklassen Belege sich hier auffinden; aus Tafel CXXXIV ersieht sich, für das Jahr 1850 — 51, daß das Vorkommen der „Entzündungen“ sehr viel geringer war in Oberbayern, wo die Zahl der tödtlichen Fälle 1343 betrug, d. i. 1:16 der ganzen Mortalität, als in der Rhein-Pfalz, wo 2633 Fälle 1:6 ergaben. Da nun dies differirende Verhalten der Entzündungen in jenen beiden Provinzen auch in den früheren Jahren sich ziemlich constant erweist, von 1844 bis 1849, wie Tafel CXXXVIII beweist, so kann es nicht zufällig sein, sondern muß man annehmen, daß in der Pfalz (und auch in Unterbayern verhielt es sich so) der entzündliche Charakter der Krankheits-Constitution mehr vorherrscht, als in Oberbayern, sehr wahrscheinlich vorzugsweise in den Respirations-Organen sich äußernd, als Pneumonie, Bronchitis u. Verhielte sich dies wirklich so, würden auch die Causal-Verhältnisse wohl zu er-

mitteln sein, ob klimatischer oder socialer Art, und würden sich auch wohl verbessern lassen.

Den ersten der oben aufgezählten wichtigsten Gesichtspunkte bei allen biostatistischen Untersuchungen, welcher bei allen Vergleichen der verschiedenen Länder immer zuerst zu beachten ist, d. i. das Verhältniß der Sterblichkeit im ersten Lebensjahre oder der Neugeborenen, müssen wir noch einer besonderen Betrachtung unterziehen. Denn es ergibt ein auffallend großes Zahlen-Verhältniß in Bayern. Im Jahre 1850—51 verhielt es sich zu der ganzen Mortalität wie 1 zu 2.89. Vergleichen wir in dieser Hinsicht die 8 Regierungs-Bezirke unter einander, so finden wir folgende Vertheilung:

|               |       |                |       |
|---------------|-------|----------------|-------|
| in Oberbayern | 1:2.2 | in Oberfranken | 1:2.9 |
| Niederbayern  | 1:2.4 | Mittelfranken  | 1:2.4 |
| der Pfalz     | 1:2.8 | Unterfranken   | 1:2.9 |
| der Oberpfalz | 1:2.3 | Schwaben       | 1:2.2 |

Man erkennt sogleich, wenn man bedenkt, daß dies Verhältniß in Deutschland an manchen Orten 1:4 beträgt (und es kann steigen bis 1:6, freilich auch fallen bis 1:2.2, in weiterer geographischer Uebersicht betrachtet), wie ungünstig es hier sich darstellt. Am günstigsten besteht es in denjenigen Provinzen, in welchen überhaupt die ganze Mortalität am günstigsten ist, in Oberfranken und Unterfranken, dagegen am ungünstigsten besteht es da, wo auch die ganze Mortalität am ungünstigsten ist, in Schwaben. In der That ist auch dies Verhalten allein schon genügend, um ein ganzes Mortalitäts-Verhältniß auf einem höheren oder auf einem niedrigeren Stande zu erhalten. Die Breite der extremen Unterschiede erstreckt sich hier von 1:2.2 bis 1:2.9, das Verhältniß erreicht aber nicht einmal 1:3 in irgend

einer Provinz. Zu weiterem Belege mögen die reinen Zahlen angegeben werden; im Jahre 1850—51 war die Zahl der

| im ersten Lebensjahre<br>Gestorbenen | der Gestorbenen<br>überhaupt | der ganzen Bevölke-<br>rung |         |
|--------------------------------------|------------------------------|-----------------------------|---------|
| in Oberbayern                        | 10217                        | 22950                       | 734831  |
| Niederbayern                         | 6556                         | 16043                       | 549596  |
| Pfalz                                | 5415                         | 15244                       | 611476  |
| Oberpfalz                            | 6085                         | 14389                       | 468479  |
| Oberfranken                          | 4421                         | 12926                       | 499709  |
| Mittelfranken                        | 6419                         | 15770                       | 533830  |
| Unterfranken                         | 5147                         | 15390                       | 595748  |
| Schwaben                             | 8996                         | 19031                       | 565783  |
| in Bayern                            | 53276                        | 131743                      | 4559452 |

Man muß übrigens bei allen statistischen Angaben über die Sterblichkeit im ersten Lebensjahre immer beachten, ob dazu auch gerechnet sind die Todtgeborenen und die bald nach der Geburt (Unreife) Gestorbenen. Hier ist diese Berücksichtigung nicht unterlassen, die Summe der beiden letzten Klassen, betragend 6742, ist abgezogen und erst dann ist das Ergebnis erhalten, wie oben angegeben, 1:2.8 für ganz Bayern. Ob im Verlaufe der früheren 6 Jahre bedeutende Fluctuation darin vorgekommen ist, läßt sich aus den vorhandenen Zahlen, auf Tafel LI nicht ermitteln, ist aber nicht eben wahrscheinlich. Es liegt nahe, als Erklärung der ganzen auffallenden Erscheinung die Vermuthung aufzustellen, daß die große Zahl der unehelich Gebornen die Veranlassung dazu gebe; indeß theils ist diese nicht in gleichem Maße bedeutend und theils ist die Sterblichkeit unter ihnen gar nicht so erheblich größer als unter den ehelich Gebornen, einige Jahre hindurch ist sie sogar günstiger als bei letzteren gewesen. Zur Vergleichung stehe hier die Angabe über ein anderes deutsches Land. In Preußen ist das besprochene

Verhältniß gewesen (nach S. Neumann, in Virchow's Archiv für pathol. Anat. 1851) im Jahre 1846, wie es vom statistischen Bureau ermittelt worden, mit den Todtgeborenen 1:3.3, ohne diese aber 1:4. Die ganze Mortalität ist übrigens in Preußen ganz wie in Bayern 1:34, das der Geburten etwas günstiger 1:25 \*). Ohne diese Anomalie würde übrigens der Gesundheitszustand Bayerns, soweit ihn das Mortalitäts-Verhältniß anzeigt, außerordentlich günstig sich darstellen. Daß hierin Verbesserungen erreicht werden können, dafür fehlt es nicht an Beispielen, in England ist zur Zeit dies Verhältniß ungemein günstig 1:7, und soll doch im vorigen Jahrhundert sehr ungünstig gewesen sein.

Ref. schließt die Anzeige dieses Lehrreichen, mit Erfahrung und zugleich mit einsichtsvollem Streben nach biostatistischen Verbesserungen bearbeiteten Werks mit der Erinnerung, daß ohne Zweifel gestattet war, es einer Kritik zu unterziehen, obgleich damit auch bestehende reale Zustände beurtheilt werden mußten. Die als ausgezeichnet anerkannten, die öffentliche Gesundheitspflege beratenden Aerzte in Bayern werden die Forderungen der Zeit ebensowohl oder besser kennen, als Ref. Aber wir stehen in einer Zeit gemeinsamer Berathung, wo die Stimmen der Einzelnen sich eher als sonst vernehmen lassen dürfen. Schon hat sich bekanntlich für biostatistische Zwecke ein europäisches Zusammenwirken gebildet. Es sind Beschlüsse gefaßt worden, welche zunächst überein-

\*) Auch hier ist schon seit längerer Zeit die Ermittlung der Todes-Ursachen versucht, aber auch nicht allgemein ausführbar gefunden worden. Auch die Todtenschau läßt sich nicht überall von Aerzten ausführen. Solche praktische Erfahrungen sind nicht zu übersehen.

stimmende Anordnungen, zum Zwecke bis zu gewissem Grade genügender statistischer Ermittlungen, betreffen. Denn dies ist die Vorbedingung, um eine vergleichende Sterblichkeits- und Krankheits-Statistik zu erhalten, um dann daraus die ursächlichen Bedingungen im Großen zu erkennen, seien sie klimatischer oder socialer Art, und um dann, dem Endzwecke entsprechend, das öffentliche Gesundheitswohl zu verbessern. Es ist also Aufforderung genug vorhanden, über Ziel und Methode, die dabei zu befolgen sind, eine Meinung zu äußern, falls man, in Folge näherer Beschäftigung mit den Gegenständen der Frage, eine solche wirklich gewonnen hat. U. M—y.

### L e i p z i g

In Commission bei F. A. Brockhaus 1857. Die Chroniken der Stadt Mekka gesammelt und auf Kosten der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft herausgegeben von Ferdinand Wüstenfeld. Dritter Band. Cutb ed-Dîn's Geschichte der Stadt Mekka und ihres Tempels. — Zweiter Titel: كتاب الاعلام باعلام بيت الله الحرام Geschichte der Stadt Mekka und ihres Tempels von Cutb ed-Dîn Muhammed Ben Ahmed el-Nahrawâli. Nach den Handschriften zu Berlin, Gotha und Leyden auf Kosten der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft herausgegeben von Ferdinand Wüstenfeld. XVI und 480 S. in Octav.

Die Deutsche Morgenländische Gesellschaft hat in den zwölf Jahren ihres Bestehens einen Aufschwung genommen, wie die ersten Stifter derselben ihn schwerlich geahnet haben; nach dem letzten Verzeichnisse gehören ihr gegenwärtig über 350 Mitglieder an, größtentheils Deutsche, aber auch

eine nicht unbedeutende Zahl von Gelehrten anderer Staaten und einzelne bis in die entferntesten Welttheile. Ihr gemeinschaftliches Band und ihren Mittelpunkt bildet ihre Zeitschrift, welche mit deutscher Gründlichkeit eine Vielseitigkeit verbindet, die geeignet ist, die verschiedensten Interessen zu befriedigen. In den ersten Jahren kam es darauf an, zu zeigen, daß die Gesellschaft Lebensfähigkeit genug besitze, um durch sich selbst bestehen zu können; nachdem dieser Beweis geliefert war, hat sie, um ihre Thätigkeit weiter ausdehnen zu können, die Unterstützung der deutschen Regierungen angesprochen, und diese ist ihr von mehreren derselben in dem Maße zu Theil geworden, daß sie, die in ihren Statuten ausgesprochenen Zwecke weiter verfolgend, sich bereits bei einigen größeren litterarischen Unternehmungen betheiligen, andere schon auf eigene Kosten allein ausführen konnte. In der Generalversammlung zu Stuttgart 1856 wurde beschlossen, um der Zeitschrift ihre Mannichfaltigkeit erhalten zu können, die für dieselbe zu umfangreich scheinenden Aufsätze als besondere „Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes“ herauszugeben und es sind deren bis jetzt zwei erschienen, die erste von F. Windischmann, Mithra, ein Beitrag zur Mythengeschichte des Orients; die andere von G. Flügel, al-Kindi, genannt der Philosoph der Araber, ein Vorbild seiner Zeit und seines Volkes.— Durch einen Beschluß der letzten Versammlung in Breslau wurde dann festgesetzt, daß die übrigen Publicationen der Gesellschaft, vorzugsweise in Original-Texten, Uebersetzungen und Bearbeitungen orientalischer Schriftsteller bestehend, den gemeinschaftlichen Titel „Morgenländische Bibliothek“ führen sollten, und in dieser werden die oben angezeigten Chroniken von Mekka den Anfang bilden.

Die Sammlung ist auf vier Bände berechnet: der erste soll das Werk des Azraki aus der ersten Hälfte des 3. Jahrh. der Hidschra enthalten; der zweite wird aus einem Auszuge aus el-Fasi's Chronik vom J. 819 und aus Ibn Dhuheira's Geschichte von Mekka vom J. 960 bestehen; der 3. Band ist die oben genannte Chronik des Cutb ed-Din und in einem 4ten Bande beabsichtigt der Herausgeber eine deutsche Bearbeitung der genannten Werke zu liefern.

Cutb ed-Din, dessen Biographie nach den von ihm selbst gegebenen zerstreuten Notizen in der Vorrede zusammengestellt ist, starb im J. 990 d. H. (1582 Chr.) und ist der Verfasser einer Geschichte von Yemen und der vorliegenden Chronik von Mekka; von beiden hat de Sacy im 4. Bande der *Notices et Extr.* eine übersichtliche Inhaltsanzeige gegeben, bei der letzteren indeß gerade das auf Mekka bezügliche weniger als den übrigen historischen Inhalt berücksichtigt. Der Verfasser hat nämlich den Plan verfolgt, seine Erzählung an die Geschichte der jedesmaligen Oberherren von Mekka anzuknüpfen, zuerst also an die Geschichte der Chalifen, dann der Escherkessen Sultane von Aegypten und zuletzt der Othmanen Sultane von Constantinopel. Für die ältere Geschichte benutzte er die besten Werke, welche er in der Vorrede nennt, für die Geschichte seiner Zeit ist er, wiewohl nicht unparteiisch, doch eine vorzügliche Quelle. Er hatte von Mekka aus zweimal eine Reise nach Constantinopel gemacht, verstand außer Arabisch auch Türkisch und Persisch und unterhielt mit mehreren gelehrten Türken einen litterarischen Verkehr. In seiner Schreibart huldigt er dem verdorbenen Geschmack seiner Zeit und gebraucht viele persische und türkische Wörter. — Die Geschichte von Mekka ist mehr eine Geschichte des uralten Heiligthums, der



Ka'ba, deren Ursprung weit über die Erbauung der Stadt hinaufreicht und durch die Sage sogar auf Adam und die Engel zurückgeführt wird. Sie ist in historischer Zeit mehrmals neu aufgebaut und der sie umgebende Platz, die ganze Moschee, zu verschiedenen Malen bedeutend erweitert, und über diese Veränderungen und Neubauten werden die allerspeciellsten Nachrichten gegeben. Der übrige Theil der Stadt hat wegen seiner Lage in einem schmalen, von steilen Bergen begrenzten Thale sich nicht wesentlich verändern können, und die Ortsbeschreibung geht oft so ins Einzelne, daß sich danach z. B. die Lage der Wohnungen Muhammeds und vieler seiner Gefährten noch jetzt genau bestimmen läßt. Während Mekka als Wallfahrtsort die erste Stadt der Welt war, hat sie in der politischen Geschichte nach Muhammed höchst selten eine hervorragende Rolle gespielt, indeß haben el-Fasi und Ibn Dhubeira eine vollständige Reihenfolge ihrer Statthalter mitgetheilt und manche andere merkwürdige Ereignisse aufgezeichnet, die wir in der deutschen Bearbeitung zusammenstellen werden. Da es indeß nicht unsre Absicht ist, in diese auch die Geschichte der Chalifen und Sultane aus unserem Outb ed-Din aufzunehmen, so möge hier wenigstens ein gedrängter Auszug aus seiner Erzählung der Eroberung von Tunis durch die Türken einen Platz finden, um an einem Beispiele zu zeigen, wie daraus unsre Kenntniß der Geschichte jener Zeit in Einzelheiten sehr erweitert wird, wobei wir natürlich von seiner eigenthümlichen Darstellung, die auch ihre schönen Seiten hat, ganz absehen müssen.

Die Eroberung von Tunis ist eine der größten und wichtigsten unter der Regierung des Sultans Selim II. Als die Sultane von Tunis aus dem Hause Hafse schwach wurden und Streitigkeiten un-

ter ihnen entstanden, knüpfte einer von ihnen mit den fränkischen Christen Verbindungen an und kam mit einer Armee von Ungläubigen, um Tunis in Besitz zu nehmen. Die Muslime in Tunis setzten sich zur Wehre, wurden aber überwunden und getödtet und ihre Frauen und Kinder zu Gefangenen gemacht. Die Franken errichteten in jenen Gegenden feste Burgen und ernannten einen von ihnen abhängigen Sultan aus der alten Regentenfamilie der Banu Hafz zum Sultan von Tunis mit seinem Gebiete und den muslimischen Bewohnern, so daß die Muslime unter die Botmäßigkeit der Christen kamen und viel Ungemach von ihnen zu ertragen hatten. Die Christen verließen indeß die Stadt wieder, bauten eine große Festung von ungewöhnlicher Stärke in der Nähe von Tunis an einem Orte, welcher *hale el-wâdi*, d. i. fauces vallis (Goulette) genannt wird, legten eine starke Besatzung hinein und versahen sie mit dem nöthigen Kriegsmaterial. Von hieraus fingen sie an, den Muslimen nachzustellen; sie sandten Schiffe gegen sie aus, schnitten den Reisenden den Weg ab, nahmen alle Schiffe mit Gewalt und fügten ihnen durch Morden, Rauben und Plündern viel Ungemach zu, bis sie ihre Feindseligkeiten auch auf die ferner wohnenden Bekenner des Islam erstreckten und die Gewaltthätigkeiten der Anhänger des Kreuzes sich auf alle schwache Muslime erstreckten. Der mächtigste König der Christen war damals der Beherrscher von Ischbilä (Sevilla) auf der Halbinsel von Andalus (möge sie Gott wieder zum Sitz des Islam machen!), welche das Volk Hispania nennt durch Verdrehung des Wortes Ischbilä; dieser rüstete ein großes Heer aus, um Tunis zu erobern, wobei ihn der Sultan Ahmed ben Hasan el-Hafzi treuloserweise unterstützte, so daß die

Christen das Reich Tunis einnahmen, die Männer mit dem Schwerdte umbrachten und Weiber und Kinder zu Gefangenen machten.

Als diese ebenso erschreckenden, als betrübenden Nachrichten die Pforten des Sultan Selim erreichten, entbrannte er vor Unwillen und Zorn; er rief seine Wezire und Beglerbefe zusammen und redete sie an: wer von euch will sich erheben zur Hülfe des Islam und zur Demüthigung der Verehrer des Kreuzes und der Götzen, und die gefangenen Muslimen aus den Händen dieser verworfenen Christen befreien und von dem Tribut der gottlosen Keher erlösen? Rasch erhob sich der Wezir Sinan Pascha und sprach: „ich bin bereit dazu! nur deshalb hat der Sultan uns ausgewählt und seine Gnade uns erhoben, damit wir Gut und Blut lassen bei solchen Ereignissen und von den Muslimen das Elend abwenden, das sie betroffen hat.“ Der Sultan dankte ihm dafür und lobte ihn und ernannte ihn zum Generalissimus der Armee und befahl ihm, den Krieg gegen die Christen zu beginnen. Zu seiner Unterstützung befahl er dem Capudan der hohen Pforte, Kilidisch Ali Capudan Pascha, Seesoldaten auszuheben und die Kriegsschiffe auszurüsten. Beide trafen nun die nöthigen Vorkehrungen zur Reise und nahmen die tüchtigsten Statthalter aus den Provinzen mit sich; sie rüsteten 200 Schiffe mit Geschützen aus und eine große Anzahl Transportschiffe, und der Tag ihrer Abfahrt von Constantinopel war ein allgemeiner Festtag und sie erfolgte am 1. Rabi'l. 981 (1. Juli 1573). Sie segelten zunächst nach dem Hafen von Navarin, von hier nach Mallu Calisa im Reiche el-Bondakia und erreichten nach fünf Tagen den Hafen el-Cheir, wo sie über Nacht blieben.

(Schluß folgt).

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

208. Stück.

Den 28. December 1857.

L e i p z i g

Schluß der Anzeige: »Die Chroniken der Stadt Mekka u. s. w. herausgegeben. v. F. Wüstenfeld.«

Am folgenden Morgen steuerten sie ins offene Meer, bald mit Segeln, bald mit Rudern fahrend, bis am achten Tage die Berge von Calabrien sichtbar wurden; am Nachmittage erreichten sie Tub-ruc hiçari, eine Festung am Ufer des Meeres, wo sich ihnen die Christen zur Wehre setzten, aber nach kurzem Kampfe in die feste Burg Nahje sich zurückzogen. Die Türken verloren hier einige Todte und der Capitän Muhammed Beg, Präfect von Caradsche ili, welcher sein Schiff verlassen hatte, um an dem Kampfe Theil zu nehmen, wurde schwer verwundet und starb fünf Tage darauf. Gegen Abend wurde den Kämpfenden das Zeichen gegeben, auf die Schiffe zurückzukehren und mit Segeln und Rudern gelangten sie am vierzehnten Tage nach Messina, und als sie nach kurzem Aufenthalte ihren Weg fortsetzten, ereilte sie am andern Morgen der Festung Serâsun (wahrscheinlich سراقوس Syracus) gegenüber ein Seesturm (فرترفة في البحر ist

wörtlich aus fortuna di mare übertragen), welcher die Schiffe zerstreute, bis sie sich gegen Abend bei dem Orte Kir wieder vereinigten. Dann kamen sie nach Colal Jani, zerstörten die Burg und tödteten die Christen, und verfuhrten auf gleiche Weise mit der Burg Aula (Avola). So fuhren sie, um täglich frisches Wasser haben zu können, am Ufer von Sicilien hin und zerstörten und plünderten die Ortschaften; die Christen jener Uferstrecke versammelten sich, bildeten ein Heer und stellten sich den Muslimen, die ans Land gegangen waren, gegenüber; diesen kamen aber mehrere Schiffer und Ruderer zu Hülfe, schlugen die Christen in die Flucht und nahmen ihre Frauen und Kinder gefangen, dann legten sie Feuer an und verbrannten die Bäume, Häuser und Schlösser an jenem Ufer. Am 16. Tage begegnete ihnen ein christliches Schiff mit Getreide, welches sie wegnahmen; am 18. desselben Monats gelangten sie nach Dschahûdâwâsi und mit günstigem Winde erreichten sie eine zerstörte Burg im Gebiete von Tunis nahe bei Caliba bârni (Calibiae promontorium) 18 Meilen von Tunis, die Schiffe und Barken wurden mit bunten Flaggen geschmückt und so landeten sie am 24. auf der Halbinsel Halk el-wâdi. Die Zelte wurden außer Schußweite von der Festung aufgeschlagen, die Geschütze ans Land und der Festung nach und nach näher gebracht, indem man Schilddächer aufbaute, Wälle aufwarf und Gräben zog, bis man die Kanonen und Belagerungsmaschinen nahe bei der Festung aufgestellt hatte, wobei der Bezir Sinan Pascha sich selbst den größten Gefahren aussetzte, da die Belagerten das Feuer mit Geschützen vom schwersten Caliber erwiderten.

Da verbreitete sich die Nachricht von der Ankunft des zum Beglerbek von Tunis ernannten Emirs Heider Pascha und des Beglerbek von Tri-

polis Mustafa Pascha; sie hatten sich kurz zuvor zu Lande der Stadt Tunis bis auf eine halbe Tagereise genähert, um sie zu belagern und einzunehmen, und kamen jetzt heimlich bei Nacht mit einer geringen Begleitung, um sich Hülfe zu erbitten. Sinan Pascha konnte nicht selbst mit ihnen ziehen, gab ihnen aber etwa 1000 Musketiere mit, unter Anführung der Emire Ibrahim Beg, Präfecten von Aegypten, Mahmud Beg von Caraschi und Bekr Beg von Cara hiçâr, mit mehreren schweren Kanonen und Mörsern und dazu 2000 aus dem Corps der Freiwilligen unter ihrem Aga Halib Beg; diese brachen sogleich mit Heider Pascha und Mustafa Pascha auf und schlossen Tunis ein. Als der treulose Ahmed el-Hafci und seine Christen sahen, daß die Stadt wegen ihrer Ausdehnung sich nicht würde behaupten lassen, und auch die Festung so verfallen sei, daß sie sich darin nicht würden halten können, zogen sie nach einer nahe gelegenen Sandebene mit Namen Cumula d-k-z, d. i. Sandmeer, und errichteten hier eine Festung aus hölzernen Mauern, die sie mit Erde und Sand füllten; es waren etwa 7000 Mann, abgefallene Araber und rebellische Christen, welche diese Festung mit Kriegsgeräthen, Kanonen und Borräthen versorgten. Als Tunis geräumt war, wurde es von den muslimischen Truppen besetzt und besetztigt, dann schritten sie zur Belagerung jener Kotte in ihrer neu errichteten Festung. Sinan Pascha sandte ihnen noch eine Abtheilung seiner Truppen unter dem Capudan Kilidsch Ali Pascha, welcher aber bald die Schwierigkeit erkannte, gegen einen so zahlreichen Feind etwas zu unternehmen; er verlangte deshalb noch mehr Verstärkung und mehr Geschütze, und Sinan Pascha ließ abermals 1000 Janitscharen mit dem Samundschi Baschi, d. i. dem zweiten Generallieute-

nant der Janitscharen, und dem Marschall der hohen Pforte Ali Uga zu ihm stoßen nebst acht Kanonen und sechs Mörsern. Die Festung wurde nun eingeschlossen und Sturmdächer erbaut; aber die Belagerten, welche auch Reiterei hatten, machten häufig Ausfälle, überfielen die Muslime auf einer Seite bei ihren Sturmdächern, tödteten sie und zogen sich dann in ihre Festung zurück. Sinan Pascha begab sich dann selbst dahin, da die Entfernung nicht groß war, ertheilte seinen Rath, traf selbst Anordnungen und flößte ihnen Muth ein, mußte aber an demselben Tage nach Halk el-Wadi zurück, da auch hier seine Gegenwart nöthig war.

Hier war man nach 14 Tagen bis an den Rand des Festungsgrabens vorgedrungen, aber die Feinde hatten einen langen unterirdischen Gang gegraben, welcher bis an die Stelle des Zollhauses reichte, wo sich das Gewölbe zu einem Thurme befand, welches sie nun mit Mannschaft und Munition füllten. Indes die Muslime merkten dies, der Bezirk, dessen Standort ganz in der Nähe war, begab sich selbst dahin, und nach einem heftigen Kampfe wurde das Gewölbe genommen und die darin befindlichen Christen getödtet. In der Nacht schickte der Bezirk Leute aus, um die Tiefe des Grabens, bis wohin man gelangt war, zu messen; sie betrug 60 Ellen und der Grund stand mit dem Meere in Verbindung und war mit Seewasser angefüllt; er hielt dann einen Rath mit den Emiren und es fand sich kein anderes Mittel, als den Graben auszufüllen. Er gab hierzu sogleich Befehl und ging selbst mit seinem Beispiele voran, Erde herbeizuschaffen, und als der Graben gefüllt war, wurde noch ein Wall aufgeworfen, bis er die Festungsmauer überragte, und am 15. des zweiten Rabi' (14. August) reichten die Geschütze bis mitten in die Festung. Unterdes war der Beglerbel

von Algier Ramadhan Pascha mit 3000 Mann angekommen und denen, welche die Festung bei Tunis belagerten, zu Hülfe gesandt. Der Bezirk setzte die Belagerung von Halk el-Wadi fort, bis er einen allgemeinen Sturm anordnete und am 7. des ersten Dschumada (4. Sept. 1573) die Festung erobert wurde; die Besatzung wurde niedergehauen, der Anführer der Christen und der Sultan von Tunis, Ahmed ben Hasan el-Hafci, gefangen genommen. Merkwürdig ist, daß die Christen seit dem J. 938 an der Erbauung und Befestigung dieses Platzes 43 Jahre gearbeitet hatten und der Bezirk denselben nach einer Belagerung von 43 Tagen eroberte.

Nachdem alle Festungswerke geschleift waren, zog Sinan Pascha mit seiner ganzen Macht nach Tunis vor die hölzerne Festung und auch diese fiel nach einer hartnäckigen Gegenwehr am 24. des ersten Dschumada (21. Sept. 1573). Die Zahl der in den drei Plätzen getödteten Christen und abtrünnigen Araber wird auf 8000 angegeben, und 3000 wurden gefangen genommen. Die Türken hatten ebenfalls 8000 Mann verloren, darunter acht Emire Statthalter aus den Provinzen, welche namentlich aufgeführt werden. Unter den Gefangenen befanden sich etwa 200 Handwerker, von denen mehrere besonders im Kanonengießen sehr geschickt waren; diese wurden begnadigt unter der Bedingung, daß sie in den Dienst des Sultans traten. Von den 205 eroberten Kanonen wurden 35 zur Befestigung von Tunis zurückgelassen, die übrigen mitgenommen. Als dann noch die Beute vertheilt und dabei einige Tapfere besonders ausgezeichnet waren, trat Sinan Pascha die Rückkehr nach Constantinopel an, wo die siegreiche Armee einen glänzenden Einzug hielt und vom Sultan aufs huldreichste empfangen wurde.



In diesem Abschnitte sind als Druckfehler zu verbessern S. 372 letzte Z. وشدة lies وشدة — S. 373 Z. 8 كليسان in den meisten Handschriften كليسا — 379 Z. 1 lies فتوجه. Außerdem sind in den Varianten und Berichtigungen leider! einige Fehler stehen geblieben, die wir um so mehr anzugeben verpflichtet sind, als sie in die von Hn Prof. Fleischer vorgeschlagenen Textes-Verbesserungen fallen, nämlich S. 465 Z. 7 lies تتعد — 466 Z. 4 lies لا gF ل — 3. 6 lies يَأْمَنُوا — 467 Z. 2 lies das zweite حَقُّ — 3. 6 يَفْضَلُ oder تَفْضَلُ gehört zu S. 154, 15. — 3. 16 lies انتِهَآكِ — 473 Z. 2 جِبَلَةٌ lies حَلْبَةٌ — 3. 24 lies الصُرْبِزَانَاتِ — S. 474 Z. 6 l. 21 gehört die Verbesserung zu S. 289, 21. — 477 Z. 10 lies للتهنئة, so auch S. 357, 10 التهنئة — S. 478 Z. 16 lies مَحَلِّقٌ.

F. W.

## G ö t t i n g e n

Dieterichsche Buchhandl. 1856. 57. Philologus. Zeitschrift für das klassische Alterthum. Herausgegeben von Ernst von Leutsch.

Als ich im Anfange des Jahrs 1856 die Redaction vorstehender Zeitschrift übernahm, war grade Hft 2 des Bd X vollendet: aber ganz unbekannt sowohl mit der Art der Geschäfte überhaupt als mit dem Verfahren des bisherigen Herausgebers im Einzelnen konnten die nächst folgenden Hefte nicht so schnell, als ich gewünscht hätte, erscheinen. Doch ist im Laufe des J. 1856 Bd X Hft 3. 4. Bd XI Hft 1 vollendet; im Jahre 1857 Bd XI Hft 2. 3, Bd XII Hft 1:

das vierte Heft von Band XI wird erst im Anfang des Jahrs 1858 ausgegeben, da der index locorum noch nicht hat angefertigt werden können. Es ist aber Sorge getragen, daß die Hefte des Bd XII rasch auf einander folgen und wird daher im Laufe von 1858 die alte Ordnung in der Folge der Hefte wiederhergestellt sein: ich darf nach den so zahlreich mir gegebenen Beweisen von schätzenswerthem Wohlwollen und Vertrauen mich der Hoffnung hingeben, daß das philologische Publicum, dem die vielfachen Arbeiten und Störungen, welche die beiden letzten Jahre mir gebracht, nicht unbekannt geblieben, die noch nicht mit der gehörigen Genauigkeit geführte Redaction nachsichtig beurtheilen wird.

Plan und Tendenz der Zeitschrift ist dieselbe geblieben: nur darin bin ich abgewichen, daß von nun an jeder Band einen index der in ihm behandelten Stellen der Classiker so wie eine bibliographische Uebersicht, in die auch die Recensionen philologischer Werke aufgenommen werden, erhält: dann habe ich die Jahresberichte oder Gesamtanzeigen wieder aufgenommen. Ich glaube jetzt versichern zu können, daß wie Bd XI so auch die folgenden Bände eine Anzahl solcher Berichte enthalten werden, da die bei weitem meisten Fächer jetzt schon vergeben sind: für die fehlenden wird sich auch noch Rath schaffen lassen. Freilich ist hierdurch für mich eine große Last entstanden: sie wird, erwächst der Philologie daraus ein Nutzen, gern getragen: doch bemerke ich dabei, daß der Umstand namentlich die Arbeit erschwert, daß ich die immerfort eingehenden Bitten um Uebersendung der für die Berichte nöthigen Bücher, Dissertationen und Programme noch nicht gehörig zu befriedigen im Stande bin: ich richte daher an alle Herausgeber und Verleger von philologischen Büchern, Dissertationen und Programmen die Bitte, möglichst bald das von ihnen Herausgegebene an die Redaction gefälligst gelangen zu lassen.

Das vierte Heft von Bd XI, welches, wie gesagt, Anfang 1858 erscheinen wird, enthält: 26. Adversaria Virgiliana, von F. Henry. — Zu Libanius, von M. Schmidt. — 27. Zum ersten Buche der Horazischen Oden, von E. v. Jan. — Zu (Virgil's) Copa, von E. Klusmann. — 28. Ueber Interpunction und Erklärung von Horaz Od. I. 3, 5, von S. Obbarius. — Zur ersten Catilinarischen Rede Cicero's, von E. v. Jan. — 29. Ueber Horaz Ode an Plotius Numida, von Kolster. — Xenophon's Symposium 8, 39, von H.

Sauppe — 30. Ueber einige Stellen aus Cäsar's *bellum civile*, von A. Hug. — 31. Die angebliche Vollendung des *Portus Romanus* durch Augustus, von S. Lehmann. — Zu Charisius, von M. Herz. — 32. Die Sprachphilosophie vor Platon, von E. Alberti. — Zu Lucanus, von Fr. Bothe. — 33. Die Dioskuren, von Aug. Memmsen. — 34. Metrische Fragmente, 2. 3. 4., von Ernst von Leutsch. — Jahresbericht. — Miscellen. — Böckh's Jubiläum. — Index locorum. — Bibliographische Uebersicht.

Das so eben erschienene erste Heft von Bd XII enthält:

I. Abhandlungen. 1. Anfänge einer Hermeneutik der griechischen und römischen Schriftsteller in Beispielen von G. W. Nitzsche (Fortsetzung folgt). — *Stobaei Floril.* 43, 48, von Finckh. — 2. Metrische Fragmente: 5. Die Entstehung des epischen Hexameter, von Ernst von Leutsch. — Zu Lucanus von Fr. S. Bothe. — 3. Die *Doloneia*, von H. Dünker. — Zu Livius, von P. R. Müller. — 4. Der Kommos in den Choephoren des Aeschylus, von H. Rauchenstein. — Wann lebte Phenokles?, von Ernst von Leutsch. — 5. *De Iphigeniae Aulidensis choris e glyconeo polyschematisto compositis*. Scripsit F. V. Fritzsche. — 6. Kritische Bemerkungen zu *Lyfias*, von P. R. Müller. — 7. *De Graeco metaphraste commentariorum Caesaris*. Scripsit H. J. Heller. — 8. Der Brief des Horaz an die Pisonen, von B. Büchsenring. — II. Jahresberichte. Die spätere römische Prosa, von L. von Jan (Mit einem Zusätze von Ernst von Leutsch). — III. Miscellen. A. 1. 2. 3. Unedirte Inschriften, von Fr. Wieseler. — B. Zur Erklärung und Kritik der Schriftsteller. 4. Vermischte Aufsätze, von W. Dindorf: a: verdorbene Griechische Eigennamen; b: ein Vers aus dem *Γλαῦκος πόρτιος* des Aeschylus; c: ein angebliches Fragment des Aeschylus; d: *Alciph. Epist.* II, 2 — 5. Zu Aeschylus, von Fr. Sandvoß. — 6. Zu den Fragmenten der griechischen Tragiker, von A. Nauck. — 7. Zu Horatius, von W. Fröhner. — 8. *Turdellae*, von Mercklin. — 9. Zu Festus und Paulus, von demselben. — 10. Italienische Briefe, I, von C. Abicht. — C. Uebersetzungsproben. 11. Das erste Lied der Sappho, von C. J. Heller.

G. v. S.

(Schluß des Jahrgangs 1857).

Register.

# Register

über die

## Göttingischen Gelehrten Anzeigen

sowohl der Werke und Aufsätze, deren Verfasser sich genannt haben oder bekannt geworden sind, als auch namenloser Schriften, vermischter Sammlungen oder gesammelter Schriften mehrerer Verfasser

vom Jahre 1857.

---

Anm. Die Zahlen verweisen auf die Seiten. In ( ) eingeschlossene Zahlen bedeuten, daß die Schrift, hinter der sie stehen, nicht als einzelnes Buch angezeigt, sondern in einem größeren Werke zu finden ist.

---

Ibn Abdalhakami libellus de historia Aegypti antiqua quem notis criticis exegeticisque illustratum una cum versione latina primum juris publici fecit Jos. Karle 70.

Abhandlungen der Kön. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. 7 Bd. Von den Jahren 1856. 57. 1873. — der Kais. Kön. Geologischen Reichsanstalt. II. und III. Bd. 273.

C. Abicht, italienische Briefe (2080).

Uebi, über die erste zwiespältige Königswahl in Deutschland 1198. (743). Ueber die Verhältnisse K. Sigismunds zur Eidgenossenschaft (743).

Alschylus, s. W. Dindorf. R. Rauchenstein. Fr. Sandvoss.

Alars de Cambrai, Maximes des philosophes etc. (1488).

# Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1857

by unknown author

Göttingen; 1857

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

**E. Alberti**, die sprachphilosophie vor Platon (2080).

**Alciphron**, s. **W. Dindorf**.

**Allmann**, s. **Jul. Vict. Carus**.

**Michele Amari**, storia dei Musulmani di Sicilia. Vol. 1. 953. — **S.** auch: Biblioteca etc.

**Don Antonio L. Anciola y D. Eloy de Cosio**, memoria sobre las Minas de Rio-Tinto 1701.

**R. Just. Andrae**, Beiträge zur Kenntniß der fossilen Flora Siebenbürgens u. des Banates (279).

**Le vrai anel (Ring)** (1488).

**The Anvár-i Suhailí or the lights of Canopus; being the Persian version of the fables of Pilpay; or the book „Kalilah and Damnah“, rendered into Persian by Husain Váiz u' l-Káshifí: literally translated into prose and verse, by Edw. B. Eastwick 1889.**

**H. D'Arrest**, Resultate aus Beobachtungen der Nebelflecken und Sternhaufen. 1. Reihe 311.

**Merle d'Arbigny**, s. **Gesch. der evangel. Kirche in Ungarn u. s. w.**

**St. Aulaire**, s. **de Barante**.

**Avenel**, s. **de Richelieu**.

**Savario Baldachini**, über den gegenwärtigen Stand der Dantestudien in Italien 241. 264.

**de Barante**, notice sur le Comte de St. Aulaire 15.

**J. J. L. Bargès**, mémoire sur le sarcophage et l'inscription funéraire d'Eschmounazar, roi de Sidon 268.

**Joach. Barrande**, Parallèle entre les Dépôts Siluriens de Bohême et de Scandinavie 1374.

- Barth, Bericht über die Epidemien in Frankreich im J. 1854 (1150).
- Bartsch u. Kahler, Berichte über die Wirksamkeit der Schlesiſchen Geſellſchaft in den J. 1854. 55. (780. 784).
- Herm. Bärwald, über die Echtheit und Bedeutung der Urkunde König Rudolfs I. betreffend die Baieriſche Kur. Ein Beitrag zur Entſtehungsgeschichte des Kurfürstl. Collegiums 609.
- Gust. Baur, ſ. W. M. L. de Wette.
- de Bavay, troubles des Pays-Bas. Justice criminelle du Duc d'Albe 1110.
- Lionel S. Beale, on some points in the Anatomy of the Liver of Man and Vertebrate Animals, with directions for injecting the Hepatic Ducts, and making Preparations 1008.
- Lh. Benſen, Sanskrit-Chrestomathie. 1ſter Curſuß überſetzt von Joſ. Rupp 1416.
- Bennet, a review of the present state of uterine pathology 1344.
- Gius. Bergson, Recherches sur l'asthme. Memoria . . . . . premiata etc. 869.
- Bibliographiſche (philologiſche) Ueberſicht (2080).
- Biblioteca Arabo-Sicula ossia raccolta di testi Arabici che toccano la geografia, la storia, le biografie e la bibliografia della Sicilia messi insieme da Mich. Amari 1006.
- F. Bidder und C. Kupffer, Untersuchungen über die Textur des Rückenmarks und die Entwicklung seiner Formelemente 744.
- C. Blasius, neue Beiträge zur practischen Chirurgie 1669. Nekrose der Knochen (1670).

- Hydrocele (1671). Operation der Schleim-  
lypen der Nase (1671). Plastische Operationen  
(1671). Darmfisteln und Aftersperre (1671).  
Das rein coralgische Becken (1672).
- H. J. Bleek, the languages of Mosambique.  
Vocabularies of the dialects . . . . drawn  
up from the manuscr. of Wm. Peters and  
from other materials 787.
- Maur. Block, s. Dictionnaire etc.
- Böckh's Jubiläum (2080).
- Ant. Boczek, s. die Regesten etc.
- Lh. Bodemann, Anleitung zur Berg- und Hüt-  
tenmännischen Probierkunst. Bervollständigt u.  
größtentheils umgearbeitet von Bruno Kerl.  
2. Aufl. 793.
- Jo. Frdr. Böhmer, Additamentum secundum  
ad Regesta imperii . . . zweites Ergänzungsheft  
zu den Regesten des Kaiserreiches v. 1246  
b. 1313. Mit Beigabe der Regesten Otakars  
Königs von Böhmen, sodann des Grafen v.  
Habsburg und der habsburgischen Herzoge  
Oesterreichs bis ins 4. Jahrh. 1831.
- Frdr. Böhlinger, die Reformatoren des 14 u.  
15. Jahrh. 1. Hälfte: Johannes von Wykliff.  
Auch u. d. T.: die Kirche Christi und ihre  
Zeugen, oder die Kirchengeschichte in Biogra-  
phien. 2. Bd. Mittelalter. 4. Abthlung. 1.  
Hälfte 536.
- Frdr. Boock-Arkossy, spanische Chrestomathie.  
Hand- und Hülfsbuch der Spanischen Sprache  
und Literatur im XIX. Jahrh. Mit Wort- u.  
sachgemäßen Erläuterungen, so wie e. kritisch-  
literarischen Einleitung 1470.
- G. D. della Bona, sopra un fiorino d'oro  
anonimo di Gorizia (671).
- Fr Bothe, zu Lucanus (2080 bis).



- C. Böttcher, der Baumkultus der Hellenen. Nach den gottesdienstlichen Gebräuchen und den überlieferten Bildwerken dargestellt 873.
- John Bowring, the kingdom and people of Siam with a narrative of the mission to that country in 1855. Vol. I. II. 1153.
- H. B. Chr. Brandes, das ethnographische Verhältniss der Kelten und Germanen nach den Ansichten der Alten und sprachlichen Ueberresten 652.
- (Braun), die Trojaner am Rheine. Festprogramm etc. 1255.
- P. Broca, des Aneurysmes et de leur Traitement 1032.
- C. Broere, de Terugkeer van Hugo de Groot tot het katholicke geloof 644.
- W. Brown, history of the propagation of Christianity among the Heathen since the Reformation, third edit. brought down to the present time; 3 voll. 1195.
- B. Büchsenring, der Brief des Horaz an die Pisonen (2080).
- Duke of Buckingham and Chandos, Memoirs of the Court and Cabinet of George III. from original documents. Voll. III. IV. 1393.
- Francisc. Buechler, de Ti. Claudio Caesare Grammatico . . . praefatus est Frid. Ritschelius 551.
- H. Buff und F. Wöhler, über neue Verbindungen des Siliciums (1874).
- Bullettino archeologico Sardo ossia Raccolta dei Monumenti antichi in ogni genere di tutta l'isola di Sardegna, diretto dal Can. Giovanni Spano, Anno I. II. 1953.

- Caesar, s. H. J. Heller. A. Hug.
- Cara, über eine Bronze-Gruppe, Hercules mit Telephos und die Hindin darstellend (1958).
- Jul. Vict. Carus, icones zootomicae mit Originalbeiträgen von Allmann, Gegenbaur, Huxley, Kölliker, H. Müller, M. Schultze, C. v. Siebold u. F. Stein. 1. Hälfte. Die wirbellosen Thiere 2004.
- J. L. Kasper, praktisches Handbuch der gerichtlichen Medicin. Nach eigenen Erfahrungen. Thanatologischer Thl. A. u. d. Tit.: Handb. der gerichtl. medic. Leichendiagnostik 889.
- Garabed V. Chahnazarian, esquisse de l'histoire de l'Arménie; coup d'oeil sur l'Arménie ancienne et sur son état actuel 937. 943. — S. auch: Ghévond.
- Chansonniers publiés par P. Paris (1494).
- Chapel, üb. d. Behandlung des Cancroides im Gesichte (1152).
- Charisius, s. M. Hertz.
- P. von Chlumiecki, s. die Regesten u. s. w. Haupt-Bericht über die Cholera-Epidemie des J. 1854 im Königr. Bayern. Erstattet von der kgl. Commission für naturwissenschaftliche Untersuchungen über die indische Cholera und redigirt von Aloys Martin. 1. Abthlg. 593.
- Die Chroniken der Stadt Mekka gesammelt . . . und hrsggb. von Ferd. Wüstenfeld. 3. Bd. Cutb ed-Din's Geschichte der St. Mekka und ihres Tempels. A. u. d. T. Gesch. d. St. M. etc. v. C. ed-Din Muhammed Ben Ahmed el-Nahrawâli . . . hrsggb. v. F. W. 2067.
- Cicero, s. L. v. Jan.
- Frc. Jac. Clemens, de scholasticorum sen-

tentia philosophiam esse theologiae ancillam 1.

Le Clerc, sur les Fabliaux (1476). — S. auch: Poésies morales. L'Image du monde.

Cohn, über Pilze als Ursache von Thierkrankheiten (782). Ueber die Drehung der Baumstämme (782). Ueber die Entwicklung der Vegetation in d. J. 1853—55. (785). Ueber das Geschlecht der Algen (785).

Lud. Ad. Cohn, de rebus inter Henricum VI. imperatorem et Henricum Leonem actis. P. I. 184.

Romboald Graf Collalto, Briefe, f. Die Regesten u. s. w.

Collection de documents inédits sur l'histoire de France 197.

Quelques mots sur les Communions occidentales à l'occasion d'un mandement de l'Archevêque de Paris. Par un Chrétien orthodoxe 595.

Jo. W. H. Conradi Bemerkungen über die medicinischen Grundsätze der Koischen und Knidischen Schule (1874).

D. Eloy de Cossio, f. D. Ant. L. Anciola. Pavet de Courteille, f. Nabi Efendi.

J. Gzölbe, Entstehung des Selbstbewußtseins. Eine Antwort an Hrn Prof. Lohe 313.

C. Tullio Dandolo, ricordi inediti di Gerolamo Morone gran cancelliere sul decennio dal 1520 al 1530, accompagnati e integrati da commentarii storici 1129.

Dante, f. Troja.

F. A. Danz, der sacrale Schutz im Römischen Rechtsverkehr 1384 Note\*).

Ch. Daremberg, *f. Galien.*

John Will. Dawson, *Acadian Geology: an Account of the geological Structure and mineral Resources of Nova Scotia, and Portions of the neighbouring Provinces of British America* 499.

*Débats et Disputes publiés par Littré* (1485).

*Denkschriften des germanischen National-Museums*. 1. Bd. *Das Germ. Nat.-Mus. Organismus und Sammlungen*. 2. Abthlg. *Kunst- und Alterthums-Sammlungen* 334.

Depaul, *Bericht über die Preisarbeiten der Pariser Acad. de Méd. vom J. 1855.* (1150).

H. Sainte Claire Deville u. F. Wöhler, *über das Bor* (1874).

*Dictionnaire de l'Administration Française*, par Maur. Block. *Livrais. 1—7.* 464.

Aug. Dillmann, *Grammatik der Aethiopischen Sprache* 1875.

Cutb ed-Din, *f. Die Chroniken d. St. Mekka.*

W. Dindorf, *verdorbene griech. eigennamen; ein vers aus dem Γλαύκος πόντιος des Aeschylus; ein angebl. Fragm. des Aeschyl.; Alciph. Epist. II, 2* (2080).

*Diplomatarium Suecanum*, *f. Svenskt Dipl. — Dipl. Christierni primi. Samling of Akstykker, Diplomer og Breve, hørende til Christiern den förstes Historie. Ved Hans Knudsen . . . udgive af C. F. Wegener* 1212.

*Dits publiés par P. Paris* (1485).

Orlando T. Dobbin, *the Codex Monfortianus, a collation of this celebrated MS. through-*

out the Gospels and Acts with the greek text of Wetstein, and with certain Mss. in the university of Oxford 1445.

B. Dorn, s. Ch. M. Fraehn.

Dubois, Éloge de Magendie (1149). El. de Récamier (1149).

Duchassaing, s. A. Grisebach.

H. Düntzer, die Doloneia (2080).

Duran, Romancero general 396.

Duret, über Papst Johann X. u. die Chronologie der Päpste zu Anf. des 10. Jahrh. (743).

Dutroulen, über die Hepatitis und die Leberabscesse in heißen Ländern (1152).

Edw. B. Eastwick, s. The Anvár-i Suhaili etc.

Ebn-Taher, Lettre à M. Schweitzer (672).

R. Elze, s. Shakespeare.

Ebenezer Emmons, American Geology, containing a Statement of the Principles of the Science with full illustrations of the characteristic American Fossils. Vol. 1. 1624.

(Axel Erdmann), geologisk Karta öfver Fyris-Äns Dalbäcken upprätað År 1856. Några Ord till belysning af den geol. Karten öfver F.-Ä. D. 1753.

Const. von Ettingshausen, die Tertiär-Floren der Oesterreichischen Monarchie (275. 276. 277). Die Steinkohlenflora von Radnitz in Böhmen (278).

Herm. Gulenberg, der Mineral-Brunnen zu Sinzig am Rhein. In seiner medicinischen Bedeutung dargestellt nach vielen eigenen, so wie fremden Erfahrungen 112.

Euripides, s. F. V. Fritzsche.

Geschichte der evangelischen Kirche in Ungarn vom Anfange der Reformation bis 1850 mit Rücksicht auf Siebenbürgen. Mit e. Einleitung von Merle d'Aubigné 1538.

H. Ewald, Geschichte des volkes Israel bis Christus. 5 Bd. A. u. d. Aufschrift: Gesch. Christus' u. seiner Zeit. 2. Ausg. 1513. Jahrbücher der Biblischen wissenschaft. 7. und 8. Jahrb. 1513. Fortsetz. der Erklärung der bibl. Urgeschichte: über die Sintfluthsage (1518). Weitere Erforschung der Schriften Jesaja's (1518). Die Erzählung über den Dämonischen von Gergesa (1519). Die Weissagungen Bileam's (1519). Das grosse Lied im Deuteronomium K. 32 (1519). Weitere Beiträge zur Erkenntniss der Bibl. Dichtung (1519). Weitere Untersuchungen über Johannes' Enthüllung (Apokalypse) (1519). Uebersicht der . . . Schriften zur bibl. Wissenschaft (1519). Ueber den jetzigen Mangel an tüchtigen Theologen und Männern im evangel. Deutschland (1519). Drittes und viertes Sendschreiben an die Päpstlichen Bischöfe und Erzbischöfe in Deutschl. (1519). Die Anforderungen des Christenthums an unsere Zeit (1519). Erklärung der grossen Phönikischen Inschrift von Sidon und einer Aegyptisch-Aramäischen (1875). Ueber die neuentdeckte Phönikische Inschrift von Malta (1875). — S. auch: Die Sendschreib. des Ap. Paulus.

Fabliaux, f. Le Clerc.

Fatrasies (1493).

Hippol. Faucher, f. Valmiki.

- Charl. Fellows, coins of ancient Lycia before the reign of Alexander with an essay on the relative dates of the Lycian monuments in the British Museum 163.
- Ferdinand II., Briefe, s. die Regesten u. s. w.
- Festus, s. Mercklin.
- Sm. Herm. Fichte, Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neu begründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Aerzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt 513.
- Jul. Ficker, die Ueberreste des deutschen Reichs—Archives zu Pisa 309. Mittheilungen zur Geschichte des 14. Jahrh. (743). Ueber das erste Abkommen unter Friederich u. Ludewig im J. 1325 (743).
- Finckh, Stobaei Floril. 43, 48 (2080).
- Fr. Fiori—Arrica, über die Construction der alten christlichen Kirchen der Insel Sardinien (1974).
- Fishbourne, impressions of China and the present revolution: its progress and prospects 1562. 1575.
- Giov. Flechia, Grammatica sanscrita 751.
- Floire et Blanceflord, poèmes du XIII. siècle publiés d'après les manusc. avec une introduction, des notes et un glossaire par Edélestand du Ménil 1169.
- Ch. M. Fraehn, opusculorum postumorum pars prima imagine beati ornata. Edd. B. Dorn. M. u. d. L.: Fraehnii nova supplementa ad recensionem numerorum Muhammedanorum Acad. Imp. scient. Petropolitanae, additamentis editoris aucta, subiectis ejus-

dem de Fraehnii vita, operibus impressis et biblioth. relationibus 1433.

Gust. Frank, de Luthero rationalismi praecursore. Orationem etc. 305.

Max Friedländer, der einheimische und ausländische Rechtsschutz gegen Nachdruck. Rechtswissenschaftliche und für den practischen Gebrauch bestimmte Darstellung der heutigen Gesetzgebung u. des internationalen Rechts zum Schutz schriftstellerischer und künstlerischer Erzeugnisse 2033.

F. V. Fritzsche, de Ipbigen. Aul. choris e glyconeo polyschematisto compositis (2080).

W. Fröhner, zu Horatius (2080).

Gachard, analectes historiques 1069. — S. auch: Relations etc.

Galien, oeuvres anatomiques, physiologiques et médicales, traduites sur les textes imprimés et manuscrits, accompagnées de Sommaires, de Notes, de Planches etc. par Ch. Daremberg, T. II. 712.

Galle, über die meteorologischen und magnetischen Constanten von Breslau und meteorol. Beobachtungen daselbst im J. 1854. (783).

P. E. Garreau, essai sur quelques points de Pathogénie et de classification médicale 31.

Gaupp, Andeutungen über die Rechtsgeschichte in Schlesien, besonders während des 15. Jh. (784).

Gegenbaur, s. Jul. Vict. Carus.

Hanns Bruno Geinitz, die Steinkohlen des Königreichs Sachsen in ihrem geognostischen und technischen Verhalten geschildert u. s. w. 1. Abthl. A. u. d. L.: geognostische Darstellung



der Steinkohlenformation in Sachsen mit besonderer Berücksichtigung des Rothliegenden 1233.

- Gelehrte Gesellschaften. Abhandlungen der Kön. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. 7. Bd. Von den Jahren 1856. 57. 1873. Mémoires de l'Académie impériale de Médecine. T. XX. 1149. Naturkundige Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen te Haarlem. Tweede Verzameling. Twaalfde Deel 1826. Mémoires de la Société géologique de France. 2. Série. T. V. 2. partie 73. Abhandlungen der Kaiserl.=Königl. Geologischen Reichsanstalt. 2. u. 3. Bd. 273. Verhandlungen der Russ.=Kais. mineralogischen Gesellschaft zu St. Petersburg. Jahrg. 1854. 473. Denkschriften des German. National=Museums, s. Denkschriften u. s. w. Zwei u. dreißigster und 33. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Enthalten: Arbeiten u. Veränderungen der Gesellschaft in den Jahren 1854. 55. 780.
- Fr. Genß u. Adam H. Müller, Briefwechsel 1928.
- L. Georg, Elementar=Grammatik der französischen Sprache, mit stufenweise eingelegten Sprech=Übungen. 4. verbess. Ausg. 1192.
- Wolfg. Frdr. Geß, die Lehre von der Person Christi entwickelt aus dem Selbstbewußtsein Christi u. aus dem Zeugnisse der Apostel 113.
- Ghévond, histoire des guerres et des conquêtes des Arabes en Arménie, traduite par Garabed V. Chabnazarian et enrichie de notes nombreuses 937.
- Göppert, über die Seefelder in der Grafschaft

- Glaß u. die Torfbildung auf denselben (780).  
Ueber den botan. Garten der Univers. Breslau  
(782).
- Joh. Gower, *Confessio Amantis* edited and  
collated with the best Mscr. by Reinh.  
Pauli 1659.
- M. C. F. W. Grävell, die Kirche. Ursprung und  
Bedeutung des deutschen Wortes. Ein Vor-  
trag u. s. w. 1351.
- C. Grewingf, die Smaragd = Gruben des Ural  
und ihre Umgebung (477).
- A. Grisebach, systematische Untersuchungen  
über die Vegetation der Karaiben, insbeson-  
dere der Insel Guadeloupe, nach den Samm-  
lungen Duchassaings (1874).
- Guérard, Bericht üb. die Mineralwasser Frankr.  
im J. 1853 (1150).
- Guillain, documents sur l'histoire, la géo-  
graphie et le commerce de l'Afrique Orient-  
tale. 1. partie. Exposé critique des diver-  
ses notions acquises sur l'Afrique Orient.  
depuis les temps les plus reculés jusqu'à  
nos jours 757.
- Jos. Haltrich, deutsche Volksmärchen aus dem  
Sachsenlande in Siebenbürgen 1390.
- Hammer-Purgstall, Geschichte der Chane  
der Krimm unter Osmanischer Herrschaft.  
Aus türk. Quellen zusammengetragen mit der  
Zugabe eines Gasels Schahingerai's. Als An-  
hang zur Geschichte des Osman. Reichs 553.
- C. P. Hansen, Chronik der friesischen Uthlande  
106.
- Urkundliche Geschichte des Geschlechts der von

- Hanstein, in dem Eichsfeld in Preußen (Provinz Sachsen). 2. Thl. 1105.
- Th. Harnack, s. Gottfr. Thomasius.
- H. Häser, Geschichte christlicher Krankenpflege u. Pflegerschaften 1241.
- Jo. Frdr. L. Hausmann, über die durch Molekularbewegungen in starren leblosen Körpern bewirkten Formveränderungen (1874).
- Jo. Frdr. Hauß, urkundliche Geschichte der Stipendien und Stiftungen von dem Großherzoglichen Lyceum zu Heidelberg mit den Lebensbeschreibungen der Stifter. Nebst den Stipendien der Universität Heidelberg u. s. w. 1. Hft. 227.
- Francis L. Hawks, Narrative of the expedition of an american squadron to the China seas and Japan, performed in the years 1852—54, under the command of Commodore M. C. Perry etc. Compiled from the original notes and journals of C. Perry and his officers, at his request and under his supervision 804.
- Ed. Hébert, tableau des Fossiles de la Craie de Meudon et description de quelques espèces nouvelles (75).
- W. Heine, Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Éscadre unter Commodore M. C. Perry in d. Jahren 1853—55... Deutsche Original-Ausgabe. 2 Bde. mit Holzschnitten von Ed. Kresschmar 805.
- G. A. Heinrich, de origine juris septem principum electorum in imperio Germanico 609.
- Heller, über die oberschles. Typhus-Epidemie im J. 1848. (783).
- H J. Heller, de Graeco metaphraste commentariorum Caesaris (2080).
- S. J. Heller, das 1. Lied der Sappho (2080).

- J. Henry, *adversaria Virgiliana* (2079).
- F. B. W. von Hermann, *Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern. III. Tbl. 2049.*
- M. Hertz, zu Charisius (2080).
- Bror Emil Hildebrand, f. *Svenskt Diplomatar.*
- Hiouen-Thsang, f. *Mémoires sur l. contrées occid.*
- Histoire littéraire de la France, ouvrage commencé par des religieux bénédictins de la congrégation de St.-Maur, et continué par des membres de l'Institut. T. XXIII. Fin du 13. siècle 1473.*
- Hitopadésa ou l'Instruction utile, Recueil d'Apologues et de Contes traduit du Sanscrit avec des notes historiques et littéraires et un appendice contenant l'indication des sources et des imitations par Ed. Lancereau 1307.
- Hodann, über den Harnsäure-Infarkt in den Nieren neugeborener Kinder (783).
- Conr. Hofmann, f. *Primavera etc.*
- Chr. K. v. Hofmann, f. *Gottf. Thomasius.*
- Horaz, f. W. Fröhner. *Büchsenring. L. v. Jan. Kolster. Obbarius.*
- G. Horner, *medical Topography of Brazil and Uruguay 1421.*
- A. Hug., *üb. einige stellen aus Cäsar's bell. civ. (2080).*
- Frdr. von Hurter, *zur Geschichte Wallensteins 833.*
- Husain, f. *The Anvár-i Suhaili etc.*
- C. G. Hüter, *die Vere von der Luft im menschlichen Cie. Nach Beobachtungen u. s. w. 1181.*
- Huxley, f. *Jul. Vict. Carus.*

- Jahresbericht über d. Kön. Lyceum u. s. w. zu Freising im Studierjahre 1856—57. Mit e. Programm 1416.
- L. v. Jan, zum 1. B. der Horazischen Oden (2079). Zur ersten Catilinarischen Rede Cicero's (2079). Die spätere röm. prosa. Mit einem zusatze v. E. v. Leutsch (2080).
- Jean le Teinturier, Mariage des sept Arts et sept Vertus (1486).
- L'Image du monde et autres Enseignements publiés par Le Clerc (1485. 1491).
- Smbert=Gourbeyre, über die puerperale Albuminurie und ihr Verhältniß zur Eklampsie (1150).
- Inedirte Inschriften, v. Fr. Wieseler (2080).
- Inschriftsteine (1973).
- Sthiel, Hiob's drei Freunde oder Bunsen, Stahl und Prälat Ritter als Helfer der leidenden Christenheit. Christus — König die Lösung der Zukunft 1298.
- A.-C. Judas, nouvelle analyse de l'inscription Phénicienne de Marseille 1793. Nouvelles études sur une série d'inscriptions Numidico-Puniques dont plusieurs sont inédites, spécialement au point de vue de l'emploi de l'Aleph, comme adformante de la première personne du singulier du prétérit 1793.
- Stanisl. Julien, s. Mémoires sur l. contrées occid.
- W. Junghans, die Geschichte der fränkischen Könige Childerich und Chlodovech, kritisch untersucht 753.

Kahlert, s. Bartsch.

- Ferd. Kampfe, Geschichte der religiösen Bewegung der neuern Zeit. 3. Bd. 916.
- Jos. Karle, s. Ibn Abdalhakumi libell. etc.
- Bruno Kerl, s. Th. Bodemann.
- Th. Kjerulf, das Christiania-Silurbecken, chemisch-geognostisch untersucht . . . hrsggb. von Ad. Strecker 663.
- Gust. Klemm, allgemeine Culturwissenschaft. Die materiellen Grundlagen menschlicher Cultur: Werkzeuge u. Waffen Das Feuer. Die Nahrung. Getränke. Narkotika 1519. Die Frauen. Culturgeschichtliche Schilderungen des Zustandes und Einflusses der Frauen in den verschiedenen Zonen und Zeitaltern. Bd. I. II. 1532.
- Klingberg, über den Judikatsprozeß (786).
- Aug. Kluckhohn, Geschichte des Gottesfriedens 753.
- Klussmann, zu (Virgil's) Copa (2079).
- Hans Knudsen, s. Diplomatarium etc.
- N. von Kokscharow, Materialien zur Mineralogie Rußlands (473. 476).
- Kölliker, s. Jul. Vict. Carus.
- Kolster, üb. Horaz Ode an Plotius Numida (2079).
- J. G. Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde. 4. Bd. 1. u. 2. Abthl. A. u. d. L.: der Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfall des heil. Röm. Reiches 9. und 10. Buch 713. Geschichtsblätter aus der Schweiz. Hrsggb. im Verein mit mehrern Mitarbeitern. 1. 2. Bd. 713. Geschichte Tells (740). Ueb. Friedrich den Schönen (743). Theilungsbrief der Grafen Albrecht und Rudolph von Habsburg (743).

von Kornakki, über den Unterricht im Zeichnen (786).

Ed. Kreschmar, s. W. Heine.

Krug von Nidda, über das Vorkommen von Graptolithen=Schiefer im Thale von Herzogswalde (781). Von dem oberschles. Steinkohlenbecken (781).

Zul. Kühn, über das Erkranken der Culturgewächse im J. 1854 (782).

Jo. Emil Kunze, der Wendepunkt der Rechtswissenschaft; ein Beitrag zur Orientirung über den gegenwärtigen Stand- und Zielpunkt derselben 1049.

G. Kupffer, s. F. Bidder.

Ad. Kuffmaul u. Ad. Tenner, Untersuchungen über Ursprung und Wesen der fallsuchtartigen Zuckungen bei der Verblutung so wie der Fallsucht überhaupt 1863.

S. Kutorga, einige Sphäroechus u. Cheirurus aus den Silurischen Kalksteinschichten des Gouvernements von St. Petersburg (476). Bericht über die Fortschritte im Bereiche der Mineralogie, Geognosie, Paläontologie und mineralogischen Chemie in Rußland für das Jahr 1853. (478).

W. Lachmann, über die Entwicklung der Vegetation durch die Wärme (785).

Ant. Paul. de Lagarde, de novo testamento ad Versionum Orientalium fidem edendo 1013. S. auch: Reliquiae etc.

Jac. W. Lagus. s. Seid Locmani . . . , excerpta.

Lais (1476).

Rob. Lallemant, das Gelbe Fieber. Aus eig-

- nen Beobachtungen und Erfahrungen dargestellt 1579.
- Edouard Lancereau, s. Hitopadésa.
- Michelangelo Lanci, ragionamento intorno a nuova stela Fenicia discoperta in Malta 321.
- J. P. N. Land, Joannes Bischof von Ephesos, der erste syrische Kirchenhistoriker. Einleitende Studien 1014. 1028.
- Larrey, Éloge d' E. Cloquet (1150).
- Thom. Laycock, lectures on the Principles and Methods of medical observation and research for the use of advanced students and junior practitioners 170.
- Gothard Victor Lechler, das Apostolische und das nachapostolische Zeitalter mit Rücksicht auf Unterschied und Einheit in Lehre u. Leben. 2. durchaus umgearb. Aufl. der . . . Preisschrift 1313.
- Henry Lee, pathological and surgical observations 631.
- H. Lehmann, die angebliche vollendung des Portus Romanus durch Augustus (2080).
- Jo. Frdr. van Lennep, dissertatio histor. jurid. inaug. de partibus, quas reges habuerint, habeantque etiam nunc in administranda justitia 230.
- Lerch, Forschungen über die iranischen Kurden und ihre Vorfahren, die nördlichen Chaldäer. 1. Buch. Einleitung u. detaillirte Aufzählung der kurdischen Stämme 33.
- Lehner, entomologische Mittheilungen (782. 785).
- R. Leuckart, die Blasenbandwürmer und ihre Entwicklung. Zugleich ein Beitrag zur Kenntniss der Cysticercusleber 1038.
- Ernst von Leutsch, Metrische Fragmente



(2080 bis) Wann lebte Phenokles? (2080).

— S. auch: Philologus u. L. v. Jan.

W. Leverkus, f. Urkundenbuch u. s. w.  
M. A. Levy, Phoenizische Studien. 1. Heft.  
321. 324.

Libanius, f. M. Schmidt.

G. Grani Liciniani Annalium, quae supersunt  
ex cod. ter scripto Musei Britannici Londi-  
nensis nunc primum ed. Aug. Frid. Pertz  
1913.

H. von Liebenau, Beiträge u. f. w. (743).

Littré, f. Débats et Disputes.

Livius, f. P. R. Müller.

Seid Locmani ex libro Turcico qui Oghuz-  
name inscribitur excerpta primus ed., Latine  
vertit, explicavit Jac. W. Lagus 2031.

Guill. de Lorris, le roman de la rose (1474).

Herm. Lohse, Streitschriften. 1. Hft. In Bezug  
auf Fichtes Anthropologie 513. — S. auch:  
H. Gzölbe. Sophoclis Antig.

Lucanus, f. Fr. Bothe.

Hubert Luschka, die Brustorgane des Menschen  
in ihrer Lage. Mit von Volz nach der Na-  
tur gezeichneten Tafeln 586.

Martin Luthers Briefe, Sendschreiben und Be-  
denken, vollständig . . . . gesammelt, kritisch  
u. historisch bearb. von W. M. L. de Wette.  
6. Tbl. Die in den 5 Theilen fehlenden Briefe  
u. f. w. nebst 2 Registern. Gesammelt, bear-  
beitet und unter Benützung des de Wetteschen  
Nachlasses hrsggb. von J. R. Seidemann  
620. — sämtliche Werke. Bd. 66. 67. 621.

— S. auch: Gust. Frank.

Victor Luzarche, f. Office de Paques etc.

Lysias, f. P. R. Müller.

W. Mangold, die Irrlehrer der Pastoralbriefe. Eine Studie 1783.

Aloys Martin, s. Cholera-Epidemie u. s. w.

Anf. Martin, die neue Gebäranstalt in München, ihre Geschichte und Erfahrungen. Mit Bemerkungen über bauliche und innere Einrichtung von Hospitälern 223.

Martini, Pergamena d'Arborea illustrata und Nuove Pergamene d'Arb. illustrate 1954\*). Ueber St. Ignatius Martyr (1955). Ueber die . . . Stadt 'Αγορλή (1955). Ueber eine römische Inschrift (1973).

H. F. Massmann, s. Ulfilas.

Ueber ein Medaillon von Christoph Silbereisen, Abt von Wettingen (670).

B. von Meibom, s. P. Roth.

Mémoires de l'Académie impériale de Médecine. T. XX. 1149. — de la Société géologique de France. 2. Série. T. V. 2. partie 73. — sur les contrées occidentales, traduits du Sanscrit en Chinois, en l'an 648, par Hiouen-Tsang et du Chinois en Français par Stanisl. Julien. T. I. contenant les livr. I—VIII. A. u. d. E.: Voyages des Pèlerins bouddhistes. T. II. 1762.

Mendelejew, chemische Analyse des Orthits aus Finland (478).

Menzel, s. Steinbeck.

Mercklin, Turdellae (2080). Zu Festus und Paulus (2080).

Edélestand du Ménil, s. Floire et Blanceflore.

Jean de Meun, le roman de la rose (1474).

Raff. Molin, sul Cuore e sul Sistema della Circolazione del Boa Constrictor. Recherche

anatomico-fisiologiche 2029. Sugli Stomachi degli Uccelli 2030.

W. Moll, Geschiedenis van het kerkelijke leven der Christenen, gedurende de zes eerste eeuwen. Eerste Deel. De kerkelijke Maatschappij. Tweede verbeterd. Tweede Deel. De openbare eeredienst en kerkelijke zeden 1975.

Aug. Mommsen, die Dioskuren (2080).

Monumentum infamiae (671).

Gerolamo Morone, f. C. Tullio Dandolo.

Adam S. Müller, f. Fr. Genß.

H. Müller, f. Jul. Vict. Carus.

S. Dietr. Müller, Mythologie der Griechischen Stämme. I. Tbl. Die Griechische Heldensage in ihrem Verhältnis zur Geschichte und Religion 174.

P. R. Müller, zu Livius (2080). Krit. bemerkungen zu Lysias (2080).

Nabi Efendi, conseils à son fils Aboul Khair, publiés en turc avec la traduction française et des notes par Pavet de Courteille 1749.

Natuurkundige Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen te Haarlem. Tweede Verzameling. Twaalfde Deel 1826.

A. Nauck, zu den Fragmenten der griech. Tragiker (2080).

Harvey Newcomb, a Cyclopaedia of Missions, containing a comprehensive view of missionary operations throughout the world etc. 1212 \*).

G. W. Nitzsche, anfänge einer hermeneutik

der griechischen und röm. schriftsteller in beispielen (2080).

A. Nordenskiöld, Beskrifning öfver de i Fenland funna Mineralier 1593.

U. Nöschel, Bemerkungen üb. den Goktscha-See am Kaukasus, in geognostischer, hydrographischer und meteorologischer Beziehung (474).

Notizie peregrine di Numismatica e d'Archeologia, pubblicate per cura di F. Schweitzer. Decade terza. Prima metà. U. u. d. L.: Mittheilungen aus dem Gebiete der Numism. und Archäol. gesammelt von F. Schw. 67Q.

S. Obbarius, über interpunction und erklärung von Hor. Od. I. 3, 5 (2079).

Office de Paques ou de la Résurrection, accompagné de la notation musicale et suivi d'hymnes et de séquences inédites, publié pour la première fois par Victor Luzarche 825.

Otto, zur Lebensgeschichte Berndts (784).

Dav. Dale Owen, report of a geological Survey of Wisconsin, Iowa, and Minesota; and accidentally of a Portion of Nebraska Territory u.: Illustrations to the geolog. report etc. 1113.

H. A. Pagenstecher, über das Lufteinblasen zur Rettung scheinodter Neugeborner 511.

Κωνστ. Παπαρρηγόπουλος, περὶ τῆς ἀρχῆς, καὶ τῆς διαμορφώσεως τῶν φυλῶν τοῦ ἀρχαίου Ἑλληνικοῦ ἔθνους. Εἰσαγωγικὸς λόγος κ. τ. λ. 193.

- Paulin Paris, sur le roman de la rose (1473).  
— S. auch: Chansonniers u. Dits.
- Frc. Xaver. Patritius, de consensu utriusque libri Machabaeorum 1095.
- Paul, zur Pathologie des Skorbutz in Gefängnissen (785).
- Reinh. Pauli, s. John Gower.
- Paulus, s. Mercklin.
- Die Sendschreiben des Apost. Paulus übersetzt und erklärt von H. Ewald 1513. 1517.
- M. C. Perry, s. Francis L. Hawks und W. Heine.
- Aug. Frid. Pertz, s. G. Grani Liciniani Annalium etc.
- Jo. von Pettko, eine geologische Karte der Gegend von Schemnitz (273).
- Ed. Pflüger, über das Hemmungs-Nervensystem für die peristaltischen Bewegungen der dünnen Gedärme 1283.
- Philologus. Zeitschrift für das klassische Alterthum. Hrsggb. von Ernst von Leutsch 2078.
- Pillitu, Notiz über eine, Gedichte aus dem 12. Jahrh. enthaltende Handschr. (1955).
- Pilpay, s. The Anvár-i Suhaili etc.
- M. Pinder, über die Gistophoren und über die kaiserlichen Silbermedaillons der röm. Provinz Asia 1223.
- Casim. Pinel, üb. die Behandlung des acuten Irrenderns etc. (1152).
- Pisano, über eine Inschrift in lat. Sprache. (1974).
- Poésies historiques (1492). — morales publiées par Le Clerc (1485).
- Primavera y flor de Romances, ó coleccion de los mas viejos y mas populares

romances castellanos, publicada con una introduccion y notas por Fern. José Wolf y Conr. Hofmann. 2 Vol. 393.

Puel, über die Catalepsie (1152).

Fr. Aug. Quenstedt, Handbuch der Petrefactenfunde 1591.

Quthrub, f.: Carmen de vocib. tergeminis Arab.

R. Rauchenstein, der kommos in den Choe-phoren des Aeschylus (2080).

H. G. Raverty, a Grammar of the Pukhto, Pushto, or language of the Afgháns, in which the rules are illustrated by examples . . . ; together with translations from the articles of war etc. and remarks on the language, Literature, and descent of the Afghan tribes. P. I—IX. 1587.

Silvano Razzi, Leben des Ugaccione della Faggiuola 241. 264.

C. G. von Reeken, ontleedkundig Onderzoek van den Toestel voor Accommodatie van het Oog 1871.

Die Regesten oder die chronologischen Verzeichnisse der Urkunden in den Archiven zu Iglau, Trebitsch, Triesch, Gross-Bitesch, Gross-Meseritsch u. Pirnitz, sammt den noch ungedruckten Briefen Kaiser Ferdinand II. Albrechts von Waldstein und Romboalds Grafen Collalto. Hrsggb. von P. von Chlumiecki. 1. Bd. 1. Abth. N. u. d. Z.: Die Reg. der Archive im Markgraftume Mähren u. Ant. Boczek's Berichte über die Forschungen in diesem Lande. 1. Bd. 833.

- Ad. Regnier, études sur la grammaire védique. Prâtiçâkhya du Rig-Véda (Ch. I à VI.) 1431.
- W. Reil, Materia medica der reinen chemischen Pflanzenstoffe. Nach den vorhandenen Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet 1665.
- H. Reinsch, Mittheilungen und Vorschläge aus dem Bereiche der Agriculturchemie 521.
- Relations des ambassadeurs vénitiens sur Charles-Quint et Philippe II. par Gachard 479.
- Reliquiae juris ecclesiastici antiquissimae. Syriace primus ed. A. P. de Lagarde. — Graece ed. idem 1014.
- Ab. de Retz, über die Gestalt des alten Pfluges (1972).
- de Richelieu, lettres, instructions diplomatiques et papiers d'état, recueillis et publiés par Avenel. T. 1. 2. 197.
- Riedel's Codex diplomaticus Brandenburgensis. Sammlung der Urkunden, Chroniken u. sonstigen Geschichtsquellen für die Geschichte der Mark Brandeb. und ihrer Regenten. Fortgesetzt auf Veranstaltung des Vereins für Geschichte der M. Br. Des 1. Haupttheils oder der Urkunden-Samml. für die Orts- und specielle Landesgeschichte 11. u. 12. Bd. 1909.
- B. Riemann, Beiträge zur Theorie der durch die Gauss'sche Reihe  $F(\alpha, \beta, \gamma, x)$  darstellbaren Functionen (1874).
- Edw. Rigby, on the constitutional Treatment of female Diseases 2025.
- Frdr. Ritscheliu, s. Francisc. Buechler.
- G. H. B. Ritscher, allgemeine Pathologie und Therapie besonders vom Standpunkte der Naturheilmethode aus entworfen 1550.
- J. Richard, über d. Einfluß der Seereisen u.

- des Aufenthalts in heißen Ländern auf den Verlauf der Lungenschwindsucht (1150).
- Ernst L. Kochholz, Schweizerfagen aus dem Aargau gesamm. und erläutert. 1. Bd. 1268.
- Ködelius, über die Traubenkrankheit (783).  
Gartencultur-Berichte (785).
- S. Romanin, Storia documentata di Venezia. Voll. I. II. 1673. Voll. III e IV 1833.
- Römer, über die Auffindung eines fossilen Fisches der Gatt. *Acanthodes* u. s. w. (784).
- L. Léon de Rosny, introduction à l'étude de la langue japonaise 2017. 2022.
- Roth, die Trojasage der Franken 1255.
- P. Roth und B. von Meibom, Kurheffisches Privatrecht. 1. Bd. 1. Lief. 75.
- Hugo von Rothkirch, üb. Ursprung u. Sprache der Zigeuner (786).
- N. Rüdinger, die Gelenknerven des menschlichen Körpers 1992.
- Jos. Rupp, s. Th. Bensley.
- W. Rüstow, die Feldherrnkunst des neunzehnten Jahrh. 1. Abthlg. 1809.
- Fr. Sandvoss, zu Aeschylos (2080).
- Sappho, s. S. J. Heller.
- W. Sartorius von Waltershausen, üb. die Kristallformen des Bors (1874).
- A. Sasse, de Milt beschouwd in hare structuur en hare physiologische betrekking tot het ligchaam. Verhandeling, bekroond etc. 946.
- H. Sauppe, üb. Xenoph. 8, 39 (2079).
- F. W. Scanzoni, Lehrbuch der Krankheiten der weiblichen Sexualorgane 264. 1341.
- L. Schaarschmidt, der Entwicklungsgang der



- neuern Speculation als Einleitung in die Philosophie der Geschichte kritisch dargestellt 1073.
- J. Th. Schirmer, die Grundidee der Usucapion im röm. Rechte. Ein historisch=dogmat. Versuch 563.
- M. J. Schleiden, Handbuch der botanischen Pharmakognosie für Aerzte, Apotheker u. Botaniker zum Gebrauche bei Vorles. u. zum Selbststudium 1264.
- Schlesische Gesellschaft für vaterl. Kultur, s. unter: Gelehrte Gesellschaft.
- H. Schmid, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 2. verb. und verm. Aufl. 356.
- Schmidt, zur Geschichte d. Gewandschneider oder Kammerherren in Schweidnitz (786).
- F. C. Schmidt, Methode der Auslegung der Justinianischen Rechtsbücher und Prüfung der bisher befolgten Methoden 698.
- J. J. Jul. Schmidt, die Eruption des Vesuv im Mai 1855 nebst Beiträgen zur Topographie des Vesuv, der phlaegräischen Crater, Rocca Momfinaß u. d. alten Vulkane im Kirchenstaate 1290.
- M. Schmidt, zu Libanius (2079).
- Leonh. Schmitz, manual of ancient Geography 1146.
- W. Schott, chinesische Sprachlehre. Zum gebrauch bei vorlesungen u. zur selbstunterweisung 2017.
- M. Schultze, s. Jul. Vict. Carus.
- Max. Sigm. Schulze, die Entwicklungsgeschichte von Petromyzon Planeri. Eine . . . . Preisschrift 1826.
- Schwarz, über das Vorkommen von Schwefelmangan in dodekaedrischen Krystallen u. s. w. (784).

F. Schweitzer, s. Notizie peregrine di Numismatica etc.

Segeffer, über das Stanzler Verkommniß v. J. 1481 (743).

J. K. Seidemann, s. Martin Luther.

La senefiance de l'ABC (1489).

Herzog von Sermoneta, neue Erklärung des 9. und 10. Gesangs des Inferno Dantes 241. 264.

Shakespeare's Hamlet, herausggb. von K. Glze 1430.

E. Th. G. von Siebold, wahre Parthenogenese bei Schmetterlingen und Bienen. Ein Beitrag zur Fortpflanzungsgeschichte der Thiere 633 — S. auch: Jul. Vict. Carus.

E. L. Sigmund, südliche klimatische Curorte, mit besonderer Rücksicht auf Venedig, Nizza, Pisa, Meran u. Triest 1948.

Sophoclis Antígona, fabula. Latinis numeris reddidit Herm. Lotze 353.

J. W. Spalding, the Japan expedition. Japan and around the world: an account of three visits to the Japanese empire with sketches of Madeira, St. Helena, Cape of good Hope, Mauritius, Ceylon, Singapore, China and Loochoo 1561. 1574.

Giov. Spano, über die alte Stadt Biora (1955). Di un Statuetto di Serapide in Bronzo (1959). Di una Statuetta in Bronzo d'un Indigete (1960). Di alcune Monete (1962). Ueber geschnittene Steine griechisch-römischer Art u. s. w. (1964 ff.). — S. auch: Bullettino etc.

L. Spengler, über die Kumiß = Kur 472. — Bad Gmß im Sommer 1856. Curbericht nebst Bemerkungen über Pharyngo-Laryngitis gra-

nulosa und deren Behandlung mittelst Inhalation der Emser Thermalgase 1560.

Fr. Spiegel, Einleitung in die traditionellen Schriften der Parsen. 1. Thl.: Huzvâresh-Grammatik. U. u. d. besond. Tit.: Grammatik der Huzv.= Sprache 673.

Ernst Stähelin, der Uebertritt König Heinrich IV. von Frankr. zur röm. kathol. Kirche und der Einfluß dieses Fürsten auf das Geschick der franz. Reformation von dem Zeitpunkte der Bartholomäusnacht an bis zum Erlasse des Edictes von Nantes. Eine reformationsgeschichtliche Studie 87.

F. Stein, s. Jul. Vict. Carus.

Steinbeck, über Entglasung der Schlacke von Hohöfen und deren Benutzung, nach Mittheil. Menzels (786).

Stobaeus, s. Finckh.

K. Strack, die Leiden und Kämpfe der Evangelischen in Frankreich 1511.

Ad. Streckler, s. Th. Kjerulf.

F. G. L. Strippelmann, der Gerichtseid. 1. Abthlg. der christl. Eid nach Entstehung, Entwicklung, Verfall und Restauration 288. 2. Abthlg. Die Eideszuschabung. U. u. d. T.: die Eideszusch. nach gemeinem und heftischem Privat-Recht 1383.

Svenskt Diplomatarium utgifnet af Bror Emil Hildebrand. U. u. d. Tit.: Diplomatarium Suecanum ed. B. E. H. 1212.

Lagmann, zur Geschichte der Reichskramer-Societät in Breslau (783).

J. D. H. Lemme, Lehrbuch des Schweizeri-

schen Strafrechts nach den Strafgesetzbüchern der Schweiz 382.

Ad. Tenner, s. Ad. Ruffmaul.

O. Terquem, paléontologie de l'étage inférieur de la formation liasique de la Province de Luxembourg . . . et de Hettange (73).

Gottf. Thomasius, das Bekenntniß der lutherischen Kirche von der Versöhnung und die Versöhnungslehre Chr. K. von Hofmanns. Mit e. Nachwort von Th. Harnack 1353.

Troja, del Veltro allegorico de' Ghibellini con altre scritture intorno alla divina Commedia di Dante 233.

Max. Uhleman, Handbuch der gesammten ägyptischen Alterthumskunde. I. Thl. Geschichte der Aegyptologie 913. II Thl. Aegyptische Archäologie 1993. Grundzüge der Astronomie und Astrologie der Alten, besonders der Aegypter 1035.

Ulfilas. Die heil. Schriften alten und neuen Bundes in Gothischer Sprache; mit gegenüberstehendem griechischem u. lateinischem Texte, Anmerkungen, Wörterbuch, Sprachlehre und geschichtl. Einleitung von H. F. Massmann 1598.

Urkundenbuch des Bisthums Lübeck, hrsggb. von W. Leverkus. A. u. d. Tit.: Codex diplomaticus Lubecensis. Lübeckisches Urkundenbuch. II. Abthl. 1273.

G. Valentin, die Einflüsse der Baguslähmung auf die Lungen- und die Hautausdünstung 1120.

Valmiki, Ramayana poème sanscrit, mis en français par Hippol. Faucher 951.

Zeit, Gynäkologie 1341.

Verhandlungen d. Russisch-Kaiserlichen mineralogischen Gesellschaft zu St. Petersburg. Jahrg. 1854. 473.

Ed. Vilmar, s.: Carmen de vocib. tergeminis. Arab.

Virgil, s. J. Henry. Klussmann.

Carmen de vocibus tergeminis Arabicis ad Qutrubum auctorem relatum e codd. mss. ed. et explicavit Ed. Vilmar 1553.

Gust. Volkmar, die Religion Jesu u. ihre erste Entwicklung nach d. gegenwärtigen Stande der Wissenschaft 1713.

W. Vrolik, Beschrijving eeniger merkwaardige Misgeboorten 1071.

Phil. Wackernagel, Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes im XVI. Jahrh. 1633.

G. Waitz, über die Anfänge der Vassallität (1875).

Wagner, über Inhalt und Tendenz des Platonischen Sophisten (786).

R. Wagner, der Kampf um die Seele v. Standpunkt der Wissenschaft. Sendschreiben an ... Beneke 1033.

Albrecht von Waldstein, Briefe, s. Die Regesten u. s. w.

von Wechmar, über die Technik der Bewohner Schlesiens in Alterthum (782).

C. F. Wegener, s. Diplomatarium etc.

Bernh. Weiß, der Petrinische Lehrbegriff. Beiträge zur bibl. Theol., sowie zur Kritik und

Ergeße des ersten Briefes Petri u. der Petrini-  
schen Reden 42.

Ch. West, Lectures on the diseases of Wo-  
men. P. I. Diseases of the Uterus 1341.

W. M. L. de Wette, Commentar über die  
Psalmen, nebst beigefügter Uebersetzung. 5.  
Aufl. hrsggb. von Gust. Baur 190. — ©.  
auch: Martin Luther.

Bern. Whittingham, notes on the late ex-  
pedition against the russian settlements in  
Eastern Siberia; and of a visit to Japan and  
to the shores of Tartary and of the sea of  
Okhotsk 1561.

W. Wicke, Anleitung zur chemischen Analyse nebst  
Beispielen. Für Anfänger u. Geübtere bearbei-  
tet. 1. Abthlg. 1193.

Fr. Wieseler, s. inedite Inschriften.

Wimmer, über die Kartoffelkrankheit (783).

F. Wöhler, s.: H. Buff. Ste. Claire De-  
ville.

Fern. José Wolf, s. Primavera etc.

Geo. B. Wood, a Treatise on Therapeutics  
and Pharmacology or Materia medica. Voll.  
I. II. 1389.

S. P. Woodward, manual of the Mollusca  
668.

E. F. Wuestemann, Promptuarium senten-  
tiarum ex veterum scriptorum libris 1426.

Ferd. Wüstenfeld, s. Die Chroniken d.  
St. Mekka.

Xenophon, s. H. Sauppe.

Zecchino di Jac. Gatelusio, signore di Me-  
telino (671).

---